Digitized by Google

Fr 2030.35

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER, LL.D.,

OF BOSTON,

(Class of 1830),

"For books relating to Politics and Fine Arts."

7 Nov., 1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Städteleben,

Kunst und Alterthum

in

Frankreich.

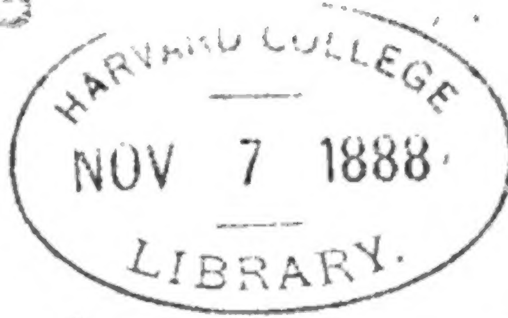
Nebst einem Anhang über Antwerpen

von

Karl
K. Bernhard Stark.

Mit sieben lithographirten Grundrissen.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Frommann.
1855.


HARVARD COLLEGE
NOV 7 1888
LIBRARY.

Vorrede.

Die Reise, deren Anschauungen die Ausgangspunkte zu dem vorliegenden Werke bilden, ward in den Monaten September, Oktober und November 1852 gemacht. Die kleine Hälfte des hier behandelten Stoffes ist bereits in einer Reihe von Aufsätzen des „Auslandes" in den Jahrgängen 1843 und 1844 dargestellt, die mannigfacher Anerkennung sich zu erfreuen hatten und der literarischen, in „Charakterbildern" unermüdlichen Industrie — natürlich mit Verschweigung des Namens des Autors beim Abdruck — nicht entgangen sind. Diese erscheinen hier noch vielfach umgearbeitet und erweitert als Theile eines größeren Ganzen, für das der Verf. ein etwas bleibenderes und tieferes Interesse in Anspruch nehmen zu dürfen hofft, als es die große Masse der in unerschöpflicher Fülle aufwachsenden heutigen Reiseliteratur zu erwecken befähigt ist.

Nicht als ob er seine eigene Person für besonders interessant und wichtig hielt, um von ihr, ihren äußeren Begegnissen, ihren inneren Zuständen, um von Stimmungen des Augenblicks und aufgeputzten, halbwahren Gefühlserregungen lang das Publikum zu unterhalten. Nein, vielleicht umgekehrt, gerade weil es ihm vor allem voller Ernst gewesen ist, die Objekte recht einfach in aller ihrer Mannigfaltigkeit auf sich wirken zu lassen und so wirklich aus der Anschauung zu lernen und seinen geistigen Horizont zu bereichern, weil er dann nicht Mühe und Arbeit gescheut, seine Anschauungen an den bereits von andern errungenen und dargelegten Schatz heranzutragen und eine strenge und besonnene Kritik zu üben. Es mußten ihn dabei gewisse, aus seinem ganzen Beruf und Wesen hervorgehende Gesichtspunkte

leiten, und daß diese, zunächst mehr dunkel vorschwebend, im Auffassen der Objekte sich näher bestimmten, ist ihm selbst Freude und Genuß gewesen. Sie sind daher auch der rothe Faden, der sich für den Leser durch die bunte Reihe der ihm vorgeführten Städte- und landschaftlichen Bilder zieht.

Sie sind als Städteleben, Kunst und Alterthum auf dem Titel bezeichnet, gleichsam als drei Perspektiven von dem culturgeschichtlichen Mittelpunkt. Man ist heutzutage nur gar zu sehr daran gewöhnt, unsere Städte rein als Conglomerate von Behausungen menschlicher Individuen, höchstens als Centralpunkte der Beamtenhierarchie und gewisser Landesculturanstalten zu betrachten, hie und da in verfallenen Überresten einer anderen Zeit noch eine gewisse romantische, mit dem Wohlgefühl der modernen Überlegenheit sehr wohl sich paarende Erregung und eine Beschäftigung für den nach Curiositäten suchenden Reisenden zu finden. Und wie die Gesetzgebung das Mögliche gethan, den Gegensatz von Stadt und Land zu verwischen, so scheint die Neuzeit mehr und mehr auch für das Auge sichtbar die Stadt in elegante Landhäuser auflösen zu wollen, umgekehrt rein städtischen Comfort und Sitte auf das Land zu verpflanzen. Und doch sind auch heute alle lebensfähigen Städte nach gewissen Gesetzen thätige Organismen. Diese Gesetze aber sind in der Naturanlage, in dem Stamme der Bewohner, in dem Maße der Cultur und sittlichen Bildung einer Zeit begründet. Die Städte sind die Heerde alles höheren geistigen Lebens, wie aller sittlichen Entartungen; sie sind die lebendigen Träger aller neuen Lebensformen, wie die besten Bewahrer von Modellen gleichsam der absterbenden. Was heutzutage noch für die Städte wenigstens graduell Wahrheit hat, ist aber für zwei große Perioden der Geschichte fast exklusiv Wahrheit gewesen. Das Alterthum hat wesentlich nur eine auf corporativem Städteleben gegründete, darin beschlossene Cultur gekannt und die Culturblüthe des späteren Mittelalters ist in den Ringmauern seines städtischen Gemeinwesens zu suchen.

Es ist bis jetzt bei den Reiseberichten dieser physiognomischen Auffassung der Städte außerordentlich wenig Aufmerksamkeit geschenkt und doch ist des Materials für jeden, der sehen kann, der ein Auge nicht blos für das Einzelne, sondern auch für die Zusammenfassung

hat, reichlich genug gegeben. Zunächst das Verhältniß zu Grund und Boden, Bergzügen und Thalöffnungen, vor allem das Verhältniß zum Wasser, zum Fluß oder gar zum Meer, dann die Richtungen, Namen der Straßen, die Überreste der Umfassungsmauern oder ihre Stellvertreter, die Boulevards, die Gruppirung der religiösen, politischen und staatswirthschaftlichen Hauptgebäude unter einander, die Gruppirungen gewisser Gewerbthätigkeiten in jetziger und die in Namen übrig gebliebenen Andeutungen früherer Zeit, die rein bürgerliche Bauweise, die in verschiedenen Stadttheilen oft so grelle Gegensätze bildet, die Umgestaltung des nächsten um die Stadt liegenden Grund und Bodens, endlich, was allerdings nur längeres Verweilen erschließen kann, die ganze Fülle von Ausdrücken, Redensarten, Sitten, Rechtsformen, die auf bestimmten Lokalverhältnissen basiren. Wem überhaupt das geistige Auge geöffnet ist für solche Gesammtformen, den wird eine kurze Anschauung schon viel lehren.

Von Frankreich hat Paris das Interesse der gebildeten Welt fast ganz allein und in hohem Grade an sich gefesselt. Und gerade von Paris ist es nicht der individuelle, städtisch-französische Charakter, sondern der kosmopolitische, den der Fremde meist nur sucht, in dem er ganz befangen bleibt. Gewiß hat es heutzutage noch seine ganz andere Berechtigung, von Paris zu sagen, was schon zu Franz' I. und Karls V. Zeit gesagt ist: ce n'est pas une ville, c'est un monde, eine Berechtigung in beider Hinsicht, im Hinblick auf die großen und bewundernswerthen Culturanstalten und die Bedeutung der hier neben einander auftretenden Interessen, aber auch im Hinblick auf das raffinirte Genußleben, das durchaus nicht speciell dem Pariser, nein gerade jenem Zusammenfluß aller Nationen angehört. Aber wie ist gerade Paris zu dieser Stellung gelangt, gehen vielleicht noch heutzutage den Meisten unbekannt individuelle, speciell städtische Lebensformen daneben her, was hat Paris früher als Stadt neben andern für eine Rolle gespielt, das sind Fragen, die eine Anschauung der Stadtphysiognomie, unterstützt durch historische Hülfsmittel, wohl beantworten kann. Ich habe es versucht, gerade diesen Gesichtspunkt für Paris voranzustellen und glaube damit wenigstens für uns Deutsche einen kaum betretenen Weg durch die Weltstadt gegangen zu sein.

Die anderen französischen Städte sind überhaupt in neuerer Zeit außerhalb Frankreichs über Gebühr von Seiten der beschreibenden, schildernden, wie der wissenschaftlich forschenden Literatur vernachlässigt worden. Nur diejenigen, welche auf dem Wege nach Italien liegen, unter ihnen am meisten die, welche unter das bunte Farbenspiel der provençalischen Romantik gestellt sind, oder einzelne, hochbedeutende Denkmäler aufzuweisen haben, hat man mit Liebe und Begeisterung geschildert: vielleicht gerade um deswillen mit, weil ähnlich wie in Italien, so unmittelbar und unberührt fast von späterem Culturleben, ja mitten unter dem Schmutz und Staube einer verkommenden Gegenwart eine längst verschwundene Zeit an den Menschen herantritt. Ich müßte kein Archäolog sein, um nicht mit persönlicher Neigung die Anschauung jener vom edlen Rost des Alterthums überzogenen Ruinen zu suchen, aber für das wahre historische Interesse bot die Physiognomie jener noch heute blühenden und der Gegenwart angehörigen Mittelpunkte, wie Toulouse, Bordeaux, Lyon, Orleans u. a. ein viel reicheres Material dar. Galt es doch hier auf demselben Grund und Boden, unter denselben Naturbedingungen, die noch heute in der unmittelbarsten Gegenwart sich kräftig erweisen, zu dem Mittelalter, zum Alterthum hinaufzusteigen und so unmittelbar vergleichend das sinnlich faßbare Gehäuse dreier großer Bildungsstufen gleichsam auseinanderzulegen und geistig neu zusammenzufügen. Und wahrlich, das Städteleben der Römerzeit, das des Mittelalters auf gallischem Boden kann sich fast ebenbürtig dem des italienischen Bodens zur Seite stellen. Ich hoffe hier in der That bestimmte Hauptpunkte, so das bis jetzt so wenig erkannte Verhältniß von Cité und Bourg auch für die rein wissenschaftliche Behandlung mehr herausgestellt zu haben.

Kunst und Alterthum: dies sind die zwei anderen, ja speciellsten Gesichtspunkte vorliegender Studien. Eine Anzahl antiker südfranzösischer architektonischer Monumente zunächst des Rhonethales sind durch Abbildungen und Schilderungen vielfach bekannt, aber schon die Resultate der neuern Lokaluntersuchungen, die diesen Monumenten einen bestimmten Platz in einem größern Complex anweisen, sie dadurch erst in das rechte Licht stellen, sind wenig über die Gränzen der Provinzen, wenigstens durchaus nicht in den Bereich der von dem grö=

ßern reisenden Publikum gelesenen Bücher gedrungen. Und daneben bieten die zahlreichen, kleinen Stadtmuseen einen meist der speciell archäologischen Wissenschaft noch ganz entzogenen Schatz an plastischen Werken, welchen nur zum kleineren Theil in den beigegebenen Exkursen gehoben, auf ihn vor allem die Aufmerksamkeit hingelenkt zu haben der Verf. sehr zufrieden sein wird. Aber wie hierdurch der weite Kreis der Denkmälerkunde mannigfache Bereicherung erhalten konnte, so war es mir vor allem wichtig, diesen sichtbaren Überresten ihren Platz in dem Bereiche des griechisch-römischen Lebens in Gallien anzuweisen.

Die auf gallischem Boden erwachsene spätrömische Literatur giebt für die hohe, nicht genug anzuerkennende Bedeutung desselben die reichsten Anhaltepunkte, dazu kommt das so große, leider nur allzu zerstreute und der sichtenden Hand sehr bedürftige Material der Inschriften. Ich habe danach gestrebt, beide Quellen nach Kräften auszunützen und vor allem die Bedeutung der zweiten für den allgemein gebildeten Leser recht herauszustellen.

Vieles ist von mir dabei übergangen worden absichtlich, wovon ich allgemeinere Kenntniß voraussetzen konnte, vieles, weil mir die literarischen Hülfsmittel gar nicht oder nur theilweis dafür zu Gebote standen. Ich habe streng das selbst Gesehene und das anderswoher Entlehnte auseinander gehalten. Die gedrängte Angabe der Quellen und benutzten Arbeiten wird, hoffe ich, den speciellen Fachgenossen von Werth sein. Ein Reisender wird nur zu oft das irreparabile fatum beklagen, das ihm manches so Nahe doch verschloß, oft genug auch sich selbst, wenn er ermüdet, oder nach einer andern Seite beschäftigt, an diesem und jenem wichtigen Objekt blind vorüberging; immer wird dann für glücklichere Nachfolger ein Habt Acht! nicht unnütz sein.

Frankreich steht unter den Trägern der mittelalterlichen Kunst durchaus in der ersten Reihe, vielfach an der ersten Stelle. Es hat in den letzten Jahrzehnten eine fast staunenswerthe Thätigkeit in der Publikation, Erhaltung und Erneuerung seiner trotz aller Zerstörung so zahlreichen und glänzenden Baudenkmale entwickelt. Man hat allerdings in den streng kunstwissenschaftlichen Kreisen von den Resultaten genauere Notiz genommen, aber mit dem regen, oft aufopfern-

den Leben und Treiben der dafür bestehenden Vereine, mit der Stellung jener Kunstdenkmale in dem individuellen Provinzial- oder Stadtleben ist man nur oberflächlich bekannt. Ich habe für die mittelalterliche Kunst nicht dem Romanismus des Südens, dem englischen Einflusse der Guyenne, der Kunstschule von Ile de France die Normandie und Bretagne, nicht die Kathedralen des Nordwestens, nicht den spätgothischen Glanz von Burgund gegenüberstellen können, aber ich hoffe manche wenig bekannte Gruppe, manch selten beachtetes glänzendes Zeugniß mittelalterlicher Kunst schärfer ins Licht gesetzt zu haben.

Es giebt für die allgemeine Culturgeschichte Frankreichs fast keine interessantere Kunstperiode, als der Beginn und das allmälige Durchdringen der Renaissance. Das Antike ist hier in der Kunst ähnlich kräftig wieder geboren worden, als in Italien, aber doch bei einer durchaus anderen Stellung im socialen, kirchlichen und literarischen Leben selbst anders gefärbt und gemischt. Ich habe diese Periode schon seit längerer Zeit mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt und so sind mir sehr individuelle Anschauungen gerade in dieser Beziehung zu Theil geworden.

Das moderne Kunstleben in den Provinzen, ihren Galerieen und Kunstschulen ist größer und reicher, als man meist glaubt. Meine Bemerkungen hierüber werden leicht zu sparsam und knapp erscheinen; mögen sie andere reizen, in dieser Richtung speciellere Studien an Ort und Stelle zu machen, sie mußten hier den allgemeineren und jenen archäologischen Gesichtspunkten sich unterordnen und daher aus bekannteren Sammlungen, wie die von Lyon und Marseille, nur Specielles herausheben. Des Breiteren von Bildern berichten ist nicht schwer, aber wahre Resultate werden doch hier nur durch Beschränkung auf Schulen oder Meister gewonnen. Ich habe absichtlich die Besprechung der Louvregalerie, wie der dortigen Antiken unterlassen, nicht als ob sie für mich nicht Stätten des emsigsten Studiums und der schönsten Freuden geworden wären, nicht als ob manches dabei specieller und anders gefaßt worden wäre, als es bisher geschehen, aber weil sie vielfach und trefflich besprochen, in ihren Hauptwerken längst der Kunstgeschichte eingereiht, tagtäglich der Betrachtung der Kunstkenner aller Nationen anheimgegeben, eine ganze und ungetheilte Kraft der Darstellung und

langes, anhaltendes Studium verlangen. Es ist eine widerliche literarische Erscheinung, über das Objekt solcher Weltsammlungen die fade Brühe allgemeiner Kunstfloskeln, etwa gewürzt mit einzelnen, rein subjektiven und launenhaften Stichwörtern ausgegossen zu sehen.

Die Hinzufügung des Aufsatzes über Antwerpen hat zunächst nur eine subjektive Berechtigung, aber wie mir Belgien und darin zunächst Antwerpen zum Beginne der Reise und zum Schlusse mit all seiner Fülle von Kunst- und Lebensformen entgegentrat, so wirkten die dort gewonnenen Eindrücke unmittelbar noch fort bei der Betrachtung des französischen Lebens und umgekehrt kehrte ich dahin mit einem neugeübten und erweiterten Blick zurück.

So ist es denn schließlich doch wieder die eigene Persönlichkeit, die als dieselbe durch die Erfahrungen und Studien hindurchgeht und deren innerstes Leben von der Stoffverarbeitung nicht zu trennen war. Welche Mittelpunkte sie hinaus über die wissenschaftlichen und ästhetischen Interessen gewonnen, es wird dies dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, eben so wenig hoffentlich, daß eher mit allzu schüchterner Hand das rein innerlich Durchlebte, das zur Überzeugung Gewordene niedergeschrieben, als mit Behagen im Bereich der höchsten Lebensinteressen die eigene Subjektivität sich in dem Ausbreiten ihrer Schätze, der wirklichen wie der geglaubten, ergangen hat.

Und so hoffe ich, ist der eigene Drang des durch die Anschauung neu gewonnenen Stoffes geistig und speciell wissenschaftlich Herr zu werden, auch für andere kein ganz nutzloser gewesen.

Die beigefügten sieben Tafeln unterstützen wesentlich die Darstellung nach den angedeuteten Gesichtspunkten und werden als willkommene Beigabe erscheinen. Der Herr Verleger hat nicht Kosten, ich selbst nicht Zeit und Mühe gescheut, sie genau und richtig herstellen zu lassen.

Vorkommende Druckfehler werden leicht berichtigt werden; von Namen z. B. nenne ich S. 347. Z. 16 v. u. Lavan statt Levau.

Jena, den 2. April 1855.

K. B. Stark.

Inhalt.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Antwerpen. S. 498—567.

Erstes Kapitel.

Lyon, Vienne und Avignon.

Die Eisenbahn von Paris nach Châlons sur Saone. Fahrt auf der Saone. Eintritt in Lyon. Die Aussicht von Fourvières. Denkmäler deutschen Lebens in Lyon. Kirchen und kirchlicher Sinn. Die Statue Ludwigs XIV. und Napoleons. Die Bibliothek. Das Handelsleben an der Rhone und in la Perrache. Le Palais des Arts und seine Sammlungen. Das römische Leben in Lyon nach den Inschriften. Die Rhonefahrt. Vienne und seine Denkmäler. Das römische und mittelalterliche Leben daselbst. Valence. Eine Dampfschiffgesellschaft. Avignon. Aussicht von la Roque des Doms. Die Kathedrale und das päpstliche Schloß. Die Spuren italienischer Malerei des 14. Jahrhunderts. Gewaltsame Unterbrechung der provençalischen Kunstentwickelung und deutscher wie flandrischer Einfluß. Das Museum von Avignon.

Der Tag hat sich schon sehr geneigt, an dessen herbstlichem Morgen ich die noch ziemlich stillen, engen Straßen des alten Paris verließ, um auf der Lyoner Eisenbahn eine Rundreise durch das südliche und westliche Frankreich anzutreten. Hinter uns lagen bereits lange die weiten, von Pappeln und Erlen umkränzten Wiesen und Fruchtfelder des Seine- und Yonnethales, ihre sanft ansteigenden, dann schroff in blendendweißem Kreidefels abfallenden Höhen, die der Weinstock überkleidet, von denen eine Capelle, auch hie und da ein Schloß auf das reiche Gefilde herabblickt; die stattlichen Thürme des erzbischöflichen Sens, Joigny, Tonnerre, das um den Berg gelagerte Montbard, die Geburtsstätte Buffons, sind an uns vorbeigezogen. Langsam keucht die Maschine aufwärts in engen Wiesengründen, umgeben von den steilen, umgrünten, an ihrem obern Rande mit Felsen bekrönten Jurakalkwänden. Schon ist eine derselben im langen Tunnel durch-

brochen. Neue Thäler öffnen sich, noch gehören sie alle zum Seinegebiet, die wir hier an ihrer Quelle noch einmal bei Verrey begrüßen. Hoch an den Bergen liegen die menschlichen Wohnungen, ganz aus Stein gebaut, mit Steinplatten gedeckt, die mit der Zeit düsterschwarz erscheinen. Da öffnet sich endlich das dunkle Thor, das den Eisenbahnzug in den Schooß des Hauptgebirgszuges, der Côte d'ôr, der das geographische Nord = und Südfrankreich trennt, aufnimmt; fortbraust er acht Minuten lang in dem von Zeit zu Zeit durch Schachten erhellten Felsengemach, in dessen Mitte eine Capelle der schützenden Herrin Maria steht. Rasch wird das schwache Licht zur Tageshelle, und hoch am Gebirge hin mit der prachtvollsten Fernsicht, gleichsam in eine neue Welt, eilen wir über hohe Brücken, durch Felsen, unaufhaltsam fort, in weiten Bogen zu dem reichen Gelände der eigentlichen Bourgogne hinabsteigend, in dem die alte Herzogstadt Dijon mit den fünf hochgespitzten Thürmen seiner Kathedrale sich lagert.

Eben ist die Sonne dort hinter die Höhen hinabgesunken, aber schon steht im vollen Glanze der Mond am Horizont, und in seinem Lichte setzen wir gern noch die Reise heute bis Châlons fort. Es ist die Zeit der Weinlese, und ab und zu geht es in den Waggons von Familien, die noch den Abend im fröhlichen Kreise der Erntenden an den gesegneten Vorhügeln der Côte d'ôr in Beaune und anderswo eintreffen wollen; reges, fleißiges Leben herrscht hier noch überall, wenn auch die Aussichten auf den Ertrag des edlen Burgunder dießmal nicht glänzend sind. Bei Châlons erreicht man bekanntlich die Saone, hier endet die Eisenbahn, und das Dampfschiff trägt uns in einem halben Tage nach Lyon hinab.

Es war ein trüber Regenmorgen, als die zahlreiche, das Hotel du Parc überfüllende Reisegesellschaft eilig Gepäck und sich selbst unter Dach und Fach des schmalen, langen Dampfschiffes in Sicherheit brachte. Allmählig hellt das Wetter sich auf, und nur von Zeit zu Zeit von einem Regenschauer überfallen, kann man recht wohl vom Verdeck aus dem Wechsel der Landschaft folgen. Rascher als gewöhnlich wälzt die sonst so ruhige Saone ihre durch starke Regengüsse geschwellten Wasser fort; weite Strecken, besonders des flachen, linken Ufers sind zu Seen umgewandelt. Um so rascher eilt das Dampfschiff flußabwärts, wäh=

rend mühsam mit Getreidefrucht und Fässern beladene Kähne von Pferden gezogen uns entgegen sich aufwärts arbeiten. Bald wird die Fernsicht großartiger, an die Stelle der ziemlich niedrigen Vorhöhen des Jurakalkes treten seine schroffen Abfälle und langen Züge selbst auf, statt ihrer oder über sie thürmt sich das Granitgebirge von Charolais in mannichfaltigen Spitzen. Die Ufer des Flusses werden höher, hoch ragen einzeln am Abhang die Kirchen, die Häuser der zahlreichen kleinen Städte, wie Tournus, Macon, Villefranche, Trevoux tragen bereits mit ihren flachen Giebeln, den wenigen schmalen Fenstern, der von außen hinaufführenden Steintreppe, dem ganzen unbeworfenen Steinbau ein südliches Gepräge, und zwischen den Weinfeldern zeichnet sich scharf der einzelne Baum in der Atmosphäre ab. Für den lebendigen Verkehr der beiden Ufer sind die zahlreichen, schlanken Hängebrücken ein sicheres Zeugniß, unter denen stöhnend und brausend der Schlot des Dampfschiffes sich beugen muß.

Da schließen sich die Berge auch des linken, lange weitgeöffneten Ufers; freundlich glänzen die Villen an dem steilen grünen Abhang, hoch oben darüber am mächtigen Mont d'òr liegen zerstreut die Wohnungen der Hirten, deren Käsebereitung weit und breit bekannt ist. Rascher strömt die Saone, sie muß hier, so nahe ihrem Ende, noch den härtesten Kampf bestehen. Keck stellt sich ihr die Felsen-Insel (Île de Barbe) mit dem reich umrankten Gemäuer einer zierlichen romanischen Kirche entgegen; brausend brechen sich die Gewässer und weichen nur vor der Pierre Scisse (der Petra Scissa der Römer) scheu zurück. Noch eine Biegung und wir sind angelangt zwischen den hohen Häusermassen Lyons. Nur wenig hundert Schritte trennen uns von der Rhone, die raschern Laufes von Osten einhertreibt. Noch lange geschieden strömen die beiden Flüsse einander so nahe hin, zwischen sich Raum für das eigentliche Lyon und die nur zum kleinern Theile bebaute Vorstadt la Perrache lassend; unwillig ändert der männliche Rhone seinen Lauf, und weithin staut sich sein alpenhelles Wasser vor dem Einfluß der reichern, weiblichen Gefährtin, die nun in friedlicher Ehe Namen und selbstständige Existenz aufgegeben, aber Reichthum und Wesen ihres Gemahls verändert hat.

Lyon ist bekanntlich die zweite Stadt Frankreichs, das industrielle

Herz des Reiches, dem die Adern der Gewässer in ihrem natürlichen Lauf und in der durch menschliche Hand ihnen angewiesenen Bahn, sowie die der Eisenbahn die Rohstoffe des Südens, Westens und Nordens zuführen, so die Kohlen des Loiregebietes, das Eisen, die Bleimassen der Cevennen, der Auvergne und Voralpen, die Früchte der Provence, das Getreide, den Wein der Bourgogne, die Wolle, vor allem die Rohseide aus allen Städten und Städtchen des Rhonegebietes. Über 32,000 Webestühle sind tagtäglich in Bewegung, um die reichsten Seidenstoffe in aller Form, zu allem Gebrauche zu liefern; eine Menge von künstlerisch gebildeten Zeichnern sind geschäftig immer neue Dessins für Teppiche und Shawls, andere dergleichen für Gold- und Silberarbeiten aller Art zu entwerfen; ein ganzer Stadttheil, von Eisenbahnen durchschnitten, weist nur Kohlenlager und Maschinenwerkstätten auf. Jedoch suchen wir für die wenigen uns noch gebliebenen Stunden des Nachmittags nicht die Arbeitervorstädte, wie Croix Rousse oder la Guillotière auf, oder die großen, regelmäßigen Anlagen von Louis XIV, oder etwa den unserem Hotel auf der Place des Terreaux gegenüberstehenden Palais des Arts mit seinen Schätzen — nein, wir betreten eine der stattlichen Brücken, welche die Ufer der Saone verbindet; schon hier ist der Blick Saone aufwärts zu den das Thal schließenden Höhen mit seinen Häusermengen, Thürmen, der Kuppel der Karthäuserkirche und Befestigungswerken ein großartiger. Ein steiler Weg führt uns am Dom St. Jean vorbei zu der hochliegenden Vorstadt Fourvières, der die Städte des h. Justus und Irenäus sich anschließen. Hohe Mauern hemmen jede Aussicht in das Thal, nur hie und da lockt eine halb geöffnete Hausthüre zur Beschauung des weinlaubumrankten Bildes. Ein immer noch abschüssiger, freier Platz ist endlich erreicht, jetzt gerade durch ein lebendiges Gewühl von Menschen und Schweinen als Marché au detail seine Bestimmung erfüllend, einst das Forum urbis, das noch jetzt seinen Namen dieser Bergstadt gelassen. An dasselbe stoßen die hintern Räume des großen Hospice de l'Antiquaille, die Stelle des einstigen Kaiserpalastes, in dem die Glieder der Augusteischen Familie so oft geweilt, wo Claudius geboren ward. Noch gilt es einige Anstrengung, die hohle Gasse zu der Spitze des Berges zu erklimmen, in welcher Bude an Bude gedrängt heilige

Bilder, Kerzen, Blumen, Gypsfiguren die Pilger zur Madonna weisen, welche hier eine uralte, hochverehrte Cultusstätte hat, unter deren Schutze Tausende da oben auf freier Höhe ihre letzte Ruhestätte finden. Noch wird der Thurm ihrer Kirche von dem hohen Observatoire überragt, aber schon arbeiten geschäftige Hände genug, um den Himmelsweiser über die Stätte menschlicher Neugier und Erdenfreude zu erheben. Und dieß Observatoire, einst von einem reichen Liebhaber schöner Aussicht erbaut und mit einem stattlichen Fernrohr ausgestattet, macht jetzt, wo es als einziger Erwerb eines Restaurant dient, innerlich einen traurigen, verfallenen Eindruck. Doch nur getrost, die enge Treppe hinauf zu dem hohen Glaszimmer oder noch höher zu der freien, offenen Galerie.

Die Aussicht von Fourvières ist eine der großartigsten, die ich überhaupt, nicht allein in Frankreich, kenne, und sie ist es, die den vollen Eindruck der gewaltigen, natürlichen wie geschichtlichen Scheidung gewährt, auf deren Gränze Lyon gleichsam liegt, jener von Nord- und Südfrankreich. Wo eilt das Auge in dem ungeheuern Panorama wohl zunächst anders hin, als nach Osten zu jener von Wolkenschichten umlagerten, in scharfen Spitzen und gezackten Formen weithin gedehnten und allmählich niedersteigenden Alpenkette? Eben erglänzt im Lichte der Abendsonne der Schneegipfel des Montblanc, und das Fernrohr führt uns fast unmittelbar zu den scharfen Felsengräten, an die Schneeflächen, in die tief beschatteten Spalten des über 30 Meilen in gerader Linie entfernten Berges. Und weiter folgen wir dem Wechsel der Spitzen und Wände zum kleinen St. Bernhard, zum Iseran und Mont Cenis, vor deren Reihe die dunkeln Kalkalpen bei Grenoble sich über einander aufbauen. Zwischen den Alpen und uns liegt eine ungeheure Ebene voll einzelner Weiler und Maulbeerbaumanlagen, durchschnitten von der schnurgeraden, nach Turin führenden Straße. Im Norden begränzt sie die in vielfachen Windungen sich nahende Rhone. Wie rasch eilt jenes Boot dort auf ihrem Rücken, bald hinter Vorsprüngen geborgen, bald unter den Brücken durchschießend der Stadt zu, die tief zu unsern Füßen zwischen den beiden Flüssen sich streckt; aber ihre weiten Vorstadtarme hinüber in die Ebene, so les Broteaux und la Guillotière, oder hoch auf die Gipfel der Berg-

abhänge, wie Croix Rousse oder Fourvières, schiebt. Mit frischer, nordischer Färbung blicken uns von Nordwest die grünen, weidereichen Gipfel des Mont d'ôr, Tarare und der ganzen das Loiregebiet abscheidenden Bergkette an, die im Südwest zum hohen Mont Pila sich gipfelt, und weiter schon an die schwarzgrauen, vulcanischen Massen der nördlichen Cevennen sich anschließt. Welcher Reichthum der herrlichsten Gärten, unterbrochen von Klostergebäuden und Fortificationen ist über die westliche Hochebene gebreitet, die wir überblicken!

Aber unwillkürlich wendet sich das Auge dem Rhonelauf wieder zu, da ist die Brücke Mulatière, wo die Saone einströmt, weiter tritt in einzelnen Spitzen der villenreiche, von Weinreben bedeckte, felsige Thalrand hervor, bis von beiden Seiten die Höhen das Thal verschließen. Dort liegt das nächste Ziel der Reise, dort in jenen Thalebenen, zwischen dem zackigen Gebirge, unter dem Grün des Maulbeerbaumes und der rebenumschlungenen Ulme, weiterhin des ernsten, einförmigen Oelbaumes ist das Südfrankreich, wo einst Griechen ein neues Hellas sich schufen, wo ein Julius Cäsar sich schon so heimisch und sicher fühlte, als jenseits der Alpen, wo die griechisch-römische Cultur eine Fülle von Werken schuf, völlig ebenbürtig in ihren Resten der Trümmerwelt Italiens. Dort liegen die seligen Thäler der Provence, von denen der Dichter singt:

Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichste Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Allerdings, diese Blüthe ist längst gewaltsam geknickt, die Strenge der römischen Kirchenzucht, der aufstrebenden, nordfranzösischen Monarchie, die verzehrende Gluth des religiösen Fanatismus eines neuen Ordens hat sie unter den rauchenden Trümmern der stolzen Burgen, in Strömen des Blutes vergraben. Aber noch ist dem Volke, wie in seinem äußern Erscheinen die edlere Form, die freie Haltung, so in seinem Munde die Sprache der Väter geblieben. Sie begegnet uns hier in Lyon bereits vielfach und umgibt uns bis über Narbonne hinaus, wo bereits im französischen Roussillon die spanische Sprache herrscht. Noch walten und bewegen sich hier in einzelnen Städten und in ganzen Theilen der Landbevölkerung an dem Südwestabhange der Ceven-

nen die religiösen Gegensätze, die seit 700 Jahren schon sich thätig gezeigt; neben dem Eifer für evangelische Einfachheit und Strenge, für calvinistische, strenge Kirchenform oder auch mystische formlose Erbauung ist um so schärfer katholischer Eifer gestellt, angeschlossen an die hier wunderbar gedrängten Stätten von Märtyrern und Heiligen der ältesten Kirche. Man kann nicht läugnen, hier, wo so viel Blut geflossen zwischen den Bewohnern derselben Städte, zwischen dem vielfach protestantischen Adel, der so gewaltsam bekehrt oder aus den Gränzen des Landes vertrieben ist, sind die Wunden, welche dem materiellen Wohlstand und der Freudigkeit des Volkslebens geschlagen wurden, noch nicht vernarbt; sie brechen unter andern Bezeichnungen oft wieder los: allen politischen und socialen Kämpfen hier im Süden war auch in jüngster Zeit ein religiöses Element beigemischt.

Aber dennoch ist das von Nordfrankreich aus begründete Nationalgefühl des Franzosen, als einer Gemeinsamkeit seiner Cultur und einer unabhängigen, einflußreichen Stellung dem Auslande gegenüber lange durchgedrungen; bildet doch ein Besuch von Paris, ein längerer Aufenthalt daselbst eine Art Ideal auch für den kleinsten Bürger einer südlichen Stadt, und trägt die Classe der Proprietaires, die meist in Paris oder sonst an einem größern Platze sich ein mäßiges Vermögen erworben und in ihren besten Jahren sich auf einen Landbesitz — das Ziel eigentlich jedes Franzosen — in ihre erste Heimath oder auch sonst in Frankreich zurückziehen, um hier oft in sehr sparsamer Weise mit einer Familie zu leben, zur Verbreitung dieser von provincieller Besonderheit losgelösten Cultur bei. Und endlich ist die Bedeutung der südfranzösischen Küste seit der Eroberung von Algerien außerordentlich gestiegen. Afrika — denn der Name der römischen Provinz, bekanntlich erst allmählig zu dem des Welttheils an die Stelle des alten Libya getreten, ist auch jetzt der allein gäng und gäbe für die französische Besitzung — bildet schon einen sehr bedeutenden Zielpunkt des französischen, besonders Pariser Verkehrslebens, und für dieses werden die Häfen von Südfrankreich deren nothwendige Ausgangspunkte; es werden so ganze, verödete, vernachlässigte Landstriche im Süden neu beachtet, und der nordfranzösische Verstand, das unmittelbare Gefühl

für Maaß und Ordnung, das Capital wenden sich hier größeren Culturunternehmungen zu.

Doch die Sonne ist schon hinabgesunken, der herrliche Regenbogen, der weit über die Ebene sich spannte, ist verschwunden: werfen wir nur noch einen Blick in das Fremdenbuch, wo die Tage, in welchen der Prinz-Präsident Lyon mit seinem Besuche beehrte, einen Glanzpunkt bilden, wo zuletzt ein Deutscher in einem wortreichen Gedichte die Schönheit der Gegend und die Ruhe des Herzens besungen hat. Ehe wir den steilen, schlüpfrigen Herabweg, zuletzt auf steilen Treppen zwischen engen Häuserschluchten zurückgelegt haben, hat dichte Dunkelheit und Nebel uns umhüllt.

Es ist für einen Deutschen wohl recht erklärlich, wenn er am Beginn seiner Tageswanderung durch Lyon sich über die Saone hinüber flußaufwärts wendet, um hier am Ende des schmutzigen, von kleinen Café's, Kürbisverkäufern, Schifferwohnungen besetzten Quai de Flandre das Denkmal zu schauen, das einem Deutschen vor langen Jahren von einer französischen Stadt gesetzt ward. Vor der hohen, schroffen Felsenwand steht ein Mann in der Tracht des 16. Jahrhunderts in Stein gehauen auf einfachem Postament, mit dem Geldbeutel in der Rechten, in der Linken die Stiftungsurkunde des Hôtel de la Charité; es ist der noch heute im Munde des Volkes genannte Bon Allemand, Kleberger, ein reicher Kaufherr, der nicht allein bei seinen Lebzeiten großartige Wohlthätigkeit geübt, sondern auch durch eine große Stiftung jenes Institut in das Leben gerufen hat, das noch heute Reichen und Armen seine weiten Räume öffnet. In wie vielseitiger Beziehung überhaupt Lyon zu dem deutschen Leben gestanden hat, dieß ist übrigens, wie dem französischen, so dem deutschen Bewußtseyn gänzlich entschwunden. Gehörte nicht Lyon zu dem deutschen Reiche, seitdem es das arelatensische in sich aufgenommen? Hat nicht erst Philipp der Schöne im Jahre 1312 es förmlich erobern und Frankreich einverleiben lassen, somit die Reihe der Reunionen beginnend, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die westlichen meist unter geistlicher Herrschaft stehenden Städte von dem Reiche losrissen? Und wie ist Lyon noch im 16. Jahrhundert, dem jener Kleberger angehört, den deutschen Culturbestrebungen geöffnet! Die großen Druckereien Lyons sind nicht

allein von Deutschen gestiftet, sondern noch lange fortgeführt worden; hier wurden die Zeichnungen eines Holbein in den Holzschnitten Lützelbergers zum alten und neuen Testament, der Todtentanz und andere, in sich rasch folgenden Auflagen vervielfältigt. Die so natürlichen Handelsbeziehungen der oberrheinischen Städte zu dem Rhonethal haben von jeher Handelshäuser hier fixiren lassen, und noch heute sendet man hierhin vorzugsweise junge Deutsche aus Frankfurt und den benachbarten Städten. Der bekannte Arzt und reisende Archäolog Spon, ein Lyonneser, erzählt uns von einer Grabtafel eines Tucher aus Nürnberg in der Franciskanerkirche mit gothischer Schrift, sowie von der großen Grabstätte der Allemands Imperiaux mit einem Bronzeadler als Wappen in der der Jakobiner. Jener Kleberger war selbst auch ein Nürnberger Kind. Das Porträt eines Hans Kleberger ward im Jahr 1526 dort von Dürer gemalt und befindet sich jetzt in der Wiener Galerie.

Und wie wird man überrascht in der Gemäldegallerie von Lyon eine alte Copie jenes berühmten Bildes von Dürer zu finden, welches er 1506 als ein Denkmal deutscher Kunst in Venedig malte, die Austheilung von Rosenkränzen von der thronenden Maria mit dem Kinde an Kaiser Maximilian und seine Gemahlin, sowie an die h. Katharina, die von Heiligen umgeben ist, wie jene von ihrem Hofstaat. Zwei große Engel erscheinen mit dieser Austheilung beschäftigt, während neun kleine noch Kränze heranbringen, Blumen von oben auf die Mittelgruppe streuen, die Krone über Maria halten, einer die Laute an den Füßen des Thronsitzes spielt. Die Nebendinge, z. B. eine große Fliege, sind mit seltenster Naturwahrheit gemalt; im Ausdruck der Gesichter, in der mangelnden Schärfe der Umrisse, macht es bei einer sehr dunkeln Färbung den Eindruck einer dem Geist des Originales nicht gleichstehenden Copie. Da wir nicht selbst das jetzt als Originalbild angenommene Exemplar im Kloster Strahow gesehen haben, auch über die von Heller bezweifelte Existenz eines anderen in Wien nicht näher unterrichtet sind, können wir die Stellung des Lyonneser Bildes nicht näher fixiren. Nur soviel ist sicher, daß dieses in der Angabe der dargestellten Personen entschieden mit der bei Heller (Dürers Leben. Th. II. S. 254.) abgedruckten Beschreibung des Wiener Bildes stimmt, dagegen von dem Prager nach einer erst kürzlich von Freundeshand von dort uns über-

schickten Beschreibung abweicht: dort nämlich bei jenen zwei bildet Katharina mit andern Heiligen, hier dagegen der Papst und Geistliche das Gegenstück zum Kaiser und seiner Umgebung. Und neben dieser Dürerischen Copie fehlt es an einer Anzahl von Bildern nicht, die im französischen Katalog obenhin als Tableaux Gothiques bezeichnet werden, aber unter sich schon scharf als Bilder zweier verschiedener Style, des sogenannten germanischen und des durch die Eycksche Schule bedingten naturalistischen geschieden und jedenfalls der oberdeutschen besonders Colmarer Kunstthätigkeit zuzuweisen sind. Wir wissen ja durch Wimpheling, welche Verbreitung grade die Bilder eines Schongauers in Südfrankreich und in Spanien fanden.

Kehren wir von der Statue Klebergers, von jenem Engpaß, wo die Saone rauschend durch Felsen sich drängt, wieder zum Thore der Stadt zurück, so tritt uns zunächst eine Seite ihrer geschichtlichen Entwickelung unmittelbar nahe vor die Augen, es ist dieß die kirchliche. Tief in Häusern, unter dem Felsen geborgen liegt die düstere Kirche St. Paul, weiter flußabwärts die Kathedrale des h. Johannes mit der reichgeschmückten Façade nach dem Berge zu und dem Complexe der alten und neuern erzbischöflichen Gebäude. Schon diese beiden Kirchen, ebenso die Krypta von St. Irenée auf der Höhe des Berges, dann zwischen den beiden Flüssen die eng von Häusern umschlossenen Kirchen d'Ainay und St. Nizier tragen das Gepräge uralter Cultusstätten. Ihre älteren Bautheile reichen in die ersten Zeiten des romanischen Styles, zum Theil in die karolingischer Bauten, so jene einfachen octogonen Kuppeln der Vierung, auf antiken Säulen ruhend, wie bei Ainay, jene halbrunden Nischen, der bizarre Linienschmuck der Ornamente an dem Nebengebäude des Domes, der schlanke runde Thurm neben dem Chor desselben. Daran schließen sich dann die zierlichen Bogengänge und Gliederungen des ausgebildeten Rundbogenstyls, die einfachen großen Formen der gothischen Schiffe, endlich die glänzendreiche Façade des Domes mit seiner Fülle von Bildwerken, in denen die ganze christliche Symbolik des Diesseits und Jenseits, von Hölle und Himmel mit ihren Sirenen, Centauren, Meerjungfrauen in Fülle ausgegossen ist. Und wir brauchen bloß zu jener andächtigen Meßversammlung in einem Seitenschiff von St. Paul im Halbdüster hinzutreten oder uns umzusehen

nach den Läden voll kirchlicher Prachtgewänder, voll Kirchengefäße aller Art, voll Heiligenstatuen und Bilder, die besonders in der Nähe des Domes sich befinden, um uns auch der in der Gegenwart noch lebenden Macht der Kirche zu vergewissern. Unter der Zahl Lyoneser, die in der heutigen Literatur mit Begeisterung zum Mittelalter und zur Glanzzeit der Kirche zurückweisen, nenne ich bloß den jüngst dahin geschiedenen Erklärer des Dante, Ozanam.

Von dem erzbischöflichen Palast führt eine gerade Straße über die Saonebrücke zum gewaltigen aber öden Platz la Bellecourt mit seinen großen, einförmigen Façaden, seinen Baumanlagen, etwas zurückstehend einer Rococcokirche und der großen Reiterstatue Louis XIV in der Mitte. Bekanntlich hat diese Schöpfung der monarchischen Allgewalt dem zerstörenden Wahnsinn der Revolutionsarmee zu einem Hauptschauplatz gedient, jedoch ruhig steht der römische Imperator wieder auf seiner Stelle; im Jahre 1826 ward, wie es in der Inschrift heißt, regi patri heroi die Statue neu errichtet; die gewaltigen Flußgötter Rhone und Saone, die an des Königs Füßen neben anderem Beiwerke auf Löwen gelagert waren, ruhen jetzt bestaubt in der Halle des Stadthauses, welches selbst ein Werk der Louis XIV unmittelbar vorhergehenden Zeit (seine Erbauung fällt um 1650) uns in der Anordnung der Höfe, der Treppen, der Façaden ein merkwürdiges Beispiel einer nach selbstständigen, von der Antike losgelösten Formen ringenden Architektur ist. Unmittelbar wendet der Reisende sich von Louis le Grand und seinem Platze die gerade Straße hin zu einem zweiten Platz, auf dessen Mitte vor wenig Tagen die erste Reiterstatue des großen Kaisers von dem Neffen und Erben seines Ruhmes enthüllt wurde. Noch ist das Piedestal von Bretterwerk umgeben, die Arbeiter daran beschäftigt; frei ragt aber Pferd und Reiter, der letzte ganz in seiner bekannten Tracht, im langen Rock und dreieckigen Hütchen, die Rechte in die Brust gesteckt, mit der Linken das feingebaute, aufmerksame Pferd anhaltend. Als ein entschiedener künstlerischer Fehler erschien mir, daß der Kopf des Thieres ganz nach links gedreht ist, während der des Kaisers nach rechts sich wendet, so die lange Straßenavenue hinabblickend; es bringt dieß für jede andere Auffassung als gerade von dieser Seite ein wunderliches Zerfallen der beiden Gestalten mit sich. Ueberhaupt bieten

diese zwei Werke so ganz verschiedener künstlerischer Style, diese beiden Vertreter zweier sich feindlicher und doch wieder vielfach verwandter Principe, der legitimen absoluten Monarchie und des aus dem Volke, aus der Republik hervorgegangenen Imperatorenthums jedem denkenden Betrachter merkwürdige Vergleichungspunkte dar. Läugnen läßt sich nicht, daß jene gewaltige Gruppe von Couston 1719 gefertigt ein glänzender Beweis einer große Formen bemeisternden, auf einen einheitlichen Eindruck hinwirkenden Technik ist, daß die römischen Formen, die uns in Deutschland mit Recht an jenen Nachahmungen der französischen Zopfzeit, an jenen Miniaturausgaben von Louis XIV so zuwider sind, hier in Frankreich in der That mit dem ganzen französischen Wesen verwachsen sich zeigen, daß sie hier meist mit viel mehr Maaß gehandhabt wurden, als anderswo; dagegen tritt jedenfalls der streng historische Charakter auch in der Detailausführung bei der Statue des großen Corsen uns lebendig entgegen, freilich ohne den Hauch jener kriegsmuthigen, von Sieg erfüllten stürmischen Begeisterung, die in den der Stadt zugekehrten großen Reliefs des Arc de l'étoile lebt.

Für die Zeit von Ludwig XIV fehlt es an massenhaften Denksteinen auch sonst nicht, so die langen einförmigen, von einer Kuppel beherrschten Façaden des Hôtel de Dieu, de la Charité und anderer Gebäude des Rhonequai. Wie düster erscheint daneben das große von Heinrich IV gegründete College, durch das eine enge Straße führt! Zwar gelangte ich glücklich nach mancherlei Umherirren in den leeren, jetzt im September gänzlich verlassenen Räumen an den Eingang der berühmten Bibliothek, auch von einer alten Frau geführt in das große Lesezimmer und auf die mit Orangenbäumen geschmückte Terrasse nach dem Rhonequai zu, aber das eigentliche Heiligthum, die trefflichen Manuscripte und Sammlung alter Druckwerke blieb mir verschlossen, da die Vacanzen in ganz Frankreich das ganze, höhere Personal à la campagne wenigstens dem Namen nach führen.

Mit der Ruhe und Oede dieser der Wissenschaft geweihten Räume contrastirt das rege Handels- und Verkehrsleben am Rhonequai sehr: da liegen Dampfschiffe, meist zum Schleppdienst bestimmt, da erscheinen die großartigen, schwimmenden Waschanstalten, große Carrés von hölzernen Gebäuden fortwährend von geschäftigen Händen belebt, da

stapeln in langen Reihen die Fässer voll Weinspiritus und Liqueur, eben werden dort amerikanische Hölzer ausgeladen. Eine Reihe von Kaffeehäusern für die Rhoneschiffer zieht sich am Ufer hin, an den Häuserwänden hat die Volksliteratur in fliegenden Blättern, Liedern, Bildern sich ausgebreitet, und kommen wir weiter über den Cours du Midi hinaus, wo wir uns eben den Kaiser betrachtet haben, so sehen wir uns auf einmal in einen großen Kohlendistrict versetzt: überall Kohlenlager, Schienenwege, dazu Entrepots, ein großes Arsenal für Maschinenbau, dort jenseits der Rhone das Fort de la Vitriolerie mit der großen Vitriolfabrik. Jedoch um die Bedeutung dieses Stadttheils der industriellen Seite des Lyonneser Lebens näher zu erfassen, wäre es nöthig dem eben abgehenden Zuge nach St. Etienne und Roanne sich anzuschließen und dort an Ort und Stelle den Quellen dieses Lebens, den Kohlendistricten, den großen Eisenfabriken, der in ihrer Art einzigen Fabrication seidener Bänder nahe zu treten. Ebenso muß ich es Kundigeren überlassen, den jetzigen Stand der Seidenindustrie, die ja alle Arten von seidenen Stoffen vom schweren Damast bis zu dem Seidenfelbel der Hüte liefert, sowie der Wollenverarbeitung einzeln nach Zahl und Maaß zu schildern.

Dagegen suchen wir, auf den Platz unseres Hotels, la Place de Terreaux zurückgekehrt, das große uns gegenüberliegende Gebäude auf, das mit seiner doppelten Pilasterarchitektur, der darüber ruhenden Attika, mit seinem glänzenden, von Portiken umgebenen Hof nicht an die geistliche Bestimmung erinnert, der es einst mit der hinter ihm liegenden Kirche diente als Kloster der Damen des h. Petrus, von welcher es nur noch den Namen St. Pierre trägt. Um so freudiger begrüßen wir in ihm den Palais des Arts, wozu es seit 1806 bestimmt ist. In der That hat der Eifer der städtischen Behörden, die Fürsorge des Gouvernements, die Freigebigkeit von Privaten es in einem halben Jahrhundert zu einer höchst stattlichen, vielseitigen Schule des Geschmackes und der Kenntnisse gemacht. Durchwandern wir nur den großen, trefflichen Saal der Gemäldegalerie, die daran sich anschließenden Zimmer, die Reihe der Gypsabgüsse, der modernen Marmorwerke, die Galerie der Bronzen, Marmor und anderer Antiquaillen, lassen wir uns erzählen, welch reich naturwissenschaftliche Sammlungen hier ge-

häuft sind, wie Kupferstiche und Bücher der Ecole des Beaux Arts in diesen Räumen zu Hülfe kommen, wir werden mit dem vollen Eindrucke des für höhere Interessen lebendigen Sinnes der Bewohner von Lyon das Gebäude verlassen. Ich will hier auf Charakterisirung einzelner Kunstwerke, wie des trefflichen Perugino, Bilder der venezianischen, Bologneser Schule oder eines Rubens nicht eingehen, aber hervorheben muß ich eine bemerkenswerthe und für die Industrie der Stadt nicht unwichtige Thatsache, nämlich die überraschend große Zahl von Blumen- und Fruchtstücken in dieser Galerie, über 30 unter den 200 Nummern, darunter Meisterwerke von Seghers, de Heem, Weeninx, Mignon, Huysum, Son u. a. Studien nach diesen Kunstwerken können für die Dessinzeichner seidener Stoffe und Tapeten nur höchst lohnend seyn, und in der That fehlt es auch nicht an Copirenden gerade vor diesen Bildern, welche einzelne Theile zur Nachahmung sich herausgenommen.

Wir haben uns wohl die zahlreichen Bronzen, die uns meist Götter, vor allem den den Galliern hochverehrten Merkur, den Gott von Lyon noch heute, vorführen, die Reste einer kolossalen bronzenen Reiterstatue, die einst aus der Saone gezogen wurde, dann den reichen Schmuck einer römischen Dame, den ein einziger Fund an das Tageslicht gebracht hat, Gefäße und Münzen mit mehr oder weniger Interesse betrachtet. Da fallen uns bei dem Heraustreten in den Hof die langen Reihen in die Mauer gesenkter, oder vor dieselbe gestellter Steine mit Inschriften mancherlei Art und Größe auf. Was können uns Grabsteine von irgend einem römischen Legionssoldaten, selbst einem Prätor jetzt nach fast 2000 Jahren noch interessiren, höre ich allgemein, selbst aus dem Munde kunstsinniger Reisender, wie des Herrn von Quandt (Beobacht. und Phantas. auf einer Reise in das mittägl. Frankreich. S. 97) mir entgegen rufen. Ueberlassen wir diese dem Sonderinteresse mühselig arbeitender, der Gegenwart abgewendeter Antiquare! Doch nur eine kurze Frist sey mir vergönnt hier und da die scharf und groß eingehauenen Uncialen oder die schlankern, nachlässigeren Schriftzüge der späteren römischen Jahrhunderte etwas näher zu betrachten und den Leser auf eine typographisch glänzende und wissenschaftlich ausgezeichnete Publication hinzuweisen, die ein Lyonneser, Boissieu, von der

Stadt unterstützt seit wenigen Jahren veröffentlicht, auf die Sammlung Lyonneser Inschriften. Vielleicht gelingt es mir die daraus hervorspringenden vielseitigen, fruchtbaren Gesichtspunkte für die Reconstruirung früheren Culturlebens klar für jedermann ans Licht zu stellen.

Es gibt wenig römische Provincialstädte, die so reich an solchen authentischen Denkmalen sind, als Lyon, jenes Lugdunum der Römer, oder im officiellen Titel der Kaiserzeit, die Colonia Claudia Copia Augusta Lugdunensis. Allerdings erhellt schon aus den ziemlich zahlreichen, hier und da zerstreuten Stellen der Alten, welch hohe Bedeutung diese so junge, erst im Jahre 43 v. Chr. von L. Munatius Plancus, zugleich mit dem bekannten, längst als Stadt geschwundenen Rauracum oder Augusta Rauracorum bei Basel gegründete römische Colonie bereits in ihrem ersten Jahrhundert gewann, wie sie gerade von Augustus und seiner Familie als ein ächt römischer Haltepunkt gegenüber den nationalen, vielfach zersplitterten Interessen der gallischen Stämme auf jegliche Weise gefördert wurde, wie sie politisch, wenn gleich nur Mittelpunkt der Provincia Lugdunensis, doch für die gemeinsamen Beziehungen der tres Galliä, d. h. des westlichen und ganzen nördlichen Frankreichs, die vielfach, so auch in der Steuererhebung verbunden blieben, Metropolis war, wie dort in Gold und Silber seit Augustus Zeit für ganz Gallien gemünzt ward, wie das große, von Drusus gegründete Heiligthum der Roma und des Augustus, vor der Stadt am Zusammenfluß von Rhone und Soane jährlich von den edeln Geschlechtern 60 gallischer Völkerschaften feierlich beschickt wurde und so an die Stelle des druidischen Centralpunktes bei Chartres trat, wie dort an dem Hauptfeste Wettkämpfe aller Art, auch rhetorische in griechischer und lateinischer Sprache gehalten wurden, wie endlich mercantilisch Lyon als Knotenpunkt der Wasserstraßen sowie der vier römischen Hauptstraßen Galliens erschien.

Der plötzliche Brand, der unter Nero im J. 58 fast in einer Nacht die Stadt mit kostbaren Bauwerken in Asche legte, erregte die allgemeinste Theilnahme im ganzen Reiche; man wetteiferte von allen Seiten zu ihrer glänzenderen Herstellung beizusteuern; die Summe von 4 Millionen Sestertien (etwa 270,000 Thlr.), die die Lugdunensis einst Rom bei ähnlichem Unfall dargeboten, wird vom Kaiser ihnen bewilligt.

Noch eine sehr verhängnißvolle Zeit erlebte Lyon vor den Einbrüchen germanischer Stämme, die sie unter Kaiser Julian zum ersten Male heimgesucht: die Zeit des Septimius Severus, wo dieser bei Lyon dem Gegenkaiser Albinus, der mit seinen britannischen Legionen herangezogen war, mit dem pannonischen, illyrischen, überhaupt dem östlichen Heere begegnete, und hier in lange zweifelhafter Schlacht die Kernmacht der Truppen des Reiches gänzlich geschwächt ward; das geschlagene Heer flüchtet in die Stadt, die nun von den Illyriern des Severus angezündet und geplündert wird.

Welche Individualisirung erhalten wir aber zu diesen allgemeinen Thatsachen in der Fülle der uns hier gebotenen Inschriften! Schon die Namen in den zahlreichen Grabinschriften, die Angabe der Herkunft der Legionen, in denen dieser oder jener gedient, geben uns bestimmte Aufschlüsse über die Mischung dieser Bevölkerung, wo vor allem Griechen zahlreich vertreten waren, wo aber auch afrikanische, wie germanische Elemente nicht fehlten. Da baut sich das städtische politische Wesen aus der Bürgerschaft in ihren anerkannten, gewerblichen Corporationen (corpora licite coeuntia) zu jenem erst kürzlich in ihrer municipalen Stellung genauer bestimmten, den römischen Rittern entsprechenden Stand der Augustales mit den Sechsmännern an der Spitze, weiter zu dem ordo decurionum, dem erblichen Senat auf; da lernen wir die wechselnden duumviri a jure dicundo, die Senatspräsidenten und richterliche Behörde, da den obersten communalen Finanzbeamten, den curator reipublicae, da die Curatores für einzelne Corporationen, den Bankier der Stadt, argentarius urbis kennen. In Lyon drängen sich die obersten Stellen der Finanzverwaltung der drei Provinzen zusammen, der kaiserliche Procurator, der judex arcae Galliarum, also die richterliche Behörde bei der den drei Provinzen gehörigen Staatscasse, der Inquisitor Galliarum u. dgl. mehr. Dort am großen Staatsheiligthum werden uneigennützige, schonende, liberale Beamte mit Statuen aller Art, zu Roß selbst, geehrt. Am reichlichsten fließen diese Quellen der Inschriften für Militärverfassung, Legionsstationen, für die die verschiedensten Gegenden des Reiches in Verbindung bringende Militärhierarchie, für die genaue Bestimmung der großen Heerstraßen.

Aber wir steigen auch hier in Regionen hinab, für die uns fast

jede Auskunft fehlt, in die des gewerblichen Lebens. Wir wissen wohl im Allgemeinen, daß ein lebhafter Handel durch Gallien an die Rhone, von da nach Marseille sich bewegte. Die Inschriften weisen uns nun wiederholt die Corporation der Rhone- und Saoneschiffer, sowie in Verbindung damit einmal die der Loire und noch eines andern gallischen Flusses als sehr geehrte (honoratum, splendidum corpus) auf; nur die Personen, welche sonst alle Ehrenstellen der Stadt bekleidet, die in der Staatsverwaltung eine höhere Stellung einnehmen, sind mit dem Patronat derselben betraut, die drei Provinzen setzen ihnen Ehrentafeln, die Corporationen haben ihre Feiertage (vacationes) u. dgl. Daß es in Lyon an mancherlei Gewerben nicht gefehlt haben wird, ist von vornherein anzunehmen, aber daß wir in Julius Alexander einen trefflichen Arbeiter in der Glasbereitung, daß wir eine Corporation der Centonarii, der Lumpenverarbeiter, wahrscheinlich für militärische Maschinen, Balisten, kennen lernen, daß uns große Geschäfte in Papier (ars cartaria), in einer uns sonst unbekannten ars prossaria, wahrscheinlich einer Art Tuchbereitung begegnen, daß die Weinhändler (die negotiatores vinarii) eine besonders bevorzugte Stellung unter den Corporationen einnahmen, eröffnet uns neue und specielle Gesichtspunkte.

Und gehen wir auf ein ganz anderes, auf das religiöse Gebiet über, da ist es zunächst die Staatsreligion des Kaiserthums, der ewigen Roma und des göttlichen Augustus, als Vertreters des jedesmaligen Imperators, die durch eine Masse von Priesterstellen die Interessen der Bewohner an sich geknüpft hat. Neben den ächt römischen und zum Theil schon unter Cäsar auch von den Galliern bei sich wiedergefundenen Göttern, wie Jupiter, Mars, Apollo, Diana, Minerva, treten die gallischen Deae Matres, die Erdmütter, treten die orientalischen Culte auf, die durch Sühnung mit Opferblut, durch Buße und Peinigung Erlösung und Verheißung zu geben schienen: der Mithrasdienst und die Taurobolien, der Dienst der großen phrygischen Göttermutter, für die uns in Lyon gerade eine Reihe der interessantesten Denkmale gegeben ist. Und hier kennen wir oft genau die Zeitpunkte, das frühste Datum eines Taurobolienaltars ist in Lyon 160 n. Chr., wir wissen, daß jene orientalischen Culte gleichzeitig mit der Fixirung des

Christenthums durch Pothinus und Irenäus zur Blüthe kommen, daß daher Irenäus wohl nicht die Gefahr manichäischer Lehre für seine Gemeinde zu hoch anschlug.

Und endlich regt sich nicht bei uns selbst ein persönliches Mitgefühl, ein Interesse auch für längst vergessene, geschichtlich nie genannte Personen, wenn wir von Eltern, Geschwistern, Kindern, Freigelassenen, Patronen Denksteine dem Gegenstande ihrer Pietät und Liebe gesetzt sehen, wenn ein einfacher griechischer, dazu gesetzter Spruch ein Lebewohl, Gehab dich wohl, Sey wohlgemuth, Keiner ist unsterblich u. a. als besondern Wunsch oder Trost hinzufügt? Hier macht sich die Grundlage jeder höhern Cultur, das Familienleben geltend, dem wir aus jener Zeit oft nur in den höchsten, an düstern Flecken so reichen Regentengeschichte begegneten, wo es am meisten aufgelöst war.

Ich denke, die Inschriftsteine im Hofe des Palais des Arts zu Lyon sind uns nach alle dem nicht bloße Curiositäten, nicht allein für den Sonderling anziehend; wir werden von nun an auch gern auf andern Haltepunkten unserer Reise ein Auge auf sie werfen und sie recht wohl als Mosaikstückchen benutzen können, um daraus ein farbiges Bild einer gerade für diese Gegend, wenn irgend für eine, Grund legenden Cultur uns zu gestalten.

Sollen wir nun noch von dem Lyoner Theater, von dem abendlichen Leben in der Passage, von dem Café Chantant und deren Seitenhalle berichten, wo bei dem hochverehrten Lyoner Bier dicht gedrängt Lyoner Bürgerfamilien sitzen? Wer so eben aus Paris gekommen, dem tritt der secundäre Charakter einer Provincialstadt grell gerade hierin entgegen, und wir sind zu kurz dort wie hier gewesen, um die abweichenden Züge scharf zu zeichnen. Zögern wir daher nicht uns zur Abfahrt zu rüsten, und am frühen Morgen das erste flußabwärts segelnde Dampfschiff zu benutzen.

Eine einzige Tagesfahrt führt meist den Fremden auf der rasch strömenden Rhone zur alten Stadt der Päpste, Avignon, hinab, wo er den Fluß verläßt, um in wenigen Stunden mit der Eisenbahn noch das südliche Ziel, das meist erst den Anfang seines Hauptreiseplans ausmacht, Marseille, zu erreichen. Und in der That ist die ganze äußere Einrichtung der Dampfschiffe nicht allzu einladend zum langen Aufenthalte. Wer erst vor wenig Wochen eine Rheinfahrt von Mainz

nach Köln zurückgelegt hat, dem können diese langen, schmalen, schmutzigen, mit Waaren überladenen Rhonedampfer sehr wenig gefallen. Dazu die fast lebensgefährliche Concurrenz zweier Gesellschaften, der alten, einst allein herrschenden Société mit stattlichen Bureaux, Wartesälen, aber ältern, langsamern Schiffen, und des Parisien mit einer Bretterbude am Ufer, aber den neuen, scharfkieligen Schnellseglern; beide haben ein förmliches Aufpassersystem an den Quais errichtet, und suchen den Fremden zu gewinnen, wobei wahrhaft italienische Wuthscenen sich ereignen. Anstatt sich auf verschiedene Tageszeiten zu vertheilen, werden dieselben Abfahrtsstunden immer festgehalten. Endlich zahlt der Reisende, der es vorzieht in kleinern Abschnitten die Reise zu machen, geradezu das doppelte Reisegeld. Jedoch seyen wir dankbar für das Gebotene. Wer fernab von dem Fremdenverkehr, der hier im Süden bei Montpellier plötzlich abschneidet, eine Reihe von Tagen auf französische Messagerien angewiesen war und eben den eigensinnigen Einfall hatte, nicht direct nach Bordeaux oder nach Paris sich einschreiben zu lassen, der ist tagtäglich dem ungewissen Schicksal des Wartens ausgesetzt, bis ein günstiger Zufall ihm einen engen Platz auf der schwankenden Höhe der Impériale vielleicht erhalten hat, und lernt mehr und mehr die großartigen Verkehrsmittel der Neuzeit in jeder Gestalt schätzen. Darum scheuen wir es nicht, gleich in Vienne die Rhonefahrt zu unterbrechen, uns eine herrliche Landschaft, einen denkmälerreichen Boden etwas näher zu beschauen, und dann in Valence zu übernachten.

Man kann die Rhonefahrt in einzelnen Theilen sehr wohl mit der des Rheins vergleichen: steile, zum Theil kahle, meist aber in Terrassen mit den edelsten Weinreben, so dem Vin de la côte rôtie sorgfältig bebaute Berge, an ihrem Fuße das üppige Grün des Maulbeerbaumes, die breite Platane, die zahme Kastanie, deren Früchte als les marrons de Lyon berühmt sind, der breitschattige Nußbaum, stattliche Burgruinen, alte Städte fast in die Felsen, so bei Rochemaure in und auf hohe Basaltpfeiler, gebaut, mit Thürmen, Mauern, romanischen und alten Kuppelkirchen, in dem Flusse selbst zahlreiche Inseln. Allerdings fehlt diesen Städten und Ruinen ganz der freundliche, reinliche Charakter, die zierliche Erneuerung, die frische Färbung, die uns am

Rhein an den menschlichen Anlagen so wohl thut, hier sind sie oft selbst zu Steingebilden verwittert. Dagegen bieten von Zeit zu Zeit die Mündungen der bedeutenden, große Kies- und Schuttmassen mit sich führenden Nebenflüsse, der Isère, der Drôme, der Aigues und Sorgues die großartigsten Fernblicke über weite Ebenen zu den schneebedeckten Alpenhäuptern, zu den Felsenmauern der Voralpen, unter denen bald der sturmumwehte Mont Ventoux majestätisch hervortritt. Sieh, was deckt dort unterhalb der letzten großen Steinbrücke der Rhone bei St. Esprit, wo der Fluß tief in die felsigen Abhänge des Ardèchegebirges sich einwühlt, silbergrau die ferne Ebene? Es ist der Oelbaum, der von dort, kurz vor Avignon, mit der Weinrebe und dem Maulbeerbaum den Pflanzencharakter der Provence bestimmt, im weiten schmalen Bogen bis zur spanischen Gränze die zum Mittelmeer sich senkenden Flächen überkleidet und einen großen Theil des Bodenreichthums bildet. So wirkt auch hier der Mensch bestimmend auf die Natur; Oelbaum und Weinrebe sind höchstens 600 Jahre v. Chr. zuerst von griechischer Hand hier angepflanzt worden, vor 300 Jahren aber kannte man noch keine Maulbeerbäume im südlichen Frankreich!

Wir haben erst wenig Stunden auf unserer Fahrt zugebracht und die Glocke läutet zur Station, wo wir anhalten: Vienne mit seiner stattlichen Hängebrücke und dem gegenüberliegenden St. Colombe liegt vor uns. In Vienne begegnen uns zuerst mitten im Straßenleben der Gegenwart die großen Denksteine einer längst vergangenen Zeit. Steigen wir vom neuen, stattlichen Quai nur einige kurze, enge Straßen hinauf, so stehen wir vor einem wohlerhaltenen, korinthischen Tempel. Noch sind die antiken Giebel unversehrt, die zierliche Säulenreihe, die das Ganze umgibt, wird eben jetzt der sie fast verbergenden Mauern entkleidet, das spitzbogige Fenster herausgebrochen, der Boden darinnen ist tief aufgewühlt, um die Massen der hier im heiligen Schütz der Notredame de la vie begrabenen Gebeine zu entfernen und so den innern Raum zu einem Museum zu gestalten, das den Reichthum trefflicher plastischer Werke in sich aufnehme, welche ein Deutscher, Sieur Schneyder, aus dem so ergiebigen Boden zuerst gesammelt, und welche jetzt ein hölzerner Verschlag in der offenen Getreidehalle birgt. Und wie ist dort in die enge Gasse ein reichgeschmückter

Bogen, die sogenannte Triumphpforte, gedrängt mit einzeln stehenden Säulen dahinter im weitern Bogen! Sie gehörten einst zum Theater der Stadt. Leicht könnten wir an der steilen Höhe hinauf in einem geistlichen Garten die Rundung des Amphitheaters mit Gewölben uns betrachten, oder der römischen Mauer so wie den Resten der Aquäducte nachgehen. Jedoch folgen wir nur dem allgemeinen Strome der in vielen Wagen ankommenden Menge nach dem schattigen Cours auf der Südseite der Stadt und weiter die Straße hin; es ist Jahrmarkt, Viehmarkt von allen Gattungen vierbeiniger Wesen; die ganze Bevölkerung der Umgegend ist hier zusammengeströmt, und horcht hie und da andächtig den Declamateurs und Sängern. Allmählig wird es draußen auf der Straße stiller, ein schmaler Weg zwischen Mauern führt uns seitwärts, und wir stehen hier mitten im herrlichsten Grün vor einem hochragenden Denkmale einer hohen, auf einen Janusbogen gesetzten Pyramide, von gewaltigen Steinen gethürmt, ohne allen ornamentistischen Schmuck. Aiguille nennt es das Volk, wie dort am Strand von Alexandria die Nadel der Kleopatra, und meint hier den Pilatus begraben, der hier auf der Burg gewohnt, hier vom Felsen sich in die Rhone gestürzt hat, hier aber auch im Mont Pila eingeschlossen ist. Ein Grabmal ist es jedenfalls, aber nach meiner Ansicht erst einem spätern Jahrhundert der Kaiserzeit angehörig, wo man neben überladener Pracht oft durch nackte Massen imponirt.

Ich will den Leser hier nicht auffordern, mit mir die genuß=, aber auch mühevollen Stunden zu durchleben, die ich in jener provisorischen Monumentenhalle unter dem Studium der Antiken, darunter Stücke von trefflichster griechischer Arbeit zubrachte. Aber treten wir nur in eine der Kirchen, wie die auf steilem Abhange liegende, alterthümliche Prioratskirche André le Bas oder vor die herrliche, schwungvolle Façade der gothischen Kathedrale des heiligen Moriz. Unmittelbar sieht man hier Fortwirkung der griechisch=römischen Kunst. Es ist nicht die Menge von Säulen, von antiken Ornamentstücken, die man von neuem verwendet hat zu Trägern, Gurten, Altären, Taufsteinen, nein, es sind die offenbaren und sichtlichen Nachbildungen in Profilen und Statuen nach antiken Mustern, die wir im Auge haben, alle aus einer Zeit stammend, in welcher sonst das geistige wie leibliche Auge des Künstlers

fernab von der Antike gelenkt war. Nirgendwo, selbst in Italien kaum, ist die Fortwirkung des Alterthums im Mittelalter so klar und sichtbar, als in Südfrankreich. Hier hatte gerade die spätrömische Cultur ihre glänzendsten Stätten, hier wurzelte meist die spätere römische Litteratur, hier schmückten die Kaiser des Westens ihre Residenzen mit den großartigen Anlagen der Schaulust, des Verkehrs, der öffentlichen Wohlfahrt, als Rom bereits aufgehört hatte der reelle Schwerpunkt des Reiches zu seyn.

Vienne, der alte Mittelpunkt des mächtigen, zwischen Rhone und Alpen herrschenden Stammes der Allobroger, früher ein offener, großer Flecken, zu Strabo's Zeit bereits eine Stadt nach antikem Begriffe mit bestimmten politischen Rechten, bald darauf in die Classe der römischen Colonien, aber ohne Colonisation eingetreten, bildete von Anfang einen strengen Gegensatz zu dem benachbarten, jungen, rasch emporblühenden Lyon. Dieses brüstete sich eine ächt römische Stadt, eine treue Untergebene der kaiserlichen Legaten zu seyn, ihr war Vienne mit dem Stocke vornehmer, gallischer aber wohlgebildeter Geschlechter, mit seinem altererbten Reichthum, mit dem Gefühl einer gewissen, nationalen Freiheit ein Dorn im Auge. Bei dem Streit um den Kaiserthron, so zwischen Galba und Vitellius, sehen wir sie gewiß auf den entgegengesetzten Seiten. Bei dieser Gelegenheit war es gerade, wo die von den Lyonnesern angestachelten Legionen des Vitellius zur Vernichtung der Gegnerin, des angeblichen Sitzes alles Aufruhrs, ausziehen. Als Schutzflehende zieht ihnen die Bevölkerung entgegen; die wollenumwickelten Stäbe und Kränze, noch mehr das Gold beschwichtigten die Truppen, und sie ließen es sich als Einquartirung sehr wohl bei der Bürgerschaft seyn. Kaiser Claudius weist in seiner bekannten Rede hin auf den glänzenden äußeren Schmuck und die Macht der viennensischen Colonie und noch Antonius zeigt ihre Opulenz an alpinem Landbesitz. Wie freut sich Martial der Nachricht, daß die schöne Vienna seine Gedichte zu ihren Lieblingen zähle, daß Jung und Alt, der ernste, strenge Mann, die keusche Jungfrau sie lese! Man hat ihm von dort ächten einheimischen Wein geschickt, der von Natur fast schwarz, etwas pechigen Geschmackes, kalt, wie irgend einer, mehr der Gegenstand nationalen Stolzes, landschaftlichen Wetteifers, als allgemeiner Anerkennung

war. Ein merkwürdiges Zeugniß dieser nationalen, selbständigen Gesinnung, welche griechische Wissenschaft und Kunst, aber nicht die Verderbtheit griechisch-römischer Sitten in sich aufnehmen wollte, giebt uns der Rechtstreit, den die Viennenser Bürgerschaft, an der Spitze Trebonianus Rufinus, vor dem Kaiser Trajan wegen des eigenmächtigen Aufhebens der Gladiatorenspiele im Circus ihrer Stadt mit Glück durchfocht. Bei der spätern Theilung Galliens in 17 Provinzen war Vienne Mittelpunkt einer solchen und häufiger Aufenthaltsort der Kaiser. Es gab einen kaiserlichen Palast innerhalb und einen außerhalb der Mauern. Ein Feuer vom Himmel zündete im 5. Jahrhundert die hohen Giebel jenes an.

Vienna sah seine Paläste von den burgundischen Königen in Besitz genommen und fühlte sich auch später bei der Neugründung des burgundischen Reiches als Königstadt. Seine Bischöfe erneuerten die Ansprüche einer alten, nationalen Metropolis. In den schwankenden Verhältnissen des burgundischen Reiches machten sie sich von der weltlichen Gewalt ganz unabhängig. Vienne's Kirchen, die glänzenden Zeugnisse jener geistlichen Herrschaft, sahen oft zu Concilien die geistlichen Würdenträger, wie schon sehr frühzeitig, so später versammelt. Hier ward jener verhängnißvolle Bund königlicher Habsucht und päpstlicher Schwäche und Ketzerverfolgung besiegelt, der dem vornehmsten Ritterorden des Mittelalters, den Templern, den Untergang brachte. Was ist jetzt Vienne mit seinen 15,000 Einwohnern, seinen stillen Straßen gegen die 200,000 Einwohner Lyons, wie viel Tausende ziehen hier vorüber ohne zu ahnen, daß alle diese Berge, das jenseitige Ufer im weiten Umkreise einst bedeckt waren mit prachtvollen Bauten, daß von hier aus als Mutterstadt griechisch-römische Cultur, dann das Christenthum nach Nord und West getragen wurde!

Wir haben in Valence auf unser Dampfschiff über die Maaßen lange warten müssen; der schöne Blick auf den Strom, die Brücke mit dem großen, modernen Triumphbogen, auf das Felsenschloß da drüben, Crussol, die trefflichen Trauben, die uns geboten werden, der Scherz mit der neugierigen, jeden Fremden als Anglais unter der Herzählung englischer Schimpfwörter begrüßenden Gesellschaft jugendlicher Lazzaroni, endlich der Streit des Dampfschiffagenten mit einem geistlichen Eleven über einen mit Beschlag belegten Koffer, alles dieß kann den

Unmuth über ein paar verlorene Stunden nicht zurückdrängen. Wahrlich wir hätten Zeit genug gehabt, um nicht bloß die großartige Promenade, le Polygône, mit dem Denkmal des ächt republikanischen Generals Championnet, wie wir gethan, zu durcheilen, sondern auch die Apollinariskirche, das Kastell und die Denkmäler der ersten Renaissance in Muße zu betrachten. Das Dampfschiff ist endlich erschienen, und in solcher Eile findet die Einschiffung statt, daß der Agent und eine Obstverkäuferin sich wider Willen zur nächsten Station hinabgeführt sehen. Die Gesellschaft auf dem Schiffe hat sich, wie selten, glücklich gestaltet. Es fehlen natürlich englische Familien nicht mit den hochaufgethürmten Collis, nicht die lebendige und doch gehaltene Südfranzösin im spanischen Schleier, nicht die leidende Dame aus Nordfrankreich, die in Hyères Sicherung und Schutz sucht vor einer in ihrer Familie erblichen Krankheit, die über dem Süden Paris nicht vergessen mag. Soldaten kehren aus dem Elsaß und der Freigrafschaft in die Garnisonen nach Marseille oder Toulouse zurück. Dießmal ist die Zahl der Deutschen überwiegend groß, und immer neue Landsleute finden sich dazu, die bereits seit Jahrzehnten in der Normandie oder in Paris ansässig ihre Muttersprache fast verlernt haben. Den Mittelpunct bildet eine zahlreiche Familie aus Norddeutschland, die zum zweitenmal, und zwar verstärkt, bei nahendem Winter den Süden besucht, und bereits lebendig die kommenden, geistig reichen Tage des römischen Aufenthalts bespricht. Wie spiegelt sich in einem jugendlichen, deutschen Auge und Herzen die südliche Welt weich und farbig, mit welchem Interesse wird hier jeder neuen Entdeckung auf der Reise gelauscht, wie eifrig das Bemerkte notirt, und auch der Kleine von zehn Jahren muß sein Tagebuch führen! Ein französischer Abbé aus Marseille, der eben, wie er sagt, in Ems mit protestantischen Geistlichen oft disputirt, der vor allem unsere Sprache für geschickt hält, mit eindringlicher Kraft und Gewicht dem Menschen Himmel und Hölle vorzuhalten, hat sich uns angeschlossen. Das Gespräch bewegt sich bald auf religiösem Gebiete, auf dem Gegensatze des Protestantismus und der katholischen Kirche. Mehr mit Feinheit und Ruhe als mit Gründen begegnet er den Angriffen eines wohlgerüsteten Gegners, eines gebildeten, sächsischen Kaufmanns, der sein Neues Testament in

der Ursprache wohl gelesen. Nie versäumt er uns Kirchen und Schlösser gehörig zu zeigen, und jene hochragenden Felsen des Ufers dienen ihm geschickt den Felsen anschaulich zu machen, auf dem die Kirche Christi gebaut sey.

Rasch sind wir an Montelimart, Viviers, der Burg St. Andéol vorbeigeeilt, die Mauer des Theaters von Orange haben wir nur von Ferne geschaut; das Ziel der Rhonefahrt liegt vor uns, und rasch sind die eben geeinten Elemente der Gesellschaft zerstoben. Avignon, die Stadt, die fast ein Jahrhundert lang die Nachfolger Petri beherbergt, dehnt sich südlich und östlich am steilen Abhange eines nackten Felsens aus. Gewaltige Mauern mit zackigen Zinnen und Thürmen, mit dem zierlichsten Steinwerk scheinen die Stadt noch heute, wie bis vor 1790, als ein abgesondertes Territorium vertheidigen zu wollen. Eine vierfache Reihe uralter Platanen zieht sich zwischen ihnen und der Rhone hin, die hier mehrfach zertheilt die Fesseln einer hohen mittelalterlichen Steinbrücke, für fromme Pilger durch ein Wunder des armen Hirten Bénezet und die Corporation der Fratres Pontifices erbaut, bereits seit lange gesprengt hat, aber jetzt von einem leichten Drahtgewebe überspannt ist. Die von duftenden Kräutern und der üppigen Cytisusstaude überwucherte Plattform jenes Kalkfelsens (la Roque des Doms) ist, wenn irgend ein Punkt, geeignet den allgemeinen Charakter der Provence in einem großartigen Rundblicke zu erschließen, der weit von den Alpen die ölbaumreiche, trockene Ebene mit den dunkeln scharfgezackten Gebirgsausläufern und dem kiesreichen Bette der Durance, Sorgues, des Gardon bis an die Cevennenkette umfaßt, und Rhone abwärts bis an die unbebaute Camargue reicht. Freundliche Anlagen haben die Höhe verschönert, und es verlohnt sich wohl der Mühe hier auf dem Felsen, unter einem hochragenden Kreuze gelagert sich der Anschauung der Gegend, der weit gedehnten Stadt zu überlassen. Doch bald zieht uns der großartige Complex von Gebäuden, welcher an und auf den Felsen ruht, zu näherer Betrachtung an. Es ist dem Ganzen ein höchst eigenthümliches, wir könnten sagen florentinisches Gepräge aufgedrückt. Eine gothische Kirche (la Notredame des Doms), in ihren schweren massigen Formen ein wahres Bollwerk mit gewaltigen Thürmen, und wieder an diesen Thürmen eine Profilirung von

einer Feinheit, einem die Antike frei erneuernden Sinne, wie er eben nur in den florentinischen Bauten seit Ende des 14. Jahrhunderts lebt; unmittelbar angeschlossen das päpstliche Schloß selbst, eine gewaltige Festung von Steinblöcken gethürmt, aber welcher Reichthum gothischer Hallen, welche Kühnheit der Gewölbe, welche Größe bei ziemlich engem Raume! Und siehe da, in kleiner hoher Capelle neben dem Saale des päpstlichen Consistoriums schimmern an den Wänden und der Decke edle aber strenge Formen und Farben unter Staub und der Mißachtung hervor, Scenen aus der Geschichte des Herrn von der Verkündigung bis zur Kreuzigung mit parallelen Scenen des alten Testamentes und darunter herrliche Engelgestalten in lichtem Blau, weißem Gewande, und dort am Kreuzgewölbe der großen Halle wandeln die großen und kleinen Propheten auf dem tiefblauen Grunde! Wer jemals das Camposanto von Pisa oder die Malereien in Maria Novella zu Florenz oder vor allem den Stadtpalast zu Siena gesehen, der findet hier in Avignon denselben Geist, dieselben Formen wieder. Und in der That hat Giotto, der Freund von Dante, hat nach ihm 1336—1344 Simone di Martino, der Sieneser Meister, den Petrarca preist, am päpstlichen Hofe geweilt. Der Stempel ihrer Geistesrichtung ist jenen Bauten, jenen Mauerflächen aufgeprägt; wir finden ihn freilich sehr verloschen noch an andern Stellen, so in Fresken am Eingange des Domes wieder. Die Frage über die Zugehörigkeit der einzelnen Fresken für einen der beiden ist nur bei längerem Studium und einer völlig freien Untersuchung zu entscheiden. Aber selten wird so schneidend das ironische Spiel menschlicher Dinge uns den Faden der geschichtlichen Ueberlieferung immer von neuem wieder zerreißen. Der päpstliche Palast ist jetzt Caserne, der gewaltige gothische Saal ist mit flachen Zwischendecken getheilt; niedrig drückt das Gewölbe und verstümmelt erscheinen die Pfeiler; eng gedrängt stehen die Betten der Soldaten, und eifrig hört man putzen und klopfen, um im strengen Einerlei des Dienstes Uniform und Gewehr in Ordnung zu halten. Dort unter jenen Propheten der Decke hält eben ein Corporal seine Lection mit den Soldatenkindern ab, und neugierig blicken diese den wunderlichen Eindringling an, der sich die dunkeln Bilder da oben so eifrig beschaut.

Wohl drängt sich hier die Frage auf, wie es gekommen ist, daß die großartige Hebung, daß die stetige Entwicklung des italienischen Kunstlebens seit dem 14. Jahrhundert hier in dem nachbarlichen, so verwandten Stamme, dessen Dichtungen noch kurz vorher an den italienischen Höfen allein herrschten, als der wahre, allgemeine Ausdruck der Feinheit und des schönen geistigen Spieles, so wenig einen entsprechenden Wiederhall, eine freudige Begleitung gefunden. Die Thatsache stellt sich für jeden, der die Museen Südfrankreichs näher kennen gelernt hat, sicher heraus. Dagegen bestätigt sich eine andere, zuerst sehr überraschende Bemerkung bei jeder nähern Bekanntschaft: welcher Reichthum von Werken der nordfranzösischen, so wie der deutschen Kunst hier in Kirchen und Sammlungen, besonders auch im Privatbesitze sich befindet. Die letztern Werke werden auch von den Kunstverständigen ruhig als Dürer bezeichnet; für die erstern und zwar als Vertreter nicht allein der passiven, sondern der activen Betheiligung der Provence an denselben gilt ein Name, welcher im Volke noch heutigen Tages wohl bekannt und geliebt ist, der des Bon roi René aus dem Hause Anjou, Titularkönig von Jerusalem und Cypern, einst Herr von Lothringen und Neapel, im Alter nur Graf von Provence. Hier hatte er als königlicher Dilettant gemalt und Volksfeste gefeiert.

Ist es in der That bloß königliche Privatlaune gewesen, die den Geschmack an der nordischen Schule hier verbreitete, dieser sich nachzubilden trieb? Oder war es künstlerisches Unvermögen, das die Provençalen der südlichen italienischen Kunstrichtung fern hielt? Daß das letztere durchaus bei ihnen nicht vorausgesetzt werden kann, das beweist der große und höchst interessante Sculpturenreichthum ihrer Rundbogenportale, ihrer Klosterhallen, das beweist die große Zahl bedeutender Meister, die in den letzten zwei Jahrhunderten aus ihrem Boden hervorgegangen sind, über die ich bei einer andern Gelegenheit eine Uebersicht zu geben gedenke, endlich die große erfreuliche Thätigkeit ihrer jetzigen Kunstschulen. Aber wir müssen gerade bedenken, wie jene Culturblüthe, die litterarisch in den Troubadours zur Entfaltung kam, durch die Albigenserkriege und alle sich daran schließenden Kämpfe auf das furchtbarste vernichtet ward, wie z. B. der natürliche, merkantile Mittelpunkt der Provence, Marseille, damals neben der politischen

und merkantilen Selbstständigkeit von Pisa, Florenz, Genua verschwand; wie es erst als ächt französischer, königlicher Hafen seit dem Aussterben der Anjou zu neuer Blüthe gelangte; wie der Hof zu Angers oder in Lothringen, dann zu Tours, Orleans, Paris maaßgebend ward für die südliche Besitzung; wie endlich das religiöse Bewußtseyn der Provençalen, anstatt in einem großen künstlerischen Werk, wie dem eines Dante, concentrirt und der bildenden Kunst zugeformt zu werden, so hier sich spaltete in den einfachen, auf sittliches Leben und Mystik gerichteten Glauben verfolgter Waldensergemeinden und den exclusiven, die päpstliche, überhaupt die Kirchengewalt mit dem Schwert verfechtenden katholischen Eifer. Und dieser letztere vermochte nicht an den päpstlichen Hof in seiner beschränkten, politischen Stellung gegenüber Frankreich, in seiner Geldnoth und der innern Zerspaltung, auch Entsittlichung, dauernd die Thätigkeit einer Schule von Giotto oder Simone zu knüpfen. Jene protestantische Richtung aber, die bekanntlich im 16. Jahrhundert im Süden fast die Herrschaft gewonnen, mußte dann gerade an den Norden, an Oberdeutschland sich anlehnen, und von dort aus auch künstlerische Bedürfnisse befriedigen.

Doch verweilen wir nicht allzu lang bei den fast verklungenen Tönen einer mitten in der harmonischen Entwicklung unterbrochenen Welt: noch bietet uns Avignon in seinem Straßenleben, in einzelnen Kirchen, vor allem in seinem an griechischen Reliefs und Statuen so reichen Museum, welches in sich einen großen Theil des so bekannten Nanischen in Venedig aufgenommen hat, in einzelnen trefflichen Werken der italienischen Schule, so der bewundernswerthen Leda aus Leonardo's Werkstatt, in der trefflichen Sammlung ganz Südfrankreich umfassender mittelalterlicher Münzen reichen Stoff zur Betrachtung dar, doch genüge es nur hier auf ihn aufmerksam gemacht, nicht ihn dargelegt zu haben. Die Reiseunruhe, welche die meisten Fremden in Avignon vom Dampfschiff auf die Eisenbahn treibt, hat auch uns angesteckt schon heute Nachmittag weiter zu eilen, um wo möglich bei Tag noch Marseille zu erreichen.

Zweites Kapitel.
Marseille und das griechische Leben in Südfrankreich.

Fahrt von Avignon nach Marseille. La Crau und die Heraklessage. Eintritt in Marseille. Physiognomie der Stadt. Das Hafenleben. Wanderung zur See. Rundblick von Tête de More. Natur der Südküste Frankreichs. Urbewohner. Die Phokäer und ihre Seemacht im Westen. Gründung Massalia's. Erste Periode des städtischen Lebens daselbst. Das dauernde Freundschaftsverhältniß zu Rom. Verfall der politischen und merkantilen Macht in der Kaiserzeit. Lage der alten Stadt. Griechische Göttercultе, daneben phönikische und celtische Heiligthümer. Der alte Hafen und sein Handel. Das griechische Colonienetz der gallischen Küste. Die massilischen Münzen. Das geistige Leben der Stadt. Inschriften. Die wissenschaftliche Schule. Plastische Werke griechischen Stiles. Begründung des Christenthums. Das Bisthum der Stadt. Das Kloster von St. Victor. Literarische Blüte des fünften Jahrhunderts. Die jetzige Kirche St. Victor und die einstige Begräbnißstätte. Altchristliche Sarkophage. Deutsches und protestantisches Leben.

Der Weg von Avignon nach Marseille, welchen man jetzt in 4—5 Stunden zurücklegt, früher in einer vollen Tagesreise, zeigt uns die Provence von ihrer wenigst erfreulichen Seite. Rasch durchschneidet man die quer vor sich schiebenden, nackten Felsenrippen, die letzten Ausklänge der Alpen; Tarascon mit seinem hochragenden Schlosse, Arles lassen wir zur Seite, da beginnt jenes öde kieselbedeckte Steinfeld (la Crau), das fast 10 Quadratmeilen im Umfange haltend bis vor kurzem nur den Schafheerden eine willkommene Weide bot, jetzt aber von betriebsamen Lyonnesern zu bewässern und bebauen begonnen ist. Ich kenne kaum einen düsterern und unangenehmeren Anblick, als diese wüste, baumlose, menschenleere Strecke. In einiger Entfernung zieht sich allerdings eine Wasserfläche hin; schon begrüßt man freudig das ewig jugendliche Meer des Südens, doch bittere Täuschung, es ist ein kaum bewegtes, flaches Haff, hinter den Sanddünen geborgen, mit dem Meere nur an einer Stelle in Berührung, eine reiche Salzablagerung und als solche wohl benutzt. Es ist interessant zu hören, wie die Naturbeschaffenheit dieses Landstriches, die man mit Recht wohl

schon im Alterthum als eine Versandung eines früheren Meerbusens durch die von der Durance und Rhone mitgeführten Kies- und Geröllmassen erklärt hat, schon frühzeitig von den Griechen bemerkt wurde und in griechischer Dichtung sich wiedergespiegelt hat. Bekanntlich werden solche gewaltsam verödete Gefilde meist als Schauplatz gewaltiger Götterkämpfe mit den untergeordneten, furchtbaren Erdmächten, den Titanen, betrachtet; hier ist es der Sohn des Zeus, Herakles, welcher gegenüber der barbarischen Uebermacht der Ureinwohner diese Mission erfüllt. Aeschylus läßt Prometheus in einem Fragmente des für uns verloren gegangenen Stückes vom gelösten Prometheus seinem Retter Herakles die Punkte der Wanderung zu den Säulen des Atlas, zu dem riesigen Geryoneus verkünden. Da heißt es:

Dann kommst du zu der Ligyer unerschrocknem Heer,
den Kampf mißachten wirst du nicht, so kühn dein Muth,
das weiß ich: denn das Schicksal will, daß jed' Geschoß
dir mangelt und nicht einen Stein du lesen kannst
vom Boden, ist doch schwellend weich ringsum das Land.
Doch sieht dich Zeus so rathlos, wird Erbarmen dir:
in einer Wolke niederstöbernd rund Gestein
läßt überschütten er das Erdreich und mit dem
vernichtest leicht im Kampfe du der Ligyer Heer.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritt nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Dumpf braust die Maschine in den Eingeweiden des Berges fort; fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neue lange Minuten reihen sich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt es und wir treten auf einmal aus der öden la Crau in einen reichbebauten, großen Garten Gottes. Bastide reiht sich an Bastide, dichtgedrängt stehen die südlichen Fruchtbäume, die Pinie wiegt sich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umschließt das reiche Bild und siehe, rechts auf der bläulichen Höhe lebt es und regt sichs, wie ein Vogelschwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es ist das Meer mit seinen Schiffen, die alle einem Ziele zustreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet sich die gewaltige Stadt um die Seiten eines dichten, schmalen Mastenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufsteigend und in die unzähligen Landhäuser allmählich sich auflösend.

Marseille, die erste Handelsstadt Frankreichs, am Mittelmeer in seiner Bedeutung für den südlichen und östlichen Verkehr nur von Triest siegreich bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck unmittelbarster Gegenwart, eines thätigen, aber auch in dieser Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menschenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omnibus — es ist Sonntag Vormittag — angefüllt die großen, breiten Straßen, so zur Porte de Rome hinaus! Ueberall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Cours und der Cannebière. Zwar ist Altstadt und Neustadt auf das schärfste geschieden, aber jene scheint nur ihr Alter in enge Gassen, schmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armuth und Verwilderung zu setzen; nur die größere Zahl dunkler Klostermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Baustil hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Und diese, die Neustadt, hat allerdings gerade, breite, regelmäßig sich schneidende Straßen, unter denen die bergangehenden als verschiedene Caladen (unser „Stieg") mit Zahlen bezeichnet werden, man ist wohl bedacht, schattige Alleen anzupflanzen und so gleichsam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgendwo zeigt sich ein Bau, ein Palast, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugniß alten, mercantilen Reichthums finden, nirgendwo großartige öffentliche Gebäude, selbst die Börse, dieses pulsirende Herz der Stadt, muß sich noch mit einem provisorischen Bau begnügen, obgleich sich nicht Einmal, sondern zu verschiedenen Tagesstunden das Geschäftsleben nach seinen verschiedenen Branchen des Oels, des Getreides, der Colonialwaaren hier concentrirt. Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse empor. Die einzige öffentliche Statue, die ich gesehen, war ein heiliger Bischof, in Gyps eilfertig gegossen und bronzirt, um der neuen kaiserlichen Hoheit vor der kleinen Kathedrale einen Willkomm zu bieten und dieselbe der kaiserlichen Freigebigkeit zu empfehlen.

Sie selbst, hart an dem äußeren Hafen gelegen, zeigt sehr alte Theile, so die halbrunde Apsis, die achteckige, auf drei concentrischen Absätzen sich erhebende enge Kuppel der Vierung, die halbrunden, glatten Gurtbogen, welche auf Randpilaster aufsetzen. Aber wie ärmlich und öde erscheint der Chor und das Schiff! Kaum die nöthigen

Chorstühle sind vorhanden. Und das ist die Metropole einer großen Handelsstadt. Selbst die große Triumphpforte von Aix, erbaut zu Ehren der großen Siege des Kaisers bei Marengo, Austerlitz, Fleury, Heliopolis, hat man geschwind jetzt dem Erben seines Namens durch eine große Inschrift geweiht. In der That wird dieser Eindruck einer allein im Geschäftsleben sich ausprägenden Gegenwart sich jedem Fremden aufdrängen, der nicht rein um des Geschäftes willen oder mit der nur des Dampfschiffes harrenden Ungeduld nach Marseille gekommen ist, um wie vielmehr dem, der mit Liebe und Interesse von Station zu Station sich dieser uralten Metropolis menschlicher Cultur genaht hat!

Verlassen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, dessen Mastenwald uns ganz in der Nähe winkt, weht uns frische See= und Lebensluft entgegen, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Waare auch geistiges Leben austauschende Wesen des Handels vor die Augen.

Es ist Sonntag Morgen, nach längerem, düsterem Siroccowetter und nächtlichem Regengusse ein frischer Wind, ein tiefblauer Himmel. Bunt spielen die Wimpel der dichtgedrängten Schiffe, unter denen wir einige 20 Dampfschiffe zählen; an ihrem Bord ruht heute die dringende, vom einförmigen Gesang begleitete Arbeit. Jedoch an Booten fehlt es nicht, die lustig zwischen den Colossen umher sich schaukeln. Soeben kommt dort vom Schiff ein lustiger Schwarm kräftiger Matrosen herab, sie eilen jubelnd ihren Tag zu genießen. Wie sehen sie frisch und reinlich in weißer Wäsche, in der kurzen blauen Jacke, in der Wachstuchmütze aus! Es sind Meklenburger, die eifrig plattdeutsch mit einander conversiren. Wie verschieden von jenen Griechen, deren wir hier so vielen begegnen, mit ihrem scharf geschnittenen Gesicht, dem feierlichen, orientalischen Gang, im Feß und einer Kleidung, die den grellsten Contrast zum nordischen Sonntagstaate bildet! Und dann wieder Schwarze, einige aus dem feinsten, europäischen Sonntagsstaate neugierig hervorschauend! Aber vor allem ist es die Nähe von Nordafrika, die einem hier, sowie besonders in Cette, als Hauptbeziehung sich aufdrängt. Bald sind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indessen oft schon in Marseille mittellos zurückbleiben, um hier mit den

niedrigsten Arbeiten ihr Brod sich zu verdienen und besonders den deutschen Namen zur Bezeichnung jeder Armuth, jeder Bettelei zu stempeln, bald eine neue Anwerbung zur Fremdenlegion, darunter wohl so mancher, der in Verzweiflung auf ein jüngst verlassenes Glück, auf glänzende Lebensverhältnisse zurückblickt, die er in einem eitlen Wahne von sich geworfen hat, wie ich einen sehr ergreifenden Fall aus dem Munde des dortigen deutschen Pfarrers hörte. Heiter und wohlgemuth wartet der Chasseur d'Afrique, der mit uns auf der Eisenbahn angekommen, des rauchenden Dampfschiffes, das zu Mittag seine Anker lichten soll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäischen Strande, leicht das Französische erlernend fühlen sie sich nicht unbehaglich an dieser Stätte, wo ihre Vorahnen einst als Eroberer geherrscht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen, so auf einem Steindenkmale zu Aix, zahlreiche Spuren hinterlassen haben. Ich traf einen arabischen Jungen in Cette, der eben in die Heimath zu dem wandernden Zelte zurückkehrte, er hatte eine kleine Sottise gemacht, wie er meinte, und war dafür in das Gefängniß zu Montpellier gesteckt worden, er verließ es nun geläufig französisch sprechend.

Unter diesen und ähnlichen Begegnungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebencanäle, die in kleinere Bassins, so den bedeutendsten du Carénage, münden. Schon läßt die Brandung sich vernehmlich hören, zwei Felsenmassen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings sind sie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felsencaserne vom Fort St. Jean tönt uns lustige Hornmusik über das Wasser, während wir unter St. Nicola dem schmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte und wir stehen an der vordersten Spitze des felsigen Vorsprungs und überblicken nun auf einmal die weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Massalia sicher ruht. Ich sah wenige Wochen vorher die Nordsee von den Molen Ostende's und so hat sich der Eindruck des nördlichen und südlichen Meeres scharf neben einander gestellt. Diese Bläue und Durchsichtigkeit, dieser kurze, muntere Wellenschlag, diese Verwandtschaft gleichsam, die das Wasser mit dem klippenreichen, schroffen Ufer, mit den zackigen dunkeln Felseneilanden, um die es schäumend spritzt, an der ganzen Küste des Mittelmeeres eingeht,

ist total verschieden von jener ernsten, düstern oder doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Gestade der Nordseeländer wälzt. Vor uns liegen eine Reihe kleiner Felseninseln, Ratoneau, Pomaigne, Chateau d'If, weiter die Spitze von Maire, westlich Ste. Croix. Nach der Rhone zu fällt die Bergreihe sanfter ab und eine Reihe der schönsten Villen ist dort am Gestade gelagert; nach Osten treten um so schärfer die grauen dürren aber von den würzigsten Kräutern überkleideten Felsmassen in die See. Selten betritt ein menschlicher Fuß diese Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlote thätiger Vitriol- und Soda-Fabriken. Und ihren Fuß steigen mühsame, künstlich bewässerte Gartenanlagen hinauf, in dichtverwachsene, vom Wind niedrig gehaltene Pinienwäldchen sich auflösend, welche selbst dann dem Cytisusstrauch, dem Thymian und Rosmarin Platz machen. Ich habe einen Nachmittag, geführt von einem erfahrenen Alpensteiger, dort in dieser wahrhaft großartigen Einöde mit dem Blicke auf das rege Leben der fast übervölkerten Ebene und wieder auf das von Schiffen belebte Meer zugebracht, und werde diesen Eindruck nie vergessen. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt sich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Bastionen des Forts jetzt überbaut ist. Da waltet die verehrte Schutzgöttin der Schiffer; noch öfter am provençalischen Gestade begegnet sie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde sendet.

Während das leibliche Auge an dem weiten Panorama der Gegend sich allmählich orientirt, lassen wir hier vor unser geistiges in engem Rahmen das geschichtliche Bild zusammendrängen, das auf diesem Hintergrunde aus nicht unbeträchtlichen, schriftlichen Überlieferungen, aus einer freilich noch nie mit Ernst unternommenen Übersicht der zerstreuten Denkmale der Kunst und des Verkehrs sich gruppiren läßt.

Selten wird eine Küstenstrecke durch ihre Naturbedingungen so prädestinirt seyn zu einer bedeutenden menschlichen Anlage, die den Verkehr eines großen Binnenlandes mit den überseeischen, weiten und benachbarten Ländern vermittele, und zugleich als wichtige Zwischenstation an einer lang gestreckten Küste eines in sich ziemlich abgeschlossenen Meeres diene, als gerade dieser Theil der provençalischen Küste.

Nahe liegt die Mündung des größten Stromes, der aus Gallien seine Richtung in das Mittelmeer hat, aber doch ist dieser Punkt ganz sicher gestellt vor allem verderblichen Einflusse, den der Strom selbst durch seine Versandung ausübt. Dazu kommt die Lage als letzte größere Bay, die durch natürliche Schutzmauern umgeben ist, neben jener westlichen, flachen Küste, die von der Rhone bis zu den Pyrenäen im weiten Bogen sich streckt, und in langgefaserten, niedrigen Landzungen und flachen Etangs, den südlichen Haffs, schutzlos und unnahbar ausläuft, die nur an ein paar Punkten, wie bei Cette und Agde, hinter einer mitten aus den Dünen sich isolirt erhebenden Bergspitze einen künstlichen Hafenbau zuläßt. Und endlich wie ist in dieser Bay eine Bucht zwischen zwei Felswarten förmlich eingekeilt und so bestimmt, die Schiffe ruhig zu bergen! — Alles dieß mußte fremde, unternehmende Seefahrer hier zur Niederlassung reizen, die bereits mit ihren langen kriegsgerüsteten Fahrzeugen von der kleinasiatischen Küste aus den einst von Phönikern beherrschten Weg in das silberreiche Spanien gefunden hatten, und andere südlichere Zwischenstationen, wie Sicilien, Malta, Sardinien besetzt sahen.

Eine Reihe kleiner, vielfach zerspaltener, roher Völkerschaften ligurischen Stammes wohnte hier östlich der Rhone, meist auf die Weiden des Gebirges und reichen Fischfang angewiesen, dem handelnden Fremdling gern die glänzende Münze oder die fremde Waare abtauschend. Die Ligurer verbreiteten sich einst von der gallischen Küste weit nach Oberitalien und das italische Küstenland tief nach Etrurien hinein, erscheinen aber geschichtlich überall als ein bereits zurückgedrängter, vielfach mit andern gemischter Stamm, so als Keltoligyer gerade zwischen Avignon und Marseille, und haben vielleicht mit den Iberern, den Urbewohnern Spaniens, die auch auf Corsika wie in Sicilien saßen, die meiste Verwandtschaft.

Unmittelbar hinter ihnen saßen mächtige, celtische Stämme, wie die die Cavares, Vocontii, Allobroges, dann südwestlich jenseits der Rhone Volcae, in Arecomici und Tectosagen getheilt bis über Toulouse hinaus. In mancherlei Künsten wohl erfahren, hatten sie bedeutenden Reichthum an edlem Metall in ihren Hauptstädten gehäuft, zum Theil auch die Beute kühner Züge, die sie, wie nach Süden, tief in die iberische Halbinsel,

so später über die Alpen, weiter über den Balkan und den Hellespont führten.

Bei diesen Völkerverhältnissen ward es den kleinasiatischen Joniern aus der Stadt Phokäa, nördlich von Smyrna, die von Herodot als die ersten Hellenen bezeichnet werden, welche lange, große, zum Krieg gerüstete Fahrzeuge bauten und die Adria so wie die tyrrhenische, also nördliche italische und die spanische Küste bekannt machten, vielleicht auch rhodischen Seefahrern, bereits um 600 v. Chr. nicht schwer, einzelne Factoreien an dieser Küste, darunter Massalia anzulegen. Aber erst die große Erschütterung, welche die persische Invasion unter Cyrus in den blühenden Städten Joniens hervorrief, hat hier im fernen Westen einen festen, wohlgeordneten, sittlich starken Sitz des Hellenenthums geschaffen.

Nicht wollten die seemächtigen Phokäer in der Heimath das Barbarenjoch auf sich nehmen: Weib und Kind, Hab und Gut, die Götterbilder und alle andern Weihgeschenke, nur nicht was von Stein, also Marmor, und Erz gearbeitet oder Gemälde war, also nicht das künstlerisch gerade Bedeutende laden sie auf ihre Fahrzeuge. Ein Schwur hat sie verbunden, für immer der Heimath Lebewohl zu sagen, doch die Liebe zum Boden ist stärker als das gegebene Wort, die eine Hälfte kehrt unterwegs zurück, der andere Theil, also sichtlich der unternehmende, muthige, entnimmt aus dem hochheiligen Tempel der ephesischen Artemis Weihe und göttliche Leitung in einer jungfräulichen Priesterin und einem heiligen Schutzbild der Göttin mit. Sie erscheinen im italischen Meer; auf Corsika haben sie zuerst in der von ihnen 20 Jahre zuvor gegründeten Stadt Alalia Halt und Wohnort gefunden; sie gründen Heiligthümer dort, und es scheint, als ob hier das neue Phokäa des Westens erstehe. Aber die größten Seemächte des Westens, Tyrrhener und Karthager, vereinigen sich gegen ihre weitgreifenden, die Küsten bedrohenden Unternehmungen. Aus mörderischer Seeschlacht kehren die Phokäer als Sieger, aber sehr geschwächt, zurück.

Der Versuch, in Unteritalien sich niederzulassen, wird nur von einem Theil gemacht, der andere wendet seine Segel um das Jahr 537 der gallischen Küste, dem kleinen Landungsplatz und Handelsanlage Massalia zu. Massalia wird fortan die neue Heimath der freiheitliebenden

Phokäer; jetzt erst wird sie zur Stadt, zu einem städtischen, selbstständigen Gemeinwesen, und erblüht unter der strengen Zucht der väterlichen Gesetze zu einer mächtigen, weit gekannten Metropolis.

Drei Perioden sind es, in denen diese kleine Welt, fast abgeschnitten von dem übrigen Hellas, ihre ideale Bestimmung gegenüber den celtischen und iberischen Stämmen bewährt. Zunächst gilt es die eigene Existenz zu sichern, als Kaufmann zu herrschen, die Straßen des nördlichen Verkehrs in griechische Endpunkte zu leiten, sie selbst zu bereisen, das eigene Geld, Gewicht und Maaß zur Geltung unter den Barbaren des Westens zu bringen, dazu vor allem an der ganzen Südküste Galliens Töchterstädte zu gründen. Hier wird noch um die ersten Bedingungen des Lebens gegen die vereinzelten gallischen Stämme oder um die mercantile Stellung gegen das eifersüchtige Karthago gestritten, und Tapferkeit, List und Vorsicht geübt, das Gemeingefühl im Innern bei allen Entwicklungskämpfen gestärkt. Die nationale Sage flicht manch romantischen Zug in die rauhe Wirklichkeit: es reicht die *blonde* Königstochter des gallischen Königs Nannus bei dem Festgelage, welches die gallischen Edeln als Freier versammelt, die Schale gemischten Weines dem fremden, griechischen Ankömmling und wählt ihn zum Gatten; da wird eine königliche Prinzessin in den Armen eines griechischen Jünglings zur Verrätherin an der Sache ihres Volkes, das bereits durch Überlistung bei einem Feste seine gefährlichste Feindin, Massalia erobert sah.

Im Innern durchlebt die Stadt, wie jedes griechische Gemeinwesen, manch heftigen Verfassungskampf; während diese anderswo durchgängig zur vollen, freien Demokratie führten, wird hier in Massalia nur die Oligarchie einiger wenigen Geschlechter zu einer gemäßigten Timokratie, die auf ein bestimmtes Vermögen und reine Herkunft sich stützte, mit dem lebenslänglichen Senate der Sechshundert, der Executive eines wechselnden Ausschusses, an dessen Spitze wieder eine Trias steht, erweitert. Ein Aristoteles hatte in seinem großen Werke über die griechischen Staatsverfassungen gerade Massalia einer besondern Aufmerksamkeit gewidmet. Und in der That war gewiß eine solche Verfassung für einen kaufmännischen Staat, der zugleich von einer Masse fremdnationaler Elemente sich bedroht sah, die einzig haltbare, sicherstellende republika-

nische Form; sie wird daher neben der von Rhodos und dem alten Karthago zur Vergleichung für das in gesetzlicher Ordnung hochblühende Kyzikos von Strabo herbeigezogen.

Die zweite Periode zeigt uns die reichen, stolzen Bürger Massalia's als große Grundbesitzer gallischen Gebietes, eine Anzahl von untergebenen Stämmen nimmt Sprache und Cultur von ihnen an, sie herrschen zu beiden Seiten der Rhone; aber bereits wissen sich Gallier wie Massalioten unter dem gewichtigen Einflusse einer fremden Macht, römischer Legionen. Das lange dauernde und innige Freundschaftsbündniß zwischen Rom und Massalia, dessen Anfänge vielleicht recht weit hinaufreichen in die letzte Zeit des römischen Königthums, tritt in dem großen welthistorischen Kampfe zwischen Rom und Karthago uns zuerst bedeutsam entgegen und gegenseitige Dienstleistungen befestigen es mehr und mehr. Die blutigen andauernden Vernichtungskriege gegen die Ligurer in Italien und weiter werden von den Römern zugleich zur Sicherung Massalia's, zur Erweiterung seines Besitzes, unternommen, und umgekehrt gab Massalia in seinen Colonialstädten bis tief in die spanische Küste hinab eben so viele Haltepunkte der römischen Herrschaft in Spanien. Und selbst später, als in großen Schlachten die südgallischen Stämme von den Römern gedemüthigt waren, ist es die freie, hoch befreundete Stadt, die man respectirt, der man große Landestheile schenkt. Ihre Fürsprache für die zweimal den Römern gegenüber feindselig sich erhebende, mit harter Züchtigung bedrohte Mutterstadt Phokäa verfehlt ihre Wirkung nicht.

Dieß Verhältniß mußte mit der Eroberung ganz Galliens sich ändern. Das Verlangen auch da neutral zu bleiben, als die ganze römische Welt in zwei große Parteien sich spaltete und doch dabei der innere Zug, der die massaliotischen Geschlechter zu dem Verfechter der römischen Nobilität und republicanischen Form führte, mußte alle Rücksicht der Pietät, der Höflichkeit lösen. Man schlägt dem Cäsar den bewaffneten Eintritt in die Stadt ab, nimmt aber bald darauf von Pompejus gesendete Truppen an, Cäsars Glück endet siegreich den mit aller materiellen und sittlichen Anstrengung geführten Kampf. Massalia sah seine Kriegsschiffe aus dem Hafen, seine Waffenvorräthe, seine Getreidemagazine sich entführen, und zum erstenmale ziehen bewaffnete

Fremde in die Thore des Freistaats. In dem Triumphzuge Cäsars ward das Bild von Massalia als das einer eroberten Stadt mitgetragen.

Wird seitdem auch von den römischen Kaisern die selbstständige Form, die Autonomie des wehrlosen Freistaates erhalten, ja hat sich bis in das fünfte Jahrhundert die nur griechischen Städten eigenthümliche Würde der duces (στρατηγοί, εἰρηνάρχαι) erhalten, die mercantile und politische Bedeutung schwindet mehr und mehr. Die Gunst der Augusteischen Familie wendet sich den altgallischen Städten oder neuen Militärcolonien zu; der innere Verkehr vertheilt sich mehr an die Städte im Rhonethale, der Seeverkehr folgt zum großen Theil dem politischen Zwang. Narbonne, das alte Narbo Martius, sieht seinen künstlichen Hafen, jetzt „le port de la Nouvelle" nach dem römischen Namen noch genannt, den zur Stadt führenden Canal sich mit Seeschiffen füllen, und Frejus, das Forum Julii, wird Flottenstation. Aber der Lauf der Zeiten hat alle Politik zu Schanden gemacht, und der griechischen Ansiedelung das Recht ihrer naturgemäßen Anlage zurückgegeben. Jetzt entdeckt man kaum von dem etwas höher liegenden Narbonne auf dem flachen, versandeten Etang eine Fischerbarke, während der große, alte Hafen Marseille's die Menge der Schiffe lange nicht mehr faßt, bereits schon lange ein zweiter, jetzt ein dritter Hafen außen vor mit ungeheuern Molen angelegt wird.

Da, in der römischen Kaiserzeit, ist es, wo Massalia das was den Griechen nach dem Verlust ihrer Freiheit immer noch blieb, ihre Bildung, ihre Wissenschaft, ihre Kunst zum Ziele des Ehrgeizes macht; wo es als ein westliches Athen in seinen Mauern die gallische Jugend und nicht diese allein, auch die Söhne Roms versammelte; wo von hier aus griechische Ärzte, wie in alle Theile Galliens, so nach Rom gerufen wurden; von wo der griechische Stock der gelehrten Bildung der Anstalten zu Lyon, Autun, Toulouse, Bordeaux entnommen wurde.

Dort uns gegenüber, wo auf langer, spitz zulaufender Halbinsel die engen Straßen sich drängen, am Rande des äußern Hafens die alte Kathedrale Marie de la Major liegt, wo alle ältern öffentlichen Gebäude sich zusammenfinden, erhob sich die Phokäerstadt, von drei Seiten vom Wasser umspült, und bis 80, ja 100 Fuß hoch ummauert und nach dem Festlande zu auf einer damals bedeutend schmäleren Land=

enge, deren nördliche Begränzung durch die Angabe des Felsrandes und die sichtliche Ausfüllung einer tiefer in das Land einschneidenden Bucht, der Joliette, sich genau verfolgen läßt, durch starke Thürme das einzige Eingangsthor schützend. Alle vom Standpunkt einer überweisen, das Terrain selbst nicht genau beachtenden Kritik gemachten Einwendungen und willkürlichen Verlegungen des alten Massalia sind in neuerer Zeit in Localschriften bereits zurückgewiesen und müssen für jeden zerfallen, der den griechischen Text genau im Kopfe die Topographie an Ort und Stelle studirt. Einfach und bürgerlich waren nach Vitruvs Zeugniß die Privathäuser im Gegensatz zu den stattlichen Gebäuden des Cultus, Staates und Handels.

Der Hafen bildete einen von der Stadt ganz getrennten, selbst durch Mauern umschlossenen Bezirk, der den Namen Lakydon oder in vielleicht ursprünglicherer Form Halykidon trug. Er wird von Constantin z. B. leicht eingenommen, während der hohe Mauerkranz der Stadt ihm einen schwer zu besiegenden Widerstand leistete. Das ganze Mittelalter hindurch ist die Stadt selbst auf dem jetzigen Quai d'Orléans und der Canebière abgeschlossen, das Arsenal liegt weit außerhalb und das Kloster von St. Victor mit seiner großen Todtenstätte ist den Angaben nach fast eine halbe Stunde vor der Stadt. Die Schilderung der antiken Hafenstadt, als amphitheatralisch in Felsen vom Hafen aufsteigend, weist uns unmittelbar darauf hin, daß wir seinen Bezirk auf Grund und Boden des glänzendsten Theiles der jetzigen Stadt zwischen Canebière und Cour Bonaparte zu suchen haben.

Auf einem felsigen, jetzt vielfach ausgeglichenen Plateau an der Landseite ragte die Akropolis mit den Tempeln des Stammgottes der Jonier, des delphinischen Apollo und der großen Göttin von Ephesus. Diese als allumfassende, allgebende, im dunkeln Gebirge, am Quell, an der See waltende Mutter Erde von den Asiaten verehrt, ward im griechischen Glauben zur pfeilfrohen, Gebirge durchstreifenden Schwester Apollo's, Artemis, aber ihr bleiben charakteristische Züge der fremden Heimath genug. Der Stier, der Löwe sind ihr heilig; anspringend oder zur Vertheidigung die Tatze erhoben, begleitet sie dieser, jener die Hörner zum Angriff gerichtet. Reichen Schmuck trägt sie als Ohrgehänge und Halsband; die Olive, das Gewächs, welches dem Boden

der Provence, wie dem steinigen von Attika, Reichthum und Wohlstand entlockte, schlingt sich um ihr Haar. Sie ist die Schützerin des Hafens, wie dort am Strande von Ephesos und im Hafen Munychia; in ihrem Tempel hängen die Siegestrophäen manch ruhmvoller Seeschlacht. Der Dreizack und der Delphin schließen sich als weitere Symbole ihrer Darstellung an.

Sichtlich haben sich im Dienste jener Notredame de la Garde Spuren ihrer Verehrung erhalten. Jährlich wird, so ward mir wenigstens aus glaubwürdigem Munde berichtet, im Sommeranfang das heilige Bild der Mutter Gottes vom Felsen geholt und durch die Straßen getragen. Ein bekränzter Stier mit einem kleinen Mädchen auf dem Rücken folgt mit in der Procession; als eine zweite Europa scheint dieses dem Hafen, der Meeresfluth sich zu nahen, bis zu dem die Procession sich erstreckt, um Meer und Schifffahrt unter göttlichen Schutz zu stellen.

An die Tempel der Artemis und des ebenfalls zur Meerfahrt und überseeischer Colonisation in nächster Beziehung stehenden, zugleich auf ernsten Sühngebrauch dringenden Apollo Delphinios reiht sich eine Anzahl anderer, vor allem der der bewaffneten, siegverleihenden Athene, die einst dem gallischen Heerführer als furchtbares Traumgesicht abweisend erschien, und von ihm mit Entsetzen auf der Akropolis wieder erkannt ward, die hier sitzend in hochalterthümlicher Auffassung verehrt ward, dann der im Meerschaum erscheinenden, Schiffer beschützenden Leukothea, so wie des allgemein griechischen Heros Herakles, dessen Spuren hier auf gallischem Gebiet wir bereits begegnet sind. Spiele und Feste wurden gefeiert; im Stadion wetteifern die Gespanne zu Apollo's Ehren, das Frühlingsfest vereinigt zu des Bacchus Feier die Bürgerschaft in ausgelassener Lust, und die Thargelien fordern zu ernster Zeit ihre Sühnopfer. Streng wird auf religiöse Sitte gehalten: man huldigt noch immer den alten Heiligthümern zu Ephesos und Phokäa, man holt feierlich von dort die Oberpriesterin, man sendet Festgesandtschaften an den delphischen Gott und weiht dort Statuen hin, wie das Erzbild der Athene Pronaia.

Es soll der Hellene rein die mitgebrachten Götter sich erhalten, aber dem fremden Kaufmann, der in dem selbstständig ummauerten, einen eigenen Namen führenden Hafen seine Niederlagen hat, wird

der eigene Cultus gelassen. Ein Tempel des Baal sah Phönicier, oder genauer wohl Karthager, um sich versammelt. Genau ist von den Schoffetim bestimmt, welcher Antheil am verschiedenen Opferthier den Priestern gegeben, welches Geld entrichtet wird für freiwillige, gelobte oder Sühnopfer. Bekanntlich gibt uns hierüber eine höchst wichtige phönicische Inschrift, die hier in Marseille vor sechs Jahren gefunden ward und in dem Museum aufbewahrt wird, genauen Aufschluß. Und auch den Galliern wird in der Nähe der Cultus im dunkel beschatteten Haine an düsterer Quelle mit den von Menschenblut bespritzten Altären und unförmlichen Bildern nicht gestört.

Zu einer Zeit, wo die Römer bereits mit ihren Legionen am Euphrat, am Ararat, in Afrika, am Rhein standen, sahen sie sich im Bau ihrer Schiffe, in der Gewandtheit und Kunst der Lenkung derselben weit durch die Massalier übertroffen. Mit Staunen betraten sie die Schiffswerften am Hafen, die Arsenale mit allen Vorräthen des zur Schiffausrüstung Nöthigen, die großen Magazine mit Proviant und Waaren aller Art; nun begriffen sie, wie immer von neuem eine einzige Stadt die herbsten Verluste ersetzen konnte. Von hier aus, aus diesem Hafen, mit diesen Mitteln hatten die Massalier den westlichen Verkehr des mittelländischen Meeres geleitet. Die Producte Britanniens und der germanischen Küsten, so der Bernstein, das Zinn, nahmen damals den Weg durch Gallien und über Marseille, Gallien selbst lieferte Getreide, Pferde und Vieh aller Art, treffliches Bauholz, auch edle Metalle, besonders Gold, dazu der Süden Oel und Wein; die Küste bot durch ihren Fischreichthum, durch Korallen und Salz, durch mancherlei Delikatessen der Tafel eine ergiebige Quelle des Handels dar.

Vor allem galt es jeden günstigen Punkt der Küste zu benutzen und mit einem Netze griechischer Colonisationen das Land zu umspannen. Tief in Spanien beginnt schon ihre Reihe, deren bedeutendste ~~Tarracona~~ war. Am Abfall der Pyrenäen lag die Stadt der pyrenäischen Aphrodite, der Name des leukatischen Ufers lebt noch heute bei Perpignan, Agde und Cette tragen noch heute ihre griechischen Namen: Agathe und Setion; in der öden Camargue, jetzt nur eine Weide für verwilderte Pferde, Esel und Stiere, schlug Rhodanusia seine Mün=

zen; im engeren Gebiet von Massalia gab es eine Kyrene, eine Trözen und andere Städte. Apollo als Spieler der Kithara, Athene, Herakles, der Stier, auch sonst ein Symbol des Vorgebirges, gaben Anlagen bei Toulon ihre Bezeichnung; Hyères war bereits im Alterthum eine Olbia, eine Hochbeglückte; Antibes, Nizza und Monaco schließen hier als Verstümmelung griechischer Namen: Antipolis, Nikäa, Monoikos den Reigen. Die Hyèreschen Inseln, die Inseln vor Marseille boten griechische Häfen dem Schiffer. Hatten die antiken Karten nicht Recht, einfach auf diese Küste ihr „Grecia“ zu setzen? Und gehen wir in das Innere der Provence, da begegnet uns Theline als griechischer Name für Arelate; da ist Aeria, die Luftige, auf windigem Fels gebaut; da kennen wir Theopolis, die Götterstadt, den Seleukosberg und andere.

Ebenso interessant ist es, an den Münzreihen gallischer Städte und Völker im ganzen Gebiete von den Allobrogen an bis über Toulouse an die spanische Gränze bei Roussillon die griechische Schrift, das griechische Gepräge, dieselben Symbole zu verfolgen. Selbst westgothische Könige haben noch den massilischen Stempel benutzt. In allen diesen Städten wohnten griechische Kaufleute, wurden griechische Götter oft mit gallischer Zuthat und Vermischung verehrt, wurden die Völkerverträge griechisch abgefaßt. Beweis sind ferner die griechischen Grabinschriften, die uns in Vienne, Avignon, Vaison, Aix, Nimes begegnen, Ehrendecrete, die griechische Schauspielercorporationen erlassen, die vielen griechischen Eigennamen auf lateinischen Inschriften. Noch weiter drang der Gebrauch der griechischen Schriftzeichen: es wird uns bestimmt von Cäsar versichert, daß im allgemeinen die gallische, höhere Bildung nur mündlich durch die Druiden fortgepflanzt ward, daß aber, wo Schrift angewandt ward, dieß die griechische war.

Aber dadurch ist der Einfluß des hellenischen Massalia noch nicht begränzt. Es hat als eigentliche Bildungsstätte, als der Ausgangspunkt künstlerischen Lebens ihn weit und lange Zeit geübt. Wie war das möglich, wenn nicht in seinem Innern das lebendige Interesse für heilige und ideale Güter lebte, wenn hier nicht bedeutende Menschen Zuhörer und Schüler an sich fesselten? Fragen wir nur nach jenen Grabinschriften, die so zahlreich an der alten Begräbnißstätte bei St.

Victor, beim Ausgraben des Bassin daneben gefunden wurden. Welch poetischer Zauber ist über jene einfachen, aber tiefen Klagen gegossen, die dem jugendlichen Schiffer, welcher nahe dem ersehnten Hafen untergegangen, ein Denkmal weihen oder die dem Vater, der in seines Lebens Kraft dahin gegangen, aus dem Munde des unerwachsenen Sohnes gelten! Und ist es nicht ein ehrendes Zeugniß der Stadt, daß sie aus der Heimath, der ein eigenes homerisches Epos besitzenden Phokäa, die Werke des Sängers von Troja mitgenommen und als Kleinod in einer hochgehaltenen, mannichfach selbstständigen Recension bewahrte? Nun ruht hier in kühler Erde der deutsche Philolog, welcher das Verständniß eben dieses Homer, als der wahren Nationaldichtung der Hellenen, der neuen Zeit erst eröffnet hat.

Frühzeitig hat die Schifffahrt, der Verkehr an fremden Küsten die Beobachtung des Himmels und der Erde geschärft. Die erste genaue Bestimmung des Breitengrades eines Ortes ward von Pytheas für Massalia gegeben. Und die erste genauere Kunde über Britannien, die germanischen und wohl auch nordischen Küsten ward durch sein größeres Werk den Griechen gebracht, sowie ein anderer, Euthymenes die Küsten Afrika's beschrieb. In der späteren Zeit ist es Rhetorik, Philosophie und Medicin, welche hier blühten und berühmte Namen, wie die Aerzte Krinias und Charmis, jenen, der systematisch die Arzeneien mit astronomischen Zeitbestimmungen in Verbindung setzte, diesen, den ersten fanatischen Verfechter der Kaltwassercuren, wie ferner Agrotas und Oskus bildete. Gerade hier, wo neben der griechischen Sprache die lateinische bald gleichberechtigt wurde, ist die Anwendung griechischer Methode auf das Lateinische, z. B. in der Rhetorik, zuerst versucht worden.

In „diesem Lehrsitz wissenschaftlicher Bildung“ hatte ein Julius Agricola von früher Jugend an eine entschiedene Richtung auf Philosophie erhalten, stärker und lebendiger als es einem Römer und dazu Senator zu geziemen schien.

Und wo sind jene trefflichen Werke der Plastik, die in Vienne, Arles, Nimes, St. Remy u. a. gefunden worden, die zum Theil das Louvre von Paris schmücken und welche so entschieden griechische Ideale in griechischem Style uns vorführen, anders gebildet, als in den griechi-

schen Küstenstädten, besonders Marseille? Es kann uns nicht wundern, daß die Stadt selbst verhältnißmäßig so wenig uns geliefert, da sie nie zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit sank und immer die Gegenwart auf engem Boden die schlimmste Gegnerin der Vergangenheit ist, aber jede Reinigung des Hafens hat Bronzen und Marmor zu Tage gefördert, und viele der Werke, die im Schutze der Kirchen sich erhalten, sind nur den wüsten Stürmen der ersten französischen Revolution nicht entgangen.

Auch das Christenthum endlich ist in dem edeln und köstlichen Gefäß der griechischen Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden. Wunderbarerweise ist es fast von demselben Punkte ausgegangen, von dem einst jene Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden war; aus Smyrna und Ephesos von den Schülern Polykarps sind hier die kirchlichen Anlagen erst befestigt worden, und in lebendigem, kirchlichem Verkehr standen diese länger mit ihren kleinasiatischen Mutterkirchen: wofür ein interessantes literarisches Document uns noch vorliegt. Die spätere Legende, welche die Christianisirung Galliens und Spaniens unmittelbar an die Umgebung Christi anknüpfte, läßt allerdings aus Palästina selbst Lazarus und Maria Magdalena nach Massilia wandern: jener ist noch heute in der Kathedrale hoch verehrt, diese hat ihre Kirche in der Revolution bis auf den Thurm verloren. Der Bischofssitz von Marseille hat aber nie zu großer Bedeutung sich erhoben, wenn auch einzelne Bischöfe, z. B. Graecus als Vermittler der letzten weströmischen Kaiser mit Westgothen und Burgundern eine politische Rolle spielten. Die bischöfliche Organisation folgte bekanntlich entschieden der römischen staatlichen Gliederung und die sinkende griechische freie Stadt konnte dagegen nicht aufkommen. Ob nicht auch hier, wie im Orient, eine reiche Kaufmannschaft und die literarischen Anstalten dem Christenthum länger feindlich gegenüberstanden, ist mir nicht näher bekannt.

Aber Massilia hat in altchristlicher Zeit für den Westen Europa's eine sehr weitgreifende Bedeutung durch die unmittelbare Übertragung orientalischen Klosterlebens auf gallischen Boden gewonnen. Das Kloster des heil. Victor, des römischen, Götterbilder umstürzenden Soldaten und Märtyrers, von Cassianus gegründet im Jahr 408, ward

zu einer förmlichen Stadt, die bis zu 5000 Bewohner zählte und stand an Ansehen oben an unter den gallischen Klöstern. Die mildere, hellenistische Ansicht von der Natur des Menschen fand hier in Cassianus und seinen Schülern eine beredte und warme Vertheidigung. Schriftstellerische Arbeiten sind in Marseille in und außerhalb der Klostermauern im fünften Jahrhundert zahlreich und von tieferer Bedeutung entstanden; ich nenne nur die des Cassianus, Cl. Marius Victor, Salvianus, Gennadius. Ob einzelne derselben nicht ursprünglich griechisch geschrieben waren, darüber ist man noch im Zweifel. Wenigstens ist bei einigen unmittelbares sich Anschließen an damalige griechische Compositionsformen bestimmt bezeugt.

Versäumen wir auf dem Rückweg in die Stadt nicht bei dem Bassin du Carénage rechts die Stufen hinaufzusteigen. Ein festungartiges Gebäude, von schweren Strebepfeilen gestützt, fast ohne alle Fensteröffnung, ohne jedes architectonische Ornament verräth uns nicht, daß wir uns vor einer Kirche befinden. Und doch ist es so: arme, bettelnde Frauen weisen uns die Thüre und wir treten in ein hohes, dunkles, gothisches Gewölbe. Die Kirche scheint nur nothdürftig noch in ihrem Cultus erhalten zu werden. Wie sie selbst, so hat die ganze Umgebung die allergrößten Veränderungen erlitten. Das Netz neuer regelmäßiger Straßen, meist mit Magazinen und einzelnen großen Fabriken besetzt, erreicht hier sein Zielpunkt. Nichts wie der Name der mittelsten und längsten Straße (Rue Sainte) weist uns darauf hin, daß wir hier auf hochgeheiligtem Boden wandeln, daß in dem weiten Umkreis der Klostermauern von St. Victor die große Grabstätte, der Paradisus lag, geweiht durch soviel heilige Gebeine, ein ersehntes letztes Ziel auch der im thätigen Leben der Handelsstadt einst Befangenen. Wir stehen auf einer reichen Fundstätte antiker, wie altchristlicher Denkmäler; sind jene auch häufig in diese umgewandelt worden, so scheint doch entschieden hier die Nekropole der griechischen Stadt bereits gewesen zu sein, an deren Ende dann das Kloster sich erhob.

Im städtischen Museum sehen wir 15 altchristliche Sarkophage, alle aus St. Victor stammend, früher in Kirchen als Altäre hie und da benutzt. Allerdings sind ihre traditionellen Bezeichnungen, als dem heil. Moritz, der Ursula, dem Cassian, der Eusebia, dem Chrysanthus

und Darius gehörig erst viel jüngeren Datums, aber sie selbst mit ihren Aposteln, den Wundern Christi u. s. w. gehören dem fünften und folgenden Jahrhunderten; eine reliquiensüchtige Zeit hat sie später neu hervorgeholt und neu bezeichnet.

So sehen wir auf der Todtenstätte Althellenisches und Altchristliches friedlich geeint, ja unmittelbar Formen und Symbole mannigfach übergegangen, aber es war nicht die Bestimmung des Griechenthums überhaupt, noch weniger hier im Westen, unmittelbar überzutreten und aufzugehen in die Formen des mittelalterlichen Lebens, wie sie aus dem Wesen der germanischen Nationen entsprangen. Die Hellenen haben praktisch nur ein freistaatliches Sonderleben realisirt; die Universalität eines Weltreiches ist von ihnen nur auf idealem Gebiete angebahnt worden. Den Römern war es vorbehalten, in straffer Zucht und Ordnung die Elemente der alternden antiken Welt zusammenzufassen, immer neue und frische darin aufzunehmen und den praktischen Bedürfnissen im Rechtsleben, in der kriegerischen Wahrung der Selbstständigkeit, im Verkehr der Länder, in den Freuden und Genüssen einer verwöhnten Menge in großartigster Weise zu genügen. So sind sie auch in der Provence aufgetreten seit ihren ersten entscheidenden Schlachten an der Rhone und Isère, so haben sie im ersten Jahrhundert bereits Südfrankreich zu einem Theile Italiens gleichsam umgestaltet. Dieß war aber nur dadurch möglich, daß sie es trefflich verstanden das griechische Ferment, das weithin die südgallischen Völker durchzogen, zu schonen und es überzuleiten in die hochpulsirenden Adern des römischen Staatskörpers.

Jedoch machen wir hier Halt in jenem Rückblicke; wenden wir uns in die Gegenwart zurück von dem einsamen Punkt der Tête de More in das Straßentreiben des heutigen Marseille.

Der Deutsche war uns bei unserer Hafenwanderung schon mannigfach und in sehr verschiedenen Situationen begegnet, unerwartet finden wir ihn wieder vertreten in einem blondhaarigen Jüngling unter den Arbeitern des großen Wasserbassins, welcher mit der Wasserleitung unstreitig das größte moderne Bauunternehmen von Marseille ist. Und wer hält dort am Eingang der Stadt, an der Allee des Prado das besuchte Tanzlokal, das am Sontag Abend eine mehr als gemischte,

lärmende Gesellschaft in sich versammelt? Es ist ein Deutscher. Eine der deutschen Kaufmannsfamilien kennen zu lernen, dazu fehlt uns ein Empfehlungsbrief. Aber lesen wir nicht in der Zeitung, daß deutscher Gottesdienst am Sonntag Nachmittag in dem Temple des Protestants gehalten wird? In der Rue Grignan liegt die Kirche durch ein flaches Frontispiz und eine einfache Säulenhalle markirt. Aber die letztere ist mit einem Gitter geschlossen, und sieht kaum je betreten aus. Eine kleine Thüre in dem anstoßenden Haus, welches die protestantische Schule und das Sitzungszimmer des Consistoire enthält, läßt verstohlen die Kirchenbesucher ein. Still und unvermerkt füllen sich die Bänke des geräumigen, ganz in der einfachen, nackten, aber hellen Weise reformirter Kirchen eingerichteten Innern: ganze Familien, eine Reihe Matrosen, junge Handwerker bilden den Hauptbestandtheil der Anwesenden. Mit innerer Bewegung hörte ich hier wieder einfachen, deutschen Kirchengesang, ohne Orgelbegleitung, vom Pfarrer angestimmt und von einigen guten und festen Frauenstimmen gehalten, und eine deutsche Predigt. Ich habe den bleibenden Eindruck, welchen eine mitten in das fremde romanische und streng katholische Land gepflanzte deutsche und protestantische Gemeinde macht, schon von sehr verschiedenen Arten mit davon getragen, aber nirgends trat mir noch so lebendig die wichtige nationale Bedeutung hervor als bei dieser vor etwa 7 Jahren gestifteten Gemeinde in Marseille, welche mit der französisch reformirten Kirche in naher Verbindung steht, so in dem gemeinsam geführten Armenwesen, in der Mitbenutzung des Gotteshauses und der Schule, aber in ihrer Existenz rein von dem Interesse der kirchlichen Vereine in der deutschen Schweiz und vor allem des Gustav-Adolphvereines abhängt.

Die Zahl der Deutschen in Marseille beträgt nach ungefährer Schätzung über 3000, ist natürlich den großen Schwankungen eines See- und Auswandererplatzes unterworfen. Abgesehen von der z. B. gegen Bordeaux nicht bedeutenden Anzahl reicher, länger ansässiger Kaufmannsfamilien, welche aber der deutschen jungen Gemeinde meist fremd geblieben sind, bilden den Hauptstock die deutschen Arbeiter und zurückgebliebenen Auswanderer. Die ersteren kommen oft haufenweise aus Rheinbaiern, Nassau, Hessen auf irgend eine dunkele Nachricht

von reicher Arbeitsgelegenheit und gerathen bei gänzlicher Unkunde der Sprache und anfänglicher Enttäuschung dann in große Noth. Die armseligsten Logirhäuser in der Altstadt füllen sich mit ihnen; sie fallen oft in die Hände methodischer Aussauger, die um einen Spottpreis ihre Arbeit verwenden. Junge Bauermädchen, die Dienste suchen, erscheinen aus dem Elsaß und weiter urplötzlich, ohne irgend Adressen, wie durch einen dunkeln Drang in die Ferne getrieben; sie werden nicht selten von dem deutschen Pfarrer mit Mühe aus liederlichen Häusern, in die sie aus Dummheit und augenblicklicher Noth gleich in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit gerathen sind, geholt. Straßenkehren, die schwersten Hafenarbeiten, Handlangen bei Bauten, das sind die Beschäftigungen, die deutsche Handwerker oft genug dort erwartet. Dazu kommen die förmlich organisirten Arbeitervereine, in die der Deutsche leicht gezogen wird, aus denen er in die Heimath mit ausgebildeten Ansichten religiöser und politischer Negation zurückkehrt. Einen noch traurigeren Anblick gewähren die Zustände der deutschen, nach Algier ziehenden Auswanderer. Sie kommen in Marseille meist ohne alle Mittel an, in der Erwartung, ohne Weiteres frei nach Afrika befördert zu werden. Wochenlang liegen sie dann da, bis ihr Schreiben deshalb nach Paris an das Ministerium abgesandt und die Antwort ertheilt ist. Viele besitzen nicht mehr die Energie, die Überfahrt wirklich durchzuführen; sie bleiben mit einer großen Kinderzahl in Marseille. Daß Krankheiten der traurigsten Art bei Noth, Heimweh, Liederlichkeit, Muthlosigkeit sich einstellen, ist nicht zu verwundern. Der protestantische Saal des Haupthospitals ist oft nur mit Deutschen besetzt. Ein sehr lebendiges Beispiel dieser Unglücklichen, die, man kann leider sagen, an einem deutschen Nationalfehler zu Grunde gehen, an dem Mangel eines zu praktischer Thätigkeit, zum sich Selbsthelfen anspornenden Ehrgefühls und doch dem Bewußtsein theoretischer, idealer Überlegenheit, bot sich mir dar in der von Fieber durchschüttelten Jammergestalt eines nassauischen Schmiedes, der nach Corsica mit Familie gezogen war, dort in einer kleinen Stadt des Innern gelebt, alle Angehörigen bis auf einen Knaben verloren hatte und nun nur e i n Ziel, die Heimath kannte. Seine Erzählungen waren interessant genug, seine Beurtheilung dortiger Verhältnisse klar und scharf, und doch kehrte er als der ärmste Lump,

der von Stadt zu Stadt sich fortbettelte, zurück. Nur den einen Wunsch sprach er unter Thränen aus, daß sein Sohn mit einer Schiffsgelegenheit nach Marseille kommen möge, um protestantisch confirmirt zu werden.

Man muß sowohl der städtischen Verwaltung von Marseille, als auch der Regierung das Zeugniß geben, daß sie der größten Noth der deutschen Durchzügler durch Arbeitgeben, freie Fahrgelegenheit, Almosen vielfach steuert. Aber es ist wohl klar, daß dadurch nur vom Standpunkt policeilicher Ordnung geholfen wird, daß zugleich die Ehre des deutschen Namens nicht eben steigt und man gern Deutschen die Betheiligung an Unruhen, Complotten zuweist. Hier tritt nun ein deutscher Pfarrer bei dem allbekannten Mangel der Organisation deutscher Consulate doppelt und dreifach als der Mittelpunkt geistig und materiell eingreifender Thätigkeit auf. Und in der That gewährt ein persönlicher Einblick in die Mannigfaltigkeit dieser Thätigkeit, schon die Übersicht des einfachen Jahresberichtes, wonach die Einnahmen und Ausgaben auf circa 3800 Franken, also 1000 Thlr., sich in den letzten Jahren beliefen, ein sehr erfreuliches Bild. Außer dem regelmäßigen Sonntaggottesdienst ist ein Abendgottesdienst in der Woche eingerichtet, es werden Gesangübungen gehalten, um einen Kern für den Choralgesang zu bilden, man hat einen Abendsaal für Erholung und geistige Fortbildung eröffnet, in der französischen reformirten Schule ist eine Stunde für deutschen Sprachunterricht täglich angesetzt, tagtäglich ist in der Kirche von 2—3 eine Commission beisammen, um im Namen einer Gesellschaft, der Amis des pauvres, die Hülfesuchenden durch Rath und That zu unterstützen. Man hat mit der Eisenbahn, den Rhonedampfschiffen Abkommen für sehr wohlfeile Beförderung getroffen, giebt natürlich so wenig als möglich baar Geld, sondern Arbeit, Wohnung, Naturalien. Der Besuch der Hospitäler ist völlig ungehindert und von der wohlthätigsten Wirkung. Ich will die in das Einzelne gehende Seelsorge, die Logirhäuser, Schiffe nicht ausschließt, die sich der Waisen annimmt, die nicht müde wird, zunächst oft tauben Ohren zu predigen, nicht noch näher schildern; es gehören dazu vor allem Persönlichkeiten, die zur nie rastenden Thätigkeit innerlich gedrungen sich fühlen. Und Marseille besitzt in seinem jetzigen Pfar-

rer, einem Herrn G. aus Basel, eine solche. Es ist eine sehr begreifliche Thatsache, daß eine große Zahl deutscher Katholiken sich zu der Gemeinde hält und mit dem Pfarrer verkehrt. So nehmen wir denn aus dem heutigen Marseille neben dem Eindrucke eines großartigen Geschäftslebens, einer interessanten Natur auch den hocherfreulichen mit fort christlicher, werkthätiger Liebe, die in deutscher Nation und in dem Protestantismus thätig ist und so die vielfach losgetrennten Glieder eines politisch zerstückelten Vaterlandes doch an dasselbe anschließt.

Drittes Kapitel.

Ein Ausflug nach Aix.

Der frühere und jetzige Straßenverkehr mit Aix. Ursprung des Namens. Älteste römische Ansiedelung in Gallien. Marius und der Rhonekanal. Das Schlachtfeld der Römer und Teutonen. Aix im Mittelalter. Religiöse Bezüge. Residenz der provençalischen Grafen. Späteres Leben der Provence. Fahrt von Marseille nach Aix. Der Grand Cours. Die Kathedrale und ihre Bestandtheile. Die Kirche Marie Madeleine und ein Bild von Albr. Dürer. Das Quartier St. Jean. Gräber der Grafen. Das Museum im Johanniterpriorat. Inschriften: arabische, griechische, lateinische. Das Hôtel de ville und la Tour de l'Horloge. Römische Mausoleen. Bibliothek. Das Palais de Justice. Die Rückfahrt.

Zwar bezeichnet der neueste und als beste, freilich nur sehr relativ beste anerkannte Guide du Voyageur en France von Girault de St. Fargeau Aix als eine Eisenbahnstation zwischen Marseille und Avignon, hat auch auf der beigefügten Karte den rothen Strich einer Seitenbahn angebracht, aber vergeblich sucht der Reisende nach dieser Bahn; er wird wohl thun, wenn er bei guter Zeit am Abend sich noch eine Karte auf dem Büreau au Grand Cours löst, um für den andern Morgen sich einen Platz in der zweimal täglich nach Aix führenden Diligence zu sichern. Aix war bekanntlich bis vor wenig Jahren ein Hauptknotenpunkt der Straßen in der Provence: über Aix ward der Verkehr von Marseille mit Avignon, also dem Norden, mit Arles, also dem Westen, mit Italien auf der Alpenstraße des Genèvre, so wie der Straße

nach Nizza vermittelt. Jetzt ist dieß anders geworden, und der eigentliche Fremdenverkehr, der Rhone abwärts und dann der Küste entlang sich bewegt, läßt Aix ganz bei Seite liegen mit Ausnahme allerdings der den beschwerlichen Gebirgsweg nach Turin suchenden oder direct nach Genf zurückeilenden Reisenden. So mußte ich denn in Marseille meinen Freunden die Begründung des Ausfluges nach dem so abgelegenen Aix, den ich zu ihrem Erstaunen einem andern nach Toulon und Hyères vorzog, erst näher auseinandersetzen.

Allerdings konnte es sich für mich nicht um eine Analyse der mineralischen, warmen Quellen handeln, die bereits zu Strabo's Zeit an Zahl gemindert, der Stadt ihre Stelle und ihren Namen gegeben haben, und denselben neben die Namen von Aix la Chapelle, Aix bei Chambery, Chaudes Aigues und Entraigues der Auvergne, die Aigues Mortes und Aigues Vives jenseits der Rhone, Dax vor den Pyrenäen, verschieden von der jungen Wortbildung der Eaux Chaudes, Bonnes 2c. stellen, welche auch jetzt wieder seit anderthalbhundert Jahren nach langer Vergessenheit Badegäste an sich ziehen, jedoch in sehr mäßiger Zahl; nein, es war ein doppeltes geschichtliches Interesse, das mich dorthin zog, theils die älteste Stätte römischer Machtbildung, den Schauplatz eines der gewaltigsten Kämpfe, in denen die germanische Kraft sich zuerst an der römischen Disciplin und einem großen Feldherrengeiste brach, kennen zu lernen, theils aber auch den einst glänzenden Mittelpunkt der ächt provençalischen, höfischen Bildung und kirchlichen Legendenreichthums zu besuchen.

Hier hatte C. Sextius Calvinus, der römische Proconsul, im Jahre 123 v. Chr. zu dauernder Sicherung der massaliotischen Besitzungen, die nun den ganzen Küstenstrich bis Nizza, freilich nur in der Breite einer halben Stunde umfaßten, und so den Römern selbst die erste große Heerstraße nach Spanien eröffneten, eine römische Veste (φρουρά) mitten in das Gebiet der kriegerischen, immer zum Angriff bereiten, aber damals durch einen langen Kleinkrieg geschwächten Sallyes oder Salluvii angelegt, und zwar an dem Haupthaltepunkt derselben, wo auch die entscheidende Schlacht stattgefunden. Die warmen Quellen, bekanntlich immer ein sehr hoch geschätzter, meist religiös verehrter Gegenstand des Besitzes und Streites für die nordischen Völker,

so wie eine frühe Stätte römischer Culturanlagen, waren auch hier eine wichtige Rücksicht, so wie ihre günstige Lage in einem weiten, zu dem Mastramelasee, dem Etang de Berre, an der Rhonemündung führenden Thal, das zwischen dem Küstengebirge von Marseille, Toulon, Fréjus und dem hoch aufsteigenden, parallel laufenden Ste. Victoire, dann Esterel in die Höhe führt, und den niedrigsten Übergang von der Rhone in die weiter östlich tief in das Land einschneidenden Thäler des Argens und Var gewährt. Für die Römer war aber diese erste feste Gründung in Gallien, und zwar hinter dem Gebiet des lange mit Courtoisie behandelten freien Massilia, von der größten Wichtigkeit; ein zweiter Schritt führte sie von da an und über die Rhone, und die Siegestrophäen des Domitius an der Mündung des Sulgas (der Sorgues) und des Qu. Fabius Maximus an der Isara zeigten bereits stolz die Waffen der gedemüthigten Allobroger und Arverner.

Wir haben in Aquae Sextiae, diesem Sextischen Warmbrunn, allerdings keine römische Colonie im vollen Sinne des Wortes, ein Abbild Roms selbst mit politischer Gleichberechtigung ihrer Bürger am Staatswesen der Mutterstadt, sondern ein oppidum latinum, also eine Colonisation aus der Zahl der damals nach dem lateinischen Recht mit den Römern verbundenen Italer zu suchen. Wichtig war es aber in dieser rechtlichen Stellung, daß alle, die ein höheres, städtisches Amt daselbst bekleidet hatten, in die Vollberechtigung eines römischen Bürgers eintraten, und daß so für die einheimischen gallischen wie griechischen Familien, welche unter dem römischen Schutze hier sich ansiedelten oder bereits vorgefunden wurden, so leicht eine Mittelstufe geboten war, auf welcher sie, durch die Latinität an das römische Interesse geknüpft, ein Ziel ihres Ehrgeizes in Rom selbst fanden. Die Fürsorge des Augustus für die ganze Narbonensis erstreckte sich auch auf Aquae Sextiae, vielleicht mit Verstärkung der römischen Bevölkerung durch neue Colonen. Sie nannte sich wenigstens von da an Colonia Julia Aquensis oder Julia Augusta Aquis Sextis. Später ward sie zur Hauptstadt einer der sieben kleinern Provinzen, in welche die Narbonensis zerfiel, und blieb bis in das fünfte Jahrhundert ein besuchter Badeort, ein Sextiae B a j a e nach dem Ausdrucke des Sidonius Apollinaris.

Aber noch einmal und nicht viel über ein Jahrzehnt nach der Gründung von Aquä Sextiae schien der römische Besitz jenseits der Alpen, schien die griechische Cultur der Küste, ja der Eingang Italiens selbst auf das gefährlichste bedroht. Schon Jahre lang hatte der Kampf an der Rhone gegen die nordische, mit helvetischen Stämmen verstärkte Macht der Cimbern und Teutonen gedauert; sechs römische Heere unter der Führung alt-aristokratischer Namen waren dabei vernichtet, und nur der Ruf von dem silberreichen Spanien mochte für zwei Jahre die Gefahr von der Rhone weiter südwestlich ableiten. Da ist es C. Marius, der homo novus, der mit dem neugebildeten Heere die Gränzwacht übernimmt. Dort westlich an dem Ausgange des Thales von Aix, das der kleine Caenusfluß, jetzt l'Arc, durchfließt, ist es, wo dasselbe unter strenger, rauher Zucht in der unwirthlichen la Crau die zweite, große römische Verkehrsanlage ausführt, die für die materielle Cultur des Landes von tief eingreifender Bedeutung ward, und dem römischen Posten an der Rhone aufwärts freie Seezufuhr sicherte: ich meine den Canal der Fossae Marianae, jetzt Marais de Foz, mit der Hafenanlage Maritima.

Das Werk ist vollendet, als der Feind an die Rhone zurückkehrt und der eine Theil derselben bis an ihre Mündung sich hinabwendend den Durchbruch durch die feindliche, starke Position direct nach Italien versucht. Vergeblich stürmen dreimal Ambronen und Teutonen das feste Lager des Marius; unerschüttert bleibt der Feldherr. Da ziehen sie weiter die neue römische Heerstraße, die Domitius Ahenobarbus angelegt, daher Via Domitiana; sechs Tage, heißt es, lärmen sie am römischen Lager vorüber. Sie kommen nach Aquae Sextiae; von dem Schicksal der neuen städtischen Anlage hören wir nichts, nur von der Freude und dem Jubel, das Bad in den warmen Quellen zu genießen, und der, wie es scheint, mit vielen Vignen der Massilioten besetzten Gegend sich zu erfreuen. Ihr Lager ist im Thale aufwärts zum Theil hart an dem Caenus aufgeschlagen, und auch der Reichthum warmer Quellen ist in ihrer Nähe. Sie stehen also sichtlich auf der nördlichen Seite des Thales, wo Aix selbst liegt, die Quellen sich befinden, und weiter der Berg Ste. Victoire ragt, während Marius an dem dürren wasserlosen Kalkgebirge, dem Montagne de la Baume, sein Lager auf-

schlägt. Die gewöhnliche, in den Localschriften festgehaltene Annahme tauscht die Position geradezu um.

Unten auf der Thalsohle, am, ja im Flusse kommt es zuerst zum zufälligen Gefecht, das durch das Herbeieilen der Legionen zur förmlichen Schlacht sich gestaltet, und die Ambronen mit blutigem Verlust in das Lager zurückgedrängt. Ein Tag unheimlicher Stille vergeht; da beginnen die vereinten Kräfte der Teutonen, Ambronen und Helvetier den erbittertsten Kampf; über den Fluß hinüber, die Höhe hinauf, gilt es das römische Lager, vor dem die Schlachtreihe steht, zu erstürmen. Einen halben Tag wogt es auf und nieder, jedoch eine römische Abtheilung, welche Marius bereits auf einem Umweg auf die andere Thalseite in die mit dichtem Gehölz bedeckten, vielfach sich windenden Thalschluchten geschickt hat, harrt, um aus dem Walde die Teutonen von hinten anzugreifen. Und so beginnt das furchtbare Gemetzel der durchbrochenen, aber meist unerschütterlich stehenden Barbaren. Das Blut tränkte hier in der That den Boden, und man schrieb bald die besondere Fruchtbarkeit derselben der massenhaften Leichenverwesung zu. Wohl mochten die Hecken und Mauern der Weingärten der Massilioten dort gar viel der gebleichten, germanischen Gebeine aufweisen. Welch gewaltiger Scheiterhaufen der zerbrochenen, verdorbenen, weniger kostbaren Waffen, Wagen und Geräthe erhob sich auf dem Schlachtfeld, den das bekränzte Heer umstand, und an den die Hand des in der festlichen, purpurbesetzten Toga erscheinenden Marius bald die zündende Fackel brachte! An den Namen von Aquae Sextiae ward für alle Zeiten dieser Sieg, das Andenken der großen, der Römerwelt drohenden Gefahr geknüpft. Es ist bereits durch Fauris de St. Vincens darauf hingewiesen, wie die Tradition in dem mittelalterlichen Namen des Campus de Marianici, dem Meierhof Meyrargues sich in der Nähe des kleinen Flusses Arc, zwischen Aix und St. Maximin, fortwährend erhalten, und wie der so scharf markirte, weit sichtbare Berg de la Sainte Victoire mit seinen wenigen Resten des provençalischen Deloubre Victori, mit seiner heiligen Victoire und dem Siegesfeuer noch als gewaltiger Zeuge jener Begebenheit vor das Auge später Geschlechter gerückt ist.

Genau den Resten des römischen und teutonischen Lagers nachzu-

spüren, bleibt aber heutzutage ein mehr als mißliches Unternehmen. So glaubt noch kürzlich ein Herr Tiran auf dem zum Gebirg Ste. Victoire gehörigen, von einer förmlichen Wildniß umgebenen Felsplateau, dem Pain de Munition, in vier concentrischen Mauern, einem kleinen Thurm in der Mitte und den in den lebendigen Fels gehauenen Gräben jenes nur durch seine Lage geschützte, binnen einem Tag dann mit Pfahlwerke umgebene Lager des Marius gefunden zu haben!

Welch anderes Bild gewährt uns das Aix des 12., 13. und der folgenden Jahrhunderte! Ein alter erzbischöflicher Sitz, welcher seine Kathedrale vom Anfang des 14. Jahrhunderts an glänzend erweitert und ausschmückt; eine große Priorei des Johanniterordens, 1321 erbaut, dessen Stifter der Nähe von Aix selbst angehörte, welche ein eigenes Quartier außerhalb der alten Stadt bildet. Außer den Legenden, die den Begründern der Kirche angehören, wie dem St. Mitre, erscheint ein eifriger, begeisterter Dienst der zur provençalischen Hauptheiligen werdenden Maria Magdalena. Wo einst Römer und Teutonen gekämpft, da wallfahrtet die Menge zu dem öden Gebirge mit der heiligen Grotte, in welcher sie in der Einsamkeit gebüßt und gerungen, und ihre Grabesstätte in dem nahen St. Maximin wird ein Wallfahrtsort für Könige und Königinnen. Kirchen werden ihr geweiht, ihr Tag ist ein hoher Festtag, der Mittelpunkt der wichtigsten Handelsmesse Südfrankreichs in Beaucaire. Die zeitweilige Herrschaft der Saracenen auf der Südküste, ihre lange gefürchteten Streifzüge, die Kirchen und Klöster bedrohten, schien hier den Gegensatz der ältesten Kirche gegen eine heidnische Welt geichsam von neuem geboren zu haben. Und nahe der Kathedrale ragte die Burg der provençalischen Grafen. Hier hielten die Raimund, die Berengars und Alfonso aus dem Hause Kastiliens, die über Aragonien, die Cevennen und die untere Provence geboten, ihren sangreichen Hof; hier sammeln sich die Troubadours, deren Heimath und Stätte in der Nähe jetzt als verfallene, oft armselige Ortschaften fast vergessen sind, wie Cadenet, Roussillon, Die u. a. Hier weilen die durch Beatrix, die Erbin von Provence, eingeführten neuen Herren, die Anjous, welche freilich das glänzende Neapel meist vorziehen. Aber noch wandern

einzelne ihrer Särge nach Aix, so wie die barcelonischen Grafen hier ruhen.

Noch einmal scheint es, als ob der alte Glanz eines Minnesängerhofes nach Aix zurückkehre, aber es war nur der Abendschimmer einer untergehenden Sonne, der dem Verlöschen nahen politischen Selbstständigkeit. König René, selbst zwar meist im benachbarten Tarascon wohnend, fördert die Bauten, läßt mit Gemälden die Kirchen schmücken, richtet das glänzende Fête de Dieu ein, wo bereits neben der christlichen Heiligenschaar und der satanischen Welt die antike Götterwelt ihre Hauptrolle spielt; er selbst ist ein eifriger Blumengärtner, und die Rose de Provins, die Muskattraube verdanken ihm ihre Einführung. Das glänzende Grabdenkmal, das dem letzten, jung, 1481 verstorbenen Anjou, Karl III, sein Erbe Ludwig XI von Frankreich errichtet, schließt das selbstständige Leben der Provence, somit auch von Aix ab. Zwar bleibt es noch immer in gewisser provincieller Eigenthümlichkeit, und das Parlament von Aix macht neben den übrigen Parlamenten Frankreichs seinen politischen Einfluß geltend. Materiell nimmt ja nur Marseille in raschen Progressionen zu, und der gebirgige Theil der Provence und Forcalquier verliert in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bevölkerung und Wohlstand in den verzweifelten Kämpfen der Protestanten gegen die Liga, deren Chef und Kriegshaupt Gaspar Garde, der Baron von Vins, gerüstet vor dem Betstuhle knieend in Stein den Bewohnern von Aix bis zur französischen Revolution verkörpert blieb.

Das sind die historischen Interessen, zu deren Belebung und Individualisirung durch eigene Anschauung es sich wohl einen Ausflug nach Aix verlohnte. Es war ein frischer Octobermorgen, die Sonne noch nicht aufgegangen, als wir in reich besetzter Diligence an der Porte d'Aix vorbei Marseille verließen, oder vielmehr in die lange, kaum endende Häuserreihe eintraten, die von beiden Seiten die bestaubte, breite, allmählig steigende Straße einschließen, hinter welcher hie und da die Bastidengärten mit ihrem Grün hervorschimmerten. Es war schon sehr belebt von Fuhrwerk aller Art, besonders den niedrigen Wagen mit Kübeln und Fässern zur Weinlese, dazwischen Frachtwagen, Omnibus, Cabriolets. Die Sonne stieg in voller Reinheit

des Glanzes hinter dem dunkeln, die Campagne von Marseille schließenden Gebirge auf, und in ganz italienischer Pracht und Schärfe entfaltete sich das bei dem fortwährenden Steigen immer reichere Bild. Bald lag das Meer, dessen Wellenschlag uns so eben fast den Staub von der hart daran führenden Straße genetzt hatte, als ungeheure Fläche tief unter uns. Neben uns aber führte auf Bogen, dann wieder in den Berg gesenkt, die wichtige Wasserleitung, welche jetzt weit aus der Durance her über Thäler und durch Berge eine reiche Wassermasse der Stadt und den durstigen Berggärten zuführt.

Wir sind in das enge Thal öder, schroffer Felsen eingetreten, welche die erste Wand des Marseille und Aix trennenden Gebirgszuges bilden. Aber hier hat ein sehr reges, geschäftiges Leben in alle Schluchten sich eingedrängt, fern von der Pflanzencultur, welcher die Nähe der Soda- und Vitriolfabriken nicht eben förderlich seyn würde. Die Straße durchschneidet sehr schräg gelegt die parallelen Felsenreihen, und führt so scheinbar im Thale hoch zu dem andern Abhang hin. Mehrere schöne, mit dem dunkeln, immergrünen Laub, regelmäßigen Alleen, der zurückliegenden Villa sich auszeichnende Anlagen strecken sich an der Straße hin. Allmählich wird die Aussicht freier, die nun bereits den hohen Ste. Victoire, Ste. Baume und noch ferner liegende Gipfel in blauem Dufte uns zeigt. Die Straße fällt zuletzt rasch in das Thal, den sie auf einem Damm durchschneidet. An einer Hügelreihe gelegen, die mit Öl- und Mandelbäumen überdeckt ist, und einzelne Windmühlen trägt, erhebt sich zunächst das Quartier du St. Jean mit dem hochragenden spitzigen Thurm, den schweren Gebäudemassen aus dem Kranz von Gärten und zerstreuten Häusern. Wir fahren unmittelbar zu der Hauptstraße der Stadt, dem baumreichen Grand Cours ein, welcher die verschiedenen Stadttheile von Aix trennt.

Wir haben von Früh halb 10 Uhr bis Nachmittag 4 Uhr Zeit uns umzusehen und dann wieder nach Marseille zurückzukehren. Ein wahrhaft leuchtender blauer Himmel, ein erfrischender Wind läßt uns heiter und wohlgemuth die Wanderung antreten. Gleich am Ende des Cours tritt uns le bon roi René als Brunnenstatue mit seinem freundlichen, wohlwollenden Gesicht, der gedrückten eher gelehrten als königlichen Haltung entgegen, sowie überhaupt der Quellenreichthum auf

allen Plätzen in sorgfältig gehaltenen, meist mit antiken Säulen gezierten Brunnen sich zeigt. Enge, gewundene Gassen führen vom Cours stark bergauf zum Platz des Hôtel de Ville und weiter zum Dom. Es ist Markttag, und so drängt es sich gar lebendig hier auf engem Raume, einsam wird es bald in dem kirchlichen Bezirke und der Weg z. B. zwischen der Kathedrale und Marie Madeleine ist verödet und die Häuser verfallen.

Die Kathedrale St. Sauveur gibt uns in ihrem Innern den Aufschluß über die äußere, zum Theil glänzende mit gewaltigem Thurmtorso verbundene und dann nach der andern Seite in kleinem Maßstab unter roh einfachen Formen und endlich in Rococo endende Façade. Sie besteht geradezu aus drei ganz verschiedenen, zeitlich weit getrennten Theilen: einem Baptisterium, einem zum Nebenschiff gewordenen früheren Hauptschiff mit schweren romanischen Formen und dem ausgebildeten, einfach gothischen Haupt- und Nebenschiff, deren strengere Formen sich vielfach von dem wunderbaren Ornamentreichthum des Portals und auch des Thurmes scheiden.

Das Baptisterium gilt jetzt in der localen Archäologie für einen antiken Tempel mit moderner Kuppel ohne irgend einen historischen Anhaltspunkt. Millin sah es dagegen als ganz modernen Bau an. Allerdings sind die acht korinthischen Säulen von geschliffenem Granit, welche den innern Cylinder und die neue, sichtlich an Stelle einer alten gesetzte Kuppel tragen, antik und die kurzen sie verbindenden Bogen, die breiten Gurte, welche von den Säulen zu der achteckigen Außenwand führen und zwischen sich die sehr flachen Gewölbe des Umganges spannen, gehören dem an spätrömische Bauten sich noch anschließenden Bausysteme an. Aber wir haben hier jedenfalls nur das alte neben dem alten Dom einst selbstständige Baptisterium vor uns und somit ein Beispiel jener höchst interessanten Reihe derartiger Rundbaue, die wir im Westen Europa's von Nocera dei Pagani bis an den Rhein und nach Fulda wohl verfolgen können, welche bei der Entwickelung des neuen Bausystems im 12. und 13. Jahrhundert bereits dem allgemeinen Cultus entrückt nur in den Schloßcapellen ihre Fortbildung im neuen Style fanden, bei dem Volke als verlassene Stätte früheren Cultus den Namen der Heidentempel erhielten.

Es ist interessant, daß uns in der Provence noch zwei Baptistere auch mit je acht antiken Säulen und ganz entsprechender Bildung erhalten sind, in Fréjus neben der Hauptkirche St. Etienne, und in Riez außerhalb der Stadt, neben einem römischen Trümmerrest, hier mit sichtbarem Gesimsansatz für den abgebrochenen Rundgang. Man könnte leicht veranlaßt seyn noch ein viertes Bauwerk der Provence in gleiche Linie zu stellen, die Rotunde von Simiane, einem kleinen Orte bei Forcalquier, dem einstigen Sitze der Grafen von Simiane. Aber schon Millin, dessen umsichtige und kenntnißreiche Behandlung der angeschauten Objecte jeden ihm auf seiner Reiseroute selbst Folgenden zu aller dankbaren Anerkennung verpflichtet, erkannte die charakteristischen Unterschiede, theils in der Stellung zweier Capellen übereinander, theils in bestimmten Ornamentformen der Thüren, den Consolen, die er der Architecture Saxonne zuschreibt, und vermuthet in dem Gebäude eine zum Herrenhause der Simiane gehörige Capelle. „Mit vollem Rechte", können wir jetzt hinzufügen, trotz neuer, wieder in das Alterthum zurückgreifender Ansicht, da uns in den Doppelcapellen am Rhein und in Sachsen, auf Herrensitzen und in geistlichen Stiftern die Reihe schlagender Analogien gegeben ist, und Millin selbst den zu allerlei geschichtlichem Unfug mit Druiden und celtischen Göttern gemißbrauchten Bau von Montmorillon bei Poitiers zur Vergleichung herbeigezogen hat.

Wie ich schon bemerkte, gehört das südliche an das Baptisterium stoßende Seitenschiff einem frühromanischen Bau an, wahrscheinlich dem, welcher 1103 begann: seine schweren Wandpfeiler, die achteckige Kuppel über der Vierung erinnern uns an gleichzeitige Bauten zu Mainz und Worms. In Verbindung damit steht ein romanischer Klosterhof, leider nur als Durchgang zugänglich, sonst mit allerlei Verschlägen angefüllt und mit seinem Staub und Schmutz, der die mit mannichfachen Gestalten geschmückten Säulen bedeckt, mit den Krüppeln und Bettlern, die nach dem Fremden gierig die Hand ausstrecken, ein Bild traurigen Verfalls. Wie klein und einfach sind hier die Formen und Maaße gegen den gothischen Bau der Kathedrale, besonders aber gegen den äußern, schlanken, leicht durchbrochenen Schmuck des Portals, welches in der Regierungszeit König René's gearbeitet ward (1476—94), aber dabei schon die Anklänge des in Italien be-

reits mit Macht durchbrechenden antiken Styles verräth; lauter und vernehmlicher kommen sie uns aus der Holzschnitzerei der Thüre selbst, aus dem Jahre 1504, entgegen.

Doch verlassen wir die Kathedrale; schon ertönt die Hora aus dem in moderne Schranken gefaßten Chor, das Bild König René's bleibt uns deßhalb leider verschlossen. Wir setzen die Kirchenwanderung fort. Uralte Bäume beschatten die Kirche der Marie Madeleine, ihre Façade ist ein wunderbares Mosaik altrömischer Architekturstücke. Wandpilaster, Architrave, Nischen, Reliefs, alles ist einem alten Bau entnommen, der also dadurch vernichtet ward. Die großen anspruchsvollen Bilder eines der vielen Vanloos überlassen wir gern andern zur Betrachtung, aber zwei Bilder ziehen unsere Aufmerksamkeit sehr auf sich, beide der Tradition nach von Albrecht Dürer gemalt. Das eine, eigentlich nur bekannte, die Verkündigung des Engels an Maria in einem weiten gothischen Gemache mit sehr hellen, durchsichtigen Farben wird man sofort für ein gutes Bild der Eyckschen Schule erkennen, welches daher mit jenem Bilde des Königs René, oder wie man es jetzt in Aix nennt, des Jean de Bruges, in eine Reihe gehört. Ganz anders das andere, weniger beachtete in dem andern Seitenschiff, nahe dem Eingang und hoch gehängt. Es stellt eine Taufe Christi dar. Welch prächtige, grandiose Johannisgestalt im ächt Dürerischen, rothen Mantel! wie in seiner Weise gebildet die Engel mit reichem Lockenhaar, besonders der welcher knieend das Handtuch hält! Wie ist die ganze Composition völlig anders durchdacht, concentrirt, als auf jenem Bilde, die Färbung sehr tief, die Carnation an das Röthliche streifend, die Schatten kräftig! Soviel ich weiß, kennt man bisher kein Oelbild von Dürer mit diesem Gegenstand. Zum genauern Erweis seiner Malerhand gehört natürlich ein Untersuchen des Bildes selbst in nächster Nähe, jedoch glaube ich mit Recht auf das Bild aufmerksam machen zu dürfen.

Wir sind an dem Ende des Grand Cours wieder vorbei in das Quartier St. Jean gekommen. Man freut sich einmal wieder einem stattlichen Thurm mit hoher Steinpyramide zu begegnen, die bekanntlich bei den französischen Bauten trotz aller sonstigen Vollendung fast durchgängig fehlt. Hier war die Hauptruhestätte der Grafen von Pro=

vence, von Alfons II (gestorben 1209), Raimund Berengar IV, dem in der Poesie Gefeierten († 1245), dessen Gemahlin, der Beatrix von Savoyen († 1266), von Beatrix von Provence, der Gemahlin Karls von Anjou († 1277), dagegen ruhten Karl II von Anjou († 1309), Karl III († 1481), und Blanca von Anjou, die natürliche Tochter König René's in anderen Kirchen von Aix. Reiche gothische Baldachine deckten ihre stattlich ruhenden oder fest und kräftig stehenden Gestalten, ein reicher Reliefschmuck umzog das Lager, Gestalten krönten die Spitzen, Blau und Gold deckte den Hintergrund. Die Revolution hatte auch hier gegen die Denkmale des Mittelalters, gegen die Verkörperung der Aristokratie des künstlerischen Geistes gewüthet. Patriotische edle Männer haben Fragmente und Zeichnungen gerettet, und so ist seit dem Jahre 1828 das Hauptdenkmal von Alfons II und Berengar IV neu hergestellt, und wie es mir erschien, mit einer in Frankreich, besonders früher, seltenen Treue in Nachbildung des Styles.

Dieser Treue gegen die Vergangenheit, welche aber nicht bloß mechanisch zu erhalten weiß, sondern das Bewahrte im eigenen Herzen neu erwärmt und belebt und von ihm zu eigener That getrieben und geleitet wird, ist das Priorat der Johanniter neben der Kirche gewidmet. Hier sind jetzt die vielfach sonst zerstreuten Sammlungen alter und mittelalterlicher Kunst vereinigt, und zugleich eine Zeichnenschule mit dazu gehörigem Apparat von Gypsabgüssen und dgl. und zwar unentgeldlich geöffnet. Es ist dieses über ganz Frankreich verbreitete Netz von kleineren Kunstschulen, die zugleich in der damit verbundenen und regelmäßig geöffneten Sammlung ihre Vorbilder erhalten, von großer Bedeutung für die Verbreitung einer gewissen künstlerischen Bildung und Productivität in den gebildeten wie den Handwerkerständen, wie sie Frankreich gerade auszeichnet. In Deutschland sind die Gewerb- und Sonntagschulen meist der künstlerischen Anregung ganz fremd und die eigentlichen Kunstschulen nach außen sehr abgeschlossen. Und wie schwer zugänglich sind in kleineren Städten die kleinen, meist fürstlichen Gemäldegalerien! Das Bewußtseyn, daß die Kunst einen Theil der Nationalehre und des Nationalbesitzes ausmache, ist dagegen in Frankreich ein sehr lebendiges und veranlaßt zu der bereitwilligen, uneigennützigen Beisteuer der Privaten in reichstem Maaße.

Wir wollen hier nicht das ganze Material näher darlegen, welches ein wißbegieriger Archäolog im Durchsuchen der mit Reliefs, Torsen, einigen Inschriften u. s. w. bedeckten Gänge, unter den altchristlichen Sarkophagen, die im stillen, heimlichen, von der Herbstsonne durchstrahlten Garten mit der Aussicht auf die Kirche sich befinden, im Durchwandern der eigentlichen Gemälde- so wie der Antikensammlung im engen Cabinet der an alt französischen so wie flandrischen Bildern reichen Privatsammlung des verstorbenen Directors Clerian sich aufsammeln kann. Selbst das enge Zimmer des Portiers, eines Bretonen, bot manch Interessantes dar, so einen Schrank von eingelegter florentiner Holzarbeit, wie der Verfasser an Schönheit und Geschmack nie einen gesehen zu haben sich erinnert. Und die Erzählungen des Mannes von den mancherlei Kunstschätzen, die in oft verarmten Familien unter geistlichem Nachlaß sich hier aus glänzendern Zeiten vererbt haben, verdienen allen Glauben.

Von Interesse für den localen Fundort ist ein altarabisches Inschriftenpaar, von denen die wohlerhaltene, einst in der Mauer eines Hauses befindlich, eine Grabschrift auf einen Hadschi Thabet, Sohn des Abdalrahim aus dem Jahre 585 der Hedschra (1189 n. Chr.) nach der Lesung von de Sacy aufweist; eben so sehr eine erst vor wenig Jahren veröffentlichte, metrische griechische Inschrift, in welcher Rufeina in homerischen Wendungen und Versmaaß den Gatten Proklos, einen Vir Consularis und angesehenen römischen Redner (wahrscheinlich den Proculus Pontianus im J. 238 n. Chr.) feiert, und sich ein gemeinsames Grab mit ihm bestimmt, einer der vielen Beweise für lange, lebendige Dauer der griechischen Sprache in der Provence.

Die Zahl der die Stadt selbst betreffenden römischen Denkmale ist nur gering; wir erfahren von Augustalen, Flamines der Stadt, von Corporationen der in Arelate ihren Mittelpunkt habenden, für den Seeverkehr bestimmten Schiffer, ja, was in der That den großen Verkehr und die materielle Ordnung bezeugt, von einer Corporation der Schiffer der Durance, jenes so ungeregelten, kiesreichen Alpengewässers. Ein Fragment weist auf bedeutenden architektonischen Schmuck eines Gebäudes, auf Marmorbekleidung, auf reiche Fußbodenzierde des Zugangs, endlich auf Anlage einer Uhr, eines Horologium, wie sie

blühende Städte des römischen Reiches, besonders des Orients, mit allerhand sinnigen, mechanischen Kunstwerken ausstatteten.

Doch fragen wir endlich nach dem Fundort jener zwei Inschriftenstücke, die sichtlich nicht auf Eine Person, sondern auf drei, welche alle als Patroni Coloniae geehrt werden, sich beziehen. Wir werden da auf den Eckthurm des jetzigen Hôtel de Ville gewiesen, er trägt den Namen la Tour de l'Horloge du Palais. Wir sind heute Vormittag rasch an ihm vorbeigeeilt, versäumen wir es nicht, jetzt noch einmal dorthin zurückzukehren. Er ragt als ein vereinzeltes, mächtiges Bauwerk aus mittelalterlicher Zeit neben dem Gebäude hervor, das den Styl von Ludwig XIII oder XIV nicht verläugnet, und dem auch er in seiner Spitze sich hat fügen müssen. Ein wunderbarer Wechsel des Schicksals hat hier gewaltet: wie dieser Thurm bereits von dem neuen Bau sich bedrängt fühlt, war einst von dem ganzen Bau, zu dem er gehörte, ein antikes Denkmal eingeschlossen und später zerstört.

Hier stand ein römisches Grabmal in drei Etagen zu einer Höhe von mehr als 50 Fuß sich aufbauend: auf hohem viereckigen Unterbau ruhte ein cylindrischer Theil mit zehn Halbsäulen nach außen geschmückt, selbst wieder die Basis zu dem luftigen Rundtempel, dessen Kuppel Granitsäulen trugen. Hier ragten wohl weithin die Statuen der so im Tode Geehrten. Es ist dieß mit mannichfachen Modificationen die Grundform des römischen Grabmals, wie es uns an der Caecilia Metella bei Rom, an der Engelsburg, an dem Mausoleum des Augusts in Rom entgegen tritt. Hier in Südfrankreich begegnet sie uns also in Aix, wenigstens in dem genau nachgebildeten Modell, in St Remy mit der auch in der zweiten Abtheilung noch herrschenden viereckigen Form, endlich in der allerdings sehr zur Ruine gewordenen Tour Magne von Nîmes, wo das Achteck vorherrscht. Wandpilaster, Friese, große Reliefcarrés in dem Unterbau befindlich, sind in St. Remy, die ersten in Nîmes noch vorhanden. Bekanntlich hat der Römer seine Todten nicht in abgelegene Nekropolen verborgen, nein er baut ihnen das Haus an die große Landstraße zwischen Triumphpforten, die vielleicht dieselben als Lebende verherrlichten; weithin muß es ragen, und an sich selbst auch nach außen den Glanz der Vorfahren künden, während ein leerer Raum gelassen ist, umgeben von den in zierlichen Cellen der Wand aufgestellten Urnen

und Aschenkisten die Familiensacra zu halten. In Aix werden die drei Urnen von Marmor, eine von Porphyr, noch aufbewahrt, welche man im Innern des Mausoleums fand, und die darin gefundenen Münzen weisen uns in die Anfangszeit des Antoninus Pius, so wie jene oben besprochene Inschrift nicht unwahrscheinlich die drei Gefeierten nannte.

Aber diese Stätten der Ruhe, der heiligen Scheu, des Familienruhmes wandelte eine andere Zeit in feste Burgen um zum Schutz, zur Abwehr, auch zur Gewaltthat auf der hart daran führenden Landstraße. So ging es in Rom, so in Nîmes, so auch hier in Aix. Das Grabmal bildete den Mittelpunkt, an den das Grafenschloß sich anschloß; das Palais der Grafen von Provence, der Schauplatz jener heitern Feste, erhob sich hier.

Die Grafen und Herren sind später den Bürgern gewichen; jetzt sind diese Räume, freilich um 1660 ganz neu gebaut, das Hôtel de Ville einer im Grunde doch unbedeutenden Stadt, aber zugleich auch eine literarische Schatzkammer. Mit Mühe gelangte ich, von einer über solch seltenen Besuch sehr verwunderten Castellanin geleitet, in die öffentliche Bibliothek, deren handschriftliche Schätze in der Vacanzzeit natürlich ganz verschlossen bleiben. Über einer interessanten, in Aix gefundenen Mosaik steht an dem Ende einer stattlichen Galerie die Büste des Begründers wissenschaftlichen Lebens in der Provence, dessen literarischer Briefwechsel über ganz Europa sich erstreckte: die Büste von Peiresc und andere edle Männer reihen sich ihm an. Jedoch meine Führerin mußte mir sagen, trotz der Zahl von Angestellten der Bibliothek werde diese wenig besucht, oft sey den ganzen Tag nicht ein einziger Leser hier zu finden, und es ist bekannt, daß in Frankreich wie in Italien, die Bibliotheken ihre Bücher selten in das Haus verleihen.

Jedoch der Nachmittag ist bereits stark herangerückt. Scheuen wir nicht die beschwerliche Treppe auf den Thurm de l'Horloge, um den Überblick über die Stadt und das ganze Thal mit dem fernen hohen Gebirge zu gewinnen, und so uns hier das Local jenes welthistorischen Kampfes genau einzuprägen; auf dem Rückweg sehen wir uns noch rasch das Palais de Justice an mit den zwei neuern vor demselben sitzenden, in Stein verkörperten Männern des Rechtes, deren einer, Portalis Minister Karls X war, mit dem schönen Hofraum, dessen Glas-

bedeckung so eben herabgenommen ward, sowie die mancherlei papiernen Adler und Kaiserkronen, welche über dem Prinzpräsidenten schwebten. Wir erfahren beim Restaurateur, der uns als einsamen Gast in das obere Stübchen hinter Jalousien setzt und geschickt ein ganz anständiges Dejeuner zur Unzeit bereitet, noch mancherlei vom Ballfest, um so weniger von dem Jubel, der begeisterten Liebe, die jede Zeitung in wunderlichen Steigerungen der ganzen Bevölkerung zuschreibt.

Noch ist uns Zeit geblieben vor dem Thore im herrlichen Herbstduft in den Alleen zu wandeln und uns die große Bierbrauerei eines Deutschen wenigstens von außen zu betrachten. Der Platz auf der Imperiale neben einem Sohne des Gebirges, der so eben einen tüchtigen Marsch auf schmutzigen Wegen gemacht, neben dem eleganteren, aber, wie es schien, ohne Geschäft und Geld sich herumtreibenden Bürgersohn von Aix gab auf dem Rückwege Freiheit und Muße zum Rundblick. Doch war es schon dunkel und empfindlich kalt, als wir die Vista erreichten; der große, sich drängende Wagenverkehr auf der Straße kündete uns das nahe Marseille an, dessen Douane uns lange genug noch aufhielt. Der Wagen hatte sich bereits entleert, als wir auf dem Grand Cours wieder hielten.

Viertes Kapitel.
Arles und Nimes.

Die Römerwelt in beiden Städten. Ihre Verbindung mit dem kirchlichen Mittelalter in Arles, mit der modernen, protestantischen Industrie in Nimes. Eintritt in Arles. Rundblick vom Thurm des Amphitheaters. Geschichtliche Anfänge der Stadt. Handelsbedeutung und Glanzzeit seit Constantin. Das Amphitheater. Theater. Römische Bauten. Die Aliscamps. Stil der antiken Architekturwerke und die Ausbeute der Inschriften. Die plastischen Werke ächt griechischen Stiles. Personennamen. Antike Sarkophage und altchristliche. Die Kathedrale St. Trophime. Ruine St. Honoré. Provinciale Buchhändler und ihre Bücher. Das Patois in Frankreich. Die neue provençalische Literatur. Der Dichterkreis in Avignon und seine Liedersammlung. Die Eisenbahnen in Südfrankreich und die Römerstraßen. Ankunft in Nimes. Hôtel de Luxembourg. Nächtliche Wanderung. Amphitheater. Die Boulevards. Maison Carrée. Porte d'Auguste. Geschichte der Denkmäler von Nimes seit Franz I. Die gallische Nemausus. Die Bedeutung von Augustus und Agrippa für Südfrankreich. Münzen von Nimes. Äußere Organisation der latinischen Colonie. Mauern der Stadt und die Thore. Vergleich römischer Thore. Die Anlage bei dem Tempel der Diana. La Tour Magne und ein Rundblick von da. Der Tempel der Diana und die neuen Ausgrabungen. Funde daselbst. Die Quelle des Nemausus als religiöser und künstlerischer Mittelpunkt. Die Stellung der Maison Carrée auf einem Forum. Antike Reste bei der Kathedrale und im Palais de Justice. Tempelform der Maison Carrée. Das Museum darin. Neuere Gemälde. Das Amphitheater und seine Verhältnisse. Das römische Volk und seine Feste im Amphitheater. Neue Stierkämpfe. Vergleich der politischen Anschauung von Sonst und Jetzt. Die moderne Industrie. Neue Kirche St. Paul. Das Palais de Justice. Die Fontaine von Pradier.

Konnten die antiken Reminiscenzen und die Bedeutsamkeit der ältesten römischen Anlage jenseits der Alpen bei der Wanderung durch Aix vielleicht dem nicht mit speciellem Interesse dem Alterthum Zugewandten als ferner liegend erscheinen; konnte er sich mit den interessanten Zeugnissen einer andern Culturperiode, die wir daneben näher besprochen haben, ausschließlich daselbst beschäftigen, so ist es ganz anders mit zwei jenem und unter sich benachbarten Städten, Arles und Nimes, zu denen wir uns jetzt wenden. Hier wie dort ragt das Alter-

thum in die Gegenwart so mächtig herein, bildet einen so integrirenden Theil der Physiognomie der Stadt, daß auch der Gleichgültigste sein Auge nicht dagegen verschließen kann. Hier treten uns in ihren Schwerpunkten auseinanderliegende Zeiten und Seiten der römischen Cultur entgegen, und zugleich sind diese mit der Erscheinung von zwei sehr verschiedenen Epochen der christlichen Welt auf das Merkwürdigste verwachsen.

Sprechen wir es gleich von vornherein scharf in einigen Worten aus. Arles hat als römische Handelsstadt, seit dem Sinken Massilia's zu Cäsars Zeit, eine immer steigende Bedeutung gewonnen, es ist mehr und mehr aus der provinziellen Stellung herausgetreten und hat seine glänzendsten Tage als eine Welt- und Hauptstadt im römischen Reiche erst seit Gallienus, besonders seit Constantius, dem Vater Constantins gesehen; es ist dann ein Bollwerk der römischen Herrschaft im Westen gegen die Gallien überschwemmenden germanischen Stämme geblieben, bis es endlich fast gleichzeitig mit Rom erlag. Also die letzte Periode der römischen Welt, in der bereits das Christenthum als anerkannte Macht neben den antiken Anschauungen und Sitten auftritt, haben wir hier vor allem zu suchen.

Es war aber natürlich, daß auch in der neuen Ordnung der Dinge der germanischen Staaten, bei der nach der See hin doch geschützten Lage der Stadt, die Tradition dieser alten, schon christlichen Glanzzeit fortwirkte. Und so hat sich hier in der That seit der Mitte des 9. Jahrhunderts enger als anderswo an dieselbe die neuere kirchliche und politische Bildung angeschlossen: der erzbischöfliche Stuhl machte die Ansprüche des gallischen Primates, einer apostolischen Kirche, von Neuem recht geltend, und Arles sah sich noch einmal als Königsstadt, bald wenigstens als Krönungsstadt in die vordere Reihe der Städte des römischen Reiches deutscher Nation gestellt. Dieß hatte die Exemtion von der gräflichen Gewalt befördert und in Arles ein municipales Leben, wie in den italienischen Republiken, entwickelt, dessen erste rechtliche Fixirung in der Charta Consulatus vom J. 1142 unter dem Beirath des Erzbischofs zu Stande kam. Aber das Haus, welches den letzten Träger der Idee jenes christlichen Universalreichs in Italien auf das Schaffot brachte, konnte, in den Besitz der Provence getreten, auch

ohne Kampf die Republik Arles, deren Krone nur ein Schattenbild, nur ein Rechtsanspruch der deutschen Kaiser geworden war,' unter die fürstliche Macht beugen. Mit der Mitte des 13. Jahrhunderts schließt eigentlich die in Denkmalen sich ausprägende Geschichte von Arles. Und wie die Bevölkerung selbst in merkwürdiger Abschließung des socialen Lebens einen bestimmten körperlichen Typus bewahrt hat, so ist ihr durch alle Stände die Sprache der Väter, die Sprache ihrer Glanzzeit, das Provençalische, in reinerer Form als anderswo geblieben.

Ganz anders Nimes! Nemausus ist bei seinem geschichtlichen Auftreten eine reiche, ächt gallische Binnenstadt, der Mittelpunkt der großen Völkerschaft, der Volcae Arecomici, die den Südabhang der Cevennen von der Rhone bis südlich von Narbonne und auch das Gebirge selbst bei Lodève und am obern Tarn bewohnen; noch lange sind ihm 24 kleinere Städte zinspflichtig und hörig. Die Cultur dieses auch jetzt so gesegneten Landstrichs vor den Cevennen bildet die breite Basis des Wohlstandes. Augustus, Agrippa an der Seite, hat gerade diesem nicht unwichtigen Centrum eines gallischen Volkes, wie principiell vielen andern, so Vienna, Apta u. a. seine Aufmerksamkeit zugewandt. Glänzende Bauten folgen rasch aufeinander, und Hadrian setzt die Gunstbezeugungen des julischen Geschlechtes fort. So sind es gerade die zwei ersten Jahrhunderte in seiner Zeitrechnung, die wir in Nimes kennen lernen, wo es als reiche Provincialstadt mit moderner Bildung, jedoch nicht als ein Hauptsitz römischer Verwaltung blühte. Je mehr aber eine Beamtenhierarchie, wie sie besonders seit Diocletian consolidirt ward, auf die Residenzen der höhern Beamten die Hauptvortheile zusammenzog, je härter der Druck ward, der schon viele der reichen, grundbesitzenden Familien in den selbstständigern Städten übermäßig belastete, einen freien und thätigen Mittelstand ganz vernichtete, um so rascher sind diese, und so auch Nemausus gesunken.

Seine Bedeutung im Mittelalter als ein festes, von den verschiedenen Herren Languedocs in Besitz genommenes Castell (Castellum Arenarum genannt, weil die Arena den Mittelpunkt der Befestigung bildete), als kleine Vicomté und einfacher Bischofssitz ist eine geringe, und nur in wenigen, an Antikes angesetzten Resten, so wie dem engen Bau der innern Stadt sichtbar. Nimes erhebt sich erst in der neuen

Zeit zu einer eigenthümlichen Bedeutung, indem es an die Spitze der Industrie Südfrankreichs, vor allem des Seidenbaues und der Verarbeitung der Seide trat, und zugleich in den Frankreich so tief erschütternden religiösen Kämpfen ein Mittelpunkt der protestantischen und wenigstens antiligistischen Partei wurde. Es hat dieß allerdings zu großen Bedrängnissen, zu blutigen Kämpfen auch unter den Bewohnern geführt, aber der Protestantismus ist nicht unterdrückt worden, fast die Hälfte der Bevölkerung gehört ihm an, und jene merkantile und industrielle Thätigkeit ist durch diesen Bund mit dem ihr historisch so nahe verknüpften Calvinismus gesteigert und erweitert worden. Nîmes ist eine moderne Stadt mit bedeutenden und freundlichen Anlagen aller Art geworden, und hat auch selbst die großartigen Denkmale der Römerwelt in diese mit hineingezogen und geschickt benutzt.

Kehren wir zunächst nach Arles zurück. Am frühen Morgen hat uns die Eisenbahn Marseille, dem südöstlichen Haltepunkt der Reise, entführt; bei trübem Wetter sind wir zum zweitenmal durch die öden Steppen von la Crau gefahren; nach drei Stunden rollt der Zug über einen längern Damm, neben sich die doppelte Bogenreihe des von der Durance abgeleiteten Canals de Craponne, der bei Arles in die Rhone sich ergießt, weiter die stattlichen, weiter an den die Stadt fast verdeckenden Mauern von Arles vorüber. Wir halten ein gutes Stück nördlich von derselben an. Eine uralte, schöne Ulmenallee, welche aber durch Erhöhung des Terrains tief in die Erde gesenkt ist, führt uns zur Stadt; neben uns zieht sich ein Damm hin, hinter dem unmittelbar die Rhone strömt, mancherlei kleine Schiffe haben da angelegt, um Salz, Getreide, Thiere einzunehmen, theils für den Verkehr Rhone aufwärts, theils auch für den kleinen Küstenhandel; jedoch macht das Ganze nicht den Eindruck regen Lebens und größerer, kaufmännischer Mittel.

Das Stadtthor mit seinen hohen Mauern zu beiden Seiten nimmt uns auf; der Weg durch die ziemlich öden Straßen mit dem gänzlichen Mangel jedes eleganten, freundlichen Ladens, mit dem spitzigen Kieselsteinpflaster, schlechter als das manch thüringischer Stadt, zu dem höher liegenden Amphitheater ist bald gefunden. Hoch ragt es mit seinen dunkeln Bogengängen als gewaltige ovale Masse aus dem Kreise der zum Theil 20 und mehr Fuß höher auf altem Schutt gelegenen Häuser.

Das Eingangsgitter öffnet sich endlich, und wir stehen in dem hohen, öden ersten Rundgang, der das Ganze umkreist, dessen Gewölbe von breiten Steingurten in bestimmten Zwischenräumen getragen wird. Ehe wir uns auf der sorgfältig gereinigten Arena, in den Zugängen, auf den Sitzreihen, in den merkwürdigen Gewölben der Thier- und Gladiatorenbehälter umsehen, ersteigen wir den einen der zwei über das Ganze ragenden Thürme, die das Mittelalter über den östlichen und westlichen Haupteingang als Festungswehre gesetzt hat, von denen der westliche als ein Observatoire noch heute benutzt wird.

Hier gewinnen wir leicht den Überblick über die ganze Lage der Stadt und die von uns ins Auge zu fassenden Hauptpunkte. Ein weiter Horizont zieht uns zunächst an: nach Südwest liegt das große Triftland der Camargue vor uns, von einem gleich oberhalb Arles abgehenden Canal oder der canalisirten kleinen Rhone durchschnitten, weiter von dem wichtigen Canal von Beaucaire begränzt, auf dem von der Mündung des Canals du Midi über Cette, Aigues Mortes, dem im Mittelalter so wichtigen Punkt S. Gilles, zum Theil in den Etangs sich der Verkehr nach der Rhone, gesichert gegen alle Gefahr der Küstenfahrt und der Rhonemündungen, bewegt. Über diesen hinaus die weinreichen Gelände von Lunel und dem am Bergabhang verschwindenden Nîmes. Unmittelbar an der Stadt also die Rhone und jenseits derselben gleichsam ein Brückenkopf ohne Brücke, la Trinquetaille, mit einem römischen, von der Rhone weit schon abgerissenen Friedhofe. Dießseits der Rhone führt ebenfalls gleich unterhalb der Stadt ein Canal lange parallel dem Hauptstrome hin, um dann weiter östlich in eine Meerbucht sich zu ergießen. Ein Thal schließt gerade östlich die höher liegende la Crau von dem fruchtbaren Getreideland ab, das von Arles nach Nord und Ost beginnt, nur von einzelnen Kalkfelsen unterbrochen.

Wie es im Alterthum mit der Wasservertheilung der Rhone hier genau gestanden habe, wissen wir zwar nicht; wahrscheinlich haben die westlichen Mündungen, die Libyca Ora, bedeutend mehr Wasser gehabt als jetzt die kleine Rhone, aber es war für die Massilier eine Hauptaufgabe zu der jetzigen Hauptmündung, welche ihren Namen „Os Massalioticum" trug, den Hauptverkehr herüberzuziehen; es ge-

lang ihnen dieß erst in vollem Maaße, seitdem Marius den neuen Canal ihnen zum Besitz gegeben und sie nun mit Zöllen, Wachtthürmen und Hafenanlage den bequemsten Eingang für die Schifffahrt ganz in ihren Händen hatten. Die Rolle, welche Arles, das alte Arelate, an dem einen Theilungspunkt der Rhone und zwar diesseits und zugleich an der Gränze der Crau gelegen, dabei spielte, war von jeher für diese Frage von Bedeutung. Und so ist es frühzeitig ein Emporium auch mit zahlreichen griechischen Commanditen von Marseille für den Flußverkehr gewesen.

Cäsar benutzt es als Schiffswerfte, um hier die Seeschiffe zur Einschließung Massilia's zu bauen; binnen einem Monat, seitdem das Holz gefällt ist, werden zwölf Kriegsschiffe gebaut und armirt dem D. Brutus übergeben. Cäsar hatte diesen wichtigen Übergangspunkt der Rhone und bald gefährlichen Nachbar von Massilia wohl im Auge behalten; er hat es wie das südöstlich gelegene Narbonne, mit dem es nun meist zusammengestellt wird, an Rom, an sich und sein Geschlecht nahe geknüpft durch die Hinführung einer Colonie seiner Veteranen aus der 6. Legion, so daß dieser Handelsplatz, der von keinem der gallischen Stämme als besonderer Centralpunkt betrachtet wurde, nun als römische Stadt mit römischer und sonst mannichfaltiger merkantiler Bevölkerung auf einmal an Ehren und Rechten einer der ersten der Narbonensis war. Es trug daher in Bezug auf den Divus Julius Cäsar, den Adoptivvater des Augustus, den Ehrennamen als Colonia Julia Paterna gegenüber den erst augusteischen Gründungen.

Der Handelsverkehr hat sich bei dem Sinken von Massilia immer mehr der jungen Stadt zugewandt. Neben dem alten Rhoneübergang bei Beaucaire und Tarascon, damals Ugernum und Taruskon, wird der bei Arles der wichtigste für die römischen Straßen. Außer der Corporation der Flußschifffahrer wird nun die der Seefahrer (navicularii maritimi) von großer Bedeutung. Dem entsprechen dann andere Gewerbe der erzeugenden Thätigkeit, so gibt es neben den eigentlichen Zimmerleuten (den Fabri tignarii) besondere Schiffbauer (Fabri navicularii). Zur höchsten Blüthe kam der Handel von Arles, als Constantin der Große jenseits der Rhone einen neuen Stadttheil, die „Dextra Ripa" gründete, und „das doppelte Arles, das gallische Rom",

auch wohl „Constantina", den stolzen Strom, dessen Ufer eine Schiffbrücke verband, ganz beherrschte. Der Dichter Ausonius begrüßt es daher als freundliche Wirthin, die ihren Hafen allen öffne, die, zwischen Narbonne und Vienne in der Mitte gelegen, den römischen Weltverkehr mit Gallien und Aquitanien vermittele.

Ein glänzendes Zeugniß für die merkantile Bedeutung in jener Zeit stellt ihm Kaiser Honorius im Jahr 418 aus, als er die jährliche Berufung von Deputirten der Septem Provinciae, d. h. Südgalliens oder der frühern Narbonensis und Aquitania nach Arelate bestimmt, wo bereits seit Triers Bedrohung und erster Einnahme durch die Franken gewiß, vielleicht aber schon früher, der Sitz des Präfectus Prätorio, des Oberstatthalters für Spanien, Gallien und Britannien war. Zunächst ist es die metropolitane Stellung von Arelate, die Anwesenheit eben des Präfectus Prätorio, die dazu veranlaßt, dann aber die Rücksicht auf den menschlichen Verkehr, auf die geselligen Verhältnisse bei solchen in den Spätsommer fallenden Provinciallandtagen. „Die glückliche Lage von Arles", sagt er, „macht es, daß in keiner Stadt leichter der Austausch der Producte stattfindet. So findet man hier die Schätze des Orients, die Specereien Arabiens, die kostbaren Waaren Assyriens, den reichen Getreidetribut von Afrika, die edeln, schönen Thiere von Spanien und die Waffen, die man in Gallien fertigt, alle beisammen, als seyen sie eigenthümliche Producte des Landes selbst. Die entgegengesetzte Richtung der beiden Ströme, der Rhone und Loire (hier Turonius genannt), bringt gerade alle Erzeugnisse ihrer Ufer Arles um so näher. So dient gleichsam die ganze Erde dieser einen Stadt, und Segel, Ruder, Wagen, Landweg, Meer und Fluß führen hier alles zusammen." Kaum aber haben die drei Stände gleichsam dieses Landtages, die fungirenden Präsides oder Judices der Provinzen, die Honorati, also die in einer kaiserlichen Rangklasse Stehenden, endlich die Possessores oder die Curiales, die Grundbesitzer sich jemals aus allen sieben Provinzen wirklich in Arles noch zusammengefunden, da zwei derselben, die westlichsten schon 419 den Westgothen überlassen wurden.

Wir finden endlich dieß besonders „treu gesinnte" Arelate in der Notitia Dignitatum, dem kaiserlichen Staatshandbuch aus gleicher Zeit, als Hauptkasse in Gallien neben Lyon, Trier und

Rheims, als Münzstätte neben Lyon und Trier, als Sitz der Staatsbehörde für die kaiserlichen Wollenmanufacturen (gynaecia) der Provinz Viennensis, so wie der Privatanstalten des Kaisers im Vivarais; eine kaiserliche Filigranfabrik (braubaricarii oder argentarii) fand sich daselbst. Endlich war es mit Vienne Stationsort der Rhoneflotte. Rasch genug ist allerdings dieses merkantile Leben durch die Verwüstungen der gegen die Rhone immer von neuem vordringenden, endlich nach dreimaligem vergeblichem Versuch Arles unter König Eurich erobernden Westgothen, durch Burgunder, Franken, dann Saracenen furchtbar gestört worden. Aber die germanischen Herren übernahmen gern in der spätrömischen Kaiserstadt die Ausübung römischer kaiserlicher Rechte und Spenden. Prokop erzählt uns, wie die fränkischen Könige dort in Arles, dessen Abtretung Justinian ihnen förmlich bestätigt, den circensischen Spielen präsidiren und an der alten Münzstätte auch Goldmünzen mit dem eigenen Bildnisse, nicht mehr dem kaiserlichen prägen lassen. Und ein lebhafter Handel hat hier in der Gegend sich erhalten, so bei St. Gilles und im Hafen von Maguelone, dann aber seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist er mehr und mehr an die Rhone wieder, nur wenig Stunden oberhalb Arles, zu der noch heute berühmten Messe von Beaucaire concentrirt worden.

Dieß sind Betrachtungen, die freilich im schneidenden Gegensatz zur gegenwärtigen Bedeutung von Arles bei dem Überblick der ganzen geographischen Lage sich geltend machen. Wenden wir nun das Auge auf unsere nächste Umgebung, so drängen sich hier historische Monumente nahe zusammen, alle sprechende Zeugnisse eines bedeutenden, verschwundenen Lebens; wir selbst also stehen hoch auf mittelalterlichem Thurm über dem Amphitheater, das ein recht specifisches Produkt des römischen martialischen Lebens, der römischen Militärcolonie, zu blutigen Gladiatorenspielen, zu Thierhetzen, zu Pantomimen, zu kaiserlichen Spenden aller Art die städtische Bevölkerung in aufgeregter Ungeduld und unersättlicher Schaulust versammelte. Neben uns ragt die Steinpyramide des Rolandthurmes, selbst nur ein Aufbau auf den drei Etagen der Außenwand des Theaters, und dieses selbst ist bloßgelegt mit seinen zwei ragenden Säulen von afrikanischer Breccia und dem wohlerhaltenen untern Aufbau der Bühnenwand uns zu Fü-

ßen. Bis vor wenig Jahren nahm diese Stelle ein Klostergebäude ein, die einst geschmückt war mit den kostbarsten plastischen Werken ächt griechischen Styls, wo griechische Schauspielertruppen, wie sie für das benachbarte, noch weniger vielleicht gräcisirte Nîmes in mehrfachen, bedeutenden Inschriften als hochheilige Synode thymelischer Künstler oder dionysischer Diener und Wettkämpfer bekannt sind, die Stücke eines Euripides und anderer Dichter der jüngern Schule, Declamationen monologischer Theile, musikalische Kunststücke einem verwöhnten Publicum vorführten. Noch im fünften Jahrhunderte zog der Reiz oft sehr schlüpfriger Scenen aus dem Mythenkreise des Bacchus und der Aphrodite eine christliche Bevölkerung unwiderstehlich dorthin und verödete die benachbarten Kirchen.

Unmittelbar daran stoßen die geistlichen Gebäude des einst erzbischöflichen Palastes, zum Theil aus antiken Fragmenten gebaut, selbst nun nicht einmal eines Bischofs Sitz mehr. Da steigt der schwere, einfach romanische Thurm der Kathedrale hinter ihm auf. Sie kehrt uns nur ihre formlose Rückseite, nicht das herrlich geschmückte Portal zu, und wir entdecken hier noch nichts von dem merkwürdigen Klostergang ihr zur Seite. Und jene schlanke Spitze mit der vergoldeten glänzenden Sonne darauf, führt sie uns nicht ähnlich wie zu Rom einen ägyptischen Obelisk vor die Seele? Ich glaube kaum, daß wir uns darin getäuscht haben. Unser Führer nennt uns weiter die Kirche St. Anna, jetzt das städtische Antikenmuseum, das Millin einst so sehr hier vermißte. Jene Gebäudemasse dort zum Fluß hin wird uns als Constantins Palast bezeichnet, als le Palais de la Trouille, jetzt armer Leute Wohnung, im Namen aber an die vergoldeten Zimmer des byzantinischen Trullum erinnernd. Etwas weiter nach Norden schmücken Granitsäulen mit Frontispice ein Eckhaus des Platzes St. Lucien, und die Stätte der Thermen, des Circus, durch zahlreiche, darauf bezügliche Funde erwiesen, überschauen wir.

Noch haben wir auf die merkwürdigen Ruinen südöstlich von der Stadt nicht geachtet, mit dem langgestreckten grünen, mit großen anscheinenden Steinblöcken bedeckten Feld. Es ist dieß geradezu eine der interessantesten Stätten für die Geschichte der altchristlichen Kunst. Kaum besitzt Rom in seinen Museen, Kirchen und Klosterhallen einen

solchen Schatz altchristlicher, mit Darstellungen geschmückter Sarkophage, als hier in den Aliscamps, den Campi Elysei, vereinigt waren und zwar zugleich neben heidnischen, spätrömischen Grabstätten; sie sind hier seit Jahrhunderten aus der Erde gewühlt, geöffnet, in feuchten Katakomben aufgehäuft, als Geschenke sogar in größeren Mengen nach anderen Städten, nach Savoyen, selbst nach Rom gekommen, eine ganze Anzahl ist in die Privathäuser gewandert, um als Brunnentröge, Behälter bei Färbern, Salpetersiedern u. s. w. zu dienen, und dennoch ist das Museum von Arles noch überraschend reich an ihnen. Die Ruinen aber gehören der alten Märtyrerkirche St. Honorat, die später im Besitz der Franziskaner, erst in der französischen Revolution zerstört ward.

Arles hat seine zwei Hauptdenkmäler römischer Architektur, Amphitheater und Theater, bereits besessen, ehe es auch nur zeitweis Kaiserresidenz ward, also vor Beginn des vierten Jahrhunderts. Der Stil von beiden weist dieß entschieden nach. Jenes ist aus gewaltigen Steinmassen erbaut, aber ist an seinen Pfeilern durch dorische und korinthische Säulenstellung nach Außen gegliedert. Eine Attika fehlt jetzt. An diesem zieht sich über den zwei ersten Etagen und den Eingangsthoren reiches Gebälk hin: wunderlich genug sind allerdings Triglyphen, mit Stierköpfen und Opferschalen wechselnd am Architrav angebracht, während im Fries aus den Kelchen zierlicher Arabeskenblumen Vögel und Genien steigen und Consolen der reichsten Art das Dachgesims tragen. So unterscheiden sich beide Bauwerke sehr von den zwei Hauptrichtungen constantinischer Architektur, einfacher, fast roher Kolossalität oder der klein gemusterten, alles geflechtartig überdeckenden Ornamentik. Wir werden sie über die letzte Zeit der Antonine oder des in massenhaften Bauten auch in Südgallien nach dem Siege über Albinus sich bethätigenden Septimius Severus nicht herabrücken können. Die Größenverhältnisse überschreiten nicht oder sehr unbedeutend das Maaß gleichartiger Bauten in Nîmes und Orange, und waren jedenfalls noch nicht für eine Kaiserstadt des Westens berechnet. So übertrifft das schöne Amphitheater zu Verona aus der Zeit des Gallienus bedeutend an Größe das von Arles, dem es an Gliederung des Äußern sehr nachsteht.

Aber es fehlt uns neben den bedeutenden Architekturstücken einer prachtliebenden, aber doch geschickten und maaßvolleren Zeit hier in Arles nicht an Säulen, Pilastern, Carnießen, die in gewundenen Spirallinien, überdeckt mit schrägem Casettenwerk, überrankt gleichsam mit ärmlichem Blätterwerk, mit mannichfaltigen, schon ganz ohne individuelles Leben gebildeten Gestalten von Menschen und Thieren der Periode des vierten und auch fünften Jahrhunderts angehören. Den schlagendsten Vergleichungspunkt bilden daneben die Architekturabtheilungen der Sarkophage, jene Nischen, Hallen, Thore, Frontispice, die von größern Bauten entnommen den durchgehenden Geschmack einer spätern Zeit zeigen. Der Kaiserpalast selbst ist freilich der ihn einst im Innern bedeckenden Pracht des Marmorgetäfels, der Vergoldung bald genug entkleidet worden und die Übersicht seines Baues vielfach gehemmt. Porphyr- und Granitsäulen, die durch Härte des Materials und die Kunst der Glättung imponirten, fanden sich einst in Arles noch zahlreicher als jetzt, gingen doch acht allein, welche Katharine v. Medicis nach Paris führen wollte, sammt dem Schiff auf der Rhone unter; sie gehören ebenfalls der späten Technik an. Ebenso ist jener Obelisk von ägyptischem Granit, den man im Bereiche des alten Circus fand, und welcher der einzige Fund seiner Art diesseits der Alpen ist, sehr wohl als ein Geschenk Constantins zu betrachten, von dem wir großartigere Verpflanzungen aus der Monumentenschatzkammer Ägyptens kennen. Der Circus war ja gerade in bereits christlicher Zeit der eigentliche Glanzpunkt öffentlichen Festlebens; so wohnt der nachherige Bischof Sidonius Apollinaris unter Kaiser Majorian (456) den circensischen Spielen und der kaiserlichen Tafel, die ihnen zu Ehren gehalten wird, bei.

Die Inschriften sind nicht ganz ohne Ausbeute für diese größern Architekturanlagen, freilich befinden diese gerade sich in sehr verstümmeltem Zustande. Ein Ehrendecret der Pagani des Pagus Lucretius, eines offenen Fleckens im Gebiet von Arelate, dankt einem A. Corn. Zosimus, einem Sevir Augustalis von Arles für die kräftige Verwendung beim Kaiser T. Antoninus Pius und bei den Präsides der Provinz, wodurch ihnen das Recht, umsonst das öffentliche Bad zu benutzen, das sie schon 40 Jahre lang genossen, zurückgegeben wurde. Hier

kann natürlich nur von den Thermen der Stadt die Rede seyn, zu der die Pagani gehören. In einer andern Inschrift spricht ein M. Tullius Olympus, der sich negotiator familiae gladiatoriae, also einen Großhändler von einer Gladiatorenbande nennt, welcher diese aus Speculation zur Vermiethung bei Spielen hält, eine Ehrenbezeugung aus. Ein höherer Beamter, der mit der Verwaltung Afrika's seine Carriere beschlossen, Annius, hat unter anderem bedeutenden Aufwand für sich und seine Familie im Circus, wie die sehr fragmentirte Inschrift hier zu ergänzen ist, einen Thurm, also eine feste Loge bei den jährlichen Spielen zu ewigem Andenken erbaut. Wir haben also Beziehungen zu Thermen, dem Amphitheater, dem Circus ausdrücklich hervorgehoben.

Was den eigenthümlichen Werth der arelatensischen Arena und des Theaters in den Augen des kundigen Betrachters bildet, ist in jener die treffliche Erhaltung der unterirdischen Behälter, die in zwei Reihen um den ganzen Raum sich erstrecken und in acht niedrigen Öffnungen die Thiere den Gladiatoren entgegenschickten, diese selbst auch verwahrten; bei dem Theater ist es dagegen der freie Maueraufbau mit gewölbten Zugängen der Cavea, des Zuschauerraumes, während diese in Orange, wie in den ächt griechischen Theatern, in den Fels gearbeitet ist, ferner die in flacher Nischenform geführte Bühnenwand mit den zwei zur Seite hervortretenden Flügeln und der genauen Abgränzung des sehr schmalen Prosceniums, sowie der Glanz, auf den jene kolossalen zwei Säulen von den vier der Mitte und die ganze Reihe der Basen schmalerer weißer Marmorsäulen der Flügel des Bühnengebäudes unmittelbar hinweisen.

Das Theater war zugleich der Fundort trefflicher Statuen, deren Krone die berühmte Venus von Arles ist, unter Louis XIV Gegenstand einer heftigen, vom König selbst entschiedenen literarischen Fehde, welche trotz der Nähe der Venus von Milo, jener großartigsten Auffassung der Göttin, in die sie im Louvre gestellt ist, ihren eigenthümlichen Reiz, ihre Anmuth und Feinheit nicht einbüßt. Der stark zur Seite geneigte, etwas gesenkte Kopf mit dem breiten durch die Haare geflochtenen, auf beide Schultern herabfallenden Band, trägt nicht den Ausdruck alles bewältigender Siegerkraft, wie jene; in ihm ist selbst da=

gegen etwas von der Schwermuth, von der Weichheit des Gefühles, die die Liebe giebt. An den matronalen, aber nicht vollen nackten Oberkörper schließt sich wie zugehörig das über den Arm gefallene, den Unterköper verhüllende Gewand an. Ein breites Armband ziert denselben Oberarm. Sie ist allerdings die Venus Victrix, aber in ihrer zartesten Auffassung, allbezwingend durch eine Macht, der sie selbst unterliegt. Neben ihr ist noch manch gutes Werk und zwar darunter eine zusammengehörige Reihe von Tänzerinnen, wohl als Horen zu bezeichnen, gefunden worden. Da man einen Kopf des Augustus dort fand, glaubt man sich noch heute berechtigt, einen weiblichen Kopf derselben Herkunft mit einem Theil des Oberkörpers im Museum Livia zu nennen, während jeder, der eine griechische Idealbildung von einem römischen Porträt zu unterscheiden versteht, an ein letzteres gar nicht denken kann, aber immer wieder von der Reinheit der Zeichnung, von dem Adel und innern Leben dieses Kopfes gefesselt wird, welcher einer jugendlichen Göttin angehört und an die Flora oder vielmehr Hebe von Neapel erinnert. Auch jener Apollo dort in der flachgewölbten Nische, der vom Kitharaspiel so eben in wahrhaft göttlicher Unbefangenheit und scheinbarer Gelassenheit ausruht, während der Sklave, dessen Auge aufmerksam und fast bittend auf den Gott gerichtet ist, das Messer schleift zu der furchtbaren, am Marsyas auszuführenden Strafe, auch er ward an der Proscenumswand des Theaters als bildnerischer Vorsprung gefunden. War es nicht gleichsam eine ernste Mahnung an den Künstler nicht frevelnd zu verletzen die apollinische, hohe Kunst?

So fallen auch hier, noch stärker als zu Vienne und Aix, die Strahlen des ächt griechischen künstlerischen Geistes auf das allgemeine Niveau späterer römischer Kunstfertigkeit und Kunstgeschmackes, klingt doch ebenso in der großen Inschriftenreihe von Arles, neben der nicht sehr großen Zahl römischer Familiennamen, die durch Adoption, besonders durch das Patronat sich weit verbreiteten, der Reichthum griechischer Personennamen, männlicher und weiblicher, fast überall durch. Daß diese römische Kunstübung in der Stadt selbst mit dem Wachsthum ihrer Bedeutung sich steigerte, daß sie öffentliches und Privatleben schmückte, daß sie an ächt römischen Geheimdienst wie an orientalische Götterwerke sich anschloß, Beweis dafür sind die mannichfachen

Denkmale einer Ehrenstatue an einzelne Personen, sind die Schilderungen eines Sidonius Apollinaris, der das Forum von Säulenhallen umgeben, von Statuen besetzt sah, endlich die erhaltenen Reste von Brunnengruppen, Altären, so der Bona Dea, vor allem von Sarkophagen, an denen eine geistig überreife, vielfach spiritualistische Zeit die feinsinnigen Mythen von Amor und Psyche, von Prometheus und dem Menschenleben, Scenen von Schifffahrt und einer arkadischen Hirtenwelt, das freundliche Spiel der die Olivenerndte haltenden Eroten, sowie das Bild ernster literarischer Beschäftigung in Apollo und den Musen uns vorführt.

Dieß führt uns unmittelbar in die altchristliche Kunst über. Wie viel sie, welche hier in Arles sichtlich eine ganze Strecke zeitlich parallel ging mit der heidnischen, für dieselben Stätten arbeitete, von jener nicht allein in Anordnung, architektonischem Schmucke, sondern auch in einer Menge ursprünglich mythischer Nebenfiguren, Genien, Land- und Wasservögel u. dgl. herübernahm, das bringt ein Gang durch das Museum St. Anne zur lebendigsten Anschauung. Ebenso tritt uns die völlige Entfremdung des religiösen und künstlerischen Bewußtseyns des 12. und 13. Jahrhunderts, der mittelalterlichen Culturhöhe, von jener altchristlichen Epoche klar entgegen, wenn wie in den Kirchen etwa antike Badewannen, bakchische Throne oder Grabreliefs unmittelbar zu heiligem Gebrauch verwendet sind, so altchristliche Sarkophage, die dem 4. und 5. Jahrhundert angehören, heilige Gebeine bergen, die etwa der Familie des Lazarus oder einem der 72 Jünger Christi zugetheilt wurden.

Und wir besitzen nun gerade für den Ideenkreis und die Darstellungsform auch jener Epoche hier in Arles ein wahrhaft glänzendes Werk: unmittelbar aus dem Museum herausgeschritten stehen wir ja vor jener prachtvollen Pforte, die der einfachen, nackten Basilikafronte der Kathedrale St. Trophime vorgebaut ist, und ihr gleichzeitig sind sichtlich die reichen Sculpturen des älteren Theiles vom Kreuzgang. Glücklicherweise haben wir das bestimmte Datum 1152, wo die Kathedrale, eine Stiftung des 7. Jahrhunderts, auch zur Kirche St. Trophime durch Übertragung der Gebeine des Heiligen aus den Aliscamps wurde. Dieß ist der Moment, wo der theilweise Umbau und die glän-

zende Ausschmückung der Kirche beginnt. Es ist auch die Blüthezeit der städtischen Freiheit von Arles unter hohenstaufischer Oberhoheit, sowie der Poesie und höfischer Galanterie in der Provence unter dem Hause Barcelona. In dieselbe Zeit endlich fällt die Erneuerung der kirchlichen Ansprüche des gallischen Roms, wie sie in einzelnen Inschriften noch heute dort zu lesen sind.

Die christliche Plastik tritt bei einer Wanderung durch Arles entschieden in den Vordergrund gegenüber der Architektur. Liegt dieß tiefer begründet in der Geschichte von Arles selbst, welches eben da sinkt, wo im gothischen Styl die größten Bauten erst überhaupt begannen, so haben mannichfache Verwüstungen noch mehr dazu beigetragen, die Bauwerke, welche zum Theil noch in die altchristliche Zeit hineinragen, zu zerstören. Von hohem Interesse bleibt aber in dieser Beziehung immer ein Besuch in den Ruinen von St. Honoré auf den Aliscamps mit seiner Krypta, seiner halbrunden Altarnische, den gewaltigen vier Pfeilern, die einst den Thurm trugen, mit den antiken Säulen, die das Gewölbe, wie es scheint des Baptisteriums, stützen, mit dem langgestreckten öden Felde, wo in malerischer Unordnung die Reihen gewaltiger Steinsarkophage in antiker Form, einzelne schon halb oder ganz geöffnet stehen, als habe bereits der Engel des jüngsten Gerichtes die Gebeine, welche Jahrhunderte, ja viel länger als ein Jahrtausend darin geruht, zur Auferstehung gerufen.

Und mitten in der Stadt ladet zu einer ruhigen, ungestörten Versenkung in diese geistige Welt der Klosterhof von St. Trophime mit seinen zwei niedrigeren Hallen romanischen Styles, ihren zierlich gekuppelten Säulen, den ganz corinthischen Pilastern, den bildnerisch ausgearbeiteten Capitellen, den aufrecht stehenden heiligen Gestalten an den Ecken und der andern, reich gothischen Hälfte.

Das ist nicht das Werk jener kaiserlichen Hofbischöfe eines Constantius, die in fortwährender Connivenz gegen Kaiser und die Traditionen der römischen Aristokratie den Arianismus auf Concilen zur alleinigen, freilich nur sehr kurzen Herrschaft brachten und den kühnen Vertheidiger des strenggläubigen Principes, den Hilarius von Poitiers in das Exil trieben. Nein, hier waltet in Stein verkörpert der Geist jener Begründer eines in der Lehre milden, aber wahrhaft ascetischen, in dem

bestimmten religiösen Gesichtskreis ganz umschlossenen Klosterlebens, der eines Honoratus, welcher von der klösterlichen Insel auf den Bischofsstuhl von Arelate kam († 429), seines beredten Biographen Hilarius († nach 499), endlich des dem Honoratus ein Jahrhundert später aus dem Kloster zum Bischofssitz folgenden Cäsarius († 542), welcher als Prediger und Feststeller der mönchischen Ordensregel in seiner Zeit seines Gleichen suchte.

Ehe wir Arles verlassen, um an seinen gewaltigen, mit dem isolirten Fels, auf dem die Stadt nach einer Seite liegt, fast verwachsenen Mauern hin den Weg zur Eisenbahn wieder einzuschlagen, werfen wir noch einen Blick in einen kleinen, engen Buchladen, um uns das literarische Leben im eigentlich provençalischen Kreise etwas anzusehen. Wir haben schon bisher auf unserer Wanderung durch den Süden den provençalischen Gesprächen der Bewohner gern gelauscht, wir konnten es oft versuchen italienisch uns ihnen gleichsam anzuschließen und wurden ziemlich verstanden, wir haben uns die so verschiedene Aussprache des Französischen in vielen Eigenthümlichkeiten gemerkt, so die Ansprache der stummen Vocale, die Erweichung des ch zu s, die Auslassung von Liquiden und dgl. Hier in Arles erscheint nun geradezu das Französische besonders den Frauen des Volkes als eine fremde, kaum verständliche Sprache. Hier ist es aber auch, wo im Arleser Dialekt das Provençalische sich am reinsten gehalten hat. Suchen wir hier daher, ob nicht auch der Anfang einer neuen Schriftsprache dieser einst im Süden Europa's gebietenden Sprache gemacht ist. In der That bleibt unser Weg nicht unbelohnt.

Es ist ja freilich eine eigene Sache um den Buchhandel, um die literarische Thätigkeit in Frankreich außerhalb Paris, noch mehr um Productionen in den Dialekten oder andern Sprachresten eines Landes, wo eine einzige Stadt die Literatur bestimmt, wo sie Sprachgesetze giebt, wo aber eben diese Sprache von Paris, einer Weltstadt im eminenten Sinne, als ein breiter, klarer Strom zwischen den wohl verwahrten Ufern der gesellschaftlichen Convention einherfließt, jeden besondern Vorsprung, jedes scheinbar eigensinnige Hemmniß der Persönlichkeit oder der landschaftlichen Individualität mit sich fortreißend, in sich verschlingend. Und dennoch, trotz aller der Verachtung, die nicht allein der specielle Pariser, sondern im Durchschnitt der gebildete Franzose gegen das sogenannte Patois, diesen vagen Ausdruck für das Dia-

lektische hegt, — gebraucht man z. B., wie ich selbst aus dem Munde einer Französin auf der Reise gehört habe, den Begriff des Franzosen im Gegensatz zu den Patois sprechenden Bauern von Angoulême, — trotz alledem haben an den verschiedenen Enden von Frankreich literarische Bewegungen begonnen, um durch eine Schriftsprache die Sprachen des Volkes der Verwilderung, der Beschränktheit zu entreißen. Ich will hier nicht von dem immer lebendig gewesenen Bemühungen deutscher Männer reden, die den Elsässern auch deutsche Bildung mit deutscher Sprache zu erhalten bemüht sind, obgleich schon in großen einst deutschen Landstrecken, in Lothringen und auch jetzt theilweis im Elsaß das Deutsche seine Literatur verloren hat, und rein zum Patois herabgesunken ist. Von dem in Frankreich erfolgten Widerhalle der flämischen Sprachbewegung werde ich nach dem interessanten Werke des Hrn. Louis de Bäcker an einer andern Stelle berichten. Auch in der Bretagne hat das Bretonische, ächt Celtische in nationalen Dichtungen, vor allem des Hrn. Brizeux, den Schmerz seiner Verkümmerung, aber zugleich die Kraft poetischer Gestaltung ausgesprochen. Müßte es uns in der That nicht wundern, wenn das Provençalische, einst in seiner allgemeinen Form bis zur Loire und bis nach Burgund hinein herrschend, in die zwei Hauptdialekte, den limosinischen und den ächt provençalischen gespalten, nicht auch als lebende Sprache ihre höhern Rechte geltend machte?

In ihrer geschichtlichen Stellung, in ihrer großen culturhistorischen Bedeutung ist sie ja in den letzten 30, 40 Jahren von Franzosen und vor allem von Deutschen untersucht, wissenschaftlich erkannt, ja auch poetisch ihr Gehalt reproducirt worden. Und auch literarisch ist sie nie ganz verstummt; wir finden seit dem 16. Jahrhundert von Zeit zu Zeit Sammlungen provençalischer Gedichte (lou jardin deys Musos prouvençalos) und das Volksleben hat fortwährend poetische Formen lebendig erhalten. Aber es war diese poetische Sprache auf den engern, kleinen Kreis des Gelegenheitsgedichtes, vor allem der niedrig komischen Gattung mehr und mehr beschränkt worden; die Noels, die Farandoulos, die Fables, Contes, Burlesques, Marottes, Satyres, Comédies herrschten. Jeder höhere Aufschwung suchte unmittelbar in dem Herübernehmen französischer Worte und Redensarten sein Heil. Für

den westlichen, den limosinischen Zweig des Provençalischen, hat nun in neuer Zeit Mr. Jasmin von Agen, noch jetzt Barbier daselbst, einen weit verbreiteten, auch mit dem großen Preis der Akademie anerkannten Ruf als volksmäßiger, didaktischer und komischer Dichter gewonnen. Und in Toulouse sind die Jeux Floraux, welche von einzelnen Männern der höhern Bildung und Gesellschaft mit Eifer erhalten werden, ein Haltepunkt dafür. Im Osten dagegen, an den Ufern der Rhone, im Gebiete des eigentlich Provençalischen, hat sich jetzt ein förmlich enger Verband von Dichtern, der mit der Zeit zur Schule werden kann, gebildet.

Nach einer Anzahl einzelner Productionen ist in diesem Jahre die erste größere Sammlung, li Prouvençalo (Avignon, Seguin Ainé 1852), erschienen mit dem Namen des Mannes an der Spitze, der als das Herz, als der ächt volksthümliche Träger zu bezeichnen ist, J. Roumanille, und eingeführt durch ein treffliches Vorwort von Saint René Taillandier. Der Name des letztern, welcher jetzt als Professor an der Faculté de Lettres zu Montpellier wirkt, ist uns Deutschen durch seine feinsinnigen und tiefgehenden Besprechungen der deutschen Literatur in der Revue des deux Mondes wohl bekannt und werth. Es muß uns freuen, daß er in diesem Vorwort auf die deutschen Dichter Uhland und seine Schule, Heine und Lenau, hinweist, als diejenigen, die den Reichthum der provençalischen Poesie anerkannt und in ihrer Sprache wiedergeboren hätten. Mit Freude und Wärme, aber mit Mäßigung charakterisirt er diesen jungen Dichterbund der Provence, in dem zu Roumanille, einem Sohne von Gärtnersleuten in St. Remy und jetzt in einer Druckerei zu Avignon beschäftigt, sich vor allem zwei classisch und modern gebildete, denkende Männer, Camille Reybaud und Crousillat, gesellt haben. Sie haben das Ziel ihres Strebens klar und präcis gefaßt; um sie gruppirt sich bereits eine größere Anzahl strebender Talente und auch greise Männer, wie Bellot von Marseille, fehlen nicht. Die Namen ihrer Heimathsorte, wie Salon, Aix, Carpentras, Cavaillon, Beaucaire, Nyons, Alais erinnern uns unmittelbar an so manchen Trouvadour, so manche einst liederreiche Stätte.

Vor allem ist es das Ziel der Häupter, die Sprache zu reinigen und sie in ihrem grammatischen Bau zu befestigen. Sie haben daher

den Dialekt von Arles als den eigentlich maaßgebenden hingestellt, sie haben sich zunächst getrennt von dem westlichen, dem limosinischen Dialekt. In der poetischen Form schließen sie sich enger als bisher geschehen, den in ihrer Sprache zuerst entwickelten, dem Sonnet, den Stanzen, den Monorimen u. s. w. an, und der Reimreichthum der Sprache hat hier bereits schwer in einer andern wiederzugebende Formen erlaubt.

Treten wir nun dem poetischen Gehalt, dem Pulsschlage des Herzens näher, der das Blut durch jene Adern rollen läßt, so ist allerdings die Heiterkeit, der drollige Einfall, die Freude an der kurzen Erzählung der Thierfabel, der Liebe in Ständchen noch wohl vertreten; aber daneben geht ein ernster, elegischer Zug, die Klage um den geschiedénen Freund, das Kind, geht vor allem ein religiöser, dem Armen, Verlassenen, dem Volke überhaupt zugewandter Sinn, ein Sinn, den Taillandier mit dem Spruche: bete und arbeite, bezeichnet. Roumanille zeichnet sich vor allen durch den letztern aus: seine Krippe (li crècho), gedichtet bei der Einweihung der ersten derartigen Anstalt in Avignon, seine zwei Serafim athmen ganz den zarten, kindlich frommen Sinn, der auch die Darstellung der Geburt Christi aus der Hand umbrischer Meister oder eines Francesco Francia durchzieht. Und wie einfach, wie tüchtig und fromm schildert Peyrattes, ein Töpfer aus Clermont (Departement Herault) die Geliebte, la Filla del Pople! Von ergreifender Gewalt ist der 9. Thermidor von Aubanel, das Lied an den Henker mit dem großen Messer. Jener Refrain:

Mounté vas emé toun grand coutèu?
Coupa de tèsto: siéu bourrèu
(Où vas-tu avec ton grand couteau?
Couper des têtes: je suis bourreau)

wird zuletzt zur furchtbaren Nemesis für den Henker, dessen Stunde selbst geschlagen hat. Wie freudig preist den reichen Strauß von bunten Dichterblumen, gepflückt auf provençalischem Gebirge, Mistral in seinem Bonjour en touti! Er nimmt am Ende des Buches Abschied im „Adessias en Touti“, von dem heitern Feste (la festo gaio), wo aus allen Cantonen man zusammeneilt in mannichfaltigem Gewand, heiter mit dem Tamburin, im Tanz, in Lieb und Zorn, wieder züch-

tig, sinnend, trauernd, belauscht vom Chor der Vögel und von Engeln. Nehmen wir auch für jetzt Abschied von der provençalischen Muse, von dem Ufer der Rhone, wo sie nur allein noch weilt.

Der Bahnzug ist endlich eingetroffen, der uns in kurzer Zeit nach Nîmes bringen soll. Der Weg bis Tarascon ist uns schon bekannt. Hier trennen sich die beiden Schienenwege des Nordens und Westens, die freilich beide noch weit von der Erreichung ihrer Endzielpunkte, Paris und Bordeaux, entfernt sind, und jetzt mit den kleinen Nebenbahnen nach Alais an die Cevennen und nach Cette an das Meer ein kleines, für sich bestehendes Verkehrsystem des Südens darstellen. In der That kann ein Deutscher hier in Frankreich auf die Durchführung der großartigen Verkehrsbahnen seines Vaterlandes in der Gegenwart mit Stolz den Franzosen hinweisen, der davon meist keine Ahnung hat. Wie sind bei uns trotz aller Zersplitterung Nord und Süd, Ost und West mit einander verknüpft, während dort im Norden Paris spinnenartig allerdings auf zehn, weiter sich noch verzweigenden Schienenwegen allen Verkehr in sich auffsaugt, aber diesen Sommer erst eine das Land durchschneidende Bahn vollendet ist, welche Ost und Westen verbindet, alle übrigen Anlagen der Art rein provincieller Natur sind! Welche hemmenden Gewichte des Eigennutzes, der Coterie, der mangelhaften Vertretung provincieller Bedürfnisse hierbei gewirkt, kann ich nicht weiter berühren. Nur das weiß ich, daß das Decret des Prinz-Präsidenten auf seiner Reise, welches den Bau der Südwestbahn zwischen Montpellier und Bordeaux concessionirte, in der kaufmännischen Welt des Südens die größte Freude erregte, und daß man gern den Kammern, der constitutionellen Form überhaupt alle Schuld bisheriger Verzögerung beimaaß und andächtig die autokratische Willensäußerung bewunderte.

Doch zurück nach Tarascon: langsam bewegt sich der Zug über die große neue Rhonebrücke, einige Blicke sind uns vergönnt auf den Strom mit der stattlichen Kettenbrücke daneben, auf die schweren Massen des einst provençalischen Schlosses von Tarascon und die mit Thürmen flankirten Stadtmauern, auf die Ruinen der Burg von Beaucaire oder Bellicadro, dieses Wachtpostens der französischen Könige gegenüber der unabhängigen Provence, und auf das Städtchen zu ihren Füßen,

das nur einmal im Jahre zur Weltstadt wird, um dann um so stiller und todter zu erscheinen. Für die Römer war diese Stelle von Tarasкon oder Taruskon und dem gegenüber gelegenen Ugernum der Übergangspunkt der großen südfranzösischen Straße über die Rhone, die, bereits von Domitius Ahenobarbus begonnen, von Narbonne nach Italien führte, zu Augusts Zeit, wie Strabo berichtet, im Winter allerdings durch die plötzlichen Wasserströme manchmal zerrissen ward, aber steinerne und hölzerne Brückenbauten hatte. Hier theilten sich dann die Wege, die Alpenstraße ging über Apt, Embrun, Briançon, die ältere Küstenstraße über Aix, Antibes und Nizza. Ihre Spuren sind zum Theil noch wohl erhalten und auch im Munde des Volkes als Römerbau (lou camin romeou) bekannt. Rasch sind die Felsabhänge an der Rhone mit ihrem Tunnel uns entschwunden, und wir eilen durch die weite, einförmige, mit Ölbäumen und Wein bepflanzte Ebene hin an der Seite eines aufsteigenden Geländes. Schon sind wir in Nîmes, wo die Eisenbahn hoch in der obern Etage des Bahngebäudes mündet.

Im Abendglanze liegt der große, polygone Platz vor uns (l'Esplanade), der jetzt die Fontaine Pradiers schmückt, und an dem eine Reihe eleganter Cafés, die Säulenhalle des Palais de Justice, weiter zurück die größern Hotels sich befinden. Ein Augustinerkloster, welches wie die meisten klösterlichen Anlagen einst außerhalb vor dem engen Mauerkranz der Stadt stand, ist zu dem eleganten Hôtel de Luxembourg umgewandelt; den Speisesaal überdeckt noch das Kreuzgewölbe; neben uns an wird die Kirche niedergerissen, an deren Stelle sich eine neue erheben soll. Sonst trägt alles andere das Gepräge moderner Eleganz, welche wir meist vergeblich hier im Süden suchen. Man sieht, Nîmes ist noch eine viel besuchte Reisestation. An der Wirthstafel überwiegt bedeutend der Ausländer, und neben dem Englischen lassen wir die deutsche Unterhaltung nicht schweigen; haben wir doch seit Marseille die Tour mit einem Holländer gemacht und lernten hier eben liebe Landsleute kennen, die wir später in Paris wieder begrüßen durften.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als die erste Wanderung um die Boulevards, welche das Oval der innern Stadt umschließen, angetreten ward. Eine große, schwarze Masse erhebt sich bald vor unsern Augen: nicht eingesargt gleichsam zwischen engen, auf dem

Schutt hochliegenden Häusern wie in Arles, sondern auf breiter, geebneter Straße tritt das Amphitheater dem Beschauer entgegen. Riesenhaft scheinen die Theile zu wachsen bei näherer Betrachtung; bei spärlichem Laternenlicht strecken sich die hohen, übereinander gebauten Hallen, die breiten Pfeiler, die schweren Gesimse hin, und auch die große, tief herabsteigende Lücke der Außenwand nach Norden veranlaßt nur das Auge im Dunkeln das Fehlende im größern Maaßstab zu ergänzen. An das Amphitheater stößt der eleganteste Theil der Boulevards, welche von Spaziergängern noch sehr belebt war. Hier sind die Hauptläden für Seide in allen Verarbeitungen und allen Farben, als Kleider-, Meublesstoff, Handschuhe, Mützen, Shawls, Strümpfe, Nähseide, für buntes Papier, reiche Tapeten, feines Leder; hier ziehen sich große, öffentliche Gebäude hin, so das Detentionshaus, das Irrenhaus, Wohlthätigkeitsanstalten, eine neue Kirche, das Theater.

Dem letztern gegenüber öffnet sich ein regelmäßiger Platz, ein Gebäude umschließt seine Mitte, die um 6 bis 8 Fuß wenigstens tiefer liegt; aus ihr heraus erhebt sich auf hohem Postament ein zierlicher Bau. Ich kann nicht sagen, wie freudig mich schon am Abend der Anblick der Maison Carrée überraschte — denn dieses mußte es seyn; der Eindruck ist mir am folgenden Tage bei hellem Sonnenschein zur vollsten Klarheit gesteigert, der Eindruck eines durchaus zierlichen, freien Kunstwerks, das herausgehoben aus dem gewöhnlichen Niveau des praktischen Lebens als ein edles Weihgeschenk, ein wahres ἀνάθημα einer Gottheit dargebracht ist. Hier konnte die nächtliche Beleuchtung nicht das Massenhafte an Zahl und Verhältniß der Theile steigern, nicht die Einöde und Leere jener Räume den innern Sinn zur Belebung des complicirten Bildes einer zu grausamem Spiel oder zu feierlichen Ehrenbezeugungen versammelten Volksmenge reizen; die schlanken Säulen, das zierliche Gebälke, der Giebel, alles führte zur Ruhe und einfachen Schönheit zurück.

Jedoch setzen wir heute mit den ungeduldig gewordenen Begleitern den Weg weiter fort. Wir überschreiten bald den Canal, welcher das Wasser aus der berühmten Fontaine der Stadt zuführt und so die Mitte einer breiten Allee mit stattlichen Häusern bildet; wir wenden uns auf den baumreichen Boulevards allmählich unserem Ausgangspunkt zu;

dieser Theil ist am Tage mit kleinen Verkäufern bedeckt, hier führt la Porte de Rome nach Osten hinaus, eine Menge von Wagen mit Getreide, Wein- und Spiritusfässern u. dgl. halten hier. Die große, merkwürdige Steinmasse, die mit ihren Öffnungen mitten in der Häuserreihe aus einer Vertiefung heraussteigt, haben wir wohl gesehen, aber nicht gewußt, daß es die Porta Augusti ist. So war der Umfang der alten, kleinen, um die Kathedrale Notredame gelagerten Stadt, welche einst starke Mauern mit von Thürmen flankirten Thoren und das Château du Roi an der Mauer vertheidigten, umkreist. Wie weit die Vorstädte nach allen Seiten, besonders nach Südwest zwischen der Arena und der Fontaine sich ausgebreitet, konnte erst die Wanderung des folgenden Tages und besonders der Überblick von der Höhe der Tour Magne lehren.

Es mag allerdings etwas schwierig erscheinen mit einem genaueren Bericht dessen, was man in Nîmes auf einer Tageswanderung gesehen, in dem Leser ein lebendigeres Interesse neu zu erwecken. Nîmes gehört zu den Namen die jeder kennt, als eine Hauptstätte antiker Denkmäler, als Repräsentant des milden Klima's von Südfrankreich; die Maison Carrée, die Arena, der Tempel der Diana so wie der Pont du Gard stehen in Verbreitung ihres Rufes gleich den größten Werken von Rom selbst. Sie sind für die bewundernde und nachahmende Auffassung eng mit antiker Kunst überhaupt verwachsen.

In der That fällt ihre erste Beachtung und Untersuchung in die Zeit des Höhepunktes italischer, mit edler Renaissance verknüpfter Kunstbegeisterung: Franz I war es, welcher 1533 Nîmes besuchte und den Werth dieser Denkmäler anerkannte und ihn respectirt wissen wollte. Nach dem Vorgange von Richard, dessen Werk aber verschollen scheint, hat Poldo d'Albenas 1560 bereits ein umfangreiches Werk mit geschickten, freilich nicht sehr genauen Holzschnitten über Nîmes herausgegeben. Seine Zeichnungen wurden sofort von Palladio in seinem großen, für Jahrhunderte geradezu maaßgebenden System der Architektur benutzt und als Muster weit verbreitet. Deutsche, wie Jac. Pontanus, wie Grasser aus Basel, haben im Anfange des 17. Jahrhunderts Nîmes besucht und beschrieben, das indessen in den Kämpfen der Hugenotten als öfterer Versammlungsort und fester Platz der Prote-

stanten noch bis 1623 viel gelitten hat, auch durch Brand und Zerstörung antiker Werke.

Die Zeit Ludwigs XIV ist es dann, welche auch hier praktisch und literarisch die Größe der Römerzeit zu restauriren versucht. Da werden 2 Millionen Livres verausgabt, um die Reste des römischen Nymphaeum in eine große Garten- und Wasseranlage mit Bassins, Auffahrten, Inseln, Canälen umzugestalten; da ist der Plan des Ministers Colbert, die ganze Maison Carrée nach Paris überzusiedeln, und als dieß zu gefährlich erschien, wird wenigstens den Augustinern, die es zur Benutzung als Kirche erhielten, streng die Erhaltung der antiken Theile anbefohlen; eine Akademie als Filialanstalt der Pariser Akademie des Inscriptions wird gestiftet. Die großen Antiquare der Zeit, Montfaucon, Caylus, Maffei haben Nîmes in ihren Sammelwerken sehr in den Vordergrund gestellt; eine Menge Localsammler und Antiquare, unter denen Seguiers Name weit über die Gränzen Frankreichs bekannt ward, traten auf. Das Resultat dieser regen Thätigkeit ist in der 7 Bände starken Geschichte von Nîmes von Ménard niedergelegt, und zugleich durch Clérisseau's treffliches Kupferwerk verewigt. Der letztere steht aber bereits damit an den Gränzjahren des alten Frankreichs.

Napoleon hat auch hier nach Jahren des gewaltsamsten Bruches mit der Vergangenheit, der Zerstörungslust des Pöbels, von welcher die Existenz des Amphitheaters hart bedroht war, an die frühere Zeit angeknüpft und viel für die Reinigung und Erneuerung jener Zierden von Nîmes gethan. Die 1200 armen Bewohner, welche die Arènes zum Bild der Misère und des Schmutzes machten, wurden daraus versetzt und das Gebäude in den jetzigen Stand gebracht. Endlich wich auch der christliche Cultus aus den Räumen des heidnischen Tempels, welcher 1824 einem ihm sehr angemessenen Gebrauch gewidmet ward, nämlich einem Sammelpunkt der zerstreuten Antiken und einer Gemäldegalerie. Mit großem Erfolg wurden Ausgrabungen an verschiedenen Punkten, vor der Kathedrale, die auf antiken Fundamenten ruht, in der Umgebung der Maison Carrée, vor dem sogenannten Dianentempel veranstaltet, die Porta Augusta blosgelegt. Endlich trugen die Eisenbahnbauten in neuester Zeit dazu bei, nach Beaucaire

und nach Montpellier zu Grabstätten mancherlei Art an das Tageslicht zu bringen. Der Boden ist übrigens so reich, daß jeder auch kleine Versuch der Art nicht unbelohnt bleibt. Es haben hier höhere Beamte, Antiquare, Künstler, wie Villiers du Terrage, de Seynes, Pelet, Perrier, Grangent an der Fixirung und Ausbeutung der neuen Entdeckungen Theil genommen. Die Zahl der inschriftlichen Denkmäler ist dabei zu einer sehr großen Zahl angewachsen, und sie sind für uns zur Verbindung, Belebung und geschichtlichen Ordnung der übrigen Monumente von großer Bedeutung.

Versuchen wir daher das von uns Gesehene in seiner Gesammtheit und geschichtlichen Stellung dem Leser vorzuführen. Es wird ihm dabei, so hoffen wir, jener bestimmte Charakter, der Nîmes gerade Arles gegenüber als Denkmälerstadt bestimmt, lebendig entgegentreten. Die Bedeutung von Nîmes im römischen Staats- und Culturleben datirt von Augustus her. Aber es war schon vorher ein sehr angesehener Ort als Hauptstadt der Volcae Arecomici, wie wir früher angedeutet, dem 24 sehr volkreiche Ortschaften, darunter die jetzigen Anduze, Uzès, Beaucaire, Sostantion, die Orte am Berg Lozère untergeben waren; man hatte Münzen geschlagen im Namen der Volcae, aber auch im Namen der Stadt selbst mit griechischem, Massilia entnommenem Gepräge, zum Theil noch mit griechischer Schrift, aber auch mit dem ächt gallischen Wahrzeichen des die Borsten sträubenden Ebers. Das Land war mit der von den Griechen ausgegangenen Cultur der Rebe, des Ölbaums, aller sonstigen italischen Gewächse ausgestattet; der Handel mit den Producten des Gebirges, besonders dem Käse, erstreckte sich bis Rom, der Fischfang im benachbarten Stagnum Latera (Etang de Maguelone mit der Tour de Latte) bildete ein belebtes Volksfest. Im Bereich der römischen Provinz war dieser Stamm mit der Metropolis als ein verbündeter, in innerer Selbstständigkeit, natürlich mit bestimmten Leistungen an Rom, anerkannt geblieben.

Die Bevölkerung war sicher mannichfach gemischt, besonders weisen die so außerordentlich zahlreichen griechischen Namen, die allerdings meist Freigelassenen angehörig, römische Familiennamen dazu erhalten, so wie auch griechische Inschriften auf einen starken griechischen Antheil. Der Name des Pompejus, dann des Julius Cäsar war durch

Patronat schon weit verbreitet, aber daneben fehlt es in Nimes auch in späterer Zeit an einer Reihe ächt gallischer Namen nicht. Augustus aber ist es, welcher mit Agrippa, der ihm die Schlachten gegen Sextus Pompejus und bei Actium entschieden, der nun für die Organisation des Reiches die großartigsten Maaßregeln durchführte, dessen Söhne Cajus und Lucius zu Thronerben erklärt wurden, Nemausus zur Colonie mit latinischem Recht umgestaltete und sie mit prachtvollen und wichtigen Anlagen ausstattete.

Sie trat hiermit in die Reihe politischer Neubildungen ein, deren Netz gerade Südfrankreich überspannte, und welche alle durch Colonisation, durch Ertheilung des Bürgerrechts an die ersten Familien, durch große Wohlthaten im Bau von Mauern, Straßen, Wasserleitungen, Magazinen, Thermen, Basiliken, Tempeln und heiligen Stätten an den Einen Namen des Augustus geknüpft wurden. Auch Nemausus ward nun eine Augusta neben jenen Augusta der Alpenübergänge, Augusta Praetoria (Aosta), Augusta Taurinorum (Turin), neben dem Augusta Tricastinorum (Aousse an der Drôme), Alba Augusta (Aups), neben den Hauptstädten der Vocontier, Dea Augusta (Die) und Lucus Augusti (Luc en Die), neben den verschiedenen Julia Augusta, wie Aix, Riez, endlich neben jenen vielen Julia, die an Cäsar und Augustus zugleich anknüpften, wie Valence, Orange, Arles, Frejus, Carpentras.

In auffallender, fast gefährlicher Weise bethätigten die Nemausenser ihre Dankbarkeit für Agrippa und dessen Söhne, indem sie die Statuen und Büsten des in Rhodus in kaiserlicher Ungnade und Mißtrauen lebenden Tiberius umstießen. Auch die zahlreichen Colonialmünzen von Nimes tragen die Köpfe des Augustus und Agrippa an der Spitze: diesen mit der Corona Rostralis als Sieger zur See, jenen vielfach im Lorbeer- und Eichenkranz. Ihr Revers zeigt uns durchgängig ein an einen Palmbaum gefesseltes Krokodil, welches auf einem Zweig vorwärts schreitet, also auf die Unterwerfung Ägyptens nach der Schlacht bei Aktium hinweisend. Wohl mögen Veteranen aus jenen Kämpfen hier in Nimes angesiedelt worden seyn; aber mit ihnen trat dann der reichere Theil der frühern Bevölkerung in den politischen Verband der Colonie ein, deren Ämter von der Quästur an, wie wir schon früher erwähnt, jeden sofort zum römischen Bürger machten.

Und wie mannichfaltig diese Ämter waren, zeigen die Inschriften hinlänglich; so gab es, um von der obersten Behörde der quatuorviri jure dicundo, von den quatuorviri ab aerario, also den Finanzbeamten, von den Ädilen und Quästoren der Colonie nicht zu reden, einen praefectus vigilum et armorum, also einen Inspector der städtischen, militärisch bewaffneten Sicherheitswache, wie er ursprünglich nur für Rom eingesetzt war. Ja auch ein angestellter Arzt (medicus coloniae) und ein Stadtsklave (coloniae servus) fehlte nicht. Als Ehrenbezeugung (decuriones ornamentarii, ornamentis decurionum honorati) theilte man gern den Decurionat von Nemausus an Auswärtige aus, die dadurch natürlich von den Lasten und Kosten derselben verschont blieben (daher gratuiti honores).

In welchem näheren Verhältniß die Kaiserin Plotina, die Gemahlin Trajans oder ihr dankbarer Adoptivsohn, P. Älius Hadrianus zur Stadt Nîmes gestanden hat, wissen wir nicht; beide, wenigstens Hadrian sicher stammten nicht von dort. Thatsache bleibt es aber, daß Hadrian in Nemausus eine Basilika von bewundernswerthem Bau zu Ehren der von ihm consecrirten Plotina anlegte, also jedenfalls auch mit einem Altar oder Kapelle für dieselbe die große Prachthalle versah. Der Nachfolger Hadrians, T. Antoninus Pius stammte dagegen väterlicherseits, durch die Aurelii Fulvii von Nemausus ab, war aber selbst nicht dort, sondern in Lanuvium geboren. Es läßt sich bei der sonst bekannten Fürsorge des Kaisers für die Bauten auch der Provincialstädte annehmen, daß Nemausus dieser Fürsorge gewiß in erhöhtem Maaße genoß.

Das erste äußere Zeichen der Organisation einer Colonie ist die Ausstattung mit Mauern und ordentlichen Thoren nach den Haupthimmelsgegenden. Hier in Nîmes kann man die ersten noch sehr wohl in ihren Resten verfolgen, die weit das Gebiet der mittelalterlichen Stadt besonders nach Nord, West und Süd überschritten und die Anlage der Fontaine und den Hügel der Tourmagne umschlossen. Aber auch zwei Thore derselben sind uns noch wohl erhalten, la Porte d'Auguste und la Porte de France. An jener sind wir ja gestern Abend unbewußt vorübergegangen, versäumen wir es heute nicht sie uns von außen ordentlich zu betrachten und auch das Eisengitter uns

öffnen zu lassen, um in den untern bloßgelegten Raum auf die römische Straße selbst zu kommen.

Es ist ein einfaches Werk ohne allen Prunk, von gewaltigen Steinblöcken erbaut: zwei Hauptbogen waren sichtlich für den Wagenverkehr, zwei Nebenthore für die Fußgänger bestimmt, vier korinthische Pilaster trennen sie, das mittlere durch einen kleineren Pilaster getrennte Bogenpaar so als einheitliche Hauptmasse umfassend, der obere Raum über den Seiteneingängen ist durch je ein Fenster belebt. Der Breitenausdehnung entspricht ganz die Tiefe des in den zwei Seiteneingängen ganz überwölbten Thores, dessen Stadtseite allerdings nur in den Fundamenten erhalten ist. Ein Atrium schloß sich daran mit Pilastern und darauf ruhender Bogenstellung an. Zwei in einem Bogensegment heraustretende Thürme sind nach Außen in ihren Resten zu verfolgen, welche das Thor zu beiden Seiten flankirend seine militärische Bedeutung sicherten. Daß die zwei an ihnen nachgewiesenen Nischen die Statuen des Augustus und Agrippa enthalten haben mögen, ist sehr wohl denkbar.

Aber auch die Stelle des Milliarium, des großen Meilenzeigers, der die Stationen der von Nemausus ausgehenden Straßen mit Berechnung der Entfernungen aufwies, etwa 6 Fuß vor der Mitte des Thores vorspringend, haben die neuesten Ausgrabungen fixirt.

Die von Augustus im großartigsten Maaßstabe gehandhabte Fürsorge für die aus diesem Thore führende, bald sich spaltende Hauptstraße, der dann ein Tiberius, Claudius, Antoninus Pius nacheiferten, liegt uns in den großen, sehr zahlreichen Meilensteinen vor Augen, welche theils noch an Ort und Stelle, theils in Nîmes sich befinden. Und selbst für das engere Gebiet von Nemausus hatte sich ein reines fragmentirtes Stationenverzeichniß, das den Weg von Andusio (Anduze) nach Ugernum (Beaucaire), von Sextantio (Soustantion) nach Ucetia (Uzès) aufwies, im Bereich der Fontaine erhalten.

Wenden wir den Blick noch einmal auf das Thor selbst zurück. Über der Außenseite lagert der Architrav und der schmale, lange Fries, auf dem in großen, stattlichen Buchstaben eingehauen steht, daß Augustus in seinem 11. Consulat, im 8. Jahre seiner tribunicischen Gewalt, der Colonie Thore und Mauern giebt. Bei der Seltenheit hi-

storischer Inschriften wird diese uns ein wichtiger Anhaltepunkt. Im Jahre 16/15 v. Chr. haben also die Bauunternehmungen des Kaisers in Nîmes begonnen.

Die Porte de France bildet das Südthor der Stadt; sie besteht wenigstens sichtbar in einem einzigen Bogen, der in eine Nebengasse zwischen das Hospital und ein anderes Gebäude eingeklemmt ist und über sich eine von vier kleinen Pilastern getheilte Attika trägt, welche Spuren einer Inschrift zeigt. An Größe und Ausdehnung stand sie sichtlich jenem Thore nach, das auf die Hauptstraße nach Rom seine Stirnseite kehrte; ihre Bauweise mit kleinen Bruchsteinen in der Füllung der Wand weist sie außerdem in eine spätere Zeit. Beide Anlagen haben für uns aber ein ganz bestimmtes Interesse. Sie sind nämlich nicht Werke des Luxus, der Verherrlichung irgend eines glänzenden Weges oder eines kaiserlichen Besuches, sondern sie haben einen entschiedenen praktischen Zweck den Verkehr der Stadt nach Außen zu vermitteln und zugleich militärisch diesen Punkt zu schützen. Daher hier die Anlage von 4, sonst wohl 3 Passagen, während für Triumphbogen die ältere bis in die Antoninenzeit herrschende Form nur Ein Portal kennt, daher die Flankenthürme, daher die obere, meist mit Pilastern und dazwischen liegenden Fenstern gegliederte Attika, die eine militärische Besatzung des Thores ermöglichte. Eine treffende Analogie geben uns in Frankreich die zwei Thore von Autun, la Porte St. André und la Porte d'Arroux, in Italien die Thore von Fano und Spello. Die militärische Bedeutung der Porta Augusti ward aber im Mittelalter wohl benutzt; sie ward zum eigentlichen Castell der hoheitlichen Gewalt der Grafen von Toulouse im Gegensatz zu dem Rittersitz der Arènes und war später in das Château du Roi fast gänzlich verbaut.

Ehe wir uns jetzt zu den römischen Denkmälern in der Mitte der Stadt wenden, also zu den Hauptstätten des öffentlichen Lebens, im Bereiche des Rechts, Geschäfts, Cultus und der Schaulust, ist es gerathen den weiteren Weg nach den Anlagen der Fontaine einzuschlagen. Wie schon erwähnt, führt eine breite, mit modernen, großen Häusern besetzte Straße, den Canal und Alleen in der Mitte, uns zu jenem sorgfältig in Gitter verschlossenen Garten. Der Canal, reinlich auf-

gemauert, umschließt sich theilend eine mit Bäumen besetzte Insel. Lange Alleen geben uns hier weite Prospecte. An der Canalwand selbst tritt eine antike Arkade mit reichem Ornament des Frieses und der Bogen dem Beschauer entgegen.

Den Mittelpunkt des ganzen an einen Waldhügel gelegenen Raumes bilden zwei stattliche große Bassins. Das tiefer liegende viereckige (le nymphée) bietet einen höchst eigenthümlichen Anblick dar: ein mittlerer Raum, aus welchem ein viereckiger Steinbau, jetzt mit Blumen reich geschmückt, herausragt, erweislich ein Stylobat mit Ecksäulen, ist umgeben von einer niedrigen Halle antiker Säulen, deren Hinterwand durch mannichfache Nischen unterbrochen wird. Man sieht, hier sind fast lauter antike Bruchstücke verwandt, neues ist ihnen nachgebildet. Das Ganze durchströmt ziemlich flach das helle Wasser, das in dem oberen in den Fels schon hineingearbeiteten, weit geschweiften Bassin sprudelnd aus der Tiefe hervorquillt.

Ein herrlich duftender Pinienwald hebt sich an seinen Seiten empor; reinliche Wege führen allmählig in die Höhe auf die Spitze des Berges, den jener hohe, merkwürdige Grabmalbau krönt, la Tourmagne, von dem wir früher schon im Vergleich mit verwandten Bauten gesprochen. Hier lockt wohl der freie Überblick über die Stadt, über das in die Ebene sich öffnende hügelige Thal, das jetzt auf hohen Bogen die Eisenbahn durchschneidet, über diese Ebene und die blaue ferne Alpenkette, hier der gewürzige Duft des Waldes und der Bergpflanzen, wie er so durchdringend und belebend nirgends gerade als in der Provence sich zeigt, zu längerem Verweilen. Und es lauscht sich trefflich den gedämpften Tönen der Militärmusik, die eine harmlose Spaziergängermenge unten in jenen Alleen erfreut.

Der hochragende Bau aber, an dessen Fuß wir ruhen, zeigt im oberen Theil noch unverletzt seine ursprüngliche Anlage, im unteren ist er sichtlich mit mittelalterlichem, unregelmäßigem Gemäuer in Verbindung gesetzt, der ihn zum herrschenden Festungsthurm umwandelte. Für große und glänzend ausgestattete M a u s o l e e n im Bereich von Nemausus geben aber zwei leider nur zum Theil erhaltene Inschriften die entscheidendsten Belege. Die eine ist ein in aller Form ausgestelltes Testament, wonach 30 Freunde, für deren Ersatzmänner durch immer

sich erneuernde Ergänzung hinlänglich gesorgt ist, an einem bestimmten Tage, offenbar dem Geburtstage des Testirenden, ein feierliches Mahl zu halten haben und die Schlüssel des Mausoleums, in dessen Bereich dasselbe also Statt findet, in zwei Hände niedergelegt werden. Die andere Inschrift bezieht sich aber auf die besondere Liberalität eines Freigelassenen Julius Graptus, welcher ein Mausoleum, sichtlich das seines Patrones, mit Anlagen von Bäumen, Weinreben, Rosenboskets besonders geschmückt hatte und dem dafür von seinen Mitfreigelassenen eine besondere Ehre zugedacht war.

Jedoch kehren wir um, das bedeutendste Baudenkmal, das zur Seite der Anlagen an dem Berg sich erhebt, näher ins Auge zu fassen. Es ist der sogenannte Tempel der Diana. Seine hohe, aus gewaltigen Steinen aufgebaute, von drei Bogen und drei Fenstern darüber durchbrochene Mauer öffnet durch das Mittelthor den Blick in den allerdings auf der einen Seite sehr trümmerhaften, aber aus den stehenden Theilen durch Clerisseau trefflich im Bilde restaurirten Prachtbau eines langen Mittelsaales und der zwei schmalen, hohen Gänge, welcher dann im Hintergrund mit drei rechteckigen Nischen schließt; die mittlere derselben ist vorgerückt und wird von zwei reichen Pilastern vorn begränzt. Wie war dieser Mittelsaal durch einen Stylobat, durch je sechs corinthische Säulen, das Gebälk, das bandartig getheilte Tonnengewölbe, durch die einfachen, nobeln Nischen zwischen den Säulen, die ein abwechselnd geradliniges und leicht geschwungenes Frontispice bekrönen, geschmückt! Und das reichste Casettenwerk ruhte auf den Pilastern und Wänden des hinteren Raumes. Es ist dieß allerdings kein Geschmack einer strengen und doch schöpferischen Zeit, vielmehr der einer kunstsinnig mannichfaltige, im Einzelnen längst gekannte, gebrauchte Formen neu verwendenden, componirenden Epoche; es ist das ein Geschmack, wie er in den Architekturwerken Raphaels wieder lebendig geworden ist.

Um so mehr muß jene rohe Vorderseite auffallen. Mag man auch hier mancherlei zerstört haben, seitdem der Bau von den Nonnen des h. Benedict zur Kirche geweiht ward (991), seitdem er in den Hugenottenkämpfen als Magazin benutzt ausbrannte, so öffnete schwerlich jener Prachtsaal, wenn er alleinstehender Tempel war, sich den Eintretenden. Und was sollen dann jene hohen Seitengänge? Die neuern

Ausgrabungen, die vor dem Bau gemacht sind, haben alle solche Zweifel gerechtfertigt; sie haben überhaupt für jedes einfache Auge, das noch gar nicht die sonst schon erweisliche Grundanschauung mitbringt, dargethan, daß nur der Mittelraum frei sich öffnete mit einem breiten Portal und zwar in eine Säulenhalle, welche abwechselnd Statuen zwischen den Säulen zeigte, in welcher zwei stattliche Nischen (Exedren) neben jenem Portal den dahinterliegenden Gängen entsprechen. Klar ist ferner, daß Stufen nach vorn herabführen, daß aber jene Säulenhalle nach rechts und links weiter sich streckte, um dann rechtwinklig umzubiegen und auf der einen Seite mit der Colonnade des Nymphäums zu correspondiren. So bildete überhaupt jener Saal nur einen Theil der großen Raumanlagen, die sich an die Colonnaden des Nymphäums und jene langgestreckten Bogengänge des jetzigen Canals, die sogenannten Römerbäder, anschlossen und den mannichfachsten Bedürfnissen der Geselligkeit, des Bades, der körperlichen Übung, des Spieles, der Versammlung geistlicher Corporationen dienten. Und weitere Ausgrabungen haben Canäle geöffnet, welche sich unterhalb der Vorhalle des Dianentempels befinden, aus den Mauern desselben Wasser heraus- und abführten, vor allem endlich einen bedeutenden, neben der Seitenmauer stark sich senkenden Canal, welcher weiter hinauf zur Höhe verfolgt ward und hier von dem großen, antiken, glatt gemauerten Wasserbassin ausging, in den der auf der Höhe vom Pont du Gard geführte Canal mündet. Ja es ergab sich sogar, daß eine Seitenabzweigung dieses Canals an der Seite des Dianentempels das überflüssige Wasser von Nîmes nach dem Ort Marguérite abführte. Also auch hier in der Fontaine findet der großartige Wasserbau seinen Zielpunkt, welcher zwei Quellen bei Uzès, Airan und Eure, die durch ihr treffliches Wasser sich auszeichnen, mehrere Stunden weit fortgeführt hat und für sie jene bewunderten drei Etagen des Pont du Gard über das Thal thürmte. Fügen wir nun endlich hinzu, daß dieser ganze Raum der Fontaine die reichste Fundgrube für Statuentorsen, Votivaltäre, Mosaikböden, für Bronzen, Thongefäße, für Münzen endlich geworden ist, welche man im Grunde der aufsprudelnden Quelle in größeren Mengen fand und zwar mit einem eigenthümlichen Stielansatz, der sie als Verkehrsgeld sonst unbrauchbar machte, aber als Weihgeschenk der Besucher der Quelle

charakterisirt, daß von Säulencapitellen, schwungvollen Arabeskenfriesen, reich gegliederten Cornichen im Museum das Meiste von dort stammt, so wird der Reichthum und der Glanz der Anlage uns allerdings groß erscheinen.

Und in der That war diese Stätte auch historisch genommen gleichsam die Lebensquelle von Nîmes. Nemausus hat seinen Namen erst von der sprudelnden klaren Quelle entlehnt, deren Durchsichtigkeit, größer als die des Glases, Ausonius rühmt; ein alter celtischer Cult schloß sich an die Localgottheit dieses Ortes, an den Nemausus an. Eine größere städtische Anlage ward in dem wasserarmen Südfrankreich gerade hierdurch erst möglich. Die griechische, so fruchtbare Sagenbildung hat dies auch ausgesprochen, wenn sie Nemausos auf einen Heros des Namens, einen Sohn des Städte gründenden, an Heilquellen und Bädern weilenden Herakles zurückführt. Der Name selbst gehört einem in einer Reihe Namen wiederkehrenden celtischen Stamm an, der Heiligthum, vor allem Waldheiligthum bezeichnet. Augustus hat nun bei der politischen und materiellen Neugründung von Nîmes diesen geheiligten Ort zum Mittelpunkt seiner Wohlthaten gemacht; er hat ihn zu einem großartigen römischen Heiligthum mit Nymphäum, Thermen und Anlagen des geselligen Lebens gestaltet. Unter den letzteren kennen wir ausdrücklich einen Xystus, eine bedeckte Säulenhalle zum Promeniren, den Bestandtheil griechischer Gymnasien und römischer Thermen; er wird von C. Cäsar, dem Thronerben des August, als Patron der Colonie gegeben. Ja, bei der hohen Wichtigkeit, die die Römer der Güte und Fülle des Wassers beilegten, ist jene Wasserleitung wahrscheinlich unter Agrippa, welcher in dem J. 20 v. Chr. in Gallien residirte und hier das Straßensystem in Lyon concentrirte, welcher bekanntlich für Rom durch Aquäducte und Thermen seinen Namen verewigt hat, bereits angelegt worden.

Welche Fülle von religiösen Formen gallischer, römischer, griechischer und orientalischer Herkunft war hier vereinigt und fast alle geknüpft an den kaiserlichen Namen! Hier weihte man dankbar den Nymphä Augustä Altäre, hier betete eine eigene Corporation, die cultores Urae fontis, also die Besorger, Verwalter gleichsam jener Eurequelle zu den Lares Augusti, hier vereinigte man seine Gelübde an diese La-

res Augusti mit denen an Minerva, an den Nemausus, an die Urnia und den Avicantus, vielleicht die zwei Quellgottheiten des hergeleiteten Wassers, hier stiftete ein dankbarer Verehrer Titullus Perseus eine Uhr und zwei silberne Leuchter dem Nemausus, ein Schauspieler, so scheint es, stellte ihn zum Silvan und dem Bacchus im Gebet, oder es dankte wohl auch ein Fremder aus Berytus dem Bal von Heliopolis und dem Nemausus. Isis und Serapis wurde ein eigener Tempel dedicirt und sie mit Vesta, Diana und Somnus gefeiert. Die gallischen Mütter, auch als Bergjunonen erscheinend, die heiligen Haine fanden hier im neuen Culte Platz. Ein Priestercolleg von Pontifices waltete daselbst und ein Flamen Augustalis. Hier stellte die in Nemausus etablirte, nach dem Kaiser Trajan, dann Hadrian sich nennende, griechische Schauspielercorporation ihre Ehrentafeln für vornehme Beamte und Bürger aus, die um sie durch Spenden und Interesse sich verdient gemacht.

Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, ja fast sicher anzunehmen, daß diese Augusteischen Bauten der Fontaine mannichfach restaurirt, vielleicht auch erweitert wurden, besonders von den Kaisern, die ein besonderes Interesse für Nemausus hatten, wie Hadrian, wie dann Antoninus Pius, dessen väterliche Familie aus Nemausus stammte, aber die Architektur des Dianentempels widerspricht durchaus nicht der Augusteischen Zeit. Vielmehr ist die Ähnlichkeit der inneren Gliederung, so jener Nischen mit zum Theil gebogenen Frontispicen mit der des Agrippeischen Baues, des Pantheon, unverkennbar.

Fast zu lang für die Wünsche und Bedürfnisse unserer Leser haben wir uns draußen in jenen Wasseranlagen aufgehalten, aber wir hoffen die ineinandergreifende Bedeutung ihrer Trümmer, das daran sich knüpfende Cultur- und Kunstelement mehr als bisher geschehen, in das Licht gesetzt zu haben. Vielleicht gelingt es nun um so leichter auch bei dem Hauptmonument der Stadt, jener zierlichen Maison Carrée, den großen Zusammenhang herauszustellen. Man hat es Jahrhunderte lang als Einzelwerk betrachtet, bewundert, gemessen und erklärt; sah man auch mancherlei zu verschiedenen Zeiten in diesem Bauwerk, so ist mit Recht die Ansicht, daß es ein Tempel sey, seit lange durchgedrungen. Die Versuche durch die Stellung der Bronzenägel, welche am Fries

auf der Hauptfaçade die Buchstaben der Dedicationsinschrift befestigten, diese selbst zu entziffern sind bis jetzt nur Spielereien geblieben. Wenden wir uns daher zu den Resultaten der Ausgrabungen von 1822 und 1833, die allerdings dem Auge natürlich wieder entzogen sind, aber in ihren Resultaten und zugleich in den Reihen architektonischer Überreste in dem den Tempel umgebenden, den antiken Boden uns vorführenden Raume der spätern wissenschaftlichen Betrachtung erhalten bleiben.

Daraus geht hervor, daß wir einen langgestreckten von einer Säulenhalle umschlossenen Platz vor uns haben, dessen südliches Ende aber halbkreisförmig endete, daß vor diesem Halbkreis im Süden sich die Maison Carrée auf einer über drei Fuß (1 Metre 10 Cent.) erhöhten Plattform aufbaut und mit ihrem über 10 Fuß (3 M. 33 C.) aufsteigenden Unterbau als Zielpunkt dieser Anlage erhebt. Allerdings fand sie in einem andern rechtwinkligen Gebäude am Nordende ihr Gegenbild; die Größenverhältnisse zeigten sich fast als dieselben, auch die Gliederung der Thüre, aber das Gebäude erhob sich durchaus auf keinem Unterbau und war nur mit einer Vorhalle, nicht auch mit einer Halbsäulenreihe umgeben. Die Säulenhalle, welche das Ganze begränzte, war nur nach innen geöffnet, selbst aber, wie es scheint, durch eine in Bogen sich öffnende Wand noch getheilt. Alles im Einzelnen der Säulen, des Frieses, der Cornichen, mit derselben Feinheit, Schärfe und Zierlichkeit als am Maison Carrée behandelt und doch im Abweichen kleiner Verhältnisse wohlberechnet, mußte zusammen einen in sich wohlabgeschlossenen Eindruck machen, und so den zierlichen Bau, welcher jetzt einsam auf einem weiten fast quadratischen Platze, von einförmigen Häusern umgeben steht und von dem schweren, plumpen Portal des neuen Theaters noch niedergedrückt wird, erst in seiner vollen Schönheit erscheinen lassen.

Es ist sonach wohl kein Zweifel, daß wir ein Forum im antiken Sinne vor uns haben mit einem Tempel an der einen Spitze und einem entsprechenden Gebäude, vielleicht einer Curie, an der andern. Ob wir aber hier das einzige Forum der Stadt vor uns sehen, oder eine von mehreren derartigen Anlagen, die ja in Rom wenigstens bekanntlich zu einer großen Reihe der glänzendsten Art anwuchsen, kann man nicht bestimmen. Ebenso erscheint die Tradition von dem alten Capi-

tol (Capdeuil) an dieser Stelle ziemlich unsicher, besonders in der Localbestimmung jener kleinen, verschwundenen Kirche des St. Stephanus de Capitolio. Keinesfalls ist unsere Maison Carrée der das Capitol charakterisirende Tempel des Göttervereins von Jupiter, Juno, Minerva, noch vielweniger eine Basilika und etwa gar die Prachtbasilika der Plotina.

An sonstigen Möglichkeiten diese Gebäude unterzubringen, fehlt es uns nicht; wer kennt den Tempel, auf dessen Grund die Kathedrale Notredame erbaut ist, vor welcher Ausgrabungen noch auf weitere Anlagen schließen lassen? Wer hat vor allem für den gewaltigen Fries mit Adlern, welche Guirlanden halten, für die dazu gehörigen Pilaster, Cornichen, Thürarchitrave, die im Museum durch ihre Großartigkeit wahrhaft überraschen, alle an der Stätte des heutigen Palais de Justice gefunden, eine sichere Bestimmung? Da können wir wohl an den capitolinischen Jupiter oder an Augustus und Roma denken. Lauter Fragen, welche nur fortgesetzte Ausgrabungen, Inschriftenfunde 2c. zur Entscheidung bringen können.

An der Maison Carrée wollen wir das Eine hervorheben, daß die Mauern, welche die Cella umschließen, und in welche von den 30 Säulen des Ganzen 20 als Halbsäulen eingemauert sind, eben so antik sind als alles übrige. Die Steine selbst, ihr Gefüge, die freie Gliederung, die sie unten und oben mit den Säulen in Verbindung setzt, beweisen dieß unwidersprechlich. Man halte nur in Gedanken den Tempel in Vienne dagegen, dessen Halle wirklich im Mittelalter eingemauert ist, so wird die totale Verschiedenheit einleuchten. Es würde dieß kaum zu betonen sein, wenn nicht ein bekannter Kunstreisender, Hr. von Quandt, das Gegentheil erst vor kurzem behauptet hätte. Andere Beispiele für solche Pseudoperipteren zu geben ist wahrlich überflüssig; nennen wir nur gleich in Rom den wohlerhaltenen Tempel, angeblich der Fortuna Virilis. Außerdem hat sichtlich hier in Nîmes die Anlage des ganzen Forum, die Nothwendigkeit, einer im Süden vorbeiführenden Straße wegen, den Porticus abzurunden, auch die Verkürzung gleichsam der für den Totaleindruck auf dem Forum ganz zurücktretenden Theile herbeigeführt.

Wir erwähnten bereits, daß der innere Raum des Tempels zu

einem Museum umgewandelt ist, und allerdings der allerwürdigsten Art, mit guter Beleuchtung von oben. Viel ist hier zusammengedrängt an Mosaiken, Marmorwerken aller Art, unter denen als Krone ein freilich in Alexandrien gefundener Torso einer im Bade beschäftigten Venus nur im Gypsabguß dasteht, da das Original einem Privatmann in Nîmes gehört, an Architekturtheilen, Inschriften, an Bronzen, Gläsern und Terracotten. Die Fabrication der Thongeschirre muß gerade hier in Nîmes eine bedeutende gewesen seyn. Für den so starken Wein- und Ölbau machten sich viel derselben nöthig. Als ein Curiosum führe ich die Maaße eines dortigen, thönernen Weingefäßes (dolium) an: die Höhe beträgt 6 Fuß (1 M. 90 C.), der größte Umfang fast 7 Fuß (2 M. 20 C.), die Dicke des Geschirres 7 bis 8 Zoll (20 C.).

Die drei Wände sind mit Bildern bedeckt, unter denen neben einem guten Garofalo und Tizian einige Porträts der spanischen Schule hervortreten, aber dann auch eine ganze Reihe französischer Werke. Wir nennen hier nur zwei große, neue Bilder, von Delaroche: Cromwell vor Karls I Leiche, und von Sigalon: die Vorübung gleichsam zum Morde des Britannicus. Der letztere gehört ganz nach Geburt und Wesen in die Reihe der südfranzösischen Künstler, auf die wir übersichtlich an einem andern Punkte unserer Reisestudien zurückkommen werden.

Noch bleibt uns ein großes Denkmal der römischen Periode übrig, das Amphitheater, welches auch historisch später als die glänzenden Bauten am Nymphäum und der Maison Carrée zu setzen ist. Allerdings begränzt sich nun am hellen Tage, in der reinen Luft eines sonnigen, aber etwas kühlen Herbstmittages der Eindruck der ersten nächtlichen Begegnung sehr. Wir umwandern nun leicht das Oval, dessen Längenaxe um 8½ Metres, also an 26 Fuß, dem des Amphitheaters von Arles nachsteht, während die Breitenaxe genau dieselbe ist, prägen uns die Gliederung der zwei Etagen und der Attika in ihrer entschiedenen Ähnlichkeit mit dem in Arles eben Gesehenen ein, vor allem das Nordportal mit Frontispice und den Wahrzeichen römischer Colonie. Geführt von der Pförtnerin, welche mit zahlreicher Familie in einem der Parterre-Räume zwischen zwei Fauces wohnt, ersteigen wir die

Treppen zur obern Galerie, zur letzten niedrigen Öffnung, und ruhen dann im herrlichsten Sonnenschein auf den gewaltigen Steinsitzen der obersten Reihe aus. Manche Eigenthümlichkeit der Wölbung, so die entgegengesetzte Spannung derselben in erster und zweiter Etage, besonders aber die Massenhaftigkeit des Materials, wo oft ein Stein drei Stufen umfaßt, wo wir Architrave von 8 bis 12 Fuß finden, hat uns beim Heraufsteigen beschäftigt. Die Erhaltung der innern Sitzreihen ist im Ganzen wohl besser als zu Arles, aber doch höchstens 17 von 31.

Unsere Begleiterin hat uns viel zu erzählen von dem prinzlichen Fest, von den Stierkämpfen, die hier vor ihm gehalten wurden, welche als eine von den vielen Südfrankreich mit Nordspanien verbindenden Sitten auch in mancher andern Stadt im Rhonegebiet noch bestehen. Ist es nicht, als sähen wir leibhaftig jene Gestalten, jene Prunkreden, jene Festlichkeiten wieder vor uns, die einst römische Imperatoren, welche ein kühner Handgriff und die Zustimmung der Legionen rasch aus dem Tumulte der sich schon von einander zu lösen scheinenden Elemente des Reiches zum höchsten Sitz emporgehoben, umgaben und begrüßten? Nur das müssen wir gestehen: blühender, dichtgedrängter als heute waren noch jene Städte Südgalliens, die einem Septimius Severus, einem Gallienus gehuldigt; sie trugen noch mehr den kosmopolitischen Charakter, der die blühenden Provinzen des Römerreichs am Mittelmeer auszeichnete und verband. Wir können nicht läugnen, so sehr wir in dem Volke, das sich im Amphitheater versammelte, und in seinen Festen das religiöse und das sittliche Element, zugleich das im höhern Sinn künstlerische vermissen, das einst hellenische Festversammlungen erfüllte; so sehr wir begreifen, wie das Christenthum gerade das Amphitheater als eine Schule der Grausamkeit, der Neugierde und der Sinnenlust verabscheuen konnte und mußte, der Begriff der Größe und der Kraft mußte in jenen großartigen Versammlungen, bei jenen blutigen Schauspielen lebendig eingeprägt werden, und eben derselbe ist es, der noch heute uns in jenen öden, einsamen Räumen wunderbar ergreift. Wir wissen nicht, ob der Name Campus Martius für die Umgebung der Arena sich wirklich in mittelalterlichen Urkunden findet, wie Grasser behauptet, aber thatsächlich war die Arena

der große Übungsplatz römischen, Tod und Blut nicht scheuenden, Sinnes.

In der That sind es ernste Erwägungen, die einem an solcher Stätte die Vergleichung der Römerwelt und des jetzigen Frankreich zunächst anregt. Wir sind nicht blind gegen die Fülle sittlicher und religiöser Elemente der modernen Zeit bei der industriellen Blüthe und dem materiellen Wohlergehen, aber das scheint uns sicher: das Staatsleben in Frankreich ist in der Anschauung des Volkes fast aller sittlichen Elemente entkleidet, es ist ein Auf- und Niedersteigen mechanischer Gewichte geworden, unter denen Recht und Pflicht, Treue und Glauben keinen Platz mehr finden — und dieses Staatsleben steht um kein Procent höher als das des sogenannten Bas empire.

Jedoch verschließen wir über diesen Betrachtungen, die oft genug in uns angeregt wurden, die hie und da tiefer blickende Franzosen mir mit Schmerz aussprachen, nicht das Auge über die moderne Seite von Nimes. Wir wiesen gleich im Eingang unserer Beschreibungen von Arles und Nimes auf diese Verbindung moderner Cultur mit dem Alterthum hier in Nimes hin; sie trat uns bei unserer abendlichen Wanderung lebendig entgegen. Heute im lichten Sonnenschein hatten wir noch vielfach Gelegenheit die wirklich glänzenden Läden, die Menge der den Naturalienhandel vermittelnden Wagen, die Thätigkeit der Handwerker, der Färber, Weber, Lederarbeiter uns anzusehen; allerdings die eigentlich merkantile Bedeutung von Nimes im Seidenhandel, im Handel mit Farbestoff, besonders dem Kermes, blieb uns unerschlossen bei dem Mangel persönlicher Bekanntschaften. Ebenso fanden wir den protestantischen Pfarrer, durch den wir über die jetzige, so wichtige Stellung des protestantischen Theiles der Bevölkerung in der Stadt wie im Departement unterrichtet zu werden hofften, leider auf das Land verreist.

Mit der architektonischen Erscheinung mußten wir uns also in dieser Beziehung begnügen. Die große, neue katholische Kirche St. Paul, der Justizpalast und die Fontaine von Pradier bilden die Glanzpunkte des modernen Nimes. Die erste ist ein interessanter Bau im Rundbogenstyl mit entschiedener Benutzung der Kathedrale von Arles. Das Innere trägt allen Reichthum mittelalterlichen Farbenschmuckes der Fen-

ster, Wände, Säulen und des Bodens, aber das Ganze wirkt nur bunt, nicht die Buntheit auflösend und wohlthuend, wie es das Mittelalter trefflich verstanden hat. Das Palais de Justice öffnet sich in eine großartige Säulenhalle; die Treppen sind selbst im größten Maaßstab angelegt — um endlich durch niedrige Thüren in kleine Zimmer zu führen, der häufige Fehler moderner Unwahrheit in der Architektur. Von sehr guter Wirkung ist die Marmorfontaine auf dem Platze davor; das leichte Talent Pradiers für anziehende, weiche Formen hat sich an der Stadtgöttin, die oben darauf steht, an den vier Gestalten von Wassergottheiten, dem Rhodanus, Nemausus, dem Vardon (Gard) und ich glaube dem kleinen Vistre wohl bewährt. Hoffen wir, daß es an Wasser nicht fehlt, um hier das Symbol auch an eine erfrischende Wirklichkeit zu knüpfen, wir hören ja mit Freude die durch ein großartiges Geschenk des Prinzen gegebene Möglichkeit nennen, daß über den Pont du Gard von neuem die kühlenden Gewässer zur Vereinigung mit der alten, einst wohlgekannten Quelle Nemausus strömen.

Fünftes Kapitel.
Montpellier, Cette und der Canal du Midi.

Die Eisenbahnfahrt von Nimes. Gespräche. Aussicht aus dem Hôtel Nevet in Montpellier. Lage und Einrichtung der Häuser. Name der Stadt. Lage. Das griechische Alonis. Das römische Sextantio. Arabischer Handel in Maguelonne. Bischofssitz. Die Herren von Montpellier. Naturwissenschaftliche Studien. Kämpfe der Reformirten. Ludwig XIII und Südfrankreich. Triumphbogen. Der Peyrou. Wassercastelle und Wasserleitung. Vergleich mit römischen Anlagen und deutschen Städten. Der botanische Garten. Kathedrale. Kirchen. Ecole de Medécine. Kunstsammlung im Musée Fabre. Der Stifter und die Wohlthäter. Die südfranzösischen Künstler der neuern Zeit. Puget. Bourdon. Die Porträtmaler. Vien. Vernet. Fabre. Sigalon. Die Galerie. Porträts von Rafael. Die italienische Schule. Die Spanier. Skizze von Rubens. Besuch auf dem Lande. Das deutsche und südfranzösische Element der Familie. Eisenbahn nach Cette. Reisegesellschaft. Ein Lagerhaus in Cette. Weinhandel. Nächtlicher Spaziergang. Der Hafen. Rundsicht von der Bergspitze. Nähe von Afrika. Mittelmeer und Ostsee. Das Dampfschiff des Etang du Tau. Reisegesellschaft. Das Postschiff. Der Canal du Midi. Französisches Canalnetz. Anlage des Canal du Midi. Agde. Béziers. Kathedrale. Parteistellung. Römisches. Omnibusfahrt. Südliches Gewitter. Eine Métairie. Ankunft in Narbonne.

Im herrlichsten Abendglanze einer südlichen Octobersonne lag noch der weite Boulevard de l'Esplanade mit seinem Marmorbrunnen und der Säulenhalle des Justizpalastes, als es galt sich eilig, im Streit mit unverschämten Omnibusführern, die Treppe hinauf an den Eisenbahnzug zu drängen, der uns aus Nimes weiter südwestlich nach Montpellier führen soll. Die Landschaft bleibt dem Charakter, den wir bereits vor Nimes kennen lernten, sehr ähnlich: durchschneidet man zuerst eine höhere Hügelreihe, so bleibt uns dann der Hügelzug stets zur Rechten, während zur Linken die einförmige Wein- und Ölbaumebene sich ausbreitet; die letzten Stationen vor Montpellier steigt man bedeutend in die Höhe, um doch zuletzt noch weit unterhalb der eigentlichen Stadt in den bisherigen Endbahnhof dieses Schienenweges zu münden. Die

Zahl der Anhaltepunkte ist sehr groß, besonders zwischen Lunel und Montpellier, die anfangs leeren Wagen füllen sich allmälig mit Rückkehrenden, die auf den Campagnen bei der Weinlese den Herbsttag zugebracht. Neben uns nimmt eine kleine Gesellschaft Platz, die botanisirt hat und im lebendigen Gespräch über das Erbeutete begriffen ist; dort in der andern Reihe vertieft eine ältere Dame sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit in ein politisches Gespräch mit einem ganz jungen Mann, ein jetzt sehr seltenes Beispiel politischer, unbefangener Ergüsse unter Fremden. Ein heiterer Vorfall der letzten Tage bei der Reise des Prinzpräsidenten wird bei Lunel unter Lachen besprochen; die Herren von Lunel hatten noch in der Stadt bei wohlbesetzter Tafel und Becherklang es sich zu wohl seyn lassen und darüber die bestimmte Stunde der Ankunft des Staatsoberhauptes versäumt, welches vergeblich im Bahnhof sich nach der Municipalität, sowie nach einem einfachen Frühstück umsah und die lange Rede der endlich Erscheinenden mit einem kurzen: mais messieurs, je meurs de faim, unterbrach.

In Montpellier läßt schon der Hauptgasthof der Fremden, Hôtel Nevet, welcher aus einer Anzahl von großen Gebäuden besteht und auf das trefflichste von einem weitgereisten Manne verwaltet wird, auf das rege, in der Gegenwart und seinen Interessen zunächst sich bewegende Leben schließen, welches aber von der drängenden Unruhe einer bloßen Handels- und Seestadt frei ist, und auch den Fremden zu längerem Aufenthalte einladet. Es war bereits dunkle Nacht als ich dort eintrat, die sorgfältig geschlossenen Festerläden, die auch am Tage in der ganzen Stadt kaum sich der sehr behaglichen Wärme einer Octobersonne öffneten, ließen nichts von dem dahinter meiner wartenden Schauspiel ahnen. Welch freudige Überraschung, als am folgenden Morgen ein großartiger Überblick sich mir darbot! Der Horizont weit durch das Meer begränzt, im Wasser, bereits auf flacher Insel liegend, die Ruinen von Maguelonne, die hinabsteigende Fläche mit Weinland gefüllt, näher der Stadt die zahlreichen Landhäuser mit hochragenden Pinien, unmittelbar unter mir ein großer Platz, bis zum Theater sich erstreckend, mit einem durch eine Gruppe der Chariten von Pradier geschmückten Brunnen, in nächster Nähe die mannichfaltigen, hohen Bäume des Gartens vom Hôtel. Die wechselnde Beleuchtung ließ bald

auf dem Meere, bald auf der Ebene in Streifen einzelne Punkte klar heraustreten.

Solche Fernsichten bieten die Häuser, welche die Außenseite des alten Montpellier bilden und an die Stelle der gewaltigen Ringmauern getreten sind, vielfach, während die stattlichen Paläste, die in ihrem Innern große Höfe mit Säulenhallen und breite, langsam aufsteigende Treppen haben, in enge, steile Straßen gedrängt sind und so den Bewohner ganz und gar in seine engste Häuslichkeit, d. h. allerdings bei vielen, in die Reihe der hohen, großen und mit altem Luxus eingerichteten Zimmer verweisen, deren Fenster sich oft unerwartet in einen stillen, mit üppigem Grün überwachsenen Garten öffnen. Aber auch ihren Bewohnern bieten die zwei großartigen Spaziergänge, die im Norden und Süden der Stadt auf hohem gewaltigem Unterbau sich ausbreiten, der Peyrou und die Esplanade reichen Ersatz für das zu Hause Entbehrte.

Montpellier, der mittelalterliche Mons Pessulanus, Pestellarum, auch in galantem Ausdruck Mons puellarum, languedocisch Mont Peylat, d. h. der verschlossene, verwahrte Berg trägt im Namen bereits das Eigenthümliche seiner Lage zur Schau: es bekrönt einen Berg, welcher den letzten Schlüssel der Cevennen gegen das Meer hin bildet und nur nach Westen mit dem weiteren Höhenzuge zusammenhängt, während das kleine Flüßchen Lez nach Nordost ein tief einschneidendes Thal bildet, das Montpellier auch gegen das Gebirge isolirt. Noch heutzutage ohne eine einzige, unmittelbar an Ort und Stelle entspringende Quelle war jene Stätte einst eine kahle Berghöhe mit dem grauen, dunkelnden tertiären Gestein, nur bewachsen von den duftenden Kräutern, die über die kahlen Gebirge Südfrankreichs jene herrliche, aromatische Atmosphäre breiten. Weder Griechen noch Römer hatten hier eine Niederlassung gegründet; folgten die ersten den Rücksichten des See- und Flußverkehrs, und hatten daher die Alonis des Stephanos von Byzanz, die civitas Megalunensium des Itinerarium Antonini zwischen Meer und Etang schon gegründet, in der großen Reihe griechischer Niederlassungen, die in Massilia ihren Mittelpunkt fanden, so führte die große Römerstraße aus dem Heraultthal weiter oben in das des Lez hinüber, und dort an der via munita, lou camin de la Mou-

nedo weisen uns die Meilensteine eines Augustus, Tiberius, Claudius, Fl. Valerius Constantinus die fortwährende Sorgfalt in der Herstellung der, wie Strabo erzählt, oft genug von Gebirgswettern und den winterlichen Wassermassen zerstörten Straßen nach. Dort am Lez fanden sich auf einer Anhöhe auch dicke Mauerreste mit in Gypsguß gelegten Steinmassen, dort auch Inschriften, von denen eine uns den Gegensatz der coloni und incolae, wie er in römischen Colonien zwischen den Colonisten oder doch mit Colonenrecht Ausgestatteten und den freien, aber bei der städtischen Verwaltung unberechtigten Einwohnern bestand, für diesen Ort sowie die einem Cn. Plaetorius Macrinus zugedachte Ehre der Statuenerrichtung nachweist. Man hat mit Recht das Sextantio der Alten da gesucht.

Erst in der Zeit der arabischen Macht an dieser Küste tritt uns diese Gegend bedeutsam entgegen; jene Küstenstadt Megalaunum (Maguelonne) wird ein Mittelpunkt des Handels. Hier war es, wo Jahrhunderte noch, nachdem ein Karl Martell die unmittelbare arabische Herrschaft gebrochen, die arabischen Waaren aus Spanien, Afrika, Ägypten stapeln, wo das arabische Geld im Handel das fast allein gültige ist. Wir haben Geldmünzen der Bischöfe von Maguelonne, die zugleich Grafen von Melgueil und Montferrand (jenes das jetzige Mauguio, dieses ein Schloß am Berg St. Loup) waren, welche den arabischen Marabuts und Dirhems nachgeprägt, arabische Schrift und die Inschrift: „Gott ist groß", aufweisen. Noch im Jahr 1266 mußte Papst Clemens IV eine scharfe Rüge an die Bischöfe deßhalb erlassen, aber was halfs! jene bischöfliche heidnische Münze galt in Spanien, Südfrankreich und der Levante.

Maguelonne aber ward, seitdem es unter Karl Martell, dem gewaltigen und in ganz Südfrankreich sagenhaft gewordenen Kriegshelden, erobert war, durch die Ungesundheit seines Klima's und das Offene und Ungeschützte seiner Lage den beutelustigen Seefahrern aus Sicilien und Afrika gegenüber mehr und mehr bloße Hafenstadt, ja trat auch diese Stellung an Villeneuve, dann Lattes endlich ab, während der eigentliche Rückhalt, die Stadt mit reicher Bürgerschaft dazu sich auf der Höhe des Mont Peylat indessen gebildet hatte. Endlich im J. 1536 verließ auch der Bischof die ungesunde, nun verödete Insel,

und heute ist die Ruine jener bischöflichen Kirche (1048—1110 erbaut), besonders das Portal, sowie einzelne Grabdenkmäler das einzige Zeugniß einer untergegangenen Culturstätte. Das Lehen des Bischofs, jene Burg auf Mons Pessulanus war, seit dem 8. Jahrhundert erst genannt, nun zur mächtigen, fest ummauerten Stadt erstarkt. Das Geschlecht der Guillem oder Guy hatte es durch die Erbtochter Marie an das Haus Aragonien 1204 gebracht, bei dem es und zwar bei der Linie Majorka verblieb, bis es dann seit dem Vertrag von 1349 mit den übrigen aragonischen Lehen in Frankreich unmittelbar an die französische Krone heimgegeben ward.

Die Verbindung mit Spanien, dieser lange, lebhafte Contact mit den Arabern, besonders auch durch eine blühende Judengemeinde, welche durch die in Spanien unter Ferdinand und Karl V durchgeführte Verfolgung sehr verstärkt ward, der weit ausschauende Handelsgeist hatte in Verbindung mit jenem südfranzösischen geistigen Schwunge, der freilich im 13. Jahrhundert blutig genug von Nordfrankreich und dem Papstthum bekämpft ward, in Montpellier einen merkwürdigen Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens gegründet. Es ist eine höchst interessante Erscheinung, wie hier nun statt jener mehr und mehr zum Formspiel und zu Hoffesten herabsinkenden Übung der Kunstpoesie die praktischen Fragen des Lebens über Recht und Staatsform, über Königs- und geistliche Gewalt behandelt werden; wie hier eine medicinische Schule auf dem Grunde griechisch-arabischer Tradition sich erbaut; wie das Auge der Natur, der Pflanzenkunde, den elementaren Kräften sich zuwendet; wie berühmte Männer, so ein Arnald de Villeneuve den Wein, das Hauptproduct des Landes, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen und Schriften machen; wie durch denselben die Bereitung des Spiritus (Eau de vie) erfunden wird, jetzt der bedeutendste Fabrications- und Handelsartikel von Montpellier. Mit der Reformation, einer Zeit, in welcher bereits der Handel von Montpellier durch das unter der französischen Krone rasch aufblühende Marseile sehr geschwächt war, beginnt es eine neue, hochwichtige aber sehr verhängnißvolle Stellung in dem geistigen Leben Südfrankreichs einzunehmen: hier bildet sich eine der stärksten reformirten Gemeinden und auch die katholische Bevölkerung tritt im Kampfe der Liga auf

Seite der königlichen gemäßigten Partei. Die wichtige Position vor den Cevennen, die starken Befestigungen, dazu der Einfluß der Stadt machen sie zu einem festen öfters bestrittenen Platze der Reformirten. Verlassen von ihrem Gouverneur Chatillon, abgeschnitten schon von ihren Verbündeten stehen die Bürger von Montpellier Ludwig XIII 1622 gegenüber, der selbst die Belagerung leitet. Eine Capitulation, durch das Haupt der Reformirten, den Prinzen Rohan betrieben, endet allerdings den glücklich geführten Kampf und noch heute wird die Mauerlücke gezeigt, durch die Ludwig XIII seinen Einzug hielt. Eine Citadelle erhob sich aber bald als Zwingburg für alle städtischen und ständischen Selbstständigkeitsgelüste. Sechzig Jahre später wird Montpellier zu einem Hauptschauplatze der grausamen Executionen eines Baville und Broglie gegen Prediger und Propheten.

Es ist ein furchtbarer Zwiespalt, der an die Regierung Ludwigs XIV gerade für die südfranzösischen Städte sich knüpft: auf der einen Seite jahrelange Verfolgungen eines Haupttheils der Bevölkerung durch Dragonaden und Blutgerichte, die Abnahme der Cultur und des Gewerbfleißes durch die vergeblich mit Strafen belegte massenweise Auswanderung, auf der andern die Errichtung nicht allein glänzender, sondern auch für das Verkehrsleben und den äußern Wohlstand höchst wichtiger Werke, die Förderung historischer und naturwissenschaftlicher Studien. Der Deutsche wird fast immer, wenn er Frankreich näher kennen lernt, erstaunt seyn über die Stellung, welche Ludwig XIV noch heutzutage bei der ganzen Nation, nicht etwa besonders bei den Vertretern des alten Königthums einnimmt; sie stimmt so gar nicht überein mit dem Urtheil, welches die allgemeine Geschichtschreibung für ihn fixirt hat. Er ist in der That eine nationale Größe, zwischen einem Henri IV und Napoleon in die Mitte gestellt. Seine Verschwendung, seine Unterdrückung religiöser Freiheit und provincialer Rechte, der entsittlichende Einfluß der ganzen Verwaltung, sie sind vergessen, und die lange Reihe der Schlachtenbilder aus seiner Regierung im Nationalmuseum zu Versailles fesselt wöchentlich die durchziehende Menge vor allem andern; die Paläste, die großen Anstalten für Handel und Marine, für Gesundheit und Annehmlichkeit der Städte, sie verewigen seinen Namen und seine Statue erhebt sich wie die römischer Impera-

toren in den verschiedensten Theilen des Landes. So auch hier in Montpellier.

Was wird dem Fremden wohl zuerst genannt unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt? Es ist gewiß der Peyrou, und dort ist alles ein Werk der Zeit von Ludwig XIV. Wir durchschneiden von unserem Hôtel aus dahin die eigentliche, steilansteigende und eng gebaute Stadt; der Markt voller Leben und Verkehr zeigt uns eine Menge der verschiedenartigsten Südfrüchte, Gemüse, Fische. Bald öffnet sich der Blick auf die entgegengesetzte Seite durch einen Triumphbogen, den die Stände von Languedoc dem König, wie es heißt debellatis gentibus omnibus, nach 40jährigem Kampfe und nach Stillung der einheimischen Religionskämpfe errichtet haben. Schwerfällig genug nimmt sich allerdings dieser Bau aus, aber auch das großartige, weißglänzende Palais de Justice uns zur Rechten, welches eben erst vollendet wird, macht mit seiner übermäßig großen Vorhalle und der kleinlichen Attika dem neuen, streng an die Antike sich haltenden Bausystem nicht besondere Ehre. Die Promenade des Peyrou mit ihrer weiten Fläche, den bereits von kalten Octobernächten in seinem Blattschmuck sehr gelichteten Platanengängen erscheint dem nordischen Reisenden nothwendig dürr und kahl. Und auch die Aussicht, die allerdings an Ausdehnung ihresgleichen sucht, läßt bei sehr gedämpfter Beleuchtung, wie ich sie gesehen, die grauen Farben des bis auf den Gipfel St. Loup einförmigen Gebirges der Cevennen, der nahen Vegetation, sowie der Meeresfläche stark hervortreten. Bei alledem ist der nächste Blick in das mit Landhäusern erfüllte Thal des Lez, sowie die Fernsicht auf die Gipfel der Voralpen fesselnd genug. Den Mittelpunkt der Anlage bildet die Reiterstatue von Ludwig XIV, welcher dem Triumphthor zugewendet als Sieger über den noch kurz vorher unter einem Broglie mit manchem religiösen Märtyrerblut befleckten Platz einreitet. Es war der Plan ihn mit den berühmtesten Männern seiner Zeit zu umgeben, doch wurde er nie ausgeführt. Die Statue selbst natürlich in antiker Imperatorenauffassung verdient in dem Styl ihrer Zeit alles Lob, wie überhaupt der französischen Sculptur dieser Periode bei aller Manier Sinn für Größe, für Energie nicht abgesprochen werden kann. Der Peyrou wird geschlossen durch das Wassercastell, einen stattlichen Pa-

villon, welcher dem Fremden von einem Invaliden geöffnet wird. Es war dieß ein alter Bonapartist, der seine Pension unter Louis Philipp verloren und nun an den Strahlen des neuen napoleonischen Sternes sich erfreute.

Man muß in der Provence länger gereist seyn, um den belebenden, erfrischenden Eindruck einer mächtig aufsprudelnden, ein Wasserbecken immer neu füllenden Quelle recht zu genießen. In jeder Secunde ergießen sich hier 45 Litres Wasser, und so ist der Wasserspiegel in fortwährender kreisförmiger Bewegung. Man wird auch in den darunter liegenden, großartigen Gewölben herumgeführt, wo die Vertheilung dieser Wassermasse über die ganze Stadt auf sehr geschickte Weise dirigirt wird. An den verschiedensten Theilen der Stadt plätschern jetzt kühlende Fontainen, wo der Boden selbst jede lebendige Quelle versagt hatte. Auch hierbei knüpft sich die Erinnerung an die Regierung Ludwigs XIV und speciell an den Einfluß der Maintenon. Ihrer Allmacht ward damals ein so großartiges Werk nur möglich, welches aus dem Gebirge St. Clement in vielfacher Krümmung auf den Höhen hin, dann in einer geraden Linie quer durch das Thal das Wasser geführt hat. Auf 52 gewaltigen untern Bogen erhebt sich die obere Arkade von 183 Bogen, die den Canal auf ihrem Scheitel trägt; über 80 Fuß steigt an einer Stelle die Höhe des Baus. Allerdings haben die Römer ein glänzendes Vorbild den künftigen Bewohnern des Landes, die sich in der That nicht bloß als Nachahmer, sondern auch als ebenbürtige Nachkommen so gern fühlen, im Pont du Gard und an andern Orten der Provence hinterlassen, und dem Eindruck z. B. gegenüber, den die Arkadenreihen der Aquäducte in der Campagna Roms machen, mit ihrer wie für die Ewigkeit berechneten Massenhaftigkeit im Einzelnen und doch dem Rhythmus des Ganzen, wird allerdings der Aquäduct von Montpellier, ich glaube auch der von Roquefavour zurückstehen.

Immerhin ist diese Fürsorge für ein so nothwendiges und allgemeines Bedürfniß einer ganzen Bevölkerung ein Zeichen eines richtigen und großartigen staatswirthschaftlichen Blickes. Ich nannte so eben jenen Bau von Roquefavour, der an Größe den Pont du Gard bedeutend übertrifft; ich habe ihn leider nicht gesehen, aber ich bin oft genug der

Wasserleitung selbst, die aus der Durance 35 Lieues weit das Wasser nach Marseille führt, begegnet, und habe vor allem in dem Bau des ungeheuren Wasserbassins mich umgesehen, welches an dem höchsten Ende von Marseille so eben ausgeführt wird; in zwei Etagen übereinander wölben sich die Räume auf einem Wald von kurzen untersetzten Pfeilern und mitten in der Gluth des Sommers wird in diesen Steinmassen das Wasser frisch und kühl erhalten. Dieß baut heutzutage die Stadt Marseille, dort in Montpellier gaben die Stände von Languedoc die Hauptsumme zu dem vom König angeordneten Werk. Sehen wir uns in den größeren und gerade den modernen Städten Deutschlands um: wie ärmlich erscheint da meist die Wasserversorgung, wie begnügt man sich mit schlechtem und wenig reichlichem Wasser, wie selten erscheint dasselbe angewandt zu einem großartigeren und gesunden Schmuck der Plätze und Straßen! Wir haben zum Übermaaß den Fremden die ganze Spielerei der Wasserkünste in fürstlichen Lustgärten abgesehen, aber ein wichtiges Lebensbedürfniß zu erfüllen haben wir versäumt. Gerade jetzt erst hat eine englische Gesellschaft das so nothwendige Unternehmen einer Wasserversorgung Berlins unternommen.

Tief unter den Alleen des Peyrou liegt ein großer Garten mit prachtvollen und mannichfaltigen Baumpartien, unter denen Pinien und eine hohe Ceder hervorragen. Es ist dieß der älteste botanische Garten Frankreichs unter Heinrich IV im J. 1598 gegründet. Seine Ceder ward bereits 1607 gepflanzt. Hier haben ein Richard Belleval, ein Pierre Richer (unter Heinrich IV), ein Magnole um 1670, ein Hanan, ein Decandolle die Flora nicht allein von Montpellier, welche gleich der der meisten deutschen Universitäten sehr oft wissenschaftlich beschrieben ist, sondern der verschiedenen Erdtheile studirt. Man sieht es dem Garten auch an, daß er nicht, wie die meisten Jardins des plantes der Departementalstädte, ein Spaziergang und Tummelplatz für Kinder ist, sondern dem wirklichen Studium für eine blühende medicinische und pharmaceutische Schule dient, daß die beim Eingang unter das königliche Wappen gesetzte Mahnung: hic Argus esto non Briareus, seine Wirkung nicht verfehlt hat.

Dort dem Garten schräg gegenüber ragt die erstere hervor, ein düste-

res burgähnliches Gebäude, einst ein bischöflicher Sitz, wie man sieht, auch als Wehr und Waffe in den Religionskämpfen wohl eingerichtet. Ihr zur Seite steht die Kathedrale; ihre Façade auf einen steil aufsteigenden Platz gewendet, imponirt durch eine merkwürdig hochgezogene Vorhalle, die vorn auf zwei ungeheuern Rundpfeilern ruht, und nur von einem Thurm flankirt wird, da der andere zerstört ist. Das Innere ist durchaus modernisirt und kahl. Halten wir uns daher nicht dort auf, obgleich die Kathedrale St. Pierre noch die einzige bedeutende Kirche von Montpellier ist, und sonst alle größeren Anlagen der Art fehlen. Die Zahl der Kirchen und Klöster war bis 1563 allerdings sehr groß, aber nirgendswo sind in einer französischen Stadt die reformatorischen Kämpfe so stark und so oft entbrannt als hier. Und vergessen müssen wir nicht, daß Montpellier neben der bischöflichen Stadt sich entwickelte und immer ein starkes nicht kirchliches Element unter seinen Bewohnern besaß.

In den klösterlichen Räumen der Ecole de Médecine herrschte so eben ein reges handwerkliches Treiben: alles ward geweißt, gereinigt, für die Sammlungen und Bibliothek wurden glänzende Säle eingerichtet und mit Deckenmalereien geschmückt, die die Porträts der berühmten Männer der Schule, der verschiedenen Saporta, eines Dulaurens, Puré, Bichot, Delpech, Decandolle, Magnole u. a. in reichster Arabeskenumfassung enthalten. Sehr einfach dagegen zeigen sich die älteren Lehrräume. Hier in dem anatomischen Theater, in dem Examinationssaal, in jenem Parterreraum mit Kreuzgewölbe weht dieselbe akademische heimathliche Luft, aus der der Reisende auf ein Paar Monate herausgetreten ist, die ihn schon von Kindheit an umgab. Da begrüßen ihn die Büsten eines Wolf, Stahl, Hahn neben einem Hildanus, Morgagni, Cardanus, Sydenham, Paré, Venel, Dupré, da hängen in demselben feierlichen rothen Ornate medicinischer Decane die Porträts der Professoren. Jedoch zwei Dinge besitzen diese Räume, die man in deutschen medicinischen Sälen wohl vergeblich suchen würde: der Professor der Anatomie sitzt auf einem antiken Marmorsessel mit Löwenköpfen, der aus der Arena zu Nîmes stammt, und über dem Katheder des Decans beim Doctorexamen ragt eine treffliche Bronzebüste des Hippokrates von grie-

chischer Arbeit, angeblich aus Kos, von Napoleon aus Rom weggenommen und hierher geschenkt; unter ihm die Inschrift: olim Cous nunc Monspellerius Hippocrates. In der Flur und an der Treppenwand sind außerdem noch drei antike Fragmente, sichtlich von Sarkophagen eingemauert; das eine mit Homer zwischen zwei Musen, einem Dichtersarg entnommen. Wo sie gefunden, ist mir unbekannt.

Sie sollen uns hinüberführen zu der Hauptstätte des Kunstlebens in Montpellier — der Besuch der Ecole de pharmacie im alten Gebäude der medicinischen Facultät, sowie der Hospitäler würde einem Laien in diesen Dingen nicht viel nützen und jetzt, wo das akademische Leben hier erst in 8 bis 14 Tagen beginnen soll, würde auch von diesem sich keine Anschauung gewinnen lassen. Auch die an Manuscripten so reiche Bibliothek der Ecole de Médecine ist noch gänzlich geschlossen. Darum, vielleicht zuerst etwas ungläubig bei dem Namen eines Kunstmuseums in dieser Stadt von Gelehrten und Kaufleuten, schlagen wir uns fragend durch die innere Stadt wieder durch, um endlich unmittelbar neben der Esplanade das von außen düstere Gebäude des Musée Fabre zu betreten. Wir werden gegenüber allen Zweifeln und Bedenken im Innern wahrhaft überrascht werden: schon das Treppenhaus ist mit Gypsabgüssen und einzelnen Antiken geschmückt, und in der ersten Etage treten wir in einen großen Saal, an den sich rechts und links, dort noch der Hauptsaal, hier eine Reihe kleiner Pieçen anschließen. Für alles Äußere, Beleuchtung, Färbung der Wände, mancherlei Comfort ist mit Geschick und Eleganz gesorgt, ein verhältnißmäßig sehr guter Katalog steht uns zu Gebote, und so öffnet sich für den Beschauer auf Stunden hin ein reiches und interessantes Feld der Betrachtung, während wir auch sehen, daß es an jungen Künstlern nicht fehlt, die Bilder copiren. Allerdings hat eine Zeichenschule hier schon länger bestanden, aber wer vor 30 Jahren nach einem Museum gefragt hätte, den würde man auf eine kleine Anzahl sehr unbedeutender Bilder verwiesen haben, welche in der Mairie sich befanden. Hier ist es wieder das Interesse von Privaten für das öffentliche Leben, für die Ehre und den Glanz ihrer Heimath gewesen, welches vielleicht die beste Gemäldegalerie in Frankreich geschaffen hat. Den Impuls dazu gab Fr. Xav. Fabre, in Montpellier geboren, ein Schüler von David,

dessen künstlerische Thätigkeit ganz nach Italien fällt, wo er sich ausgebildet und dann an der Akademie von Florenz eine sehr ehrenvolle Stelle bekleidete, durch seine Persönlichkeit auch in weiteren literarischen Kreisen wirkend, im engen Verein mit Alfieri, der Gräfin Albany, Santarelli u. a. Hier entstand die ausgezeichnete Sammlung von Gemälden der italienischen und niederländischen Schulen, von Originalzeichnungen, kleineren Marmorwerken und Antikaglien, dann auch von kunsthistorischen Werken, die in zwei Schenkungen der seine letzten Lebenstage in der Heimath verlebende Künstler seiner Vaterstadt übergeben hat. Dieß Beispiel regte an: vor allem sind hier zwei Männer zu nennen, Valedeau und Collot, die durch Gemälde und jährliche bedeutende Geldsummen sich um das Museum ein Verdienst erworben haben. Der letztere hat besonders spanische Bilder aus der Sammlung Aguado hereingestiftet. So erhalten wir hier eine reiche Anschauung der italienischen, niederländischen, französischen und spanischen Schulen und jede von ihnen bietet einzelne wahre Meisterwerke.

Ehe wir auf diese etwas näher aufmerksam machen, ist es wohl der Mühe werth im Hinblick auf die Reihenfolge der französischen Bilder, wie sie hier in Montpellier sich findet, uns des Antheils etwas bewußt zu werden, den das eigentliche Südfrankreich an der modernen Kunst genommen hat. Für uns verschwindet der provincielle Unterschied meist ganz vor der centralisirenden Macht von Paris und der einst an den Hof von Fontainebleau, sodann Versailles, geknüpften Schulen; wir bedenken nicht, daß allerdings in Paris erst die Künstler ihre Namen, ihre Ehrenstellung erhalten, aber daß wir ihren in der Provinz wurzelnden Bildungsgang nicht kennen oder beachten, und daneben sind wir verwundert in der Provinz Namen als hochverehrte nennen zu hören, Werke von ihnen zu sehen, die es allerdings verdienten neben den oft so excentrischen Richtungen einer dem Sinnenkitzel und der Blasirtheit dienenden Kunst als einfachere und gesundere genannt zu werden. Wir haben uns an einer früheren Stelle über die künstlerische Verkümmerung ausgesprochen, die trotz der Anregung großer italienischer Meister, freilich nur in Avignon, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in der Provence und Niederlanguedoc sichtlich ist, dann aber auch über den Einfluß der nordischen Malerei, besonders

von Lothringen, überhaupt von Burgund ausgehend, welche hier auch unmittelbar zur thätigen Nachbildung gereizt hat. Wir kennen die Phasen der weiteren künstlerischen Umwandlung nicht, aber unter Ludwig XIV traten gerade im Süden sehr bedeutende und selbstständige Talente auf, die oft, nach Paris gezogen, in mannichfachem Conflict mit Sitte und Geschmack des Hofes kamen, die später die ersten Vorkämpfer neuer, gesunderer Richtungen waren. Von einer Schule können wir allerdings nicht hierbei reden, aber von der Fülle genialer Menschen, die die nationale Eigenthümlichkeit der Provençalen künstlerisch ausprägten und meist Autodidakten, von der vom Hofe ausgehenden, in der höhern Gesellschaft herrschenden Geschmacksverirrung weniger inficirt wurden.

Ich nenne vor allem Pierre Puget, aus Marseille (1622—1694), jenen universalen Meister, der in seinem Geist einem Michel Angelo verwandt, von der Schiffschnitzerei, ähnlich einem Thorwaldsen, beginnend, bald die Marineanlagen in Toulon leitet, bald Aufnahmen der antiken Trümmerwelt Italiens für Anna von Östreich macht, dann im langen Aufenthalt zu Genua unermüdlich in Marmor arbeitet und in die von ihm originell geordnete Architektur die hohe Kraftanregung seiner Statuen, so der Karyatiden am Stadthaus zu Toulon, die Wappenhalter an dem zu Marseille einfügt, dann wieder in wenigen Reliefsfiguren die Furchtbarkeit der Mailänder Pest verkörpert, der in einem Milon, einer Andromeda zu Versailles antike Stoffe modern aber großartig auffaßt, der endlich den Pinsel ergreift und für seine Vaterstadt große Kirchenbilder (jetzt im Museum zu Marseille) fertigt. Er starb vergessen in seinem Landhaus vor den Thoren von Marseille. Gleichzeitig hat ein Sebastien Bourdon aus Montpellier (1616—1671) ähnlichen Universalismus im Gebiet der Malerei erstrebt; ist von ihm das Landschaftliche und zwar in der heroischen Auffassung eines Poussin mit mannichfachen kirchlichen oder mehr allgemein menschlichen Vorgängen allgemeiner bekannt, so findet man unter seinen Bildern in Montpellier zwei Porträts, besonders das eines Spaniers von großer Lebendigkeit und Farbenwärme. Und die größten französischen Meister jener Periode im Porträt und der wahrhaft historischen Malerei, deren Bilder allerdings gemäßigt und einfach neben den großen, gefühlsleeren Wanddecorationen eines Lebrun und seiner

Schule erscheinen, ein Hyacinthe Rigaud (1659—1743), ein Pierre Subleyras (1699—1749), stammen sie nicht aus demselben Süd-Frankreich (Perpignan und Uzès)? Auch die Malerfamilie der Van-loo wurzelt im Süden, in Nizza und Aix, und verbreitet sich dann nach Preußen und Spanien. Der moderne Katholicismus fand besonders in Sèvre aus Catalonien, aber in Marseille von früher Jugend eingebürgert (1658—1733), eine sehr fleißige, allerdings manierirte Hand für große Kirchenbilder, und die Pest von Marseille bot ihr reichen, lebendigen Stoff für die Darstellung ekstatischer und ascetischer Zustände.

Die Bewegung, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts energisch in Frankreich, wie dann tiefergehend in Deutschland sich gegen die ganze Entartung der Rococcokunst erhob, und zu der Strenge des Stiles nach classischen Vorbildern sich zurückwandte, ist von einem Südfranzosen ausgegangen, von Graf J. M. Vien aus Montpellier (1716—1809), welcher als Director der Akademie zu Rom durch Lehre und Beispiel auf das Studium der Antike, auf die Durchbildung der einzelnen Gestalt in fast statuarischer Weise drang. Hier in Montpellier sieht man sehr bezeichnende Bilder von ihm, einen Johannes in der Wüste, einen Gregor den Großen, einen schlafenden Greis u. a. In dem landschaftlichen Gebiet hat Joseph Vernet aus Avignon (1714—1789) in seinen Marinen, von denen wir vier in Montpellier finden, durch feine Beobachtung und große Vertrautheit mit dem mittelländischen Meere, durch die Treue der Darstellung, durch die Wahrheit seiner dem wirklichen Seeleben entnommenen Staffagen der neueren Landschaftsmalerei den Weg gebahnt. Wir wollen andere gleichzeitige Talente, die aber mehr locale Bedeutung haben, so Fauchier von Aix, J. F. Peyron von Aix, Duplessis von Carpentras, nicht besonders bezeichnen.

Aber auch an der vollen Entwickelung dieser classischen Schule haben die Südfranzosen einen bedeutenden und selbstständigen Antheil genommen. Der Gründer des Museums zu Montpellier, F. X. Fabre, gehört zu den angesehensten Schülern von David. P. Guérin, der bedeutende Schüler von Regnault, ist in Marseille geboren. Allerdings stehen wir jetzt noch zu nah dieser, erst kürzlich zurückgedrängten Richtung, um gerecht gegen dieses Vorherr-

schen der Zeichnung vor der Farbenwirkung, gegen das oft theatralische Pathos jener Gestalten der antiken Tragödie oder des alten Testaments zu werden. So bleiben wir kalt bei einem Tod Abels, einem durch ein Gespenst geschreckten Saul, bei Narciß, Oedipus und Leander, wie sie uns in großen Bildern Fabre's vorgeführt werden.

Was wir hier vermissen, die Macht der Farbe, die Stimmungen hervorruft, das tiefere, specifisch religiöse oder lyrische Eingehen in die Stoffe, Stoffe selbst, die uns bewegen, das hat ja die neue, romantische und historische Schule in den Vordergrund gestellt. Und auch hier hat ein Südfranzose früher als ein Delaroche und Ary Scheffer, den neuen Weg und in ernster, tiefer Weise eingeschlagen, ich meine Sigalon.

Sein Name ist in Frankreich nicht und noch weniger außerhalb von der großen Menge gekannt, aber er zählt unter den ernsten, gediegenen Kunstkennern, wie unter seinen nahen Landsleuten die wärmsten Verehrer. In Uzès 1788 von sehr armen Eltern geboren, in Nimes, wo der Vater mit einer Winkelschule kümmerlich seiner Familie den Lebensunterhalt schaffte, aufwachsend erregte er hier in der Centralzeichnenschule schon die größten Hoffnungen. Aber diese Schule ward aufgehoben und Sigalon, ein ganz nach Innen gekehrter Mensch, hängt nun dem Drange nach geistiger Durchbildung fast mit Übermaaß nach: was Nimes bot an antiken Werken, an literarischen Hülfsmitteln, das ward studirt und verarbeitet, dabei durch Stundengeben, Porträtiren, Kirchengemälde für benachbarte Orte das tägliche Brod verdient. Endlich ist der höchste Wunsch erreicht; mit 1500 Frcs. tritt der fast 30jährige Künstler die Reise nach Paris an. Der erste Besuch des Louvre entmuthigt ihn ganz, aber er setzt seine Besuche unermüdet fort; man sieht ihn nicht copiren, nicht in das Skizzenbuch zeichnen, aber Tage lang eifrig vergleichend betrachten. Und so hat er den Stil der großen italienischen Meister, ihre Farbenbehandlung, wie wenige, verstehen und nachzueifern gelernt.

Die Arbeit in dem Atelier eines Anderen, unter einer großen Zahl von angehenden Malern konnte seinem in sich zurückgezogenen Wesen nicht zusagen. Er miethet in der Vorstadt St. Denis ein kleines Zimmer und hier entsteht sein erstes Bild, die Courtisane, welches bei

der Ausstellung von 1821 seinen Namen mit Auszeichnung nennen ließ. Zehn Jahre der größten Anstrengungen und Entbehrungen folgten, in denen das große Bild der Locusta, jener Giftmischerin im Dienste des Nero, das wir in Nîmes gesehen, dann Athalie, die königlichen Prinzen tödten lassend, jetzt in Nantes befindlich, endlich die Vision des heiligen Hieronymus und Christus am Kreuz geschaffen wurden. Die beiden ersten Werke, dem Stoffe nach an den classischen Racine angeschlossen, aber in der Behandlung auf treuste Naturbeobachtung gegründet, in der tiefen, einheitlichen Färbung an die beste Zeit der italienischen Kunst erinnernd, erregten lebendigen Widerspruch, ebenso warmes Lob — aber trugen dem Künstler, dem der Gedanke an seine äußere Stellung, an das sich Geltendmachen in der Societé ganz fern lag, kaum die Auslagen ein. Arm und niedergebeugt kehrt er nach Nîmes zurück, um nun auf das Porträtfach sich zu beschränken. Da ward ihm 1833 von Thiers als Minister der von andern zurückgewiesene Antrag gestellt, eine Ölcopie des jüngsten Gerichtes des Michel Angelo in der Größe des Originals für den nach der Sixtina gebauten Saal der Ecole des Beaux Arts zu übernehmen. Er geht nach Rom mit seinem Lieblingsschüler Boucoiran und arbeitete 4 Jahre an dem Riesenwerk. 1837 ist es vollendet und wird in den Diokletiansthermen ausgestellt. Da sammelt sich die gebildete Welt Roms um dasselbe, der Papst Gregor XVI, begleitet von einer Anzahl Kardinäle, erscheint und reicht dem Künstler als seines Gleichen die Hand. Jetzt endlich ward die materielle Lage Sigalons gesichert, ein Jahrgehalt von 3000 Frcs. ihm außer dem Honorar der Aufträge gegeben. Er kehrt rasch nach Rom zurück, um nun auch die Propheten und Sibyllen der Sixtina zu copiren. Da fällt er im Herbst 1837 als ein Opfer der Cholera und seines der Krankheit zuerst nicht weichenden Eifers zur Arbeit.

Wer in der Ecole des Beaux Arts zu Paris jenen allerdings sonst noch wenig geordneten Saal gesehen hat, in dem bereits eine Reihe der Gypsabgüsse von jenen gewaltigen Werken Michel Angelos ungeordnet, bestaubt zusammensteht, der wird von dem, ihm entgegenleuchtenden Werke Sigalons lebhaft ergriffen seyn. In der That läßt sich hier die Originalcomposition mit wahrem Genuß betrachten und es treten

faßlich und in aller Großartigkeit die Gruppen aus der zuerst erdrückenden Gestaltenfülle heraus. Die Tiefe der Färbung erscheint mir durchaus nicht über das im Stile des ganzen Werkes gegebene Maaß hinauszugehen, sobald man nur zugiebt, daß die Übersetzung aus dem Fresco in die Ölmalerei eine Steigerung der Farbenintensität mit bedingt.

Doch zurück in den Süden Frankreichs. Unter seinen Künstlern darf ich Graf Forbin (1779—1841) aus La Roque nicht übergehen, der als Director des Louvre eine höchst einflußreiche Stellung für die Kunst bekleidet hat und zugleich als Maler von Interieurs bekannt ist. In diesem Gebiet, wie es zugleich zur höchst wirkungsvollen Historienmalerei erhoben werden kann, hat Granet von Aix (1775—1849) endlich einen bedeutenden Ruf sich erworben. In Montpellier befinden sich zwei Bilder von ihm: Torquato Tasso im Gefängniß zu Ferrara, besucht von Montaigne, und die Gewölbe von St. Martino ai Monti zu Rom mit dem letzten Gebete der Mönche über einer Leiche. Die Galerie de Luxembourg, diese Statistik gleichsam der talentvollsten lebenden Künstler, weist uns außer den Genannten eine ganze Reihe südfranzösischer Künstler auf, so im historischen Fache Beaume von Marseille, Fragonard von Grasse, Glaize von Montpellier, Jalobert von Nîmes, in der Marinemalerei Dagnan, Tanneur, Roqueplan, alle von Marseille. Mit Absicht habe ich dabei diejenigen Künstler, welche dem Südwesten Frankreichs angehören, wie Ingres, nicht genannt, da sie eine andere Gruppe mir zu bilden scheinen.

Wir sehen also, der Antheil der Südfranzosen an der neuern bildenden Kunst, zunächst Malerei, ist kein geringer; eine Reihe einzelner Talente treten auf, die ihren selbstständigen Weg gehen, welche Vorläufer gesunder Richtungen sind und in die erste Reihe der Künstler ihrer Zeit gehören. Sollte in Frankreich das provincielle Leben zu neuer Kraft und Selbstständigkeit erstarken, so bin ich überzeugt, daß hier im Süden für die bildende Kunst eine stetige und selbstständige Entwickelung an eines jener bis jetzt kleinen Centren sich anschließen würde. Die Galerie von Montpellier, ein so erfreuliches Zeugniß des Gemeinsinnes und des feinen Geschmackes, wird hiefür immer einen trefflichen Stützpunkt bieten.

Jedoch kehren wir zurück in die Galerie selbst und heben abgesehen von diesem französischen, nationalen Interesse das Bedeutendste heraus. Nicht der Name Rafaels ist es, der uns nach zwei Porträts immer wieder zurückzieht, wenn wir sie einmal ordentlich angesehen, sondern das in den Bildern selbst inwohnende geistige Leben, das erst nach und nach, aber immer reicher dem Beschauer in diesen Contouren, dieser feinen Ausführung, diesem einfachen, unbefangenen sich Behaben und doch der geistigen Sammlung der Züge und Motive sich erschließt. Und wie verschieden sind die zwei Porträts unter einander! Dort ein junger Mann im schwarzen Barett, mit blondem, langem, rund abgeschnittenem Haar, schwarzem durch einen Rubin vorn zusammengesteckten Gewand und schwarzem über die linke Schulter fallenden Mantel, das Ganze auf grünem Hintergrund, in der trockenen klaren Färbung der Florentiner Weise des Meisters. Das blaugrüne Auge, der Mund sind von einer Lebendigkeit des Ausdruckes, der uns jeden Augenblick in einem tiefen Gespräch, in einer Bewegung Form zu gewinnen scheint. Hier haben wir das Brustbild eines Mannes vor uns mit massivem, wenig geistige Reinheit verrathendem Gesicht, der aber in seiner ganzen Erscheinung mit dem breitkrämpigen Hut, mit dem goldbrokatnen Wamms, den bauschigen pelzbesetzten Ärmeln, dem in die Seite gestemmten linken Arm, dem goldenen Degengefäß in der rechten Hand eine fürstliche Macht repräsentirt. Das ist der Herzog Lorenzo de Medicis, dem sein Oheim Leo X das Herzogthum Urbino zugewendet, der in der That die mediceische Fürstenmacht zu repräsentiren, aber nicht mit eigener Kraft und seiner Väter würdig neu zu begründen verstand. Dieß ist ein Bild der letzten Lebensjahre des Meisters, mit dem tiefdunkeln Effect, der breiteren, flüssigen Weise, aber doch z. B. in den Händen, trefflicher Ausführung.

Gerade im Porträt können wir in Montpellier die großen Meister trefflich vergleichen: da stellt sich neben diese Rafaels ein greiser, venetianischer Patricier mit weißem Bart von Tizian, da das scharfe Profil des Petrarca von Ghirlandajo, da eine jugendliche Gestalt in schwarzer Tracht von Domenichino, eine andere in gleicher Tracht mit weißem Halskragen von Annibale Caracci, da das treffliche Bild des Malers Fr. Franck von Rubens, der Rest eines großen Brustbil-

des von van Dyck, eine Hand mit einem Degengriff. Freilich aus einem ganz anders ätherischen Stoffe geformt erscheinen die anmuthigen Mädchen- und Kinderporträts von Greuze.

In dem Bereiche der religiösen Malerei nenne ich zunächst eine höchst liebliche heilige Familie von Andrea del Sarto, eine andere ebenfalls der Florentiner Schule angehörig, mit Gruppirung unter einem Baum in weiter Landschaft mit vier Personen, die dem Fra Bartolommeo zugeschrieben wird, eine treffliche Rafaelische Zeichnung, Maria in Begriff das Christuskind zu küssen, genau dem von Hofrath Thiersch in München besessenen, von Schreiner lithographirten Bild entsprechend, dann eine wunderbare Ornamentumfassung einer Carità von der Hand des Giulio Romano. Die Schule des Leonardo da Vinci ist durch einen Salvator trefflich vertreten, der die Weltkugel von Glas mit fein durchgeführter Lichtbrechung, darauf ein goldenes Kreuz, hält und hinter sich vier Apostelköpfe hat. Unter den mehrfachen Wiederholungen der Vermählung der heiligen Katharina von Paul Veronese erscheint mir keine die geistige höhere Bedeutung des Momentes so lebendig zu vergegenwärtigen, als gerade das Bild in Montpellier. Auch hier ist der Farbenglanz über das Gewand der Heiligen, über den Marmoraufbau der Halle, in welcher der Vorgang sich ereignet, ausgegossen, aber das Kind, das zärtlich die Arme um Katharina schlingt, ist doch der entschiedene Mittelpunkt.

Von eigenthümlichem Interesse ist die Anzahl spanischer, großer Bilder aus der berühmten Galerie Aguado nach Montpellier gekommen. Wer kennt, wenn er nicht in Sevilla war, ein großes Bild von Pedro Campaña (1504—1580), diesem Brabanter, der mit nordischer Färbung, einem Formensinn, der an Michel Angelo erinnert, zugleich die spanische, aus dem Innern herausströmende und doch gehaltene Intensität des Gefühls verband? Seine Kreuzabnahme in Montpellier, die wahrscheinlich eine Wiederholung seines berühmtesten Werkes im Dom zu Sevilla ist, mit den acht einfach gruppirten Gestalten und der bläulichen Färbung werde ich nie vergessen. Von ganz anderer Art ist eine große, von 24 Figuren belebte Composition des Franc. Rizi (1608—1685), eine Anbetung der Hirten, wo Musik und Jubeltanz der Engel auf den Wolken fast zusammenfließt mit

den Gaben von Früchten und Gemüse, die Frauen und Hirten dem Neugebornen darbringen. Die Stimmung dieses Bildes führt uns leicht hinüber in die Reihe der unmittelbar an dem Naturobject und seiner Fülle sich genügenden Bilder der niederländischen Schule. Doch sie, diese Huysum, Weeninx, Seghers u. s. w. haben wir anderswo besser gesehen, sowie die große Zahl der Genrebilder eines Mieris, Teniers, Ger. Dow, J. Both u. s. w. Nein, nur Ein Bild nehmen wir uns noch in lebendiger Erinnerung mit: es ist eine kleine, wenig ausgeführte Skizze von Rubens, eine Scene aus einem Religionskrieg. Fort stürmt ein Reiterhaufe, darunter der König hoch auf weißem Rosse, ein Kreuz ragt unter ihnen als Standarte empor; Männer, Frauen und Kinder fliehen in wilder Flucht, doch schon sind sie ereilt und eine Frau ist so eben von einem Krieger erfaßt. Wie ist hier alles durchdrungen von der einen forttreibenden, dunkeln Macht, wie gruppirt sich das Ganze klar um den Mittelpunkt, jenen König, den Verfechter des Kreuzes, als Panier katholischen Glaubens!

Montpellier ist fast durchgängig der Gränzpunkt der durch Südfrankreich durchziehenden Fremdenwelt, allerdings häufig auch ein längerer Aufenthaltsort derselben. Aber darüber hinaus verschwindet gänzlich dieser kosmopolitische Charakter des Reiseverkehrs, der an der Rhone herab und ein Stück rechts und links sich hinbewegt. Auch der kleine angenehme Kreis, zu dem ich mich die letzten Tage gezählt, stob hier rasch auseinander; wenige Stunden, nachdem wir zusammen in der Gemäldegalerie über Idealismus und Realismus in der Malerei Ansichten, bedingt durch Lebensberuf und Anschauung von Welt und Gott, ausgetauscht, geleitete ich die übrigen Glieder zur Eisenbahn, und rückwärts nach Osten, weiter nach Norden eilten diese ihrem Ziele zu. Der Tag, welchen ich noch länger allein in Montpellier verlebte, ist mir in den persönlichen Beziehungen des Menschen zum Menschen ein sehr reicher und interessanter geworden.

Zwar schien es anfangs, als ob ein Unstern, der über den meisten meiner Empfehlungsbriefe gewaltet, die der Reisende gern erst abgiebt, nachdem er unbefangen und frei das Objective einer Stadt sich betrachtet, und nun für persönliche Beziehungen Raum und Zeit hat, auch dießmal sich geltend machen werde. Ich hatte schon in der Stadt län-

ger als nöthig nach den Adressaten herumfragen müssen, und wanderte im Licht der Abendsonne heiter in die Vorstadt hinaus, um mich zur Campagne Levat durchzuschlagen. Durch einen freundlichen Mann von einem falschen Wege, der mich zu dem stattlichen Hôtel de Dieu geführt, im weiten Kreise auf die richtige Straße geleitet, fand ich endlich von dem entfernteren Chateau Levat auf die zur Seite liegende Campagne mich durch. Im Dämmerlicht wanderte ich die schöne Avenue von Taxusbäumen vom Thore entlang und fand mich hier plötzlich in einem reichen, vor dem Landhause versammelten Familienkreise auf das freundlichste aufgenommen. Es war ein erfreulicher Anblick um die lange Tafel sich nicht eine Familie, nein zwei Familienväter mit Kindern, Verwandten, Erzieherinnen, einem jungen Paar und dem beiderseitigen Enkel versammeln zu sehen. Dazu bildeten die einzelnen Persönlichkeiten bestimmte nationale Abstufungen einer höchst glücklichen Mischung norddeutschen und südfranzösischen Wesens.

Hier unter den Männern, der eine ein geborner Hamburger, aber bereits ein Menschenalter hindurch im Süden, ein scharfer überschauender Verstand, in seinen Worten knapp und präcis, der Dirigent eines der ersten Handelshäuser in Montpellier, zugleich aber mit markirtem naturwissenschaftlichem Interesse; aber auch in diesem ist es nicht die allgemein menschliche Seite, die ihm nahe liegt, nein er arbeitet und untersucht selbst auf dem ganz bestimmten Gebiete der Amphibien. Man muß ihn zuerst auf dem Comptoir gesehen haben und dann in seiner Studirstube in dem großen, einst von dem Gouverneur von Languedoc bewohnten Palast, um eine hohe Achtung vor dieser Thätigkeit zu gewinnen. Da sind die hohen Schränke gefüllt mit thieranatomischen Präparaten, gefertigt von seiner eigenen Hand. In besonderer Mannichfaltigkeit erscheinen die Schildkröten: die Skelette der verschiedenen Arten, der verschiedenen Altersstufen haben ihn zu einer von der bisherigen Annahme entschieden abweichenden Ansicht über die Bildung der unter dem Schild befindlichen Decke geführt. Er hat hierüber einen Vortrag in der dortigen Academie des Sciences gehalten, gestützt auf jene Reihenfolge anschaulicher Beispiele. Es ist in der That wirkliches Interesse an dem rein Thatsächlichen, das ihn hierbei fesselt, früh in ihm gepflanzt in Hamburg durch den Verkehr mit einer Familie,

aus welcher einer der ersten Zoologen Deutschlands hervorgegangen ist.

Eine ganz verschiedene Natur ist das zweite Familienhaupt, der Repräsentant einer südfranzösischen, angesehenen, in richterlichen Ämtern vielfach bewährten Familie. Auch er, sowie manche der südfranzösischen Kaufleute, kennt Deutschland recht wohl, er denkt mit Liebe seines Aufenthalts in der Nähe von Frankfurt, in ihm tritt neben dem entschiedenen Interesse des Kaufmannes der zartere und feine Familiensinn in den Vordergrund. Ein tiefer Kummer liegt auf ihm, der Verlust seiner Gattin, aber zugleich die Trauer über das Vaterland. Ich habe nur wenige Worte aus seinem Munde hierüber gehört, die aber, was man in Frankreich so selten findet, einen wahrhaft sittlichen Schmerz über die Gestaltung der Dinge aussprechen; war doch auch an dem weitern Kreise seiner Familie, wie an vielen der ersten in Montpellier, der Staatsstreich nicht ohne bittere Opfer vorübergegangen.

Die dritte Persönlichkeit in diesem Kreise ist eine blühende Gestalt, die südlich früh gereift im 22. Lebensjahr bereits die männliche volle Ausbildung erlangt hat. Seiner Abstammung nach Deutscher und Südfranzose, seiner Heimath und dem politischen Gesichtspunkte nach ganz das letztere, beherrscht er beide Sprachen gleich gut; ihm ist Spanisch, Englisch, Italienisch wohl geläufig. Er hat als Kaufmann bereits größere Reisen gemacht, er hat in dem Geschäfte seines Vaters eine eigene Stellung gewonnen und sich bereits einen jungen Haushalt gegründet. Aber in innerster Seele zieht es ihn zu wissenschaftlichen Studien; Poesie, Musik liegen ihm am Herzen, aber er will wissenschaftlich sich auch eine Stellung erwerben. Mit festem Willen strebt er dem Ziele zu die Examina in der Faculté ès sciences zu machen, er scheut sich nicht als verheiratheter Mann, als Mann, dessen kaufmännischer Lebensweg ganz gebahnt ist, die früher nur begonnenen Studien wieder aufzunehmen. In der That, hat ein stundenlanges Gespräch mit ihm draußen in dunkler Herbstnacht, zwischen der Vigne wandelnd, wo so eben die Weinkelter in Thätigkeit gesetzt ward, mir den idealen Reichthum seines Innern wohl erschlossen. Ich bin durch ihn mit dem concentrirten Ernste, dem geistigen Schwunge, der gerade unter der studirenden Jugend in Montpellier nicht mangelt, bekannt geworden.

Leider kann ich diesen männlichen Gestalten gegenüber die Frauenwelt nicht mit gleicher Schärfe charakterisiren. Hier bilden zwei französische Naturen den Mittelpunkt, die Familienmutter und jene junge, fast jungfräuliche Mutter von durchaus südlicher Schönheit. Auch in ihnen trat neben einem feinen, glücklichen Familiengefühl das geistige Interesse sichtbar hervor. Die Universität — und hier ist es besonders Taillandier, welcher regelmäßig Vorlesungen vor einem gemischten, zahlreichen Publicum hält — übt einen sehr erfreulichen Einfluß auch auf die kaufmännischen Kreise. Ich kann nicht näher darauf eingehen, ein wahrhaft tragisches Geschick zu bezeichnen, welches eine dritte, nah verbundene Familie, deren einziger Repräsentant, ein junges Mädchen sich unter uns befand, vernichtet hat, und welches tief in die Lebensfreude der andern eingegriffen; ein seltenes Beispiel von Aufopferung für einen Freund liegt hier vor, die zur fixen, sich und die Seinen zerstörenden Idee geworden war. Die Stunden, welche ich in diesem Kreise noch am folgenden Tage verlebte, sind mir aber nicht allein durch die Persönlichkeiten, die ich kennen lernte, sondern auch durch die vielen eingehenden Gespräche über die gesellschaftlichen Zustände, über einzelne dort auftretende Fremde, über die akademischen Verhältnisse von unschätzbarem Werthe geworden. Und auch das Leibliche, eine sorgsam aus einheimischen, uns Nordländern fremden Fischen, Früchten, Weinen zusammengesetzte Tafel darf ich dabei als eine Reisestudie betrachten.

Ein dichter grauer Nebel hatte sich über das Meer schon seit einigen Stunden gelegt; bald rückte der Regen auf dem Lande bis nach Montpellier vor, als ich gegen Abend die Stadt verließ, um über Cette die Weiterreise quer durch das südliche Frankreich anzutreten. Die Eisenbahn nach Cette ist nur im Interesse und mit Capitalien der Kaufleute gebaut, die ihre Comtoire in der Hafenstadt haben und zur See ihre Waaren exportiren, daher auch Mangel an jeglicher Eleganz, an jeglichem Reisecomfort. Die zweite Classe bietet gegen Nässe und Zug fast gar keinen Schutz. Die Reisegesellschaft bestand vorzugsweise aus Militär, welches nach Afrika bestimmt war und morgen mit dem Dampfschiff dorthin befördert werden sollte. Eine Anzahl Handwerker und Frauen hatte dasselbe Ziel vor sich.

Der Weg der Eisenbahn ist einer der seltsamsten, den man sich

denken kann: nachdem man die langsame Bergabdachung von Montpellier, mehrere Hügel durchschneidend, herabgeeilt ist, braust der Zug lange parallel dem Etang von Maguelonne hin; hier links jenes wenig bewegte Wasser mit dem von Schiffen der Binnengewässer belebten Canal von Beaucaire, zu dem von den einzelnen Orten Seitencanäle hinführen, zur Rechten niedriges, vielfach überschwemmtes Land mit Vignen bedeckt, weiter dunkle, schroffe und kahle Kalkberge. Wie düster und schmutzig, mehr Steinmassen als Wohnungen von Menschen verrathend, erscheinen die Ortschaften dieses Geländes, das die berühmtesten Weinsorten zieht, so Mirval, Frontignan! Da fährt die Eisenbahn mitten in das Wasser hinein und sie durchrauscht mit ihren Feuerrossen das feindliche Element. Wir sind auf einer Landzunge, einer Nehrung. Die Wogen des offenen Meeres brechen sich neben uns an der wenig erhöhten Düne und in dem Dünengestrüpp auf leichtem Sande eilen wir unserm Ziele zu.

Es war bereits dunkel geworden, als wir im vollgedrängten Omnibus die regelmäßigen Straßen von Cette durchfuhren. An dem Canal, der dasselbe in der Mitte durchschneidet, liegt in der Reihe stattlicher, aber im Durchschnitt wenig bewohnter Häuser auch das, wo bereits meine Montpelliefer Freunde mir Logis und eine freundliche Aufnahme bereitet hatten. Die großen, hohen Räume der ersten Etage waren zu einem stattlichen Familienlogis wohl eingerichtet; das junge Ehepaar hatte im vorigen Winter seine selbstständige Wirthschaft hier begonnen, sonst dienten sie nur zum Absteigequartier der Handelsherren, die wöchentlich für ihre Geschäfte nach Cette herabkommen. In dem zweiten Stocke wohnt der Gerant des Geschäftes, ein Hamburger, welcher unverheirathet seit einer Reihe von Jahren hier lebt, in der südlichen, fremden Umgebung nur um so schroffer das nordische, gehaltene, abstracte Wesen sich bewahrte und in der Gesellschaft der jungen deutschen Commis, deren Zahl nicht unbedeutend ist, eine gewisse Autorität sich erworben hat. Dazu kommt ein altes Mütterchen, das in der Familie bereits die vierte Generation in jenem kleinen Enkel kommen sah, selbst von Töchtern und deren Familie umgeben. Das Haus selbst bildet nur die Vorlage zu drei bis vier Höfen, die von großen Aufbewahrungslocalen getrennt sind.

Ein Gang an der Seite des erfahrenen Geranten gab mir eine lebendige Anschauung von der Größe eines solchen Geschäftes. Die Höfe lagen meist angefüllt mit kleinen, mehrfach übereinander gethürmten Fässern, die auf das Land an die Vignenbesitzer vertheilt und dort gefüllt werden; dort an Ort und Stelle wird auch in zahlreichen Destillationen der Spiritus gefertigt, der an Bedeutung weit die Weinproduction in dieser Gegend übersteigt. In jenen großen Remisen ruhen die Stückfässer, die oft 50 bis 60 Oxhoft halten. Dreißig Menschen sind fortwährend in diesem Lager beschäftigt. Eine wichtige Sache ist schon die Beschaffung der Fässer, und so kommen aus Norwegen und den russischen Ostseeprovinzen ganze Schiffsladungen mit Faßdauben an, die in Fässer verwandelt entweder nach Afrika hinüber oder nach dem Norden, oder nach Amerika als Spiritus- und Weinträger wandern. Von immer steigender Bedeutung ist der Export nach dem französischen Afrika; unter den Arabern und Beduinen nimmt der Consum dieses Artikels erstaunenswerth zu. Daneben bleibt Cette der Haupthafen für alle feinen, südfranzösischen Weine, wie sie heißen, vom Lunel zum Roussillon, so wie für eine Anzahl Artikel, die an Weinproduction und Destillation sich anschließen, so den Weinstein, Grünspan, alle Arten feiner Liqueure, wohlriechender, ätherischer Öle und Seifen, wofür der Reichthum wohlriechender Kräuter in der Provence auch durch künstlichen Anbau vermehrt wird. Eine ganz andere Seite des Handels von Cette ist das Salz, welches in den Etangs bis zu den Rhonemündungen gewonnen wird.

Noch in dunkler Nacht, unter heftigem Wind und einzelnen Regenschauern habe ich unter erfahrener Leitung eine Wanderung durch die Stadt und um den Hafen gemacht, um dann in einem Café einige der dortigen Deutschen kennen zu lernen. Die Regelmäßigkeit der Anlage wies schon entschieden auf die planmäßige moderne Gründung hin, wie sie unter Louis XIV stattgefunden hat, eben so die großartigen Arbeiten im Wasser, theils an den zwei breiten, rechtwinklig sich treffenden Canälen, theils aber und vorzugsweise zur Umfassung und Sicherung des großen Hafenbassins, in dem 400 Seeschiffe bequem Platz finden. Zwei große Moloanlagen schützen dasselbe gegen das offene Meer: der innere geht von beiden Seiten aus, der äußere Molo schiebt

sich als ein gewaltiger Riegel vor und öffnet nur an der nordöstlichen Seite den schmalen Eingang, welchen bei heftigem Wind oder in der Dunkelheit zu treffen für Schiffe große Schwierigkeit macht. Auf der Spitze des äußern Hafendammes steht der Leuchthurm, zugleich militärisch befestigt, mit seinem feststehenden, weitleuchtenden Licht. Es war ein gewaltiger Anblick, auf der Spitze des einen innern Armes stehend, hinter sich die schroffen Felsen des Berges, an dem Cette liegt, mit der Citadelle, links die schwarzen, großen Massen der ruhig liegenden Schiffe, rechts den zwischen den Felsblöcken noch hoch aufspritzenden weißen Schaum der Welle zu sehen; dazu die vielen kleinen und großen, zum Theil auf dem Wasser schwimmenden Lichter und das Getöse des aufgeregten Meeres, in dessen Mitte scheinbar die schlanke Gestalt des Leuchtthurms sich erhob.

Ein Morgenspaziergang bei windigem, aber hellem Wetter gab ein interessantes Gegenbild dazu. Der Canal, auf den ich unmittelbar von meinem Zimmer aus sah, leuchtete im reinsten Grün und ward ruhig von einzelnen Fahrzeugen durchschnitten, welche Fische, Gemüse, Früchte vom Festland zu dem Morgenmarkt brachten, der sehr belebt in der Nähe der Kirche St. Louis sich drängte. Unser Ziel war die Spitze des Berges von Cette, welcher ganz isolirt sich über 500 Fuß (179 Metres) auf der flachen Landzunge erhebt, zum Theil in steilen Felsmassen, die durch Steinbrüche noch schroffer geworden sind. Es ist Kalkstein mit sehr schönen Feldspathadern und starken Oxydationen, so daß ein brennendes Ockerroth massenweis zu Tage tritt. Man hat dem nackten Boden doch überall Raum zur Cultur abgewonnen: die Weingärten decken ihn ganz, über der Stadt unmittelbar erheben sich auch einige mannichfaltigere Anlagen, so vor dem Collège. Hier sieht man Gesträuch, während sonst kein Baum die Bergmasse ziert. Es muß die Hitze im Sommer furchtbar zurückprallen, und doch ist es der einzige Erholungsort der Bewohner von Cette; hier wird auf geebneter Bahn zwischen Steinmauern Poccia gespielt.

Auf der Spitze befindet sich eine kleine, niedrige Capelle und daneben ein Steinaufbau mit platter Oberfläche, durch seine weiße Farbe als weit gesehener Augenpunkt der Schiffer dienend. Von hier hat man eine großartige Rundsicht über Meer und Land. Das letztere tritt

uns im weiten Bogen als ein weißes, kahles, felsiges Gebirgsland auf, in dem vor allem der ausgebrannte Vulcan St. Loup sich auszeichnet. Ortschaften ziehen sich von den Höhen herab zu den unmittelbar bei Cette sich sehr erweiternden Etang du Tau, so Mèze, Faguerol, Balaruc, der bekannte Badeort ꝛc. Dort im Südwest schließt sich das Wasserbecken, und der Berg von Agde tritt als Gränzscheide unmittelbar an das Meer selbst, am Hals der Landzunge, welche ganz flach, ohne Ortschaften, zum Theil nur aus Dünen bestehend, sich von den Füßen unsers Berges weiter nach Westen streckt.

Daß nicht unser Standort, sondern jener Berg bei Agde, gekrönt mit der Kapelle Notredame du Grau im Alterthum den Namen Setion trug und eine feste Burg (arx Setiena) der an der ganzen Küste als Seeräuber gefürchteten Ligurer war, geht aus der Erwähnung der Insel Blaskon (jetzt Brescou) als unmittelbar darneben gelegen hervor. Auch paßt allein das zweite Merkmal, daß der Setion die engere Bai von Narbonne in dem großen gallischen Meerbusen abgränze. Aber wie auch heutzutage beide sich ganz ähnlichen und so nahgelegenen Bergspitzen von Cette und Agde sehr häufig von den Schiffern verwechselt werden, so kann die Übertragung des offenbar von der Lage und Form des Berges entnommenen Namens uns nicht wundern. Dagegen wird mit Recht wohl der Mesua collis des Mela auf den Berg von Cette bezogen. Sollte er nicht als mittlerer zwischen Setion und den Rhonemündungen bezeichnet sein?

Wenden wir jetzt unseren Blick über den Berg von Agde weiter hinaus. In blauer Ferne lagern sich im Südwest die Vorgebirge der Pyrenäen, und bei sehr hellem Wetter sieht man die Pyrenäenkette selbst großartig in das Meer sich tauchen. Nach Osten und Norden überschauen wir zunächst die Stadt und Hafen, dann den großen zurückgelegten Eisenbahnweg mit seinen Ortschaften. Lange können wir der Küste und dem dahinter sich ziehenden Etang von Maguelonne folgen, und schon rückt die Küste der Camargue sichtlich tiefer in das Meer herein, hinter sich die felsigen Hügelreihen diesseits und jenseits der Rhone. Das Meer selbst ist dunkelgrün gefärbt mit wechselnden blauen Streifen. Siehe da steuern zwei Schiffe mit vollem Segel dem Hafen von Cette zu; ehe wir den Fuß des Berges wieder erreicht haben, sind sie bereits

glücklich eingelaufen. Dort raucht ein großes Dampfschiff, es soll in zwei Stunden die Anker lichten, um nach Afrika Soldaten und Auswanderer überzuführen. Wie verlockend ist es doch, auch einmal den Fuß auf den Boden des andern Erdtheils zu setzen! Die Bekannten in Montpellier konnten es nicht recht begreifen in Cette zu seyn und diesen Abstecher nicht zu machen, den ein jeder von ihnen schon kennt; haben sie doch einmal in eigenem kleinem Dampfschiff die Küstenfahrt dort versucht, sind freilich dann an die spanische Küste verschlagen worden. Jedoch es wird nun Zeit die windige Bergspitze zu verlassen, deren Aussicht unwillkürlich sich mir neben eine nordische stellt, die ich auf dem höchsten Punkte der Küste von Usedom, über der Stelle des alten Vineta über die Ostsee, das Haff und Achterwater und die pommersche Küste hatte. Auch hier wie dort Meer und dahinterliegende Binnensee, Nehrung und der isolirte Berg. Und doch wie verschieden sind jene grünen Wiesen, jene Buchenwälder der Ostsee von dem südlich braunen Gebirg und den Weinebenen Languedocs!

Im Canal, der von dem Meer zum Etang du Tau führt, liegt das Dampfschiff, auf dem ich meine Reise fortsetzen soll. Allmälig füllt sich der Bord: einige Priester, eine Anzahl kräftiger, stattlich aussehender Matrosen, die auf Urlaub aus dem Kriegshafen von Toulon in ihre Heimath in die Pyrenäen von Roussillon zurückkehren, andere Soldaten, Frauen mit mancherlei Verkaufsgegenständen bilden den Hauptstock. Dazu kommen ein Paar Kaufleute aus dem Norden — siehe da, auch ein Bekannter von dem Rhonedampfschiff, ein deutscher Nadelhändler aus Aigle in der Normandie, der einst zum Priester erzogen, dann als Chirurg in Heidelberg studirt hat und nun durch eine Frau seit ein Paar Jahrzehnten Kaufmann geworden ist, ein wunderlich lustiger Geselle, ein bon garçon, an dem die andere Gesellschaft sich amüsirte! Kaum sind einige deutsche Worte zwischen uns gewechselt, und schon melden sich andere Landsleute: dort sitzen fünf Elsässer Juden, die auf den Weinkauf hier in den Süden ihre jährlich wiederholte Reise machen. Wahrlich, man kann es den Franzosen nicht verdenken, wenn sie unsere Sprache vielfach für eine rohe, barbarische halten. Dieses Kauderwälsch des Elsässer Judendialektes ist ein seltenes Beispiel von Sprachentartung, wo alles Breite, Rauhe, Gequetschte des Dialekti-

schen mit einer massenweisen Aufnahme französischer Wörter sich verbunden hat. Ebenso wenig wird man es uns verargen, daß wir eine französische Unterhaltung diesem Klange heimathlicher Töne bald vorzogen.

Mit lebhaftem Dank mußte ich hier von dem Stellvertreter der trefflichen Familie Abschied nehmen, die in den letzten Tagen mir so viel reelle Freundlichkeit und mehr als das erwiesen. Das Schiff beginnt sich zu heben; bald schlagen die Räder munter das Wasser des Etang. Nur allzu rasch, nach 1½ stündiger Fahrt erreichen wir das südwestliche Ende desselben; einige Häuser, einige Schiffer und ein Quaibau zu den Seiten künden uns hier den Eingang in den berühmten Canal du Midi an, auf dessen Rücken wir heute mit dem alle Tage von beiden Enden abgehenden Postschiffe es ein Stück versuchen wollen. Es ist ein übler Tausch, ein auch noch so einfaches Dampfschiff und dieses Postschiff, ein langer, schmaler Kasten, oben mit einer winzigen Barriere umgeben. Allerdings sind zwei Cajüten da, aber so schmal, daß zwischen den an den zwei Seiten Sitzenden kaum ein Weg in der Mitte noch übrig bleibt. Die erste Cajüte hat abgetheilte Sitze, wo also in der Nacht dem Einzelnen wenigstens ein schmaler Sitzplatz gesichert ist. Von einer Küche, einer Restauration gar habe ich nichts bemerkt. Es scheint, daß jeder sich für die Dauer der Fahrt verproviantirt hat; für manche heißt dieß wenigstens 36 Stunden, da auch die Nacht durch die Fahrt fortgesetzt wird. Nur die Schiffsleute hatten vorn ein Fäßchen rothen Weines liegen, das von Zeit zu Zeit abgezapft ward. Wir müssen eilen, Koffer rc. in Ordnung zu bringen; schon stehen die Pferde bereit und fort geht es im Trab, und fast geräuschlos durchschneidet das Fahrzeug das stille, ruhige Wasser. Siehe da entführt dem Capitän ein Windstoß alle Papiere, sie flattern noch im Wind, bleiben im Schilf hängen oder schwimmen ruhig auf dem Wasser. Rasch springt man ans Ufer und glücklich jagen die Matrosen dem zahmen Element die Beute ab.

Wer nicht schon mit den Schwierigkeiten der Anlage, dem begränzten Zwecke großer Canalbauten vertraut ist, wird sicherlich in den ersten Stunden, wo er diesen hochberühmten, in jedem Geographieunterricht besprochenen Canal befährt, sich etwas enttäuscht finden. Die

Breite beträgt etwa 20 bis 30 Fuß, die Tiefe 6 bis 8 Fuß, das Wasser ist still, von brauner Farbe, Schilf wächst am Rande und der Herbstwind hat Blättermassen von der doppelten Pappelreihe herab in das Wasser geführt. Zu beiden Seiten geht ein Leitweg, und hinter demselben steigt der überraste, etwa 6 Fuß höhere Damm auf, den eben jene Pappeln bekrönen. Hierdurch wird die Aussicht auf die Gegend immer gehemmt, die außerdem zum allergrößten Theil nur eine Aussicht von dem jedesmaligen Wasserniveau des Thales ist und dadurch aller Mannichfaltigkeit entbehrt, die der auf wechselnder Höhe geführte Landweg darbietet. Dazu kommt, daß der Canal, wenigstens in der Herbstzeit, nicht sehr belebt ist. Kähne mit leeren Weinfässern, die in die einzelnen Campagnen zur Weinlese kommen sollen, mit Getreide, mit Stroh, mit Vogelbauern voll Hühner, einem wichtigen Handelsartikel zwischen dem westlichen und östlichen Frankreich, bilden den stehenden Verkehr. Kein Segel vom Winde geschwellt, kein Wechsel von schnellem und langsamem Fahren, alles rückt regelmäßig fort nach dem Schritte der am Ufer gehenden Pferde.

Daß dieser Canal zwei Meere verbinde, daß hier ein Übergangspunkt ausländischer Waaren stattfinde, davon erhalten wir keine Ahnung. Und in der That ist dieß auch eine Illusion. Es ist der reine Binnenverkehr, der sich darauf bewegt, und der bei dem Mangel einer Eisenbahn hier allerdings eine treffliche Straße besitzt. Frankreich hat überhaupt eine sehr ausgebildete Wasserverbindung: schon der Lauf der nach drei Weltgegenden in das Meer mündenden Ströme, die an gewissen Punkten und sehr nahe einander parallel gehen, hat Canalanlagen sehr erleichtert, und dieselben sind Gegenstand großer Sorgfalt der bourbonischen Regierung gewesen. Diesem Netze von Canälen und canalisirten Flußbetten von der Schelde zur Somme, Oise, Seine, den drei großen Canälen von Mittel-Frankreich zwischen Seine, Loire und Saone, dem Canal du Midi mit seinen Anschlüssen an Rhone und von Toulouse abwärts der Garonne entlang, der Wasserverbindung der Bretagne, dann der Vendée haben wir Deutschen nicht entfernt etwas Ähnliches an die Seite zu setzen. Wie sind unsere großen Flüsse, z. B. Elbe, Weser, Main, Donau wenig regulirt! Aber wollten wir die Frequenz unserer Wasserstraßen, z. B. der wichtigen, von Polen

herkommenden, durch Spree und Havel führenden mit der durchschnittlichen französischer Canäle vergleichen, das Resultat würde gewiß nicht zu unserm Nachtheile ausfallen. Wer wenigstens an verschiedenen Punkten Frankreichs auch in der Nähe von Paris auf die Belebtheit der Canäle geachtet hat, dem wird diese im Verhältniß sehr mäßig erscheinen.

Auf längerer Fahrt lernt man allerdings die Großartigkeit der Anlage des Canal du Midi kennen und anerkennen. Es war bei dem Stande damaliger Mechanik ein kühnes Unternehmen, von dem niedrigsten Übergangspunkt der Wasserscheide zwischen Pyrenäen und Cevennen, welcher mehr als 540 F. (189 Metres) über dem Mittelmeer liegt, den Canal durch Schleußen nach beiden Seiten herabsteigen zu lassen, vor allem eine sich gleichbleibende Wassermenge zu schaffen, die weder in der Dürre des Sommers noch in den Regenstürzen des südlichen Winters sich verändere, also auf geschickte Weise Wasservorräthe auch zur Reserve zu sammeln und eine Anzahl von geringern Flüssen, wie sie von beiden Seiten den Lauf des Canals durchkreuzen, theils zu benutzen, noch mehr aber sicher vorüber zu leiten, in der Nähe der Stadt Bassins als Hafen anzulegen. Pierre Paul Riquet de Bonrepos aus Béziers hat den seit Franz I fortwährend angeregten Gedanken unter dem Ministerium eines Colbert in 14 Jahren verwirklicht (1667—81). Ich habe zwar nicht Gelegenheit gehabt das ungeheure Sammelbassin St. Ferréol im Montagne noire, das von dem Bassin Naurouse auf der Wasserscheide seitwärts im Gebirge liegt, zu besuchen, eben so wenig den Tunnel Mal-Pas bei Béziers; aber schon die Strecke bis Béziers giebt hinreichende Gelegenheit in den Brücken- und Äquäductenbauten, unter denen man hinfährt, in den Schleußen, so vor allen der runden bei Agde, wo drei Wasserniveaux sich begegnen, dann aber in den acht aufeinderfolgenden Schleußen von Fouserane, wodurch das Fahrzeug in kurzer Frist um 60 bis 70 Fuß gehoben wird, die Größe des Unternehmens kennen zu lernen. Und wunderbar ist es, wenn uns auf dem weitern Wege die grüne Baumlinie an den Höhen sich hinziehend begegnet, und wir auf einmal Fahrzeuge gleichsam schwebend in einer sonst wasserarmen Gegend erblicken.

Der Canal führt kurz vor Agde in den hier tiefen, eng fließenden

Herault, dessen oberes Thal in den Cevennen so reich an wilden Felspartien ist. Agde erscheint durch den hohen Thurm seiner Kathedrale, durch die schwarzen Lavamassen seiner Mauern, dann vor allem durch den daneben liegenden Berg, den eine Capelle der Madonne du Grau ziert, scharf markirt. Ob mehr als der Name sich aus dem Alterthum erhalten hat, ob das üble Beiwort: ville noire, caverne de voleurs nur Verleumdung ist, kann ich nicht berichten. Unmittelbar am Canal zog sich ein ganz freundlicher Spaziergang hin, und es fehlte auch an sonntäglich gekleideten Leuten nicht, welche die Ankunft des Schiffes erwarteten.

Unter einigen Regengüssen, die bei der Beschaffenheit des Bootes sehr unangenehm seyn können, erreichten wir gegen Abend Béziers, d. h. das Thal des Orbe, über dem Béziers auf bedeutender Höhe stattlich liegt. Nach Südost bildet eine große Caserne den Mittelpunkt der Anlage, wie es scheint, früher ein glänzender Herrensitz; aber gar nicht zu vergleichen ist der Anblick von der Brücke über den Fluß, welche die Chaussee nach Narbonne südwestlich überschreitet. Aus herrlichen Obstgärten, grünen Wiesen, Meierhöfen erhebt sich der schroffe Berg, im obern Theil durch hohe Mauern in Terrassen getheilt, über die das üppige Grün der Gärten sich schlingt, die Häuser stehen unmittelbar auf der obern Mauer. Aber über alles ragt die hohe Kathedrale St. Nazaire, gegen die goldene Abendsonne ihre prachtvolle Rose der Façade gleichsam erschließend, während die schweren Massen eines viereckigen Hauptthurms sich an die Ostseite anlehnen. Es ist dieß allerdings ein Anblick, der in Béziers wenn auch nicht den Himmel auf Erden, den Wohnsitz unsers Herrgottes erwarten läßt, nach dem Sprüchwort, worauf seine Bewohner so stolz sind, aber wohl eine freundliche Menschenstätte. Das letztere ist allerdings nicht der Fall, sowohl in der äußern Erscheinung der Häuser als auch bei vielfacher Armuth unter den Tuch- und Seidenwebern. Dazu kommt, daß Béziers als ein Hauptsitz der gegen die gegenwärtige Regierung versuchten Erhebungen im Süden betrachtet wird; daß kaum aus einer Stadt so viel Familienväter und Söhne plötzlich ergriffen, gefangen, deportirt und internirt worden sind. Mit großer Zurückhaltung spricht man von diesen Dingen, aber sie klingen durch in der allgemeinsten Unterhaltung, und

die Zahl der dabei Betroffenen wird an Ort und Stelle ganz anders gegeben als in den officiellen Bekanntmachungen.

Ich verzichtete darauf, in Béziers die wenigen Reste der römischen Militärcolonie, der Baeterrae Septimanorum aufzusuchen, welche diesen von einer einheimischen Bevölkerung bereits als Stadt bewohnten, militärisch wichtigen Punkt besetzte und ihn zu einer festen und reichen Römerstadt verwandelte, allerdings immer nicht bedeutend in Vergleich zu dem benachbarten Narbonne. Wie der Name Baeterrae, Baetera, Baetarra sich in Béziers ganz enthalten hat, der selbst ein alteinheimischer, auch auf dem Südabhang der Pyrenäen wiederkehrender ist und mit Recht auf das baskische petarra, d. h. Hügel, zurückgeführt wird, so gewann der römische Zusatz der Septimani im Verlauf der Jahrhunderte weitere Bedeutung, und Septimanien ward zur Zeit eines Sidonius Apollinaris, so wie noch zur Zeit Karls des Großen der Name für ganz Niederlanguedoc. Für die vorrömische Zeit geben uns einige Münzen ein interessantes, sichtliches Zeugniß, die allerdings sehr barbarisirt, doch griechische Buchstaben, Wortform und von Massilia entlehnte Symbole des Herakles und des Löwen aufweisen; aus der römischen Welt sind noch Reste eines Amphitheaters so wie eines Aquäductes übrig, und einige Inschriften, aus denen wir z. B. die Frau eines dortigen Flamen, Cornelia Tertulla kennen lernen. Eine andere bezieht sich auf M. Julius Philippus den Jüngern, als Thronfolger, gehört also in das Jahr $\frac{248}{249}$ v. Chr.

Im Cabriolet eines Omnibus verließ ich noch im Abendglanze Béziers, hinter mir im Wagen jene Matrosen aus Toulon, die sehr heiter ihrer Heimath zufuhren. Der Weg steigt bald bedeutend zwischen weiten Flächen von Weinland, das gerade an diesen Abhängen (den Côtes) den feurigsten Muskatwein hervorbringt. Schon lange hatte nach Südwest eine riesige Wolkenwand über den Bergen gestanden. In der bald einbrechenden Nacht leuchtete der Horizont in seltener Pracht fortwährend, aber es schien nicht, als ob das Gewitter sich nahe. Da hatten wir die höchste Höhe erreicht und in steilen Windungen bog die Straße in die weite Niederung herab, welche die Aude, der erste Pyrenäenfluß auf diesem Wege, durchfließt und welche bis über Narbonne hinaus an den Etangs sich hinzieht. Da brach das Gewitter über der

Ebene selbst los und in einer Heftigkeit, wie ich es in Italien wenigstens nicht erlebt: finstere Nacht und mehr als Tageshelle folgten sich fortwährend, im weiten Bergkranz hallte Donner auf Donner wieder, in wenig Minuten strömten die Bäche zur Seite und über die Straße, Kutscher und Pferde suchten vergebens den gewohnten Weg. Da endlich ward nach manchem Warten und schwankendem Vorwärtskommen weiter unter uns neben der Straße ein Meierhof (Métairie) entdeckt. Das Thor des Schuppens war geöffnet und glücklich durch den strömenden Bach rollte der Wagen in die sichere Stätte. So traten wir auf einmal in die unmittelbar in den hohen Schuppen sich öffnende Stube eines jener kleinen französischen Pächter ein, die zugleich Küche, Wohn- und Schlafzimmer umschließt. Neben zwei Männern, die nicht sehr erfreut schienen über diesen unverhofften Besuch, aber uns dann doch eine Laterne mitgaben, war eine Frau mit einem kleinen Kinde die einzige Bewohnerin, und mit ihr verständigten wir uns, so gut es ging bei dem schon sehr dem Spanischen sich nähernden Dialekt. Das Kind bildete hier, wie so oft, einen günstigen und verständlichen Anknüpfungspunkt, und ein kleines Geldgeschenk für dieses verfehlte seine Wirkung nicht. Nachdem die Gewalt des Gewitters sich etwas gebrochen, setzten wir unter strömendem Regen unsere Fahrt fort, es war bereits gegen 11 Uhr, als wir den rauschenden Canal zur Seite in Narbonne einfuhren und bald auch die Dorade ihr großes Gastzimmer öffnete. Freilich gab noch die Nacht in einem sehr luftigen Raum, wo Fenster und Thüren schlecht schloßen, bei der wiederholten Wiederkehr des Gewitters und Sturmes nicht die erwünschte Ruhe.

Sechstes Kapitel.

N a r b o n n e.

Ein Dichterspruch und Regenwetter. Historischer Mittelpunkt der Stadt. Der erzbischöfliche Palast und seine Theile. Jetzige Benutzung. Kirchen. Die Mauern der Stadt und ihre Monumentenfülle. Die römischen Inschriften. Zeit der Mauererbauung. Andere antike Reste. Historischer Rückblick. Narbo Stadt- und Flußname. Lage nahe der See. Ausgang des Landhandels. Niedriger Übergang in das Garonnethal. Die Volcae Arecomici. Spätere Handelsbedeutung. Die erste römische Colonie in Gallien. Angriffe auf dieselbe. Neue Colonisation. Augustus in Narbonne. Altar des Augustus. Ehren anderer Kaiser. Sinken der politischen Bedeutung. Die Beamten und Corporationen. Ehrendenkmal des Sext. Fad. Secundus Musa. Privatinschriften. Römische Bauten. Schilderung des Ausonius. Brückenbau. Architekturreste. Plastische Werke. Das literarische Leben noch in später Zeit. Altchristliche Zeit. Inschrift des Rusticus und andere. Westgothische Zeit. Hochzeit der Placidia. Belagerungen. Gothischer Hauptsitz. Die Araber und ihr Erinnerungszeichen. Städtische Entwickelung: die Cité, die Marienburg, die Judenstadt. Ansprüche der Erzbischöfe. Verbindung mit Spanien. Kampf mit den Vicomtes. Die Vicegräfin Ermingarde. Sieg des Erzbischofs über den Vicomte. Die reiche Judengemeinde. Jüdische Schule. Religiöser Kampf gegen die Juden. Das Bürgerthum. Handel und Gewerbe. Kampf um bürgerliche Rechte. Die Marienburg und die Häresie. Städtische Verfassung. Jetzige Stadt. Historisches Interesse. Romanischer Stil. Der gothische Stil und die Nordfranzosen. Fülle der Kirchen. Die Kathedrale St. Just. Ludwig IX und die gothischen Bauten. Ein Bild Rafaels. Gemäldegalerie.

Gegen mich schien Narbonne einen schlimmen Dichterspruch bewähren zu wollen; trotzdem daß ich als ein sehr seltener Gast hier eingezogen war, nicht um Honig einzukaufen, den Haupthandelsartikel daselbst, nicht um ein Getreidegeschäft abzumachen, wie es allein hie und da ein Schiff in dem erneuerten Hafen am Ausgang des Canals Etang de Sigean, dem Port de la Nouvelle, dem Portus Novellus der Römer, befrachtet, auch nicht, um in Hast ein Frühstück einzunehmen, während der Courier nach Spanien draußen bereits wartet, — nein, sondern gekommen war, allein um der Stadt selbst willen und ihrer historischen Reste. Der Spruch lautet:

Dans cette ville de Narbonne
Toujours il pleut, toujours il tonne,
Digne objet de notre courroux,
Vieille ville, toute de fange
Qui n'est que ruisseaux, qu'égouts.

In der That strömte der Regen fast bis zum Abend nieder, Wind und Kälte in seinem Gefolge, nur mit Mühe hielt die Schleuße das übervolle Wasser des Canals de la Robine auf, der von der Aude sich abzweigend die Stadt in zwei Hälften theilt und dann zwischen zwei Etangs hindurch nach 2 Meilen sich in das Meer ergießt. Die engen Straßen, abschüssig auf der einen Seite nach dem Canal zugehend, bildeten bald wahre Wasserbäche und Schmutzpfühle. Alles Leben, aller Verkehr, soweit er hier in einer Stadt von 11,000 Seelen stattfindet, die auf Weinbau vor allem, auf einige Wollenfabrication und Färberei, auf Ziegelbrennerei angewiesen ist, hatte sich in die Häuser zurückgezogen; nur vor uns in den Thoren der Casernen, welche die großen, umfangreichen Gebäude kirchlicher Seminare und Klöster eingenommen haben, trieb sich eine müßige Anzahl rothhosiger Soldaten herum. In der Gaststube der Dorade wird Feuer im Kamin angezündet und im Kreise drängen sich die Gäste herum, die durchnäßten Füße zu wärmen. Es war ein 11. October, wie er nicht unfreundlicher in der nordischen Heimath sich gestalten konnte.

Jedoch lassen wir uns nicht abhalten unsere Wanderung anzutreten, vielleicht gelingt es uns, in den stillen Räumen der Kirchen und des Museums über der unangenehmen und immerhin sehr beschränkten Gegenwart uns nicht das ganze Interesse an einer weithin zurückreichenden, großen Vergangenheit schmälern zu lassen. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um dem historischen Mittelpunkt der Stadt nahe zu seyn; eine hohe Mauer erhebt sich uns zur Linken, überschattet von großen, weitragenden Linden und Platanen, über ihr baut sich dann ein großer Complex von Gebäuden auf, der nach der andern Seite, nach dem Gemüsemarkt, als ein gewaltiger Festungsbau mit drei großen, viereckigen Thürmen abfällt. Und steigen wir an der Gartenseite etwas den Weg hinauf, so öffnen sich uns die gewaltigen Pfeiler und Bogen des unvollendeten Schiffes und Querschiffes der Kathedrale St.

Just, deren Chor, durch eine Mauer abgeschlossen, alle beengenden Baulichkeiten überragt.

Es ist dieß der alte erzbischöfliche Palast, einst bis zur ersten französischen Revolution der Sitz eines der angesehensten Würdenträger der Kirche, der sich oft zugleich Herzog von Gothien nannte, der Mittelpunkt manches verhängnißvollen Concils, die drohende Veste gegenüber einer Bürgerschaft, die ihre von der Cité ganz getrennte, unabhängige Marienburg sich errungen. Jene drei Thürme, der erste jetzt Telegraphenthurm, der zweite St. Martial genannt und der dritte de la Madeleine gehören mit ihren Eckthürmchen, den Zinnen, spitzbogigen Fensteröffnungen verschiedenen Bauten vom Ende des 13. Jahrhunderts an; ein Gilles Aycelin, ein Pierre de la Jugée, dessen Grabmal im Dom sich befindet, haben sie errichtet. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts hing der Schiffanker zwischen ihnen als Zeichen des von dem Erzbischof auch über alle, zur See wie zu Lande kommenden, vor allem auch die gestrandeten Waaren ausgeübten Rechtes. Der Name des Straßentheils dort, Sous l'Ancre, bewahrt die Erinnerung daran, sowie der der langen Straße am Canal, Entre deux Villes die der völligen Geschiedenheit der zwei Stadttheile. Diese Thürme schauten trotzig dem Palast des Vicomte von Narbonne und dem Moreskenthurm entgegen, welche seit dem 16. Jahrhundert verschwunden und nun durch die sehr bescheidene Post und das Arsenal ersetzt sind. Ein vierter Thurm befindet sich auch im Innern dieser Gebäude, dessen unterer Theil, aus großen Quadern erbaut, einen späteren oberen Bau trägt, dessen Mauerconstruction, dessen enge, rundbogige Fenster, dessen kleinerer Fries aus schwarz und weißen, in einander greifenden Dreiecken auf die karolingische Zeit hinweist. Und im Innern des Palastes befinden sich allein drei Capellen, obgleich der Klostergang der Kathedrale unmittelbar mit ihm zusammenhängt. Die bedeutendste St. Marie Mineure ist mit hohen Burgzinnen bekrönt, mit Strebepfeilern und Eckthürmen wohl versehen, während dagegen St. Martial und Madeleine, die jenen Palasttheilen ihre Namen erst gegeben, räumlich sehr beschränkt sind.

Auch die moderne Cultur hatte den geistlichen Sitz vielfach schon überkleidet; breite stattliche Treppen führen seitdem im Hauptgebäude

hinauf, in reichem Stuck und Deckengemälden sahen nackte Genien, Musen und Horen auf die Prälaten des 17. Jahrhunderts herab; Fruchtgehänge, Weinlesen, antike Wundergestalten im Geschmack des Udine beleben den Thurmsaal. Die geistlichen Bewohner sind jetzt nun lang daraus geschieden: die städtische Verwaltung, die gerichtliche Behörde, eine Bibliothek ist darin eingezogen, der Theil la Madeleine enthält mancherlei Schulen, und den obersten Stock nimmt das Museum ein, welches seit zwanzig Jahren gebildet, unter der Leitung einer Commission, unter der nächsten Aufsicht des Herrn Tournal, eines classisch gebildeten Apothekers, in jeder Hinsicht zu einer sehr interessanten Sammlung herangewachsen ist. Aber nicht jene Zimmer allein, auch die Wände des Palastes, und vor allem jener hochliegende Garten sind angefüllt mit antiken Denkmälern. So wandelt man hier förmlich in einer abgeschlossenen, massenhaft dem Beschauer sich aufdrängenden historischen Welt.

Ich nannte den erzbischöflichen Palast das historische Centrum der Stadt; wer diese kennen lernen will, muß hier vor allem forschen und arbeiten. Aber eben so wichtig fast stellt sich die äußere Peripherie der Stadt uns da. Ich hatte den größten Theil des Tages dort in jenen einsamen Räumen zugebracht, den vergeblichen Versuch gemacht in das Kloster St. Bernard, das zur Caserne geworden, und nach allen Aussagen auf dem Platze und mit dem Material des alten Capitols erbaut ist, einzudringen, wenigstens von außen den romanischen Chor von Marie Majeure und den massenhaften, frühgothischen Bau von St. Paul in der Cité außer der Kathedrale betrachtet. Die Abendsonne brach endlich durch die Regenwolken und so konnte ich eine Wanderung zu dem Thor hinaus antreten. Die Stadt ist mit einem gewaltigen Mauergürtel und tiefen Graben umgeben, vier befestigte, tiefe Thore mit Brücken werden von Bastionen geschützt. Bietet ein Gang um diese stattlichen Befestigungswerke, die unter Franz I neu angelegt und im Ganzen wohl erhalten sind, an sich des Interessanten schon mancherlei, besonders am Abend wo in die wenigen, engen Thore sich Arbeiter, Gespanne, Heerden drängen und in vielfachen Conflict gerathen, so steigert sich bei jedem Abschnitt der Mauer das Erstaunen über das wunderbare Material, das zu diesem Bau mit verwandt ist. Da

ragt hier eine Büste, dort zieht sich ein reich gearbeiteter Fries mit Bukranien und Opferschalen, hier baut sich unter einem von Säulen getragenen Frontispiz ein Grabmal auf mit mehreren Büsten, ein Frauenoberleib ist dort halb eingemauert. Diese stehende Barbarenfigur hat sichtlich einst zu einem Siegesthor gehört. Weiter folgen Medaillons mit Reliefgestalten, Festons von Masken getragen, hier zieht ein römischer Opferzug, dort hat eine in der späten Kaiserzeit so beliebte Sau- oder Löwenjagd um einen Kaiser ein glänzendes Gefolge versammelt. Wahrlich, je weiter wir vorschreiten, um so mehr neue Arten antiker Werke fallen uns hier auf. Die Thore selbst sind im Innern und an der Außenseite förmlich überkleidet mit Reliefs und Inschriften. Die großen Säulentrommeln ruhen unbeachtet daneben oder haben ebenfalls in die Wand sich einfügen müssen. Und so könnten wir den ganzen Mauerkreis umschreiten und würden immer neue Schätze entdecken.

Man schlägt die Zahl der hier befindlichen Inschriften auf mehr als 600 an. Es existiren mehrfache handschriftliche Sammlungen davon, deren erste älteste bereits im 16. Jahrhundert von dem Ingenieur Garrigues angelegt ward, und woraus, was bisher nicht beachtet scheint, Catel seine Inschriftenreihe entnommen hat. Der Vorsteher des Museums zu Toulouse, Herr Du Mège, soll mit Zeichnungen zugleich eine Herausgabe schon längst vorbereitet haben. Aber bei der Seltenheit größerer und wahrhaft wissenschaftlicher Publicationen der Art in den Provinzen wird es dazu nicht so leicht kommen; von Paris aus hat man seine Augen mehr auf das Fernere, in die Augen Fallende, gerichtet, und die römischen Ruinenstädte von Afrika bieten eine bisher ungeahnte, reiche Fundgrube der römischen Alterthumskunde dar. Und so entbehrt, wie überhaupt der ganze Süden Frankreichs einer umfassenden Inschriftensammlung und genügenden Denkmalaufnahme, so das politische Centrum der römischen Welt daselbst einer solchen noch gänzlich. Vielleicht steht zu hoffen, daß deutscher wissenschaftlicher Eifer, Umsicht und Ausdauer auch hier ein Werk zu Tage fördern, wie sie es in so ausgezeichneter Weise für das neapolitanische Königreich gethan haben.

Aber wir fragen wohl, welche barbarische Zeit hat den damals massenweis noch vorhandenen Schatz von Antiken, ja, wie erwiesen, ganze große Baulichkeiten zum Festungsmaterial verwendet und ihn je-

der Gefahr in kriegerischen Zeiten so recht preisgegeben? Und doch zeigt sich wieder in der ganzen Anordnung und Einfügung ein mit Symmetrie, mit einem gewissen ästhetischen Gesichtspunkt wohl vertrauter Sinn. Es ist die Zeit des feinsten, die Antike gleichsam neu regenerirenden Geschmackes, die Zeit von Franz I gewesen, welche diesen Mauergürtel mit Bastionen neu geschaffen hat, als Schutz und Wehr gegenüber der drohenden, spanischen Macht eines Karl V, der ja im Roussillon diesseits der Pyrenäen festen Fuß hatte, und hier in der nächsten Stadt nach Narbonne, in Salses, dann in Perpignan und Collioure wohlverwahrte Plätze besaß. Mehr als zu irgend einer andern Zeit war der Festungsbau damals in den Bereich der wahren Kunst getreten, und so erschien die Antike wohl als nicht unangemessene und zu kostbare Zierde. Drei Jahrhunderte hindurch ist nun dieses so unsichere Museum erhalten, die fortwährend sinkende Bedeutung von Narbonne hat es geschützt, und jene Mauern selbst sind nur ein historischer Schmuck geworden, der auch mit der Zeit dem die Städte öffnenden, sie in die Landschaft fast auflösenden Geschmacke zum Opfer fallen wird.

Haben wir so die Hauptstätten des historischen Narbonne kennen gelernt, vielleicht hier und da auf ein in ein Haus eingemauertes Basrelief geachtet, uns auf die längst zugeschütteten antiken Bäder hinter St. Paul, auf die Hauptfundstätten altchristlicher Sarkophage in derselben Nähe, auf die Gewölbgänge des Amphitheaters, wie man meint, in Kellern nahe der Kathedrale aufmerksam machen lassen, so ist es wohl der Mühe werth dem mannichfaltigen Reichthum von Denkmälern, aus römischer, westgothischer, romanischer, nordfranzösischer (so können wir hier mit allem Recht die Periode des gothischen Styles nennen) und moderner Zeit, der uns in dem Museum anhaltend beschäftigt, seine Stelle in einem kurzen Überblick der geschichtlichen Entwickelung von Narbonne anzuweisen.

Sehr frühzeitig tritt der Name Narbo (*Ναρβών*), später Narbona in den Bereich der griechischen Weltkenntniß, sichtlich vermittelt durch die griechischen Küstenanlagen, welche bereits in den Jahren der Perserkriege in Nordspanien und in der Provence sich consolidirt. Hekatäos, der ältere Zeitgenosse des Herodot erwähnt die Narbesier. Wie die benachbarten Namen Illiberis und Ruscino zugleich Fluß- und

Ortsnamen sind, so wird auch ausdrücklich bei Polybios von dem Flusse Narbo gesprochen, der die Gränze der an den Pyrenäenabfall sich anschließenden Küstenebene bilde. Später trägt allerdings der Fluß durchgängig den Namen Atax, auch Attagus, aber auch dieser hat seinen Anwohnern, den Narbonensern, und zwar vor Cäsar, den Namen der Attacini gegeben, ohne daß wir dabei an einen von Narbonne verschiedenen Ort Atax zu denken haben. Auch der Etang, über dem Narbonne lag, hieß danach die Narbonitis, später Rubrensis. Und während heutzutage die Küste bei Narbonne durchaus keinen markirten Punkt in dem ganzen Golfe de Lion bildet, nur einen künstlichen, sehr unbedeutenden Hafen besitzt, so hatte der Name von Narbo in dem dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. dem ganzen Meerbusen sich aufgedrängt und theilte das Recht dazu nur mit Massilia.

Es trat dazu die Ansicht, Narbo liege an der Spitze der innersten Tiefe des Busens und bilde so, im großen Golf noch an einem kleinern, tiefern gelegen, dadurch den natürlichen Mittelpunkt der Messungen der Küstenlinie Europa's so wie der größten Entfernung von Afrika. Man sprach von einem nördlichen Europa zwischen Tanais (Don) und Narbo, und einem südlichen von da bis zu den Säulen des Herkules.

Wie ist dieß zugegangen? Was waren für Bedingungen da, diese Stätte so wichtig zu machen? Vielleicht die entgegengesetzten von denen, die für Massilia wirkten. Dort ging die ganze Macht von der See aus, und wirkte auf sie zurück; der treffliche Hafen hatte dort den kühnen Seefahrer gefesselt, ein schroffer Bergkranz schloß das kleine Gebiet nach dem Lande zu ab. Wir sahen, wie spät erst Massilia größerer Landbesitz zu Theil ward; Narbo dagegen war die bequemste Mündung der Landstraßen, selbst noch Landstadt, wenigstens geschützt vor unmittelbaren Piratenüberfällen und doch durch den Arm des Atax und den Etang im Bereiche des Meeresverkehrs für den damaligen Schiffbau. Dort tritt die Aude aus den letzten Bergreihen hervor in die niedere Ebene und bald in das Meer hinaus. Man muß aber selbst die Straße im Audethal bis Carcassonne und weiter zur Wasserscheide hingezogen sein, um einen Begriff von der Bedeutung dieser weiten, fruchtbaren Niederung zu bekommen: nach Nord und Nordwest die dunkle

Mauerwand der Montagnes noires, nach Süd die prächtig sich erhebenden Jurakalkreihen mit einzelnen Basaltkuppen, die an die Pyrenäen sich anlehnen. Langsam hebt sich die Ebene dazwischen in die Höhe, in gleicher Richtung, auch nachdem bei Carcassonne in scharfem Winkel die Aude selbst mit ihrem höhern Lauf in das Gebirge sich gewandt; und so steigen wir eben so sanft von der Wasserscheide in das Becken der Garonne herab. Dieß ist also die natürliche und kürzeste Straße vom äußern Meer, dem atlantischen Ocean, an das Mittelmeer, dieß zugleich die natürliche Mündung des Handels aus den weidereichen Steppen der Gascogne und dem fruchtbaren Hügellande der Guienne. Diese Straße zogen daher die einheimischen und fremden Kaufleute: eine kleine Strecke ward wohl noch auf dem Atax gefahren, dann sind es Saumthiere und Wagen, welche von der Garonne herüber die 20 deutschen Meilen die Waaren führten. Auch ein Theil des brittischen Handels nutzte die weitere Seefahrt und den kurzen Landweg, während der andere die Loire hinauf= und den Rhone hinabstieg, um hier von dem griechischen Massilia in Beschlag genommen zu werden.

Zu diesen Naturbedingungen des menschlichen Verkehrs trat nun noch die historische, daß Narbo nicht im Bereiche jener vielgespaltenen, wenig culturfähigen ligurischen Völkerschaften lag, sondern daß hier ein mächtiger, celtischer Stamm, der weithin gebot und zugleich dem Stamm im obern Garonnethal nahe verwandt war, herrschte. Eine späte Quelle berichtet uns allerdings von dem Volke der Elesyken und dem kecken, kühnen Königreich, dessen Hauptstadt Narbo einst gewesen. Sie sind entweder zurückgewichen oder aufgegangen als ein Theil in die Volcae, deren eigentlicher Handelsplatz Narbo war, während der politische Mittelpunkt der Volcae Arecomici in Nemausus, der Volcae Tectosages in Tolosa zu suchen ist. Beide Stämme, denen die Stadt nach verschiedenen Berichten zugeschrieben wird, haben ihr Interesse an derselben gehabt, ihr Contingent sichtlich zur Bevölkerung gestellt. Aber natürlich fehlte es in einer so bedeutenden Handelsstadt, die von Polybius als die größte in Gallien neben Massilia und Corbilo an der untern Loire betrachtet wird, nicht an fremden, auch ansässigen Handelsleuten. Strabo kann die Menge der Fremden, besonders Kaufleute, die dort sich aufhalten, nicht hoch genug anschla-

gen; für Diodor ist Narbo der größte Stapelplatz in Südfrankreich, der ganze Zinnhandel aus England fand dort seinen Endpunkt; noch Ausonius schildert den Zusammenfluß der Waaren des östlichen, des spanischen, libyschen und sicilischen Meeres neben dem Verkehr von den Flüssen und den Etangs her. Aus Spanien besonders, aus Afrika, aus Ägypten, aus Sicilien kam man dort her, um die gallische und brittische Waare zu holen; außer den Griechen sind es Iberer, Karthager und auch Juden, die da verkehren; die letzten waren in den spätern Römerzeiten dort schon sehr zahlreich.

Mit dem erobernden Auftreten der Römer in Südgallien beginnt, wenn irgend für eine Stadt, für Narbonne eine neue und zwar die glänzendste Epoche. Wir haben bei Marseille und Aix das erste Auftreten der Römer daselbst, ihre rücksichtsvolle Stellung zu dem ersteren, die immer begränzte Bedeutung der Aquae Sextiae zum Schutze derselben und der Militärstraße geschildert. Wollten die Römer einmal aber das Küstenland an sich ketten; wollten sie nicht nur vorübergehend jene harten Schlachten gegen die celtischen Stämme gewonnen haben, so mußten sie einen rein römischen Mittelpunkt dort sich schaffen, entfernt von der verbündeten Griechenstadt, aber in dem materiellen Herzen des mächtigsten Stammes und zugleich auf der Straße nach dem bereits unterworfenen Spanien. Narbonne allein konnte dieß leisten, konnte Massilia gegenüber den Namen Roms würdig repräsentiren. Es kostete einen langen Kampf im Senat zu Rom und vor dem Volk den Plan einer römischen Colonie, also eines Kleinroms, der ersten Colonie außerhalb Italiens gleichzeitig mit Karthago durchzubringen. Der Redner L. Crassus hielt eine seiner berühmtesten Reden dabei und trat auf die Seite der von C. Gracchus geleiteten Volkspartei. Unter dem Consul Q. Marcius Rex (118 v. Chr., nach Vellejus 123), neben welchem L. Crassus auch in der Commission sich befand, findet endlich die Ausführung der Colonie mit der ganzen Organisation von Menschen und materiellen Hülfsmitteln statt, wie es eine römische Colonie verlangte. Natürlich ist dabei der Grund und Boden von und um Narbo römischer Staatsbesitz geworden und zu einem Drittheil in die Hände der Colonisten gekommen; es ward dabei eine neue

bauliche Anlage und Eintheilung der schon vorhandenen Baulichkeiten vorgenommen.

Jene Handelsbevölkerung hat sich den neuen Besitzern, zu denen sie nach Abstammung vielfach gehören mochten, entschieden angeschlossen; die Kaufleute werden neben den römischen Colonisten und den griechischen Bundesgenossen die Stützen der römischen Behörden, und an diese drei Classen reihten sich dann die rasch sich mehrende Zahl von Pächtern des unvertheilten römischen Staatsgebietes, der Weiden und Ländereien und die der Zollstätten, die man bald genug den nicht unterworfenen Stämmen nahe rückte. Alle sie fanden nur in Narbonne ihren Mittelpunkt, ihre Sicherheit. Dort saß der römische Proconsul mit seiner Kanzlei, mit seinem militärischen Schutz, dort wurde Recht gesprochen, dort juristische Geschäfte: Auctionen, Verträge u. s. w. am besten abgemacht, von dort aus wurden die großen Straßenanlagen nach Süd, Ost und West geführt. Der Name von Narbo, welchem das auf den väterlichen Schutzgott Roms und römische Militärkraft hinweisende, ehrende Beiwort Martius sich anschloß, ward auf die ganze Provinz übertragen und die Narbonensis erstreckte sich von unterhalb Toulouse an den Cevennen hin bis Lyon und zu den Alpen.

Es war natürlich, daß dieses Narbo, die einst so nationale Stadt, ein Hauptgegenstand des nationalen Hasses wurde, daß diese Warte des römischen Volkes, dieses Bollwerk so recht nahe jenen gallischen Stämmen in die Seiten gerückt, von starken Angriffen und kühnen Handstreichen nicht frei blieb. Noch Cäsar mußte in die von Cahors (Cadurci) aus bedrohte Stadt sich werfen und die ganze Umgebung mit Militärstationen besetzen. Mit der gänzlichen Unterwerfung Galliens hörte natürlich diese militärische Bedeutung auf; die ganze Narbonensis erschien ja im Gegensatz zu dem neu Eroberten als ein ruhiger, glücklicher Besitz, als ein Theil Italiens selbst. Narbo ward aber in das Netz der großartigen Militärcolonisirung Cäsars gezogen; die Veteranen der zehnten Legion, die Decumani, erhalten dort Grundbesitz und von nun werden im officiellen Titel zu den Atacini die Decumani hinzugefügt, ja die Decumani Narbonenses erscheinen später allein. Wie nun der Besitzstand der alten und neuen Colonisten sich gestaltete, auf wie ge-

waltsame Weise hier Platz geschaffen wurde, wissen wir nicht. Aber die Colonie ist sichtlich dadurch bedeutend an Zahl und Wohlstand gemehrt und in das Interesse Cäsars und dann der augustischen Familie gezogen worden; sie rühmte sich unter Augustus Colonia Julia Paterna zu seyn.

Die Machthaber nach Cäsars Tod haben hier sich oft aufgehalten; ein Lepidus, von Cäsar zum Statthalter daselbst ernannt, sucht vor der Schlacht bei Mutina, zögernd welche Partei er ergreifen solle, durch öffentliche Reden in der Volksversammlung und vor seinem Heer seine Stellung zu sichern. Ein Antonius saß früher dort, wie Cicero ihm vorwirft, scheinbar ruhig, von den reichen Gelagen seiner Gastfreunde gefesselt, im Schlafrock und Pantoffeln (cum gallicis et lacerna) sich die Stimmen zum Consulate werbend, während Dolabella statt seiner für Cäsar in Spanien kämpfte.

Der glänzendste Tag für Narbonne war es wohl, als Augustus daselbst im J. 27 den Census für ganz Gallien einrichtete, als dort die Häupter aller gallischen Stämme sich sammelten und Augustus jene organischen Verordnungen für die Provinzialeintheilung, die Stellung der Städte, die Catastrirung und Versteuerung berieth und erließ, die die Grundlage der römischen Verwaltung Galliens geblieben sind. Es that nichts zur Sache, daß die Narbonensis dem Senat bald zur Verwaltung überlassen ward; sie war in ihren Städten genug an die Person des Kaisers geknüpft.

In dem Museum steht jetzt das interessanteste Denkmal, welches uns das Pietätsverhältniß von Narbonne vergegenwärtigt, der Altar des Augustus, 1566 bereits in dem Fundament der Stadtmauern gefunden: die eine Seite desselben giebt uns die Weiheformel, gerichtet an das Numen Cäsaris Augusti, an seinen waltenden Schutzgeist im Namen und für den Augustus, seine Gattin, seine Kinder, sein Geschlecht, für den römischen Senat und das Volk, endlich für die Colonen und Einwohner von Narbo Martius, die nun für ewig zur Verehrung des Numen sich verpflichtet, und dabei die Rechte des Altars und der ihm freiwillig zu erweisenden Ehren und Geschenke; auf der andern, der Hauptseite, lesen wir das Protokoll über die Errichtung des Altars und die dabei von Staatswegen fixirten feierlichen

Handlungen. Es war im J. 11. v. Chr. am 23. September, dem Geburtstag des Kaisers, als der Altar auf dem Forum von Narbonne errichtet ward und zwar von Seiten der Plebs Narbonensium, der Gesammtzahl der Bürger, ohne Rücksicht auf die Vorrechte der Decurionen, des Colonialsenates, ja gerade in einem gewissen Gegensatze zu diesen, wie aus einem Grund der Feier bestimmt hervorgeht. Viermal im Jahre, am 23. und 24. September, am 1. Januar, am 7. d. M. und am 31. Mai finden die öffentlichen Opfer und Gebete statt, zum Theil mit Thieropfer, immer mit Weihrauch und Wein, und der Vertheilung von Weinmeth und Backwerk an die Bevölkerung. Ein feierlicher Curialstyl spricht bereits von dem Glück des Jahrhunderts, das den Lenker der Welt geboren, von dem feierlichen Antritt der Weltherrschaft u. dgl.

Interessant für die socialen Verhältnisse der Colonie ist es, daß hier ausdrücklich neben den Colonen immer die Einwohner (incolae) mitgenannt werden, also jene freie, aber in der Colonie selbst nicht politisch berechtigte, nur verpflichtete Classe, die aus einheimischen freien Einwohnern, aus ansässigen fremden Kaufleuten bestand, eine Classe, die gerade in Handelsstädten das eigentlich bewegende, den Verkehr führende Element bildet. Wie diese Nichtbürger die Mitgenießenden sind, so stellen auch die Freigelassenen, welche die Hauptmasse darunter bilden mochten, die eine Hälfte der zu der Bestreitung des Aufwandes und Ausführung des Opfers bestimmten Personen, nämlich drei zu den drei römischen Rittern. So ward also die ganze Volksmasse der Stadt religiös an den kaiserlichen Schutzgeist geknüpft und die Reichen unter ihnen, aber nicht zum Decurionenadel gehörigen mit der Vertretung dieses Cultus betraut.

An ausdrücklichen Zeugnissen für besondere Ehrenerweisungen gegen spätere Kaiser fehlt es uns in Narbonne nicht: zu Ehren der Gens Claudia ward in den Colonietitel eine Claudia eingefügt, war doch der Vater des Tiberius unter Cäsar mit der Ausführung der militärischen Neubegründung der narbonensischen Colonie beauftragt; da läßt ein Augustale dem Kaiser Trajan in seinem Testamente eine Statue fertigen und aufstellen, da wird M. Aurel und L. Verus durch öffentliche Inschriften und Statuenerrichtung geehrt, ebenso Julia Domna, die

Frau des Septimius Severus, auch als Mutter des Lagers; für Septimius Severus und seinen Sohn Caracalla wird ein Tauropolium im Namen der ganzen Provinz zu Narbonne gehalten. Dem M. Aurel mochte Narbonne wohl besondern Dank wissen, da eine Feuersbrunst unter Antonin die Stadt verheert hatte. Ausonius nennt in seinem Loblied auf die Stadt sie besonders fruchtbar an Kaiserwahlen, aber sie auch die Mutter zweier kaiserlicher Mitregenten, des Carinus und Numerianus, der Söhne des Carus. Bei alledem verliert Narbo seit dem vierten Jahrhundert entschieden an politischer Bedeutung; es stand nun nicht mehr an der Spitze der großen Narbonensis, sondern nur an der von Narbonensis Prima, jetzt Elusa, Vienna, Aquae Sextiae (Aix), Ebrodunum (Embrun) gleichgestellt. Arelate ward Kaisersitz und Sitz des Präfectus Prätorio. Ausonius muß in seinem Lobgedicht auf Narbonne jene Zeit, wo das ganze römische Gallien Narbo gewesen sey, als eine vergangene, poetisch erneuern.

Wir könnten aus den Inschriften eine ziemlich vollständige Übersicht der oberen Provinzialbeamten, die in Narbonne gelebt, dann der städtischen Behörden von den Duumvirn, Ädilen, Präfecten, Quinquennalen zu den Decurien der Lictoren, ja zu den städtischen Sklaven und ihren Stellvertretern herstellen; ebenso von den gewerblichen Corporationen, den Seeschiffern, den Mantelverfertigern (sagarii), den Purpurfärbern, den Fabri, den Bearbeitern fester Stoffe. Wir hören von Entrepreneurs der Eisenminen des rechten Ufers, wahrscheinlich des Atax, wie noch heute gerade im Departement dieses Flusses Eisenminen stark im Gange sind; eine kaiserliche Färberei unter einem Procurator bestand noch später da. Unter den mancherlei Ehrendecreten, die Privatleuten von Decurionen oder Corporationen ausgestellt sind, meist auf den Basen ihrer Statuen, will ich nur eine sehr ausführliche, bis jetzt nur ganz unvollständig bekannte Inschrift, deren genaue Abschrift mir dort möglich ward, etwas näher charakterisiren, da sie uns unmittelbar in das bürgerliche, mit mancher menschlichen Eitelkeit ausgestattete Leben einführt.

Ein gewisser Sextus Fadius Secundus Musa, also mit Namen wohl ausgestattet, aber ohne Herkunft, er nennt seinen Vater nicht, hat die ganze Staffel der narbonensischen Ehrenstellen durchlaufen, er

ist Patron der Corporation der fabri subaediani gewesen, also wohl der Innung der im Hause, nicht unter freiem Himmel arbeitenden Fabri, der Feinarbeiter in Holz oder Metall. Diese haben ihm eine Statue zu Ehren errichtet mit Ehreninschrift darunter. Das hat ihn in seinem Alter besonders gerührt; er will ein dauerndes Andenken persönlich bei einem jeden Gliede der Corporation sich stiften und erläßt nun eine feierliche Epistel an dieselbe, die zugleich die Kraft eines gerichtlichen Instrumentes haben soll. Darin schenkt er der Casse derselben eine Summe von 16,000 Sesterzen, also etwa 2800 Franken, die er an seinem Geburtstag den 27. April feierlich umgeben von seinen Kindern, seinem erlauchten (clarissimus) Enkel, der also einen Senator zum Vater hatte, mit den Zinsen, auf je 8 einen Sesterz, also 12½ Procent überreichen wird. An demselben Tage muß in der Folge die Corporation in festlicher Kleidung zu einem Gastmahl zusammenkommen und bei demselben sollen dann die jährlichen, gleichen Zinsen unter sie vertheilt werden. Sollte es aber ihr je in den Sinn kommen, die Zinsen zu einem andern Zwecke zu verwenden, so würde das Capital dem kaiserlichen Fiscus anheimfallen. Diese Epistel mußte in eine eherne Tafel eingegraben vor einem Tempel aufgestellt und zugleich in die Basis seiner Statue noch eingefügt werden; dieß alles auf Kosten des Donator. Wir sehen, welche Sorge jener Sextus Fadius für Erhaltung seines Namens trug, auf wie materielle Grundlagen er die Pietät gegen seine Statue zu stützen versuchte. Und in der That, sein Name ist für 1700 Jahre unsterblich geworden.

Eine Menge ähnlicher Stiftungen mochten sich an andere Denkmäler anschließen. Rein persönliche Verhältnisse der Familie, des Patronats, der Freundschaft haben in der Reihe der Grabinschriften sich verewigt; manches herzliche Wort ist dazugefügt, Bitten, den Ort wohl heilig zu halten, Ausdruck des freiwilligen Thuns, des Wunsches, den Namen der in fremder Erde früh Gestorbenen nicht vergessen zu lassen u. dgl. „Traure nicht," so trösten Kinder die Hinterbliebenen, „ob unseres bitteren Todes. Nicht Dir, nicht uns ward ewig zu „leben vergönnt. Daß wir als Knaben dahingestorben, darüber glaubst „Du, sei es Recht das Schicksal anzuklagen? Stehst Du noch im Le„ben, erscheint es als Schmerz das Leben zu verlieren. Ist man ein-

„mal dahingegangen, dann verachtet man alles. Auch wenn Du den „Weltkreis unter Deinem Gesetz hieltest, lebst Du darum länger? Was „hilfts! Hier neidet niemand den Reichen." Die Zahl der griechischen Namen in diesen Grabinschriften ist übrigens bedeutend seltener als in Arles, dagegen erscheinen mehrere Spanier.

Die politische und merkantile Glanzzeit von Narbonne sprach sich natürlich in großen und zahlreichen Bauanlagen aus. Zwei Schriftsteller, die es erst im Sinken, nach mannichfachem Unglück sahen, schildern uns die Gesammtheit derselben noch lebendig. Ausonius fragt übertrieben und allerdings wohl Stadt und Provinz vermengend: „wer könnte schildern deine Häfen (der Portus Novellus neben Portus Vetus), deine Berge und Seen, wer deine Völker in verschiedener Tracht und Sprache?" Er nennt vor allem, aber als vergangen, den Tempel aus parischem Marmor von solchem Bau, daß er getrost mit dem capitolinischen Jupiterstempel zu Rom in die Schranken treten konnte, offenbar den Jupiterstempel auf dem Capitol der Colonie. Sidonius Apollinaris rühmt Narbo's Mauern, Läden, Thore, Hallen, Forum, Theater, Tempel, Capitol, Münzstätte, Thermen, Triumphbogen, Magazine, Märkte, dann seine Umgebung mit Wiesen, Quellen, Inseln, Salinen, Etangs, den Fluß mit Waarenverkehr und Brücken, das Meer, seinen Reichthum an Getreide, Vieh und Wein. Die Thermen waren mit den dazu gehörigen Säulenhallen, Prachtsälen (Basiliken) und der ganzen Einrichtung unter Antoninus Pius niedergebrannt, aber durch den Kaiser wieder erneuert worden. Eine Inschrift des vierten Jahrhunderts nennt uns einen Agredinus, welcher die Brücke, einen großartigen über die häufig überschwemmte Niederung an den Seiten der Aude führenden Bau, der immer hervorgehoben wird und auch in Ruinen und der Localtradition sich als Pons Septimius, Ponsorme, erhalten hat, die Thore, die Aquäducte, welche baufällig geworden, erneuerte und dafür vom Kaiser die hohe Würde eines Präfectus Galliarum erhielt.

Nach alle dem wird uns der Reichthum jener Monumente in den heutigen Mauern nicht mehr in Erstaunen setzen; mit doppeltem Interesse werden wir aber die großartigen Architekturtheile betrachten, die in langen Reihen im Garten des Palastes, von Moos schon

vielfach überkleidet, sich finden. Prachtvoll gearbeitet stehen dort die Adler, die reiche Blätter- und Fruchtguirlande tragend, dazwischen der Donnerkeil des Jupiter. Wie drückt der Kranz von Pinienäpfeln, Trauben, Granaten und Akanthusblättern auf die kleinen bacchischen Träger! Stier- und Widderköpfe wechseln mit Opferschalen oder werden durch leichtes Blumengehänge verbunden. Große Deckenfelder öffnen sich in reich entfalteten Blüthen. Um Thürpfosten schlingt sich der Kranz, von Bändern getheilt. Jene großen Reliefplatten dort gehörten jedenfalls zu einem Triumphbogen. Panzer, Helme, Lanzen, Pfeile und Köcher, Doppelbeile, Beinschienen, Schilde barbarischer Form, Tuben und gekrümmte Hörner sind da aufgeschichtet. Im Hautrelief begegnen uns stehende Jünglingsgestalten im unrömischen Mantel, mit phrygischer Mütze, das Kinn trauernd auf den Arm gestützt. Die Archäologen dort reden viel von der geheimnißvollen Feronia; sie sind nichts als Repräsentanten der besiegten fremden Nationen. Säulenschafte, Basen und Capitelle weisen uns endlich in die Steinbrüche der Pyrenäen, Afrika's, Carrara's und nach Griechenland.

Neben diesen Resten architektonischer Werke treten die andern plastischen Denkmäler sehr in den Hintergrund; es fehlt unter diesen Köpfen, Statuentorsen, Reliefs, besonders auch Sarkophagreliefs, den Gefäßen von Glas, Thon, Metall, den kleinen Geräthen des häuslichen Lebens nicht an interessanten Einzelheiten, so besonders an Scenen des Amphitheaters, den Thierkämpfen mit Ebern, Bären u. dgl., aber kein einziges Werk der Art erhebt sich zu der Schönheit, die wir in Arles, Avignon, Vienne getroffen. Der griechische Hauch ist nicht mehr über die Gebilde der römischen Colonie ausgebreitet. Allerdings können wir jetzt, wo die bei weitem größte Zahl unseren Augen noch so weit entrückt ist, nicht entschieden dieses Factum feststellen.

Das literarische Leben Galliens, welches frühzeitig und in so bedeutender Fülle an der römischen Literatur sich bethätigte, hat auch in Narbonne nicht geruht. P. Terentius Varro Atacinus, der vielseitige Dichter in Cäsars Zeit, welcher theils einen einheimischen Stoff zum Gegenstand seines Epos machte, theils griechische Epiker und Geographen dem römischen Publikum in Übersetzungen nahe brachte, stammt aus der näch-

sten Umgebung von Narbonne. Martial nennt es die Stadt des gelehrten Votienus. Im fünften Jahrhundert, als bereits Westgothen die Stadt bestürmten und dann beherrschten, hat es noch einen förmlichen Kreis von Gelehrten und Literaten da gegeben. Bei der Vermählungsfeier von Ataulf und Placidia treten Attalus, Rusticus, Phöbadius auf mit Feierreden. Sidonius Apollinaris findet auf der Villa Octaviana seines Freundes Consentius die gastlichste Aufnahme. Schon dessen Vater war bekannter Sophist gewesen, sein attischer Witz hatte sich mit römischer Strenge gepaart; der Sohn, vom Kaiser geehrt, zu Gesandtschaften nach Byzanz oft gebraucht, da er im Griechischen ebenso beredt ist als im Lateinischen, dichtete Jamben, Distichen, Hendekasyllaben, die in Narbonne bekannt und gesungen sind. Wir besitzen von ihm noch zwei kleinere grammatische Schriften. Von der Villa aus besucht man die gelehrten Freunde der Stadt: da den Marcius Myron, den Dichter Livius, den gelehrten Leo, den Erklärer der zwölf Tafeln und den Dichter, den hochgestellten und gewandten Magnus, den gelehrten Juristen Marcellinus, den reichen, gastfreien Limpidius, den verbindlichen Marinus.

Aber bereits hatte an die Prachtthore der römischen Narbo mit starker Hand die neue Zeit angeklopft. Das Christenthum und die germanischen Nationen, so wie dann die Araber, brachten materiell große Veränderungen, zerstörende Kämpfe, mit sich und veränderten zugleich den ganzen, geistigen Habitus der Bevölkerung. Derselbe Sidonius Apollinaris, der ganz in antiken Formen das behagliche, literarisch reiche Leben auf der Villa des Consentius gefeiert, er ermahnt doch diesen seinen Freund, Herz, Sprache und Gut dem neuen Heile auch öffentlich anheimzugeben, vor allem sein Gut im heiligen Dienst der Kirche zu verwenden. Wir haben noch eine wichtige altchristliche Inschrift auf einem antiken Marmorarchitrav eingegraben und einst auf der Schwelle der Kirche zu lesen. Danach hat Bischof Rusticus mit seinen Presbytern, Diakonen u. s. w. die ausgebrannte Kirche im Jahre 441 niedergerissen, im zweiten Jahre ward die Apsis erbaut, nach vier Jahren (445) konnte bereits die Portalschwelle gelegt und hierin die Urkunde über den Bau der Kirche eingegraben werden. Die oberste Civilbehörde, der Präfect von Gallien, Marcellus, hatte es

sich ausgebeten die Hauptkosten zu tragen, die Bezahlung des Baumeisters und der Arbeiter; andere hatten bedeutende freiwillige Gaben gegeben. Es ist hier offenbar von der bischöflichen Hauptkirche die Rede. Aus derselben Zeit begegnen uns in Narbonne christliche Grabschriften: in Frieden ruht eine Martha, dort ein Julianus, dort Kinder des Herrn Paratorius; christliche Zeichen, Taube, Kantharus, das Kreuz, Palme, Pfau, die Apostel sind an die Stelle antiker Menschendarstellungen getreten.

Jene Inschriften tragen zum Theil bestimmte Daten der Regierungszeit westgothischer Könige; sie sind bis jetzt in dieser Beziehung nach Schrift, Sprache, Namen noch nicht ausgebeutet worden. Und doch ist Narbonne der dauerndste Mittelpunkt westgothischer Macht diesseits der Pyrenäen gewesen. Im J. 414 ward hier schon die Vermählungsfeier von Ataulf und der kaiserlichen Prinzessin Placidia auf römischem Boden gehalten. Im Hause des vornehmsten Mannes der Stadt, Ingenius, saß Placidia in dem geöffneten Hochzeitssaal in königlicher Pracht, zu ihr auf den Thron setzt sich Ataulf in römischer Tracht, und vor ihnen ziehen die Hochzeitsgaben vorüber; das Glänzendste waren 50 erlesene Jünglinge in seidener Kleidung, von denen jeder in den Händen zwei erlesene Schalen hielt, voll von Gold und Geschmeide, was bei der Einnahme Roms von den Gothen geraubt war. Redner und Dichter wetteiferten in Prunkvorträgen, Barbaren und Römer waren friedlich in den Festfreuden und Scherzen vereinigt. Hiermit schien die friedliche Verschmelzung der zwei Mächte symbolisirt.

Aber es sollten noch gewaltsame Kämpfe kommen, bis Narbonne dem neuen Princip der germanischen Völker gewonnen war. Eine lange Belagerung der Stadt im Jahre 436 unter dem Ostgothen Theodorich hatte furchtbare Hungersnoth erregt; wiederholte, aber glücklich noch abgeschlagene Angriffe hatten die starken Mauern erschüttert, Thürme und Thore waren zu halben Ruinen geworden. Ausonius preist sie ob des Schmuckes alten Kampfruhmes, den sie, allein der Wehrkraft ihrer Männer vertrauend, neu sich befestigt. Da übergab endlich der römische Beamte Agrippinus im J. 462 Narbonne selbst an Theodorich II. Seitdem ist die Stadt ein Hauptpunkt der Westgothen in Gal-

lien, nach dem Verluste von Toulouse (nach 507) zuerst Residenz, dann mehrfach, so unter Liuwa und dem Griechen Paulus Sitz eines Nebenreiches. Das alte Capitol (Cap Deuil) ward nun gothischer Königssitz. Die Judengemeinde hatte unter diesen arianischen Herrschern sich sehr verstärkt und die spätere Strenge gegen sie führte zu jenem Aufstande des Paulus. Noch heute hat sich, wie mir gebildete Narbonnaiser versicherten, die Erinnerung an die gothische Zeit im Volk vielfach erhalten; eine Anzahl von Namen, so für ein Gebirge südwestlich von Narbonne, les montagnes d'Alarich, weisen auf sie zurück, und die languedokischen Stände haben immer ihre besondere Stellung auf die von den Westgothen in Narbonne mit Pipin, dem Vater Karls des Großen, eingegangene Capitulation zurückgeführt.

Inzwischen war allerdings die Stadt unter den Einfluß einer ganz andern Cultur gestellt worden. Die Araber hatten neun Jahre nach der Eroberung Spaniens auch gegen das südgallische Gothien sich gewendet. Narbonne war der Schlüssel und Haupthaltepunkt; und so ward hier, nachdem es erobert, eine sehr starke saracenische Besatzung hineingeworfen, und hier ein Statthalter, ein sogenannter König eingesetzt. Sie haben sich 40 Jahre daselbst gehalten; die mit allen Mitteln unternommene Belagerung Karl Martells, die Schlacht, ein Paar Stunden weiter südlich am Flüßchen Berre, 737, haben sie nicht aus Narbonne vertrieben. In den Sagenkreis Karls des Großen und seiner Paladine sind diese Kämpfe aufgenommen worden und bildeten mit den dabei erscheinenden Persönlichkeiten des Königs Martrand von Cordova, der ungeheuerlichen, heidnischen Delphina, des fränkischen Helden Zinofre Stoff für eine lange Erzählung in römischer Sprache. Das lebendige Erinnerungszeichen der Saracenen in der Stadt selbst, der Moreskenthurm, ward im 17. Jahrhundert niedergerissen.

Mit der Einverleibung von Narbonne in das fränkische Reich unter Pipin (759) und Karl dem Großen beginnt die interessante mittelalterliche Entwicklung der Stadt. Sie selbst erscheint äußerlich in drei Theile streng geschieden, in die Cité mit der Kathedrale und dem Sitze des Erzbischofs und des Vicecomes, in die Marienburg (le bourg) auf der andern Seite des Flusses mit der hier hoch ragenden Abtei St. Paul, und die weiter am Wasser herab gelegene Judenstadt

(la grande Juiverie), die zum großen Theil vom Fluß umflossen war, die Mühlen alle enthielt, und den sogenannten Judenberg. Für das innere Leben aber treten hier vier Mächte wirksam und meist sich widerstrebend auf, die gerade in diesen Kämpfen sich allseitig entwickeln: es ist die erzbischöfliche Gewalt, die des Vicomte, also ursprünglich des königlichen Beamten, dann das Bürgerthum und die Judenschaft. Es ging die Tradition, Karl der Große habe förmlich der Stadt drei Parteien gegeben, einen Theil dem Erzbischof, einen dem Vicomte, einen den Juden; die Bürgerschaft war da noch nicht in Frage gekommen.

Der Erzbischof von Narbonne stützte seine hervorragende geistliche Stellung auf die Ansprüche von Narbonne selbst, die Metropolis der ganzen Narbonnensis zu seyn, zugleich aber auf die angeblich apostolische Gründung der Kirche daselbst durch den Apostel Paulus und ihre Leitung durch dessen Begleiter, Sergius Paulus, dessen Gebeine ja dort bei der Abtei ruhten. Er fand allerdings in den Bischöfen von Aix und Arles gleichberechtigte Gegner, doch auch gegen diese entschied manch päpstlicher Spruch, und in dem eigentlichen Languedoc erkannten ihn alle Bischöfe an, auch der von Toulouse, der erst spät die erzbischöfliche Würde sich errang. Dazu kam die enge Verbindung mit Spanien unter den Westgothen und den Karolingern, und die geistlichen Sitze von Barcelona, Urgel, Gerona, Ausora waren auf den Synoden von Narbonne lange Zeit vertreten. Zwei spanische Heilige, der h. Justus und Pastor de Pardeniaco, wanderten in ihren Reliquien bereits unter Karl dem Großen, vollständig erst im J. 1058 in die Kathedrale von Narbonne. Ein reicher Landbesitz, besonders durch die Schenkungen Ludwigs des Frommen, dann Karls des Einfältigen, gaben den weltlichen Bestrebungen eine sichere Grundlage, aber hier stand dem Erzbischof eine meist kampfbereite Macht entgegen. Bereits 788 hatte durch die Missi Karls des Großen ein großer Rechtsstreit zwischen Graf Milon und Bischof Daniel entschieden werden müssen, aber in den nächstfolgenden Jahrhunderten wurden andere von den Aymerichs, den erblichen Vicomtes oft mit den Waffen in der Hand durchgeführt, und gegen Ende des 11. so wie im 12. Jahrhundert der Erzbischof, so Cardinal Richard durch gewaltsame Besitznahme der Kirche, ihrer Güter,

ja seiner Person selbst zu manchem Rechtszugeständniß gezwungen. Es handelte sich um die Ausübung der Gerichte auf geistlichem Besitze, um die Rechte auf die Cité, die beide Theile für sich beanspruchten, während in le Bourg schon frühzeitig diese Rechte sehr unbedeutend sind, endlich vor allem um die Rechte auf das Meer und dessen Einkünfte, so wie überhaupt auf die Handelswaaren. Da ist der Zehnte von den Fischen, von dem Salzertrag, es ist das Strandrecht (rafica oder naufragium), es sind die Zölle von den zu Wasser wie zu Land eingeführten Waaren Gegenstand des Streites.

Aber gegenüber dem fortgesetzten System der geistlichen, seit Gregor VII auch hier und nicht ohne Streit von Gegenbischöfen gereinigten Würdenträger schwindet die Macht der Vicomtes. Bereits Ermingarde (1134—1197), die hochverehrte langherrschende Vicegräfin, welche an ihrem Hofe den Troubadours eine freundliche Aufnahme darbot, welche von Peire Rogier aus Clermont viel besungen ist, überließ gegen eine mäßige Summe viel bestrittene Rechte. Und der päpstliche Legat im Albigenserkrieg, Arnold Amalrich, erreicht 1202 als Erzbischof das immer als Höchstes ihnen vorschwebende Ziel: er erklärt sich zum Herzog von Narbonne oder von Gothien und Septimanien, eine seit den Tagen Bernhards von Septimanien selbständig kaum mehr hervortretende Würde, welche aber die Grafen von Toulouse, die mächtigsten Herren des Landes, seit Ende des 11. Jahrhunderts geführt. Der Vicomte erkennt ihn feierlich an und nimmt seine Vicomté von ihm zum Lehen. Alle öffentlichen Erlasse geschahen in beider Namen, das Münzrecht wird von beiden nun gehandhabt, nur der Blutbann bleibt von der Gerichtsbarkeit dem Vicegrafen. Ein Menschenalter später wird das Roß des einziehenden Erzbischofs vom Vicomte und dem anwesenden letzten Raimund von Toulouse, welche zu Fuß nebenher gehen, geführt, und so auch der weltlichen Obergewalt des Priesters öffentlich gehuldigt.

Seitdem ist die politische Rolle, welche die Aymerich und Amalrich spielen, eine untergeordnete; sie erscheinen häufig als tüchtige Capitäns im Dienste des Königs in den englischen Kriegen, dann auch in Italien, z. B. im Dienst von Florenz. Ein mütterliches Erbe bringt ihnen das Judicat von Arborea in Sardinien zu; die Vicegrafschaft

wird 1424 an die Grafen von Foix verkauft und fällt durch eine Heirath unter Ludwig XII an die Krone. Aber auch die erzbischöfliche Gewalt hatte trotz des drohenden, wohlbefestigten Herrensitzes vor der sich bildenden königlichen Allmacht mehr und mehr sich beugen müssen. Unter Ludwig VII hatte die Stadt bereits ihre Hauptmauern verloren; die Erzbischöfe erbauten sie auf ihre Kosten später, aber im Dienste des Königs. Immerhin blieb aber der Erzbischof der erste Würdenträger von Languedoc und ihm in den Ständeversammlungen dieser Provinz, die bekanntlich unter allen provincialen Frankreichs die selbständigste und am längsten dauernde Bedeutung behielten, das Primat.

Die Judengemeinde erscheint im 9. Jahrhundert in Narbonne von der größten Bedeutung; die Juden besaßen die Mühlen der Stadt, wie wir bereits erwähnten, sie hatten sehr vieles freie Grundeigenthum in der Stadt und auf dem Lande; Christen bearbeiteten für sie Weinberge und Äcker; sie sind bei dem Handel sehr betheiligt und bilden ein wichtiges Mittelglied mit den spanischen Arabern, denen sie auch die Thore von Toulouse geöffnet haben sollen. Im Museum befindet sich noch eine altjüdische Inschrift aus dem Jahre 5000, dem Monat Tebeth. Daraus geht hervor, daß ihnen die Erlaubniß gegeben war einen Tempel zu errichten, eine Bundeslade darin aufzustellen und einen östlichen Vorhof davor zu legen. Die Zeit schien gekommen zu seyn, wo aus der Mitte der Heiden das Volk gesammelt und von Jehovah neu angenommen würde. Eine bald berühmte Schule schloß sich an das Gotteshaus an. Die Grammatik ward hier wie in Spanien wissenschaftlich ausgebaut, und David Kimchi aus den glücklichen Tagen der Ermingarde und Ermessinde ist ja noch heute mit seinem Werke, Miclol, ein verehrter Name. Der Name des jüdischen Gesetzbuches, des Talmud, ist wahrscheinlich als Thalamus auf die Aufzeichnung der Stadtrechte von Narbonne und Montpellier übergegangen.

Es war natürlich, daß dieser freie, große Grundbesitz der Juden bei geistlichen und weltlichen Herren Anstoß fand: im Anfange des 10. Jahrhunderts werden bereits Capitulare deßhalb erlassen, an den Erzbischof ganze Theile desselben von den Königen verschenkt; in öffentlichen Rechtsverhandlungen vor dem königlichen Commissär sucht der h. Theodard aus altem und neuem Testament die jüdischen Forde-

rungen zurückzuweisen; 1227 nahmen die Juden ihre Häuser in der Stadt mit Schulen und Gütern zu Lehen vom Vicegrafen gegen eine jährliche Abgabe. Aber die furchtbaren religiösen und nationalen Veränderungen, die im Laufe dieses Jahrhunderts im Süden vor sich gingen, und die ganz direct auch gegen die jüdischen und arabischen Elemente gerichtet waren, haben der Judengemeinde von Narbonne ihren Glanz und ihre Bedeutung genommen. Im J. 1309 ward das Haus des Roi des Juifs, des Vorstehers der Schule, ihnen genommen, um das Consulat der Cité hineinzuthun.

Als die vierte in Narbonne hervortretende Macht bezeichneten wir das Bürgerthum. In der That war es anzunehmen, daß eine Handels- und Fabrikstadt, wie Narbonne uns noch in den letzten Römerzeiten erscheint, die Elemente zu einer frühzeitigen städtischen Entwicklung im Sinne des Mittelalters und in der Form italienischer Städteverfassung darbot. Und trotzdem daß das benachbarte Maguelonne, dann Montpellier als recht eigentlich sarazenischer Hafen an Bedeutung seit dem zwölften Jahrhundert ohne Zweifel Narbonne übertraf, so behielt dieses als Stapelplatz der binnenländischen Waaren und vor allem als bedeutender Fabrikort, wo die Wollenfärberei, die Wollenweberei, die Bearbeitung des feinen Leders, der Rauchwaaren, dann die Eisenbearbeitung blühten, neben dem Naturalienhandel mit Salz, Getreide, Wein eine im damaligen Welthandel nicht unbedeutende Stellung. Noch im Jahr 1166 ward mit dem eben erblühenden Genua ein Handelsvertrag geschlossen.

In ihrer rechtlichen Stellung erscheinen nun die Bewohner der Altstadt, der Cité, zu dem Erzbischof und Vicomte mit Person und Besitz in einem ganz abhängigen Hörigkeitsverhältniß, belastet mit den vielgestaltigen Abgaben der censives, leudes, peages, usages, ihre Mauern, ihre Plätze gehören unmittelbar jenen Herrn. Anders ist es mit dem Bourg, welches als Außen-, als Nebenstadt entstanden ist. Hier bildet sich zuerst eine Art freien Eigenthums (die bourgades), hier sind die oben erwähnten Einnahmen sehr beschränkt. Hier tritt nun im Jahre 1219, nachdem bereits 1080 die Cives besonders genannt sind, in einem königlichen Entscheid eine großartige Verbrüderung der Prudhommes du Bourg de Narbonne, eine Confrairie de l'amistance auf, worin alle

Zünfte vereinigt sind, wie es heißt, zur Ehre Gottes, der Jungfrau Maria und des heil. Paulus. Anerkannt zunächst vom Erzbischof und Vicomte werden sie im J. 1234 zur furchtbaren Macht, als nach einem Ketzer auf Betrieb der Predigermönche in einem Bürgerhaus gefahndet wird; der Bourg schließt sich gegen die Cité ganz ab, diese wird stark bedroht. Das Interdict wird endlich über den Bourg ausgesprochen in feierlichster Form, aber Monate lang bleiben die Bürger ruhig in ihrer Position. Da endlich erscheinen die päpstlichen Inquisitoren: der feierliche Zug der Chefs der Confrérie mit ihren Räthen und 500 Gliedern zum Erzbischof in die Cité ist nun zu spät, und es beginnt das blutige Geschäft der Ketzerverfolgung gegen die Häupter des Aufstandes. Trotzdem ist das corporative Element dadurch nicht beseitigt worden; aber jener Gegensatz von Bourg und Cité ist im Wesentlichen gebrochen. Jährlich wechselnde Consuln erscheinen an der Spitze des Bourg und zu ihrer Dreizahl fügen sich später drei der Cité. Diese Form der städtischen Verwaltung hat sich lange noch erhalten; es war eine Zahl von 86 Familien, aus deren Mitte allein die Consuln erwählt wurden und die sich selbst durch Wahl ergänzten. Sie haben wohl dafür gesorgt im Bild sich zu verewigen: im Museum finden wir von den Jahren 1600, 1603, 1616, 1643 sie vereinigt knieend im Gebet vor St. Sebastian, oder um das Porträt des jungen Louis XIV. Aber diese Familienaristokratie hat das gewaltige Sinken der Stadt nicht aufgehalten, wenn auch noch heutzutage es hier nicht an einer Reihe alter, streng abgeschlossener Familien fehlt. Die erzbischöfliche Kathedrale ist aus dem Dome geschwunden; der Präfect des Departements wohnt in Carcassone, die Mairie verwaltet friedlich Cité und Bourg; Klöster sind zu Casernen verwandelt, Kirchen vielfach verfallen, wohl auch zu Werkstätten geworden, ja selbst die eine kleine Bühne hat in einer solchen eine Stätte gefunden, wo im Sommer bei irgend einem großen Feste auch wirklich einmal gespielt ward, wie der vom Juli noch an der Thüre des Gasthofs klebende Zettel besagt. Wer denkt in Paris in der Rue de la Harpe noch an das Collége de Narbonne, die erzbischöfliche Stiftung für die Boursiers und den Priester, welche die Sorbonne besuchen, wer in Toulouse an eine gleiche, noch größere Stiftung für das Rechtsstudium?

Immerhin aber — und das ist erfreulich — giebt es in Narbonne noch Leute, hochgebildete Männer der ersten Familien, welche der Geschichte ihrer Stadt, der Erhaltung der wichtigen Documente und der künstlerischen Denkmale ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Ich hatte in der Bibliothek eine Unterredung mit einem Advocaten, welcher deutsch mich ansprach, ohne je in Deutschland gewesen zu seyn, welcher Savigny und Gans wohl gelesen hatte und vor allem Geschichte des Handels- und Seerechtes trieb. Er machte Forscher auf das einzig vollständige Exemplar der Verhandlungen der languedokischen Stände hier aufmerksam, welches aus dem Besitz einer Familie, die das erbliche Vicepräsidium gehabt hatte, in die Bibliothek gekommen ist. Wir müssen andern die nähere Untersuchung dieser, wie anderer, dort noch reich vorhandener Documente des ständischen und städtischen Lebens überlassen.

Werfen wir nun einen Blick auf die mittelalterlichen Denkmäler, inwiefern sie uns Zeugniß geben von jenen allgemein geschichtlichen Thatsachen. Der romanische Stil, welcher seine glänzendste Entfaltung gerade hier im Süden Frankreichs gleichzeitig der Poesieblüthe gehabt hat, der recht eigentlich homogen war den nationalen, an die Antike immer anschließenden Richtungen des Südens, weist in Narbonne nur noch wenig aufrecht stehende Monumente auf. Der Neubau der Kathedrale, welchen Theodard 885 unternahm und bis 890 vollendete, wobei vor allem ein Altar von Marmor, auf fünf Säulen ruhend und mit reichem Reliefschmuck versehen, sowie der Marmorfußboden und der erzbischöfliche Thron gerühmt werden, ist lange verschwunden; zu ihm mag jener vierte Thurm im erzbischöflichen Palais gehören. Von Marie la Majeure ist nur der polygone Chorschluß romanisch; in St. Paul sind die reich mit bildlichen Scenen ausgearbeiteten Capitelle, sowie die Arkaden noch die Nachwirkungen des romanischen Stiles. Ein rundbogiges Marmorportal im Palast, sichtlich von einem andern Ort übertragen, giebt uns wieder ein Beispiel der Verbindung mittelalterlicher und antiker Gliederung, die wir in Vienne, Avignon und dessen Umgebung fanden. Eine Ahnung aber des Reichthums von Bauten dieses Stiles erregen in uns jene, im Museum aus verschiedenen Kirchen und Privathäusern gesammelten Capi-

telle; neben den sich verschlingenden Ungeheuern begegnen uns hier die mannichfachsten Scenen des christlichen und höfischen Lebens, Brod austheilende Diaconen, der Einzug Christi in Jerusalem, Sänger mit der Laute und die Damen zur Seite, Ritter im Kampf mit Ungeheuern.

Das 13. Jahrhundert mit jener geistigen Umwandlung, die durch ganz Europa ging, hier im Süden zugleich als ein Kampf des Papstthums gegen Ketzerei, der Nordfranzosen gegen die Languedokier und der Königsmacht gegen die fürstliche Gewalt auftritt, hat zwar Narbonne nicht wie Béziers, Carcassonne und viele andere Orte in einem blutigen Kampfe umgestaltet und theilweis zerstört; die enge Verbindung, welche Erzbischof und Vicomte zu ihrem Schutze gegen jegliche Ketzerei, aber auch gegen das drohende Kreuzheer eingingen, der Ehebund, welchen der Vicomte mit einer Nordfranzösin geschlossen, haben es davor bewahrt, obwohl Simon von Montfort seine herzoglichen Ansprüche auch drohend vor den Mauern der Stadt geltend machte. Aber trotzdem blieben später innere Kämpfe nicht aus, wie wir gesehen, ebenso consolidirten sich gerade jetzt die Verhältnisse der politischen Mächte, und die Hauptkämpfer für den intensiven römischen Katholicismus, Dominicaner und Franciscaner, hatten im zweiten und dritten Jahrzehnt ihre Stätte mitten in dem vielfach ketzerischen Bürgerthum aufgeschlagen.

Eine merkwürdige Bauthätigkeit beginnt jetzt und zwar in dem neuen, dem nordfranzösischen oder gothischen Stil. Die alte Abtei St. Paul erhebt sich neu auf einfachen und schweren Strebepfeilern, im Innern gothischen und romanischen Charakter mischend, im J. 1228, die Kirchen des Cordeliers, des Carmes, St. Madeleine (1273), St. Eutrope, St. Etienne, vor der Stadt Marie la Mineure, St. Sebastien, werden neu errichtet, alte umgebaut, wie Marie la Majeure. Der gewaltigste Bau aber ist die Kathedrale. Erzbischof Maurin, der Freund von Clemens IV, aber mancher ketzerischen Meinung verdächtig, legte den vom Papst übersandten Grundstein mit goldenem Kreuze am Sonntag Lätare des Jahres 1272, bis 1332 war der Chor vollendet, also ganz in denselben Jahren, als der des Kölner Domes. Bereits ruhte ein König darin, Philipp der Kühne, zu Perpignan gestorben 1285, und sein Sohn hatte ihm ein prachtvolles Marmorgrab-

mal errichtet, das in dem Taumel der ersten französischen Revolution zerstört wurde; dagegen giebt uns das gleichzeitige Denkmal des Erzbischofs de la Jugée mit dem Reichthum statuarischer Gestalten und der Eleganz der gothischen Architektur einen hohen Begriff damaliger Sculptur.

Aber immer wieder wendet der Besucher von diesen und andern Denkmalen sich ab, um den Bau selbst zu bewundern. Diese leichten, reich gegliederten Pfeiler, die zu der gewaltigen Höhe (40 Mètres) des Gewölbes aufsteigen, mit den Resten des alten Farbenschmuckes noch überkleidet; dieser Umgang, mit dem Capellenkranz, mit den gewaltigen Fenstern, deren reiches Maßwerk von buntem Glasmalereischmuck umleuchtet ist, sie versetzen einen unmittelbar an den heimischen Rhein, in die Kölner Kathedrale. Ebenso steigen nach außen die Strebepfeiler als zierliche Polygone mit festungsartiger Bekrönung, mit leichten Strebebogen auf. Schwerer dagegen sind die zwei Thürme gebildet, welche den Chorabschluß in ihre Mitte nehmen. Es hat zwar das letzte Jahrhundert den Bau des Quer- und Hauptschiffes begonnen, aber die schweren, rohen Mauertheile, welche ruinenhaft daneben stehen, sind ein sprechendes Zeugniß für den veränderten Zeitgeist und für die materielle Schwäche der Stadt. Da ich die merkwürdige Abtei in Vallemagne nahe dem Etang du Tau und das Innere der Kathedrale von Béziers nicht gesehen, so war dieß mir das erste Beispiel jener reichen gothischen Architektur, welche hier im Südwesten Frankreichs eine eigene Baugruppe bildet, weiter im Westen ganz influenzirt durch die anglonormannischen Herren, während in der Provence und dem östlichen Languedoc uns in der Seltenheit und der späten Durchführung derselben das lange Widerstreben der romanischen Bevölkerung gegen die nordische, mit der politischen Eroberung Hand in Hand gehende Weise sich klar ausspricht.

Fragen wir, wie ist gerade Maurin zu einem so vollendeten Bauplan gekommen, so ist die Antwort treffend genug; wir finden ihn vielfach in dem um Ludwig den Heiligen gebildeten Kreise, z. B. noch auf dessen letztem Kreuzzuge nach Tunis. Nun ist ja Ludwig IX in allen seinen Anlagen gerade der rechte, geistig wie materiell fördernde Mittelpunkt der gothischen Bauthätigkeit, ich nenne nur die Ste Chapelle

in Paris; hier ist jenes Zusammenwirken der streng gothischen Architektur, Plastik und Malerei zum reinen und vollen Ausdruck gekommen. Der königliche Hof hat damals bereits, wie in noch erhöhtem Maaße unter Franz I und Ludwig XIV, den regelnden Herzschlag der Kunstthätigkeit des Reiches bestimmt.

Wir würden vielleicht auf dem Hochaltar der Kathedrale ein Meisterwerk der Kunst des 16. Jahrhunderts erblicken, wenn der Tod nicht seine kalte Hand auf die unermüdlich schaffende des Künstlers gelegt hätte. Julius de Medicis, als Pabst Clemens VII, hatte für seine erzbischöfliche Kirche die Verklärung Christi bei Rafael bestellt; als er aber über diesem Werk hinstarb, war es natürlich, daß man dieß Posthumum nicht aus Rom entfernen ließ. Das im Wettstreit mit Rafael gearbeitete Meisterwerk des Sebastian del Piombo, die Auferweckung des Lazarus, deren Composition dem Michel Angelo selbst angehört, mußte nun nach Narbonne wandern und war lange Zeit das bewunderte Bild einer Kapelle daselbst. Jodocus Sinzer (Itin. Gall. p. 198) berichtet, daß bereits Ludwig XIII 8000 Kronen dafür geboten, es aber nicht erhalten und dann habe copiren lassen. Wie das Bild in die Galerie Orléans gekommen, von wo es nach England und zwar zuletzt in die National Gallery gelangte, ist mir unbekannt. Es ist dankbar anzuerkennen, daß das Gouvernement in die junge Gemäldegalerie eine Copie der Transfiguration gestiftet hat. Noch prangt in der Sammlung das Mediceische Wappen, umgeben von einer Frucht- und Blüthenguirlande in dem Stile des Luca della Robbia, und eine Reihe kleinerer Arbeiten in Marmor, Alabaster, Holz, Email sind für die edle Renaissance derselben Zeit ein bleibendes Zeugniß.

Die Gemäldegalerie ist eine Bildung der letzten Jahre, aus den Trümmern klösterlichen Besitzes, aus Privatschenkungen, so vor allem des Herrn Aguado, dann junger Maler, endlich durch die Liberalität des Gouvernement sowie der archäologischen Commission erwachsen. Unter den nicht zahlreichen Italienern hebe ich ein Rundbild der ältern florentinischen Schule hervor, dem Sandro Botticelli zugeschrieben. Es ist eine Anbetung des Christkindes. Dasselbe liegt in der Mitte des Bildes auf einem Teppich, in der Mitte eines blumigen Grundes; zwei Engel mit Blumenkränzen auf dem Haupte und Lilien-

stengel in den Händen knieen dabei, sowie Maria und Johannes; Gott Vater im rothen Gewand, darunter die Taube des Geistes schweben senkrecht über dem Mittelpunkt. Ein reicher, rother Teppich ist hinter der Gruppe ausgespannt. Der Ton der Gewänder, wie des Fleisches ist hell, in das Gelbliche fallend, in den Gesichtern ist Hellroth aufgesetzt. Der Ausdruck der Köpfe ist von großer Anmuth und besonders sind jene zwei Engel sehr hervorzuheben. Aus Rafaelischer Schule ist Benvenuto Garofalo gut vertreten durch eine Darstellung der Samariterin am Brunnen. In einer reichen Landschaft mit dunkeln Bäumen steht ein Bauernhaus und daneben der Brunnen, mit runder Steinöffnung, welche antike Reliefs zieren. Die zwei Gestalten selbst in großen idealen Formen sind weniger bedeutend, als die ganze, treffliche Färbung des Bildes.

Großes Interesse gewähren die spanischen Bilder. Ich nenne zuerst einen meditirenden Mönch an einem mit Manuscripten bedeckten Tisch, das Ganze von einem Talglicht düster erleuchtet, von Alonso Cano. In dunkler Nacht zieht dort auf der Flucht Joseph und Maria mit dem Christkind durch die Landschaft; Gott Vater und die Taube zeigen sich darüber, ein mir bis jetzt bei dieser Situation unbekanntes Motiv. Das Bild wird dem Lucas de Valdes oder Spinosa zugeschrieben. Ein interessantes Nachtstück von Esteban aus Valencia († 1660) führt uns den Erzbischof von Granada vor, welcher einen Ausfall gegen die Mauren aus Valencia macht. Ein heiliger Joseph mit dem Christuskind auf dem Arme trägt in der Inschrift: Vincentius Carduchi Pictor Regis 1632 genau Namen und Jahreszahl an sich. Ganz vortrefflich ist ein großes Blumen- und Fruchtstück (Höhe und Breite 1 Mètre 80 Centim.), dazu in bester Erhaltung. Hier haben wir es nicht mit einer mühsamen, kalten Zusammenstellung, höchstens einer schönen Farbenordnung zu thun, sondern der kecken Auffassung eines stolzen, reichen Gartenlebens, in dem gleichsam Blumen und Thiere sich der Noblesse ihres Besitzers bewußt sind. Tulpen, Mohn, Rosen, Quitten, Feigen, Pfirsiche sind in üppiger Fülle gehäuft, da hat ein Reiher eine Schüssel der köstlichsten Kirschen eben umgeworfen und sie liegen in malerischer Unordnung auf

dem Marmortisch; etwas weiter zurück läßt eine mit einer Statue geschmückte Fontaine ihr kühlendes Wasser spielen, an dem ein Pfau sein stolzes Gefieder zeigt. Das Bild wird dem Velasquez zugeschrieben, ob mit Sicherheit dies geschehen kann, weiß ich nicht, im Geiste des stilvollen Naturalismus mit meisterhafter Technik ist es gemalt.

Zwei nicht bedeutende Bilder gehören der Eyckischen Richtung, beides Altarbilder mit Flügel: eine Anbetung der Magier mit dem Donator und seiner Frau und auf der Außenseite Grau in Grau Lucas und der h. Levinus von Lüttich. Das zweite ist eine heilige Familie, mit den Scenen des Kindermordes, der Flucht nach Ägypten und einer stark befestigten Stadt im Hintergrunde. Aus der zweiten niederländischen Kunstepoche hebe ich nur ein großes Bild von Rubens und Snyders hervor, einst den Nonnen de Ste Marie in Narbonne gehörig. Es ist die bekannte Scene von Maria und Martha. Ein wirklich großartiger Apparat von Eßwaaren an Braten, Geflügel, Gemüse, Früchten ist vor uns ausgebreitet; sie wollen unser ganz specielles Interesse in Anspruch nehmen, ihrem Maler waren die dabei zufällig befindlichen Menschen sehr gleichgültig; höchstens die stämmige Köchin, Martha, welche sehr lebendig und patzig demonstrirt, auf das Herbeigeschaffte hinweisend, steht dazu in einiger Verbindung. Aber sehen wir uns nur das Bild der geistigen, auf den Erlöser lauschenden Maria an. Sie ist hier zur stattlichen Helena Forman geworden und schaut sehr wohlgemuth zum Bilde hinaus, wie dem sie malenden Künstler zu Gefallen. Daß Christus selbst in dieser ganzen Scene fast zur überflüssigen Figur wird, ist nicht zu verwundern.

Die französische ältere Schule ist ziemlich reich vertreten in Porträts von Mignard, Bourdon, Rigaud, Loir. Unter den mancherlei Geschenken neuerer, meist lebender Künstler erschienen mir die Aquarellstudien aus Pinienwaldungen und felsiger Meeresküste von Laurens dem Älteren als das Bedeutendste.

So haben wir den Weg durch die verschiedenen Räume des Museums, durch die monumentale Geschichte einer Stadt vollendet, deren hohe historische Bedeutung dem Leser hoffentlich schärfer und anschaulicher, als bisher geschehen, markirt ist. Zwar reizen uns noch dort jene

Schränke mit den Münzreihen antiker, mittelalterlicher und neuer Zeit, mit den Siegelstempeln und Stadtgewichten, sie würden uns das Ausgesprochene bestätigen und vielfach individualisiren, aber die Betrachtung der merkwürdigen celtiberischen, wie westgothischen und arabischen Münzen fördert doch nur den bereits mit diesen Specialgebieten Vertrauten. Wir unterlassen es aber nicht auf die reiche Suite derselben hier aufmerksam zu machen.

Siebentes Kapitel.

Carcassonne und Toulouse.

Französische Lokalwagen und Reisende. Fernsichten auf Pyrenäen und Cevennen. Weinlese. Landwirthschaftlicher Charakter der Gegend. Einfahrt in Carcassonne. Anlagen am Canal. Die Neustadt. Wanderung zur Cité. Eine interessante Bekanntschaft. Die Cité und ihre Mauern. Das Grafenschloß. Historischer Rückblick. Die Vicomtes von Carcassonne. Das Kreuzheer. Simon von Montfort und der gewaltsame politische und religiöse Umschwung. Die Kathedrale St. Nazaire. Äußeres. Innerer Glanz. Erbauungszeit. Angränzende Ruinen. Restauration. Die Diligence nach Toulouse. Ein politisirender Weinhändler. Gespräch über Fr. Aug. Wolf. Die Pyrenäenkette. Nähere Umgebung. Castelnaudary. Villeneuve. Toulouse. Moderner Comfort. Die Gebäude am Place du Capitole. Ein eleganter Café. Das Theater. Zeit der Débuts. Ein Drama. Die elegante Gesellschaft der Boulevards. Schöne Frauen. Tageswanderung. Das römische Capitol. Ausdehnung der römischen Stadt. Das Apolloheiligthum. Das moderne Capitol und die Capitouls. Lokale Geschiedenheit von Cité und Bourg. Historischer Rückblick. Die Blancs und Noirs. Die zahlreichen Faurbourgs. Das Capitol und die Jeux Floraux. Handwerklicher Charakter der Cité. Die hohen Schulen im Bourg. La Daurade. Die Garonne. Die Aussicht vom Quai. Militärischer Charakter. Le Château Narbonnais. Das Parlament von Toulouse. Renaissancegebäude. La Dalbade und der Albigenserkrieg. Mönchsorden. Das Museum im Augustinerkloster. Klosterhof. Antikes. Römische Bildung in Toulouse. Mittelalterliche Grabdenkmäler. Gemäldegalerie. Die Kathedrale St. Etienne. St. Cernin. Martyrium des Heiligen. Notre Dame du Taur. Romanischer Musterbau.

Das von den Pyrenäen herab gezogene Ungewitter, welches mich vor Narbonne überfallen und, wie die Zeitungen berichteten, auf dem Meere sehr bedeutende Unglücksfälle zur Folge gehabt hatte, hinterließ noch eine empfindliche Kälte und scharfen Wind, als ich in Narbonne endlich nach vergeblichen Versuchen die nach Toulouse gehende Postdiligence zu benutzen, einen Cabrioletplatz im Omnibus erhielt und bei immer hellerem Sonnenschein die Fahrt nach dem Westen, von den Ufern des mittelländischen Meeres zu denen des atlantischen Oceans antrat.

Allerdings sind diese Localwagen schlechter und unreinlicher als irgendwo in Deutschland, aber vier Pferde ziehen uns rasch vorwärts, alle zwei bis drei Stunden stehen neue bereit und ohne Aufenthalt, ohne Möglichkeit irgend eine Erfrischung einzunehmen geht es weiter. Auch hier tritt der eigenthümlich sparsame und nüchterne Sinn des Franzosen, der Gesichtspunkt das Reisen nur als Fortbewegung an ein Reiseziel zu betrachten entschieden hervor. Man sieht sich von Haus aus mit allen kleinen Bedürfnissen sehr vor, eine Anzahl kleiner Collis, mancherlei Proviant führt der Einzelne mit sich. Mit größter Wichtigkeit behandelt jeder seine Gepäcksache, wo möglich wird auf jeder Station noch danach gesehen und sich erkundigt, im Wagen selbst werden viel Nebendinge untergebracht, man scheut sich nicht durch einen, ja zwei Hunde die Reisegesellschaft zu incommodiren; und drängt sich die Zahl der Mitreisenden, was wird nicht oben auf dem Verdeck alles möglich gemacht! Die Imperiale ist selbst nur eine noch köstliche Vorhalle zu dem eigentlichen Kofferraum, wo unter niedriger Lederdecke oft 7, 8 Menschen noch sich lagern. Mit dem Trinkgeld ist der Franzose auch hier so sparsam, wie im Hotel, aber er verlangt genug kleine Dienste von dem Conducteur. Sind die Preise im Ganzen wohl geregelt, so gilt dieß nur für die großen Routen, in den Zwischenstationen ist die Rücksicht auf die leere oder volle Kutsche ein sehr beweglicher Preismesser.

Alles dieß trägt sehr dazu bei das Reisen an und für sich dem Fremden oft höchst unangenehm und beschwerlich zu machen. Dazu kommt der im Ganzen unter den reisenden Franzosen auffallend geringe Sinn für die landschaftliche Umgebung, die historischen und Culturbeziehungen einer Gegend; dagegen haben sie die Zahlen der Entfernungen merkwürdig im Kopf. Sicher wird uns die Zahl der Kilometer bis Paris von irgend einem beliebigen Punkte des Weges angegeben; häufig sehr ernst über einige Kilometer ab und zu gestritten. Auch hier also der Ausdruck der Centralisation, des raschen, Zahlen behaltenden, praktischen Verstandes.

Jedoch zurück in unser Cabriolet, wo unsere Nachbarin, eine stattliche, ältere Dame, welche à la campagne zur Weinlese will, uns recht wohl über unsere Fragen Auskunft giebt, und sich als eine aufrichtige

Legitimistin mit Schmerz und Scham über die Gegenwart des schönen Frankreichs ausspricht. Gleich vor Narbonne verlassen wir die weite zum Meer sich senkende Niederung, um zwischen felsig sich erhebenden Kalkhöhen, an denen die Weingelände sich hinziehen, in einem langen Thale aufzusteigen. Die Gegend erinnerte mich lebhaft an die eigene Heimath, an die Muschelkalkhöhen und Seitenthäler des Saalthales.

Wir haben endlich die Bergterrasse erreicht und nun öffnet sich ein großartiger Rundblick: uns zur Linken in der Ferne große isolirte blaue Massen, weiter vor die rundlichen Kalkgebirge, zum Theil doch übergrünt, mit hellglänzenden Flächen; man nennt sie dort Montagnes de la Clappe und die ferneren Montagnes d'Alarich, als Ganzes les Corbières; sie bilden die Terrassen zu den Grauwacken und Graniten des Pyrenäengrates; und zur Rechten zeichnen sich schroff die schwarzgrauen Wände der Montagnes Noires. In der Mitte dehnt sich eine sehr weite Thalfläche, von einem Nebenflüßchen der Aude und seinem grünen Baumsaum durchzogen. Die Straße biegt sich an den Höhen hin im weiten Kreise herum und durchschneidet das Wasser auf einer steilen, hohen Brücke, die der heftigen Windstöße wegen sehr gefürchtet wird. Es war eben Mittagsruhe, in Gruppen saßen die Arbeiter in den Weinfeldern beisammen. An der Straße standen die niedrigen Wagen, dicht bepackt mit hochgefüllten Körben. Aber auch hier hatte die Traubenkrankheit ganze Strecken verwüstet: Blätter und Trauben boten einen traurigen, fast ekelhaften Anblick dar. Neben dem Weinbau ist es die Bienenzucht, welche in den Ortschaften, die wir passirten, einen wichtigen Erwerbszweig bildet. Dazu kommt die Erde selbst, welche treffliches Material zu Ziegeln bietet: daher überall Ziegelbrennereien und Trockenanstalten für Luftsteine. Wie wichtig diese für den ganzen Südwesten sind, werden wir bald an den großartigen Backsteinbauten von Toulouse sehen. Bald steigt die Straße von neuem, die fernen kleinen Berge rücken uns sehr nah, aber wir dringen nicht in sie ein, sondern folgen dem nach Westen ziehenden Thale. Die Stationen Cruscades, Lesignan sind erreicht, hier verläßt uns die Dame, schon von dienenden Personen freudig begrüßt; wir bekommen weiterhin noch auf kurze Zeit Gesellschaft an dem Besitzer einer Fayencefabrik, die sehr stattliche Gebäude zeigt.

Wir haben einen zweiten Höhepunkt überschritten und der Wagen eilt rasch die wellenförmigen Abhänge hinab. Der wirthschaftliche Charakter der Gegend verändert sich schon sehr bedeutend; zuerst wieder begegnen wir größerem Feldbau, der Wein wird seltener, die Oliven sind verschwunden, auch der Maulbeerbaum zeigt sich uns weniger. Eine Schafheerde begegnet uns, welche von einem Hirten des Landes aus der Gascogne zum Verkauf in den Osten getrieben wird. Wie uncultivirt sehen aber diese Schafe mit ihren braunen, zottigen Fellen aus! In der That hat auch ihre Wolle sehr geringen Werth, aber das Hammelfleisch bildet bekanntlich in der französischen Küche einen wichtigen Bestandtheil, und dafür ist die Gascogne eine reiche Vorrathskammer.

Welche stattliche Burg erhebt sich dort, von Thürmen und hohen Mauern bekrönt? Das ist die Cité von Carcassonne. Wir würden gern von der Hochebene, auf welcher wir uns bisher befunden, unmittelbar zu dieser interessanten Stätte einen Richtweg einschlagen, aber unaufhaltsam rollen wir den Berg hinab, in eine breite, mehrfache Allee, wo noch breit die großen Triumphpforten stehen mit Kronen und kaiserlichem Adler, mit mancherlei Allegorie und prahlenden Emblemen geschmückt, aber die wenigen Tage haben bereits dem rasch gezimmerten mit Papier und Kränzen überkleideten Werk seinen Schimmer genommen, und von den hohen Standarten wehen schon die Fahnen nicht mehr. Der Omnibus hielt hier in der untern, ärmlichen Vorstadt; ich wanderte weiter über die neue Audebrücke zur eigentlichen Stadt, einst le Bourg Neuf genannt. Prachtvolle Platanenalleen ziehen sich um dieselbe herum, hie und da ragt noch ein Befestigungsthurm aus der Mauer, von Ephen überkleidet und geschickt in die Anlagen von Gärten verwendet. Die Straßen öffnen sich mehrfach auf die Promenade, alle sehr lang und gerade, so daß man die Bäume des entgegengesetzten Boulevard sehen kann, aber nicht breit und mit niedrigen Häusern besetzt. In einem großen Bogen erreicht man endlich das Gebäude der Messagerie Nationale, welches neben dem Bureau als ungeheure Remise für Wagen und Waare sich ausdehnt und unmittelbar mit dem Hôtel Notre Dame in Verbindung steht. Hier ist der Hauptverkehrsplatz von Carcassonne: eine großartige neuere Baumanlage mit

zwei Fontainen und einer Säule, dem Paul Riquet errichtet, umgeben von lebendigen, niedrig gehaltenen Hecken ist begränzt von den zwei großen Straßen des Südwestens, der fortwährend mit Fuhrwerk belebten Landstraße zur einen Seite und dem Canal du Midi zur andern, welcher ganz in der Nähe ein neues Bassin, einen Hafen bildet; darüber hinaus wendet sich der Blick auf Wiesen und freundlich mit Landhäusern besetzte Hügel.

Jedoch verlieren wir hier die Zeit nicht, ein Frühspaziergang bei Sonnenaufgang zeigt uns genügend diese Herrlichkeit, sowie auch die zwei stattlichen gothischen Kirchen der Stadt, die Kathedrale und St. Vincent, beide im Äußern sehr massenhaft, im Innern modernisirt. Uns zieht es hinauf nach jener merkwürdigen, verwitterten Felsenstadt, die wir beim Eingang gesehen, nach der Cité von Carcassonne; rasch sind die Promenaden wieder rückwärts durchschritten. Auf der kleinen, alterthümlichen Brücke, die neben der breiten, modernen über den Fluß führt, verweilen wir einen Augenblick, um den so eben von der sinkenden Herbstsonne brennendwarm beschienenen weiten Bau mit doppelten Mauern, Thürmen, Zinnen und Zacken und einer hochragenden Kirche zu überblicken. An den Felsen schmiegt sich und umfaßt ihn von beiden Seiten die Häusermasse der Vorstädte Trivalle und Barbe-Canne. Gleich im Vordergrunde ragen größere Fabrikgebäude, aber sie scheinen nicht sehr belebt.

Ein alter Herr, den wir unterwegs trafen und welcher dasselbe Ziel auch erreichen will, giebt uns über jene Gebäude, sowie über alle örtlichen und baulichen Verhältnisse die freundlichste Auskunft. Ihm hat selbst das größte jener Häuser gehört, er war Tuchfabrikant und wohl der erste von Carcassonne, aber die Zeiten haben sich sehr geändert: Carcassonne, welches mit Limoux und andern Städten eine große, blühende Tuchfabrication schon seit den Zeiten von Louis XI besaß, welches in seinem feinen, durch einen Herrn de Saptès hier zuerst gefertigten Stoff wetteiferte mit den Niederlanden, von wo noch Anfang des Jahrhunderts ein sehr bedeutender Exporthandel nach der Levante betrieben wurde, ist in diesem Industriezweig sehr gesunken. Die sächsischen Tücher haben die südfranzösischen ganz aus dem Felde geschlagen. Man kann jetzt hier nur noch grobes Tuch gut fabriciren zum Verbrauch

des Landes. Unser freundlicher Führer scheint aber bei alledem noch ein sehr wohlhabender Mann mit mannichfachem Grundbesitz; die Stadt hat ihn mit vielen Ehrenposten geehrt, die Leute auf der Straße grüßen ihn freundlich. Eben will er nach mehreren Monaten zum erstenmal die Cité wieder ersteigen; er ist Président de la Fabrique der Kirche St. Nazaire und es sollen die Restaurationsarbeiten inspicirt werden. Es freut ihn einen Fremden dorthin führen zu können, gut oder übel müssen wir langsam die weitere Straße hinaufsteigen. Seine Jugend fällt bereits noch vor die französische Revolution; auch er war einst Capitän, aber es sind schon länger als 60 Jahre verflossen, noch unter Louis XVI, als sich Freicorps bildeten die Gränze nach Spanien zu vertheidigen, und da hat er einen Plänklerkrieg in den Pyrenäen mitgeführt, auch eine Wunde davon getragen. Der napoleonische Name der Gegenwart knüpft sich ihm unmittelbar an die glorreichen Tage, die auch er gesehen. Aber nicht ist es der Name, der ihn zum Prinz Louis zieht, nein, daß er jene Schurken, so nennt er sie, jene Socialisten niedergekämpft und das Land purificirt hat. Die Mittel selbst, mit denen dieß geschehen, das Recht oder Unrecht kümmern ihn nicht, nur Ruhe und Ordnung und Sicherheit muß geschafft werden. Über die deutschen Unruhen und jetzige Lage wußte der alte Herr mehr Bescheid, als man sonst bei Franzosen erwarten kann.

Wir haben die Höhe erstiegen und schreiten nun auf hoher Brücke über den nach Süden gezogenen Burggraben in das große, gothische Hauptthor ein, das einen eigenen Befestigungsbau bildet, die Porte Narbonnaise. Madame Carcasse ist in ziemlich rohem Renaissancestil darüber ausgehauen mit der Umschrift: sum Carcas, an eine mittelalterliche Sage sich anschließend, wonach ein saracenisches Weib ganz allein die Burg gegen das Heer Karls des Großen vertheidigt haben soll, bis endlich ein Thurm ehrfurchtsvoll vor dem neuen Kaiser sich beugend einstürzte. Einen wunderbaren Eindruck macht das Innere der Cité selbst, enge, dunkle Gassen, von massiven, wie man sieht aus mannichfachem Material erbauten Häusern umgeben; überall hereinragend die gewaltigen Mauerwerke. Eben ist alles belebt, Arbeiter, vom Feld und aus den Fabriken heimkehrend, Kinder, Ziegen und Esel drängen sich, alles trägt den Stempel eines ganz verwitterten, arm=

seligen Zustandes. Und wenden wir uns nach Nordwest, da bedeckt das einst gräfliche Schloß den großen, in das Thal hinausragenden Felsvorsprung, ein Graben scheidet auch hier es noch von der Cité ab, und durch doppelte Mauern treten wir in den großen, verödeten Hof ein. Ein längeres Studium würde uns die innere Eintheilung klar noch zeigen.

Man schreibt an Ort und Stelle diese riesigen Bauten den Westgothen zu, natürlich ohne alle nähere Kritik. Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, wie verschiedene Jahrhunderte daran gebaut. Drei verschiedene Bauwesen machen sich zunächst geltend: fünf Thürme der innern Mauer mit den dazwischen liegenden Mauertheilen sind bedeutend näher aneinander gerückt, haben eine konische Anlage und zeigen die spätrömische Weise, breite Ziegellagen mit Flächen kleiner, viereckiger Steine wechseln zu lassen. Der übrige Theil der innern Mauer und die Massen des Schlosses selbst tragen noch entschiedene Formen des Rundbogenstiles; die äußere Mauereinfassung gehört einer spätern Periode an.

Römische Grundlagen zu finden kann nicht befremden, da das Carcasum bereits bei Cäsar als civitas (Stadt mit Stadtverfassung) neben Toulouse und Narbonne genannt wird, nach Plinius eine nicht unbedeutende Stadt latinischen Rechtes war, als Castrum später bezeichnet wird. Der Name weist auf frühe keltische Gründung hin und in der That war sie wohl die Gränzstadt der Tektosagen, von der Natur bereits als wichtige Warte an der Wendung des Audethals indicirt. Dann haben auch die Westgothen, als sie nach der Schlacht bei Vouglé ihre Königsstadt Toulouse und deren Gebiet aufgeben mußten, Carcassonne als Gränzwarte behalten. Auf sie, die bekanntlich das spätrömische Bausystem ganz adoptirten, mag daher der älteste Theil mit Recht bezogen werden. Jene gewaltigen romanischen Bauten gehören dagegen offenbar der Blüthezeit von Carcassonne, als reichem, von Toulouse abhängigem Herrensitz an, der mit Béziers seit 1068 meist vereint den Raimund Trincavel unterthan war, wo die Poesie und die albigensische Häresie eine gastliche Stätte gefunden und das Bürgerthum Hand in Hand mit den Vicomtes ging. Schon damals lagen die zwei Vorstädte (Bourgs) im Thale diesseits des Flusses, und

es mochte wie heute ein wohlbefestigter Pfad auf der Westseite zu ihnen hinabführen, während die Porte Narbonnaise der Haupteingang war. Es ist bekannt, welche feste, kühne Rolle der Vicomte von Béziers und Carcassonne, Raimund Roger II Trincavel gespielt, wie er im Jahr 1210 der heftigen Bestürmung des Kreuzheeres unter Abt Arnold von Citeaux widerstanden. Acht Tage dauerte der Kampf um die Vorstädte, die Cité konnte endlich nur durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden, mit ihr der ganze dort versammelte Kern der Ritterschaft von Carcassez und Rasez. Der Feuertod ward von mehr als 400 standhaft gelitten, als man des Vertrags nicht achtend den Vicomte in Banden legte und das Land als Eroberung betrachtete.

Kaum litt wohl eine Stadt und eine Landschaft eine so furchtbare Umwandlung, als Carcassonne und der Carcassez. Es ward der Hauptsitz der strengen Ketzerverfolgung und des Nordfranzosenthums. Auf dem Tage zu Pamiers wurden die Coustumes de Paris für alle neu verliehenen Besitzungen eingeführt. Nur Nordfranzosen durften von den Baronen dem Grafen zum Kriegsdienst gestellt werden, nur mit Nordfranzosen auf lange Zeit Erbtöchter sich verheirathen. Während in Toulouse und den benachbarten Landschaften diese Verhältnisse sich milderten, und das nordfranzösische Recht nicht durchdrang, ist es hier unter einem königlichen Sénéchal festgehalten worden, seitdem die Grafschaft selbst, factisch seit 1230, formell 1248 durch Vertrag an Ludwig IX abgetreten war. Merkwürdig ist besonders die religiöse Umgestaltung, vollendet unter der unaufhörlichen Thätigkeit der von Dominicanern geführten Inquisitionsgerichte. Kinder und Enkel der Leute, die den im Kerker getödteten Raimund Roger noch beklagt und betrauert, wallfahrteten nun zur Grabstätte des neuen Märtyrers, den man mit Stephanus verglich, Simon von Montfort. Sein marmorner Grabstein mit der einfachen Umrißzeichnung seiner ritterlichen Gestalt ist noch heute Gegenstand großer Verehrung; über ihm erhob sich bald eine neue Kathedrale, ein wahres Kleinod gothischer Baukunst. Die Cité hatte bereits diese politische und religiöse Umwandelung erfahren, als der Bourg, dessen Mauern unmittelbar daran stießen, für den jungen Raimund Trincavel gegen den Bischof und das Capitel Partei nahm, mit Minen und Balisten die Cité sehr bedrängte. Es mußten

nordfranzösische Truppen herbeikommen, und nun ward der Bourg gänzlich im Jahr 1230 zerstört; die zerstreuten Bewohner erbauten erst dann auf des Königs Befehl die jetzige Stadt jenseits der Aude, le Bourg Neuf.

Gehen wir aus den einsamen Burgräumen an den zum lebendigen Fels gewordenen Mauern hin zu dieser Kathedrale, erst noch einen Blick auf die Stadt da unten mit ihrem stattlichen Hauptthurm, auf die reiche, grüne Landschaft und den Fluß werfend. Schon das Äußere von St. Nazaire zeigt die verschiedenen Epochen, in denen sie entstanden. Die dem Thal zugewendete Westfaçade, welche aber nur auf einem Seitenweg zugänglich ist, tritt in aller Nacktheit als einförmige, rechtwinklig in einen hohen Mitteltheil und zwei niedere Seitentheile geschiedene Fläche auf; zwei einfache, runde, kleine Rundbogenfenster zeigen sich daran. Das Langschiff, allerdings bereits mit schweren Strebepfeilern gestützt und mit gothischen Seitencapellen erweitert, hat durchaus noch romanischen Charakter; ein reiches Seitenportal nach Norden öffnet sich zwischen zierlichen Säulen und concentrischen Halbkreisbögen, die Capitelle sind reich mit Sculptur versehen. Mit dem scharf hervortretenden Querschiff wandelt sich der Bau in die reichste Gothik; zwei prachtvolle Rosetten gliedern sich im reichsten Stabwerk an demselben, der polygone Chor steigt in Fialen und Strebebögen empor. Alle Verhältnisse sind größer und weiter geworden und so beherrscht der Chor das ganze Gebäude. Der volle Glanz dieses Baues zeigt sich aber erst im Innern. Mittel- und Seitenschiff sind durch je vier massenhafte viereckige, an den Ecken allerdings durch eine Halbsäule gegliederte Pfeiler und je zwei dazwischen tretende schwere Rundpfeiler getrennt; auf ihren zinnenartigen Capitellen setzen dann die obern Dienste auf und steigen zum Gewölbe empor, welches in den Seitenschiffen rundbogig, im Mittelschiff fast hufeisenförmig gebildet ist. Treten wir aber zur Vierung und zum Chor heran, so werden wir durch die Schlankheit und Mannichfaltigkeit des Baues, durch den wunderbar milden Glanz, der durch die alten, bunten Glasfenster der hochaufsteigenden Fenster und Rosetten bricht, ganz überrascht. Hier hat die Gothik förmlich mit der Steinmasse gespielt; neben den reich gegliederten Pfeilern sprossen gleichfalls zierliche Stengel aus dem Boden und eilen nach oben

empor, kaum um das reiche Gewölbe zu tragen, nur in ihm leicht sich aufzulösen. Man mag sich nicht trennen von diesen stillen Räumen, und es verstummte auch für eine Zeit der Mund meines gesprächigen Führers.

Dieser Chor und Transept ist ein Werk derselben Jahrzehnte, die in Narbonne, wie in Cöln und Straßburg das Vollendetste der Gothik geschaffen haben. Im Jahr 1296 ward der Kirche ein Stück Land der Cité geschenkt, um den neuen Chor zu bauen; der Bau ist vollendet unter Bischof Pierre de Rochefort (1299—1321). Was die ältern Theile betrifft, so sieht man sie immer als Theile des 1096 von Papst Urban IV geweihten Baues an. Dieß ist nur unter sehr großen Einschränkungen zu glauben; das Seitenportal nach Norden, die Gewölbe und doch auch die Capitelle des Langschiffes weisen auf einen sehr durchgreifenden Umbau gegen Ende des zwölften Jahrhunderts hin, wobei die Hauptmauern und die ganze Anlage allerdings blieben. Mit der Kathedrale hing ein Kreuzgang und der bischöfliche Palast unmittelbar zusammen, beide sind in der ersten Revolution zerstört worden und ein Grasplatz mit mancherlei Gemäuer bezeichnet ihre Stätte. Der neue Bischofsitz des Departements befindet sich unten in der Neustadt. Einen Thurm dort unter jenen Trümmern kennt man als den der Inquisition.

Auch hier hat erst die neueste Zeit der fast vergessenen, ganz verödeten Kirche, welche mehr und mehr verfallen war, ihre Sorge zugewendet, und dieses Kleinod gothischer Baukunst im Süden wird nun erhalten und so viel als möglich hergestellt. Es war mir erfreulich zu sehen, wie mein Begleiter, der alte 80jährige Herr, nun selbst für diese Erneuerung thätig war, wie er selbst als ein lebendiger Zeuge einer lang verschwundenen Zeit die Macht des durch Jahrhunderte Gewordenen, mit religiöser Wärme und künstlerischem Sinne Geschaffenen durch alle nivellirenden, ohne Pietät das Alte zerstörenden Zeitströmungen durchbrechen sah. Wir steigen mit ihm langsam den steilen, andern Pfad herab in die dunkeln, schwach erleuchteten Gassen; an unserem Arm sich führend hat er den für sein Alter großen und beschwerlichen Weg glücklich vollendet und wir scheiden von ihm bereichert um das Bild einer höchst angenehmen und ehrenwerthen Persönlichkeit.

In dem Gasthof ist man indessen mit dem Souper schon weit vorgerückt, und begrüßt den spät erscheinenden Engländer, wie man meint, wie einen bereits Verlorengegangenen; aber ihm selbst sind jene Stunden dort oben in den gewaltigen, düstern Mauern der Cité und in der Kirche St. Nazaire für immer zur hochbedeutenden, tief eingeprägten Erinnerung geworden.

Am folgenden Morgen fand sich in der Diligence noch glücklich ein Platz, wenn auch nicht gerade der bequemsten Art, da zu den fünf andern Passagieren des Interieurs ein Weinhändler aus Bordeaux gehörte, eine der umfangreichsten Personen, die mir je vorgekommen; nur mit Mühe und Noth drängte er sich durch den Eingang des Wagens. Die Gesellschaft bildete sich aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen. Dieser Weinhändler, ein gut gelaunter Schwätzer, geradezu parfumirt vom Duft des Kaiserreichs, welcher in der Welt eigentlich nur Proprietaires und Schurken kannte und durch eine starke Stimme allen seinen abenteuerlichen Behauptungen über Männer wie Cavaignac, Changarnier, Gewicht gab, ward mir ein interessantes Beispiel einer in Frankreich so großen Menschenklasse, die nur nach dem Erfolg urtheilt, und hinterdrein alles glaubt, was sie in der Gegenwart nicht geahnt. Mit Verachtung und Lächeln sah er vom Standpunkte von Bordeaux auf die Provençalen herab; er hatte in Arles bei dem kaiserlichen Fest einen Ball mit besucht, aber keine der jungen Damen verstand da ein Wort Französisch, es waren wohl schöne Gesichter, aber gänzlich bornirt. Dieß erregte einen heftigen Streit: denn mir gegenüber saß eine ältere Dame, mit ganz südlichen, aber feinen und nobeln Gesichtszügen, selbst eine Arleserin, welche mit Feuer ihre Landsmänninen gegen solchen Spott vertheidigte. Friedlicher waren ihre Beziehungen zu mir: sie kannte einen Celèbre Académicien von Berlin, F. Aug. Wolf, und war noch sehr erfüllt von dem Vergnügen, welches ihr eine zufällige gemeinsame Reise mit dessen Töchtern vor wenig Jahren bereitet hatte. Es war mir ein erfreuliches Gefühl, hier an dieser südlichen Ecke Frankreichs von diesem Meister der deutschen Alterthumswissenschaft, dessen Bild schon in meine erste Schulstube hineingeschaut, mit Wärme und Liebe sprechen zu können. Allerdings wird es den Franzosen sehr schwer, die Stellung unserer Gelehrten zu

fassen, zu begreifen, daß der einfache Professor in Halle einen ganz andern Einfluß und Namen gehabt, als das Mitglied der Berliner Akademie, daß diese letztere Ehre nur eine Zugabe, nicht ein Hauptgrund seiner Stellung gewesen. Die dritte Persönlichkeit war ein Antiquaire von Montpellier, welcher zur Beurtheilung von Gemälden vielfach auswärts verlangt ward, vor kurzem erst für die Regierung die Soult'sche Galerie abgeschätzt und den Kauf des berühmten Murillo, der Empfängniß Mariä, vermittelt hat, welcher jetzt bereits neben das größere Bild gleichen Inhalts in der Tribune des Louvre gestellt ist. In ihm trat das bewegliche, scherzhafte, die Worte fast herauspolternde Wesen des Südfranzosen entschieden hervor, verbunden mit Freundlichkeit und reeller Gefälligkeit gegen den Fremden. Ein junger Cadet, welcher aus Besançon kam und in das ihm ganz fremde Toulouse als seine Garnison beordert war, und eine junge Nordfranzösin, welche aus den Bergen von Limoux sich nach Noyon und Paris sehr zurücksehnte, und mit der Französinnen so vielfach eigenen Unbefangenheit oder unweiblichen Freiheit strenge religiöse Formen verband, bildeten die übrigen Bestandtheile der Gesellschaft. So fehlte es im Innern des Wagens nicht an Unterhaltung. Dazu hatte die Herbstsonne den Nebel bald aufgezehrt, und die weite, grüne Landschaft, die nun hier durchaus dem Ackerbau angehört und vor allem in dem Maisbau ihren Reichthum hat, lag unsern Blicken geöffnet. Im Süden hat man immer Höhenzüge. Wie freudig begrüßte ich hier zum erstenmal die Pyrenäenkette, die majestätisch über die fernen Wolken sich erhob! Leider ist sie mir nur eine solche Fernsicht geblieben, da die Mitte October für einen Besuch in denselben zu spät ist und man dann wenigstens Zeit haben muß, einen glücklichen, heitern Tag zu erwarten für irgend eine der so belohnenden Excursionen.

Das Terrain, das wir durchschneiden, erhebt sich fortwährend, aber die neuere Straße hat alle Berghöhen umgangen und unmerklich fast überschreiten wir zwischen Castelnaudary und Villeneuve, zwei sehr unbedeutenden, nicht eben freundlichen Orten, die Wasserscheide. Die letzten Stunden vor Toulouse, wo man das Flüßchen Lers zur Seite hat, wird die Gegend freundlich und mannichfaltig, Hügel mit schönen, baumreichen Gärten, auch einzelne, sehr schöne Villen in prächtigen

Baumgruppen ziehen sich nahe der Straße hin, die sehr aufmerksame Cultur des ganzen Landes kündigt die große Stadt, die Königsstadt des Südens, an. Bald sind wir auf dem prachtvollen Boulevard angelangt, über Plätze, durch dicht belebte Straßen biegt es endlich in den Packhof, wo um die frühen Abendstunden — 4 bis 6 — Ankunft und Abgang der Posten sich drängen.

Wenn man eine Reihe von Tagen Städte durchwandert hat, welche fast ein ausschließlich geschichtliches Interesse bieten, deren Gegenwart in grellem Widerspruch zu der Vergangenheit steht, so ist es ein wohlthuendes Gefühl sich von dem Comfort eines großstädtischen, modernen Lebens wieder umgeben zu sehen und nach den Stunden anstrengender Beschäftigung mit den Denkmalen der Vergangenheit in dem leichten, abwechselnden Auf- und Niedersteigen gegenwärtiger, rasch schwindender Interessen auszuruhen.

Dieß Gefühl hatte ich zunächst in Toulouse; schon der Gasthof bot in Reinlichkeit, Zimmereinrichtung, Bedienung einen erfreulichen Abstand gegen die letzten Ruhestätten meiner Reise. Er lag in der Nähe des größten Platzes, der den politischen und Verkehrsmittelpunkt bildet, der Place du Capitole, dessen eine Seite von dem gewaltigen Gebäude des Capitole mit seinen drei großen, mit römischen Säulenstellungen gezierten Avantcorps gebildet wird, während man eben noch beschäftigt war die gegenüberliegende Seite mit einem ähnlich großen Gebäude zu verzieren, dessen untere, offene Säulenhalle einen glänzenden Bazar in sich aufnehmen wird. Neun Straßen münden hier und zwar die belebtesten der Stadt. Erst kürzlich war unter der Reihe von Café's, die sich an dem Platz hinziehen, eines eröffnet worden, welches an Größe und Eleganz der meist mit Gold verzierten, mit großen Spiegeln reich versehenen Säle getrost mit jedem auf den Pariser Boulevards wetteifern konnte.

Man fand hier eine reiche Auswahl Pariser Journale. In Toulouse erscheint zugleich das verbreitetste und wichtigste Journal des Südens, le Courier du Midi, redigirt unter einem deutschen Namen. Es war mir ein eigenes Gefühl den Namen Schiller als Verfasser unter einem Leitartikel zu sehen, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Nothwendigkeit der östlichen Großmächte, der Politik Lud-

wig Napoleons zu huldigen, zu beweisen, wobei Preußen sehr stark an 1806 erinnert und ihm im Fall des Widerstrebens ein ähnliches Schicksal in Aussicht gestellt ward.

In dem Gebäude des Capitole befindet sich das Theater, das eine bedeutende Höhe hat. Es war auch hier noch, wie in den meisten Städten, welche ich passirt, die ungünstige Zeit der Debuts, wo die eigentliche feine Gesellschaft das Theater nicht besucht, dasselbe aber von den rasch gebildeten Parteien für oder gegen die Engagements beherrscht wird; einige junge Herren an der Spitze, besteht eine solche Partei dann aus Gamins aller Art, welche zu dieser Kehlenübung hereingeschickt werden; die Geduld der Commission, welche die Endentscheidung zu geben hat, sowie die der Schauspieler ist oft dabei zu bewundern. Es ward gerade ein großes, neues, fünfactiges Drama aufgeführt, le Diable, eine wunderliche Häufung der mannichfaltigsten Scenen, durch welche die unheimliche Gestalt des Grafen von St. Germain durchgeht und wo vor allem der Handwerkerstand gegenüber dem entsittlichten Leben der vornehmen Gesellschaft in das Licht gestellt wird. Von entschiedener Wirkung war das von den Ouvriers gesungene Lied auf den irrenden, überall auftretenden Grafen St. Germain, der um einer Frau willen seine Seele verkauft hat.

Finden wir also für jetzt im Theater, dem ächt französischen Mittelpunkt der Gesellschaft, diese nicht vertreten, so gewinnen wir durch einen Spaziergang über den runden, ganz modernen Place Lafayette und auf den Boulevards hin, so dem B. Napoleon, St. Aubin oder die Allee Lafayette, welche mit vier Reihen von Platanen besetzt sind, einen lebendigen Eindruck der Toulouser Welt: da ergehen sich Geistliche in verschiedener Ordenstracht, da bildet das Militär der verschiedensten Truppengattungen einen wesentlichen Bestandtheil; die Kinderwelt mit Bonnen hat da, sowie besonders auf den weitern Boulevards, der Allee St. Etienne, St. Michel, im Jardin Royal, ihre Spielplätze. In der That begegnet man sehr viel schönen und frischen Frauengesichtern, besonders in der dienenden Classe, mit Recht kann sich Toulouse derselben rühmen. Die Wahrheit der ekstatischen Beschreibung, welche Herr de St. Fargeau von ihrer Anmuth und von dem musikalischen Sinn und Wesen in seinem Reisebuch hinzufügt, habe

ich nicht Gelegenheit gehabt zu prüfen. Bei alledem haben wir in den Octobertagen die volle städtische Bewegung noch nicht gesehen; eine sehr große Anzahl Familien ist noch auf der Campagne, man fängt auch hier eben erst an die Winterwohnungen zurecht zu machen. Dazu waren die Ferien an den großen Lehranstalten von Toulouse um 14 Tage verlängert und daher sehr wenig Studenten bereits zurückgekehrt. Die Herbstsonne macht der Promenade auch früh schon ein Ende, und als wir gegen 11 Uhr aus dem noch nicht beendeten Theater auf den hell erleuchteten Capitolsplatz heraustreten, ist es recht still geworden; die ungewöhnliche Kühle hat hier längst alles, ins Kaffeehaus wenigstens, vertrieben; von jenen weichen, melancholischen Aubaden oder den heiteren, komischen Gesängen, die in den Straßen von Toulouse noch oft ertönen sollen, war nichts zu hören.

Treten wir am andern Morgen früh unsere Wanderung an; es gilt hier nicht allein einzelnen Merkwürdigkeiten nachzugehen, sondern die ganze Physiognomie der Stadt ins Auge zu fassen, die einzelnen, charakteristischen Bestandtheile, aus denen sie zusammengewachsen, zu sondern und uns im fortwährenden Vergleich mit der Gegenwart die Denkmäler gewisser Höhepunkte des städtischen Lebens einzuprägen.

Unser Ausgangspunkt ist der Capitolplatz und das Gebäude selbst, an welches dieser stolze Name sich angeschlossen. Allerdings hat die römische Tolosa, welche gleichzeitig mit den übrigen größeren, nationalceltischen Städten der Narbonnensis das Recht der Latinität, dann der römischen Colonie ohne Colonisation erhielt, und gerade in den späteren Jahrhunderten des Römerreiches eine immer steigende Bedeutung und Ausdehnung gewonnen hatte, ein Capitol mit dem Tempel der drei capitolinischen Gottheiten — sicher steht wenigstens Jupiter und Minerva — gehabt; dort spielt das Martyrium des heil. Saturninus, und die Stufen, die zu der Area des Tempels führen, werden mit dem Blut des Heiligen bespritzt. Aber die Tradition, welche unmittelbar an das römische Capitol eine Erneuerung oder ununterbrochene Fortdauer im Mittelalter schließt, und welche jedem Reisenden dort überliefert wird, ist eine sehr junge und künstlich geschaffene.

Wir sind überhaupt über das ganze Zusammentreffen römischer

und neuer Localitäten in Toulouse fast gar nicht unterrichtet, obgleich es an sehr bedeutenden Funden römischer Grundlage, so bei der Kirche St. Quintin, bei dem Palais de Justice, bei dem Heraustritt der Garonne aus der Stadt, sowie jenseits derselben nicht fehlt. Jenseits ist die Stätte des Amphitheaters (les Arènes) noch wohl erkenntlich und der Name Cami des Arcs schließt sich an die Trümmerreihe eines Aquäduktes an. Ob die Pfeilerreste im Flusse, welche im 16. Jahrhunderte noch sehr deutlich hervorragten und einem Quartier der Stadt den Namen Pont vieil gaben, römischen Ursprungs sind, ist nicht sicher; dagegen ein römischer Brückenbau bei Toulouse überhaupt eine nothwendige Annahme. Aber ist nicht auch die weit außerhalb der Stadt gelegene Stätte la Vieille Toulouse eine der reichsten antiquarischen Fundgruben? Tragen nicht noch vier kleine Ortschaften, Gaillac, Cordes, Seysses, Martres den Zusatz Tolosa oder Tolosanes? Diese letzten Erscheinungen dürfen uns an der allgemeinen Identität der Lage des antiken und neuen Toulouse nicht gerade irre machen. Der Ausdruck la Vieille Toulouse entspricht ganz der Roma vecchia bei Rom oder dem Vieil Poitiers bei Poitiers und wie an den letzten zwei Orten er nicht etwa einer wirklich ältern Lage der Stadt selbst gilt, sondern nur noch besonders wohl erhaltenen, spätrömischen Ruinen großer Villen oder Castelle, so ist dies auch hier der Fall. Und daß der Zusatz Tolosa, Tolosanes sehr wohl jenen Ortschaften von einer mittelalterlichen Bezeichnung bleiben konnte, geht aus der Bedeutung jener zu Toulouse gehörigen, weit zerstreuten Faurbourgs hervor, die wir weiter unten kennen lernen werden. Dagegen ist die Lage von Toulouse unmittelbar an einem scharf ausgeprägten, großen Knie des Flusses eine von der Natur indicirte. Ausonius giebt uns ausdrücklich an, daß unmittelbar an der Seite der Stadt die Garumna in ihrem schönen Laufe vorbeigleite.

Er ist der einzige Schriftsteller überhaupt, der uns von der Physiognomie der Stadt selbst noch einige charakteristische Züge anführt: erstens die Backsteinmauern, die im ungeheuren Umkreis sie umgeben, dann nennt er sie die fünffache, er schildert, wie sie bei der Fülle der Bevölkerung einer Gränzstadt, die zwei Völker, zwei Gebirge vermittelt, eine Vierzahl von Städten (urbes) aus sich herausgeboren, aber

doch alle Colonen in ihrem Schooße wieder berge. Wir können dies nur so verstehen, daß bei dem engeren, alten Stadtbau sich vier große Vorstädte angesiedelt, welche aber später in den Mauerbereich mit gezogen sind. Es ist interessant, daß das mittelalterliche Toulouse einen ähnlichen Proceß wieder in sich erlebt hat.

Greifen wir endlich noch weiter geschichtlich zurück, so wird uns die Frage nach dem berühmten Heiligthum des celtischen Apollo oder Belen im tektosagischen Tolossa mit seinem heiligen See gewiß zuerst entgegengebracht werden. Lockt es nicht noch einen Theil jenes Nibelungenschatzes, der Fülle von Gold und Silber, die einst dem delphischen Gott geweiht war und welche die Gallier auf mühsamer Wanderung in die Heimath ihrem Apollo gebracht, vielleicht zu heben? So fabelhaft bereits besonnenen Forschern des Alterthums diese Wanderung des delphischen Schatzes erscheinen mußte, ebenso schwankend ist die heilige Tradition über den See und seinen Schatz. Es geht aus den Stellen der Alten nur hervor, daß nach allgemeiner Sitte des Alterthums die heiligen Tempelbezirke in Tolossa und besonders das des Apollo mit Votivgeschenken, mit den Depositen zugleich von Privatvermögen sich füllten, daß man allerdings in kleine Seen oder Teiche (λίμναι) ungemünztes Gold und Silber, um es ganz sicher zu stellen, niederlegte, welches also bei dem Ablassen des Wassers herauszunehmen war. In Heilquellen, so in Nîmes, fanden wir auch die Sitte Geld hineinzulegen und zwar als Votivgegenstand. Nun waren bei der verhängnißvollen Katastrophe der celtischen Tolosa, welche tief aufgeregt in ihrem Nationalgefühl durch den cimbrischen Zug im Jahre 106 eine Erhebung gegen Rom versuchte, unter den Augen und Mitwirkung des Consuls und Pontifex Qu. Servilius Caepio die Tempel mit der ganzen Stadt geplündert und jene geheiligten Gelder in unheilige Hände, in den Besitz der römischen Soldaten gekommen; man hatte öffentlich jene Teiche zum Ablassen versteigert und ihren Schatz an Silberklumpen fortgebracht. Das furchtbare Strafgericht, welches an dem Feldherrn und Heer kurz darauf in der Niederlage gegen die Cimbern, in dem Proceß und Lebensende des Caepio nach allgemeiner Ansicht für diesen Tempelraub erging, hatte das tolosanische Geld sprüchwörtlich gemacht. Bereits in Augusteischer Zeit war aber von jenen Seen lange

nichts mehr zu sehen, sie waren ja im J. 106 mit den Heiligthümern selbst zerstört worden. Um so weniger hat es Sinn noch heutzutage die Stelle selbst ausfindig machen zu wollen. Das Interesse an der Thatsache selbst, die uns einen Blick eröffnet in das religiöse und Culturleben jener Gegend und Stadt, wird darum nicht gemindert.

Ebenso wenig giebt es einen Beweis für die Existenz des Capitols an jener heute so bezeichneten Stätte. Ja dagegen spricht entschieden, daß während wir überall auf den Capitolen römischer Städte sehr alte Kirchen und zwar der Himmelskönigin Maria entstehen sehen, so in Rom, Köln, Trier, hier sich keine Spur einer solchen Anlage findet. Dazu kommt, daß der Name Capitouls, Consules capitularii, Capitulum für die oberste städtische Behörde etwa $1\frac{1}{2}$ Jahrhundert eher (Consules 1147, Capitouls 1158) erscheint, ehe von diesem Gebäude, von einer Maison commune oder le Capitole die Rede ist, daß die Stadt selbst früher schon in Partitae, entsprechend der Zahl der Capitouls, oder in Capitolate getheilt war. Die Capitouls, also die Capitularii, nicht Capitolini, hielten ihre Sitzungen an verschiedenen Orten, meist in Kirchen, so vor allem der alten St. Quintin.

Außerordentlich wichtig für die ganze städtische Entwickelung von Toulouse bleibt aber immer die in das Jahr 1294 fallende Gründung dieses Gebäudes oder vielmehr Erweiterung gerade auf dieser Örtlichkeit. Es ist uns ein entscheidender Moment in einem durch alle größeren südfranzösischen Städte durchgehenden, aber noch wenig beobachteten, z. B. in Schäffners trefflicher französischer Rechtsgeschichte mit keinem Worte erwähnten Entwicklungsproceß. Das Gebäude ist nämlich gegründet auf der Gränzscheide, der Mauer der zwei ganz getrennten politischen Wesen, die zusammen den Namen Toulouse führten; hiermit ward zugleich die Vereinigung der höchsten Behörden beider Theile ausgesprochen. Es handelt sich hier, so wie in Narbonne, um den Gegensatz von Cité und Bourg, beide um einen religiösen Mittelpunkt concentrirt, jene um die bischöfliche Kathedrale St. Etienne, diese um die alte Abteikirche St. Cernin. Da, wo die Hauptstraßen von beiden auf die trennenden Mauern stießen, ist das Capitol gebaut.

Wir müssen mit einigen Worten dieses auch für die jetzige örtliche

Auffassung von Toulouse wichtige Verhältniß näher bezeichnen. Aus karolingischer Zeit haben wir für diese Doppelheit noch kein Zeugniß, aber es bestanden bereits eine Anzahl Kirchengründungen außerhalb der Stadt. Karl der Kahle erläßt einen Brief aus dem Kloster St. Cernin bei, nicht in Toulouse. Aber am Ende des eilften Jahrhunderts wird bereits über Begräbnißstätten zwischen St. Etienne und St. Cernin ein Vertrag abgeschlossen, und im zwölften wird der Bourg oder Borc als ein selbstständiger Stadttheil genannt, die Grafen richten ihre Erlasse an Urbs und Suburbium, an die Cives und Burgenses. Im Bourg ist die Zahl der Ministerialen-Familien, der Milites, sehr groß; sie haben hier ihre befestigten Häuser, ihre Thürme; der Hauptbegräbnißplatz, eben der von St. Cernin, hieß Le Cimetière des Nobles, die Chevaliers der Bourg halten Turniere, so 1140 mit den Chevaliers des Ardenes, wie es scheint, einem jenseits der Garonne liegenden Ort, angeschlossen an die römische Arena. Die Hauptheile der Bourg und die Thore sind nach hervorragenden Familien, so Matabiou, Pouzonville, Arnold Bernard, Lascrosses (Crosae) genannt. Wir sind wohl berechtigt, gerade in der Ansiedlung reicher Vasallenfamilien, die unter dem Schutze der städtischen Mauern, vor allem eines draußen liegenden, hochverehrten Heiligthums sich von dem Lande zusammenzogen, die politische Ausbildung des Bourg zu suchen. Bourg wie Cité hatten ihre eigenen Mauern und Thore; jene allerdings sogenannte Parois, d. h. Mauern von zwischen Holzwerk eingestampfter Erde, diese von Backsteinen. Man kann ihre Scheidelinie von der Garonne aus, von der Straße des Blanchers bis hinter das Capitol, wo der Name Porte Neuve sich noch heute erhalten hat, ziemlich genau angeben. So war also der nördliche, allerdings bedeutend kleinere Theil der jetzigen Stadt Bourg.

Da hatte jeder Theil, Bourg wie Cité, seine sechs Capitouls, seine Assessoren, Notare, Greffiers, seine eigene Casse (la bourse); da war der Zoll ein ganz anderer hier wie dort, so auf das auswärtige Tuch ein viel geringerer in der Stadt als im Bourg. Es fehlte an fortwährenden Reibungen nicht, man ging nur bewaffnet in den Bereich des andern. Zum vollen Ausbruch brachte die Feindschaft die Zeit der Albigenserkriege, als gegenüber dem schwankenden, sich zuerst demüthi-

genden Grafen Raymond VI der einstige Troubadour Fulco von Marseille nun als Bischof den Kreuzzug gegen die Ketzer unermüdlich schürte. Unter seiner Leitung hatte sich auch in der Cité eine große Confrairie des Croisés gebildet, um an Leib und Habe alle Bürger, die der Häresie verdächtig waren, und etwa nicht an diesem Bunde sich betheiligten, zu verfolgen. Da steht im Bourg eine gleiche auf, zuerst mit ähnlichen, aber weniger strengen Principien. Bald wenden sich die zwei Confrairies gegeneinander, und der blutige Kampf zwischen den Blancs der Cité und den Noirs der Bourg dauerte längere Zeit fort, bis endlich der päpstliche Legat sie beide mit dem Bann belegt und der Druck und die Härte von Simon von Montfort sie zur gemeinsamen Vertheidigung gegen den in das Château Narbonnais zurückgetriebenen Grafen bewegt.

Diese Erfahrung so wie die unter Raymond VII sich wiederholenden Kämpfe des jungen Montfort und der Nordfranzosen oft im Bereich der Stadt oder ihrer Vorstädte, wobei die beiden Mauern ganz geschleift wurden, dann aber auch die eifrigen Bemühungen der zahlreichen Orden haben beide Theile zur engern Vereinigung getrieben. 1259 findet eine große Transaction statt zwischen den Universitates der Cité und Bourg, wodurch die Vereinigung der beiden Cassen und aller Einkünfte beschlossen wird. Glieder von sieben Orden sind dabei Zeuge. 1294 wird also ein gemeinsames Palatium, Maison Commune auf den Gränzen beider Theile errichtet: 12 Capitouls treten an die Spitze der ganzen Stadt, jeder Theil theilt sich wieder nach den 6 Capitouls in 6 Unterabtheilungen. Endlich ist im Jahr 1346 die vollständige Vereinigung auch äußerlich durchgeführt, indem der nachmalige König Johann die Erlaubniß zum Neubau einer Mauer um beide Stadttheile gab. Bald findet eine noch größere Concentration innerhalb dieser Mauern statt, indem bei den vielfachen, gerade um Toulouse sich bewegenden Kämpfen der Engländer und Franzosen die weit ausgedehnten Vorstädte (fauxbourgs, hier barria genannt), welche sich selbst wieder in Vorstädte von Bourg und solche von Cité schieden, außerordentlich litten und gefährliche Haltepunkte darboten. Man beschloß endlich im 14. Jahrhundert sie gänzlich zu rasiren und die kirchlichen Stiftungen in die Mauern der Stadt aufzunehmen. Wir müs-

sen uns nach einem Plaidoyer aus dem Jahre 1466 die Ausdehnung und Volkszahl jener Vorstädte sehr groß denken, es wird von 40,000 Mann gesprochen, die aus ihnen zur Vertheidigung sich erheben konnten. Die Zeit jener innern Vereinigung ist zugleich die der größten Ausbildung des städtischen Wesens. Im J. 1247 wurden von Raymund VII förmlich die städtischen Rechte anerkannt; seit 1283 wurden die Coutumes de Toulouse, das ausgebildetste Rechtsbuch des Südens, aufgezeichnet. Die Capitouls, deren Zahl durch königliche Verfügungen von 12 auf 4, dann wieder auf 12 gestellt wurde, endlich auf 8 seit 1438 sich festsetzte, hatten als oberster Magistrat, umgeben von einem starken Personal, zur Seite dann den Conseil de ville de Prudhommes eine sehr bedeutende Macht und später wenigstens eine hohe äußere Stellung; die Noblesse und le droit d'images, das Recht im Capitol im Bild verewigt zu werden, kam ihnen als solchen zu; die städtische Gerichtsbarkeit, Polizei, Verwaltung, Bewaffnung war ihnen untergeben.

Als man im 17. Jahrhundert das große, moderne Gebäude, an das wir eben herangetreten sind, errichtete, war allerdings jene bürgerliche Selbstständigkeit an Bedeutung sehr gesunken. Eifersüchtig wachte man aber über sehr unschuldigen und friedlichen Rechten, welche auch alsbald in die allgemeinen Formen der absoluten Monarchie aufgehen sollten. Es hatte sich nämlich in Toulouse ein Nachklang eines provençalischen Dichterhofes erhalten, die Gaie Science mit ihren Leys d'Amour war seit 1323 unter 7 Mainteneurs in einem Blumenfest, den Jeux Floraux, die früher in einem großen Garten gehalten wurden, alle Jahre wieder lebendig geworden. Der höchste Preis, das goldene Veilchen, dann Tausendschön, weiße Rose, Lilie, Ringelblume bildeten das edle Ziel des Wetteifers. Wie an die Stelle des Gesanges der Troubadours nun Schäfergedichte, Wortspiele, mythologische Gedichte, Festreden auf die fabelhafte Clemence Isaure getreten waren, so saßen nun statt mächtiger Grafen und Edeldamen die Capitouls der Stadt den Spielen vor. Sie wanderten in das Capitol und bei fetten Mittagsmahlen ward der zarte Preis von hungrigen Poeten entgegengenommen. Da setzte Louis XIV eine von ihm abhängige und bezahlte Academie in Toulouse ein zur Beaufsichtigung

dieser Spiele, die Stadt aber führte dagegen den heftigsten Streit. Die Jeux Floraux haben die städtische Verfassung überdauert, das Capitole ist zur Mairie geworden. Wir wandeln durch den Saal des Pasperdus und die andern Räume, die nun die uniforme Verwaltung der französischen Städte in Besitz hat; im Saal der berühmten Tolosaner begegnen uns alte römische und neue Köpfe, im Saal der Clemence Isaure wird uns aber noch von diesen poetischen Redeacten berichtet, die alle Frühjahr hier stattfinden, und es hat das Interesse der historischen Wissenschaft auch hier seinen Rückschlag nicht verfehlt, man strebt daselbst ein Centrum für provinciale Poesie mehr und mehr zu bilden.

Das Capitol bildete, wie wir sahen, den Scheidepunkt von Bourg und Cité: wir müssen in unserer Wanderung beide Theile umfassen. Ihr Gegensatz ist im Bewußtseyn des Volkes allerdings lange geschwunden, zu Catels Zeit († 1628) ertönte bei Processionen noch von Gassenjungen der wetteifernde Ruf: Vive le Bourg, Vive la Cité, aber die Physiognomie der Stadt trägt noch heute seine entschiedene Scheidung an der Stirn. Hier die Cité im langen Oval an den Fluß angelehnt, über ihn hinüber in der Vorstadt St. Cyprien greifend, dichte, vielfach sich schneidende, meist enge Straßen, in den Namen derselben, wie Rue des Tourneurs, Chapeliers, Couteliers, Filatiers, Potiers, Tisserands, Greniers, Peyrolieres (Kesselmacher), Argentieres (Goldarbeiter) u. s. w. die hervortretenden Gewerbe des alten Bürgerthums aufweisend, noch heute der Sitz des Handwerkerlebens, der Sitz der Börse, der wichtigen Getreidehalle, der Tuchhalle; die kirchlichen Anlagen liegen eng umgeben von bürgerlichen Gebäuden, oft in der Mitte von einer Häusermasse versteckt. Dagegen hat die Gegend des Bourg lange, wenig durchschnittene, meist öde Straßen, große Häuserinseln mit vielem Raum und Gärten, dabei eine Menge öffentlicher, ursprünglich kirchlicher Gebäude mit gewaltigen Backsteinfaçaden und hohen Hofmauern. Hier drängten sich kirchliche und wissenschaftliche Anlagen: die Scholä Decretorum, die theologische Schule, les Etudes, die hochberühmte Rechtsschule römischen Rechts, l'Ecole de Médecine waren hier in und um die Straße der Gesetze (des Lois) und der Universität versammelt; an sie schlossen sich nun die Reihe der Colléges an, wie das Collége de Foix, Raymond, de Narbonne, de St. Bernard, de Papillon, de Se-

condat, sowie das große Seminaire St. Louis. Die Rechtsschule hat noch heute ihren alten Platz behauptet, die medicinische Facultät ist weit nach Südost über die Boulevards gewandert und bildet den Eingang zum Jardin des Plantes; dagegen hat die Université, sowie die zwei philosophischen Facultäten in der Cité, in den Räumen des ältesten Dominikanerklosters Platz genommen. Aber die geistlichen Seminare sind dort geblieben und die militärischen Anstalten, Casernen, deren es acht in Toulouse giebt, Artilleriepark, Artillerieschule, Magazine, Gießerei haben die anderen Gebäude besetzt.

Wir wenden uns von dem Capitolplatz zunächst nach der Garonne in das erste Capitolat, genannt nach der Kirche de la Daurade. Mit Mühe finden wir hinter den sich drängenden Handwerksläden den schmalen Eingang in die Kirche, welche als Deaurata, wahrscheinlich ihres Mosaikschmuckes wegen, schon von Gregor von Tours gekannt ist. Aber sie ist jetzt ein durchaus moderner Bau, mit Tonnengewölbe und einer nach dem Quai hin sich pretiös in Säulen aufbauenden Façade. Sie kann uns nicht lange beschäftigen gegenüber dem großartigen Anblick, den uns der Quai selbst darbietet. Die Garonne begrüßen wir hier zum ersten Male, welche ein Kind des Hochgebirgs, der Gletscherwelt, bei Toulouse von den begleitenden Höhenzügen verlassen wird, um hier in einer großen, weiten Ebene ihre bisherige Richtung gänzlich aufzugeben und im Nordwestlaufe dem Ocean zuzueilen. Sie trägt noch entschieden das Gepräge ihres Ursprunges, ein rascher Lauf, ein weites, aber flaches und leicht versandendes Bett. An Breite wird sie der Donau bei Regensburg wenig nachgeben, mit der sie zugleich in der auffallenden Leerheit von Fahrzeugen sowie in der Farbe übereinstimmt.

An dem rechten Ufer dehnt sich im weiten Bogen Toulouse selbst hin, mit dem hohen Thurme der Dalbade, dort auf dem linken uns gegenüber erheben sich sehr bedeutende Gebäude, das Hôtel Dieu und das Hospice la Grove mit seiner Kuppelkirche. Flußaufwärts wird der Blick durch die höchst stattliche Steinbrücke gefesselt, mit einem großen Triumphbogen auf dem jenseitigen Ufer geschlossen; fast 100 Jahre haben daran gebaut; außer den sieben großen Bogen, von denen der mittelste eine Spannung von 100 Fuß hat, ist jeder Pfeiler mit einer brei-

ten Öffnung versehen, um bei dem hohen, die Stadt oft bedrohenden Wasserstand noch Raum zum Ableiten zu geben. Über die Brücke hinaus zieht sich auf unserer Seite die Insel Tounès hin mit ihren großen Wollenfärbereien, rechts dagegen eine breite, vierfache Platanenallee, der Cours Dillon. Da überspannt noch einmal in der Ferne ein Brückenbau nicht allein die Garonne, sondern auch das grüne Gebüsch der Inseln, es sind die 6 luftigen Bogen der Kettenbrücke St. Michel, ein hoher, grüner Wald schließt das Bild hinten ab. Und wenden wir uns Garonne abwärts, so sind es sehr stattliche, hochgemauerte Quais mit Landeplätzen und kleinen gemauerten Häfen, die bis zu dem vorspringenden Complex von Gebäuden führen, welche als die Mühlen du Basacle seit alter Zeit eine große Bedeutung für Toulouse hatten, ein festes Schloß und zugleich eine sehr große Zahl von Mühlgängen. Die Garonne stürzt sich hier über ein weit hinein gezogenes Wehr und giebt oberhalb noch das Wasser zu dem Schiffcanal ab, welcher unterhalb der Stadt mit dem Canal du Midi sich vereinigt, nachdem er eine einförmige Allee als Canal de Brienne gebildet hat. Eine ganz neue Brücke hält noch einmal den breiten Strom in dünnen Banden gebändigt. Am letzten Abend meiner Anwesenheit sah ich diese Stätte noch einmal im prachtvollsten Abendgold verklärt, eine wahre Daurade, vor der aller Flitterglanz menschlicher Kunstfertigkeit verschwindet.

Der Weg über die Brücke nach St. Cyprien ist belohnend genug durch den immer großartiger sich aufbauenden Rückblick auf die Stadt. Lassen wir hier die großen Hospitäler, sowie St. Nicola, die Kirche des Heiligen in Wassernöthen, die oft diesen Stadttheil betreffen, bei Seite, sowie die weit hinausführenden Alleen, die einen sehr materiellen Namen, den der Pâté d'Oie, der Gänsepastete, führen. Ein Spaziergang unter den Platanen des Cours Dillon führt uns allmälig an das obere Ende der Stadt, und wir haben dann auf der Brücke St. Michel Muße uns jener schönen Flußbekränzungen mit prächtigen Baumgruppen, welche den Lauf der Garonne auch weiter abwärts so auszeichnen, zu erfreuen. Wie ist doch diese ganze Vegetation bei Toulouse so ganz verschieden von der der Provence und des niederen Languedoc! Wie heimathlich muthen einen diese üppig gewachsenen Wei-

den, Erlen, Eschen, Pappeln an! Leicht kann man übrigens aus diesen angenehmen Träumen an die Heimath geweckt werden durch die Wachthäuser, welche an den Enden und auf der Brücke sich befinden, und den Passanten mit einer zu bezahlenden Karte streng controliren. In der Nähe befinden sich allerdings die Pulvermühlen und die Brücke selbst, wie überhaupt das meiste Neue in Toulouse, scheint in militärischer Rücksicht gebaut. Man sieht, es ist dieß ein Waffenplatz nicht allein um die 80,000 Einwohner, sondern überhaupt Oberlanguedoc und das Pyrenäenland zu beherrschen.

Wir sind auf das rechte Garonneufer zurückgekehrt: an dem Abhang der Vorstadt St. Michel mündet in den Port Garaud aller Wasserverkehr auf der obern Garonne. Bausteine, Kalk, Marmor werden aus den Pyrenäen hieher gebracht. Ein Complex von Gebäuden, les moulins du château, bereits 1184 angelegt, schließen auch hier die Stadt ab und bilden zugleich das Ende der Insel Ile de Tounès. Wir sind unmittelbar einem der historisch wichtigsten Stellen von Toulouse nahe: fallen uns zur Linken die sehr alterthümlichen Privathäuser auf, eine Anzahl noch mit sehr vielem Holzwerk und Lehmwänden gebaut und mitten darin eingebaut ein altrömisches Thor, sowie viel römische Mauerreste, so erhebt sich zur Rechten das große, mit zwei Flügeln einen abgeschlossenen Hof begränzende Palais de Justice mit hohen Gefängnißmauern, im Rücken an die Allee St. Michel sich anlehnend, daneben eine jetzige Caserne, in das alte Münzgebäude gelegt. Man sieht, wie hier die kurzen, engen Straßen sich mehr concentrisch um einen freien Mittelpunkt gruppiren, während dann divergirend die Hauptpulsadern des städtischen Verkehrs in der Cité ausgehen. Im Namen, welcher hier herrscht, le Château, hat sich die historische Beziehung erhalten. Dieß ist der Platz des Château Narbonnais oder Palais del Castel, des alten Grafensitzes der mächtigen Raymond von Toulouse, dann noch oft die Residenz der französischen Könige. Graben und Mauern schlossen es gänzlich gegen die Stadt ab; vier große Thore öffneten sich nach den Himmelsgegenden und zwei hohe, starke Thürme bildeten den militärischen Haltpunkt. Auf den alten Stadtgewichten vom J. 1239 ist das Hauptthor abgebildet. Unter dem Schutze dieser Mauern ward seit 1115 dem Abt von St. Antoine zu

Lezat, welcher dann eine Kirche hier gründete, ein großer Platz für einen freien Waarenmarkt gegeben und auch noch später, als unter Simon von Montfort das Schloß den Raymonds entrissen und zu einer drohenden Veste der Stadt gegenüber gemacht war, bedeckten Buden die freien Räume darin.

Wie dieses Palais früher die politische Selbstständigkeit des Südens unter Toulouse verbürgte, so ist es dann die Stätte der rechtlichen geworden. Der älteste souveräne Gerichtshof, welcher neben dem Pariser, aus der curia regis hervorgegangenen Parlament gebildet und anerkannt ward, ist seit 1302 das Parlament zu Toulouse, welches seit 1448 feststehend in Toulouse selbst und im Palais seinen Sitz hatte, ganz ähnlich wie in Paris, wo ebenfalls das königliche, alte Palatium der Citéinsel zum Mittelpunkt einer dem Königthum oft so gefährlichen Macht wurde. Im J. 1555 ward der alte Bau abgetragen und somit die lebendige Erinnerung seiner frühern Bestimmung abgeschnitten. Die spätere hat allerdings, im engsten Sinne gefaßt, sich erhalten im heutigen Palais de Justice; aber wer möchte einen jetzigen Appellhof an moralischer und politischer Bedeutung, an Einfluß auf das selbstständige Leben und die Cultur einer Provinz vergleichen mit jenen altfranzösischen Parlamenten, die auf dem Adel und der gelehrten Bildung, der äußern und innern Unabhängigkeit ruhend, ein Gegengewicht gegen die Launen eines verdorbenen Hofes und einer veränderlichen Hauptstadt boten?

Dringen wir jetzt in das Innere der Cité mehr hinein, deren Gränzen wir bisher umgangen haben. Die nächste Straße führt uns zu einer wichtigen religiösen Stätte, zur Kirche Dalbade. Vorher haben wir noch einen Blick in den großen Hof des einstigen Johanniterhôtels und des damit verbundenen Tuchmarktes geworfen. Ehe wir dem allgemeinen Zuge der Menge, besonders der von dem benachbarten Gemüsemarkt kommenden Frauen in die Dalbade folgen, werden wir durch eine schräg gegenüberliegende Façade gefesselt, die in Pilastern, Gesimsen, Fenster- und Thürbekleidung, und der ganzen Anlage uns die wunderbare Eleganz und Feinheit der Renaissance aus der Zeit eines Franz I offenbart; das Hôtel Lasbordes ist nicht das einzige Beispiel dieser Kunst in Toulouse, die Hôtels Catelou, Clary u. a.

stehen in gleicher Linie. In der That gehören mir zu den interessantesten architektonischen Eindrücken einer Rundreise durch Frankreich diese Werke des 16. Jahrhunderts, die meist auf engem Raum, in einer dicht besetzten Straße erbaut uns das volle Verständniß der antiken Formen neben mittelalterlichem, bürgerlichem Sinn und freier Beibehaltung mittelalterlicher Gedanken darlegen. Die Dalbade, in welche wir eintreten, öffnet dagegen ein reich gothisches Portal mit heiligen Figuren, im Innern sind sehr frühgothische, einfache Formen mit späterer Erneuerung, wie sie für das Jahr 1455 feststeht, vielfach überdeckt. Diese Kirche ist gleichsam die Weihekirche für den albigensischen Kreuzzug. Hier war es, wo 14 Tage lang zur Vesperzeit die Betenden die Wand mit flimmernden sich bewegenden weißen Kreuzen bedeckt sahen, bis endlich in einer Vision ein großes weißes Kreuz aus der Kirche zum Thore der Cité hinausschwebte, einem schönen, ritterlichen Manne entgegen, der das Schwert führte und in dem man dann Simon von Montfort erkannte. Allerdings sind sie bald genug gekommen, die Schaaren eines Montfort, das weiße Kreuz auf der Brust, aber blutigroth das Schwert gefärbt; und zugleich haben die unermüdlichen Prediger und Inquisitoren, die Dominikaner, im Innern gearbeitet und geschafft. Die Jahre, ja Jahrzehnte dieser Kämpfe haben den religiösen Charakter von Toulouse sehr verändert. Seit dieser Zeit wird es der Mittelpunkt des geistlichen Regimentes hier im Süden und ist es noch heute. Kaum einen Orden des Westens gab es, der in Toulouse nicht vertreten war: Benedictiner, Cistercienser, Carthäuser, Carmeliter, Trinitarier, alle Abtheilungen der Franciskaner und Dominikaner, Augustiner, auch früher Beguinen, dann Jesuiten mit ihren affiliirten Orden, dazu die weiteren kirchlichen Genossenschaften der Feuillants, der Pénitents von grauer, blauer und weißer Farbe. Die Revolution hat allerdings tabula rasa gemacht, aber die Kirche hat heute wieder gerade in Toulouse ihre volle Herrscherkraft an der Bevölkerung erprobt.

Die Gebäude freilich sind noch zum Theil in weltlichen, sehr profanen Händen, andere zerstört. Besuchen wir eines, das dem würdigsten Gebrauch anheimgegeben ist, und wo man in abgeschlossener Stille vergangener Zeiten und ihrer schönsten Blüthe lebt. Ich meine das

Augustinerkloster mitten in der Stadt, wo das Kunstmuseum sich befindet. Es ist dieß unter der Leitung des bekannten, um die Herausgabe von größeren Werken über die französischen Denkmale hoch verdienten Du Mège zu einem der interessantesten und reichhaltigsten Museen Frankreichs herangewachsen. Nicht allein das Alterthum und die neuere Malerei sehen wir hier vertreten, sondern in langen Reihen stehen die Stein- und Bronzesculpturen des Mittelalters und der Renaissance beisammen. Ein prachtvoller rings abgeschlossener Klosterhof, in den man aus dem vordern Hofe und den Parterreräumen des Hauptgebäudes gelangt, fesselt schon an und für sich einen ernsteren Beschauer. Überall drängt durch die zierlichen Säulen und den reich nach arabischer Weise gezackten Spitzbogen das üppigste Grün von Bäumen und Pflanzen, die durch eine plätschernde Fontaine erfrischt werden, schräg über uns erhebt der Thurm der Klosterkirche sich in die scharfe, leuchtende Luft. Seine farbigen Backsteine, in scharfe Absätze den Bau theilend, seine engen in spitzem Dreieck geschlossenen Fensterpaare geben dem Ganzen ein zierliches, neues und sehr südliches Aussehen.

Und welcher Reichthum ist hier an Wänden und hinter den Säulen aufgehäuft! Neben ächt griechischen, ja attischen Reliefs, aus der Sammlung des Grafen Clarac hierher gekommen, überrascht uns die große Anzahl von Statuentorsen, Köpfen idealer Bildung und von Kaisern besonders seit Lucius Verus, dann die gewaltigen Bruchstücke von Friesen, hier trauernde Amazonen, dort Herkules durch seine zwölf Arbeiten sich durchkämpfend, alles Funde derselben Gegend. Welch römisches Prachtbad haben diese Mosaiken geschmückt, wo aus dem grandiosen Kopfe eines Wassergottes drei Ströme sich ergießen, die triefenden Haare Delphine umspielen, die geflügelte Meerschlange den trichterförmigen Ohren entsteigt, nackte, geflügelte Frauenleiber aus den Ecken hervorgehen, oder wo die holde Meerfrau Ino, auf dem Rücken des Glaukos, aus dessen Händen den kleinen Palaemon empfängt? Und wieder begegnen uns hier römische Grabsteine in großer Anzahl, Votivaltäre, so der Magna Mater gewidmet.

Das sind Zeugnisse eines Culturzustandes, einer vollständigen Durchdringung mit jener griechisch-römischen religiösen und ästhetischen

Bilderwelt, die auf eine entsprechende literarische Erziehung und geistige Interessen hinweist. Und in der That stehen uns dafür die schlagendsten Zeugnisse zu Gebote. Tolosa ließ sich gern die Stadt der Pallas (Palladia) nennen und eine kunstgerechte, gerichtliche Beredtsamkeit war ihre Zierde. Schon die Zeit des Nero kennt einen berühmten Tolosaner Rhetor, Statius Surculus, und jener ebenso geniale als gefährliche Feldherr, welcher dem Vespasian die entscheidenden Siege errungen, aber diesem selbst zu mächtig ward, Antonius Primus stammt aus Tolosa; die Gabe der den gemeinen Mann hinreißenden Rede war seine Hauptkraft, sie hatte ihm im Volksmunde den Beinamen Becco (Schnabel) erworben. Und wie ist Martial stolz darauf, daß Marcus Antonius, der unleugbare Ruhm der Palladischen Tolosa, ihn als Dichter begrüßt! Im 4. Jahrhundert finden wir hohe Beamte, Prinzenerzieher ihre Laufbahn als Rhetoren zu Tolosa beginnend, so den Ämilius Magnus Arborius, den Onkel des Ausonius, den Exuperius, den Sedatus, den Victorinus, welchen Rutilius Numatianus auf einem Gute in Tuscien begrüßt, da die gothische Eroberung ihn vertrieben. Aber daß unter einem Eurich auch in Tolosa antike Bildung hochangesehen war, dafür ist mehr als ein Brief des Sidonius Apollinaris Zeugniß.

Einige Schritte weiter in dem andern Gang der Halle sind wir in einer andern Welt: kaum sah ich so prachtvolle Grabdenkmäler von Bischöfen und Äbten, die in ihrem Ornate auf reichem Unterbau mit apostolischen Gestalten ruhen. Frühzeitig ist hier der Marmor, dieses in den nahen Pyrenäen gebrochene prachtvolle Material dazu verwendet. Aber daneben finden sich wenigstens fünf große Platten von Bronze mit den eingeschnittenen Figuren und zwar Bischöfen, also dieselbe Technik, die im Norden, in England, Belgien und Norddeutschland sich findet, und kürzlich erst große Aufmerksamkeit auf sich zog. Belgien scheint wie für die meisten künstlerischen Techniken, auch für diese das Vaterland. Interessant aber ist es, daß wir in Toulouse ältere Beispiele, und zwar aus dem Jahre 1320 eine kleine gravirte Tafel, aus 1341 einen liegenden, betenden Mönch, aus 1400 eine liegende Gestalt kennen lernen. Daneben sind die mannichfaltigsten Capitelle, Säulenschafte, Friese hier versammelt, kostbare Überreste,

gerettet aus dem zerstörenden Vandalismus des Rococo wie der Revolution.

Die Kirche des Klosters und kleinere Räume sind zur Gemäldegalerie verwendet, welche außer einer Reihe guter neuerer und alter Copien berühmter Werke, wie man sie nur zu selten in Sammlungen findet, z. B. von Giorgione, ganz bedeutende Bilder enthält. Ein Perugino zeigt uns zwei Heilige in freier Landschaft, Johannes Evangelista und Augustin. Von Murillo ist ein San Diego da: ein Mönch in einem Klostergarten mit einem Krieger sich unterhaltend, umgeben von Laien und Klosterbrüdern. Guercino ist ausgezeichnet vertreten, so durch das Martyrium zweier Heiligen, von denen der eine geköpft, der andere knieend am Schopf gefaßt wird, um Gleiches an ihm zu thun, in den Wolken erscheint ihnen die Himmelskönigin; ferner durch ein Bild der Schutzheiligen von Modena: ganz oben in den Wolken Christus, dann auf einer zweiten Wolkenschicht der Bischof Geminianus sitzend mit dem Bilde der Stadt in den Händen, zu ihm ein Engel tretend, daneben S. Franciscus und Sebastianus, die dritte, unterste Wolkenschicht läßt eine Schaar der Heiligen sehen. Von Camillo Procaccini ist die Verlobung der h. Catharina da, auf dunkelem Hintergrunde in lichten Gewandfarben sehr heraustretend. Solimena lernt man hier in einem Porträt, einer trefflichen weiblichen Halbfigur schätzen. Tempesta ist in einem wilden Reitergefecht gut vertreten. Eine große Kreuzigung von Rubens erschien mir sehr flüchtig und skizzenhaft behandelt, jedenfalls nur ein Bild seiner Schule. Auch die van Dyks, eine Kreuzigung mit Engeln und Achill unter den Töchtern des Lykomedes sind des Meisters kaum würdig. Aufmerksam mache ich vor allem dann auf einige Bilder aus der strengen, wie ich glaube, altspanischen Schule, welche als gothiques meist kurz abgefertigt werden, so eine Kreuzabnahme, dann in einem Halbrund fünf allegorische Gestalten. Es wurde fleißig copirt in den Sälen, so wie auch ein großer Saal, ich glaube das alte Refectorium, mit einer Gypsabgußsammlung wohl versehen ist.

Verlassen wir diese Stätte der Kunst, welche dem speciellen Interesse des Kunsthistorikers so viel bietet, um noch die zwei kirchlichen Mittelpunkte zu besuchen, die uns bei dem Überschau der städtischen

Geschichte gleich in den Vordergrund traten: ich meine die Kathedrale St. Etienne und die Kirche St. Cernin.

St. Etienne liegt an einem langen, unregelmäßigen, allmälig sich erweiternden Platz; der Thurm und das Portal so wie die darüber befindliche Rosette gehören der letzten Entwicklung des gothischen Stiles an, sie sind gebaut zwischen 1440 und 1531. Das Schiff erscheint dagegen außerordentlich klein und einfach, als ein großes Gewölbe, aus der Zeit des Grafen Raymond VI, also Anfang des 13. Jahrhunderts. Man ist erstaunt, an dem Ende dieses gerad abschließenden Raumes nun mit einer weit links gerückten Achse auf einmal den Chor mit Capellen als einen nach ganz andern Dimensionen errichteten Bau sich öffnen zu sehen. Er war 1275 durch Bischof Bertrand unternommen worden, wie man sieht, als ein Neubau des ganzen Domes, der aber dann nicht weiter geführt ward, aber auch selbst nach einem Brand im Jahr 1609 vollständig an Wand und Gewölbedecke modernisirt ist.

Großartiger ist St. Cernin. Das Martyrium des heiligen Saturninus gehört in die Reihe der ins dritte Jahrhundert, meist unter Decius (250/51) gesetzten Christenverfolgungen, die zugleich einen bedeutenden Fortschritt, einen Durchbruch des Christenthums in Gallien unter dem Eifer kühner Sendboten von der römischen Kirche aus bezeichnen. Es steht der Hauptsache nach in seinen ältesten Überlieferungen, so den Preisliedern des Sidonius und Venantius Fortunatus, wie wenige sicher, und hat diesem Bischof von Toulouse diesseits und jenseits der Pyrenäen große und frühe Verehrung gebracht. Man berichtet, wie er, noch nicht lange Bischof von Toulouse, aber bereits als rechte Stütze der Kirche, als kühner Angreifer des Heidenthums geliebt und gehaßt, einst von seinem Hause zur Kirche wandelt an dem Capitol vorüber, wo die Bürgerschaft, ihre Decurionen an der Spitze, zu einem feierlichen Opfer der Minerva versammelt ist. Sein Anblick erregt die Menge, man holt ihn ein, zieht ihn die Stufen hinan, um der Göttin zu opfern, aber er weigert sich fest. Siehe da wirft man den Strick, der den unruhigen, wildgemachten Opferstier fesselt, ihm um den Hals, und fort stürzt das Thier die hohen Stufen herab, auf denen bereits das Haupt des einer Dirke gleich Geschleiften zerschmettert wird; unaufhaltsam geht es weiter, bis das Thier erschöpft den

verstümmelten Leichnam liegen läßt. Die bekehrte Frau eines Decurionen bestattet ihn da; die Stätte wird bald Märtyrerplatz, wo andere Christen im Tode zu ruhen suchen, sie erhält den Namen vom Stier (du Taur). Aber nach der Zeit wird inmitten der sich vergrößernden Todtesstätte der Platz für den Märtyrer und seine Capelle zu eng. Diese selbst bleibt zwar und ist noch heute als Notre Dame du Taur (seit 1500 erst der Jungfrau gewidmet) verehrt, aber die heiligen Gebeine werden in eine neue, großartig gebaute Kirche von Hilarius im Anfang des fünften Jahrhunderts übertragen, und zu ihnen gesellen sich dann die Gebeine von drei Nachfolgern, theilweis Schülern, dem St. Honoratus, Exuperius und Hilarius. Doch nicht genug damit: angeblich von Karl dem Großen sind auf seinem spanischen Zuge und seiner Fahrt in das gelobte Land die Leiber von sechs Aposteln, der beiden Jacobi, des Bartholomäus, Philippus, Simon, Judas und von Barnabas mitgebracht, dazu noch Haar und Gewand der Jungfrau Maria. In stolzem Gefühle dieses so heiligen Schatzes bekam die Krypta die Inschrift:

Omnia si lustres alienae climata terrae,
Non est in toto sanctior orbe locus.

An hohen Festen werden diese Heiligthümer gezeigt und in Procession herumgetragen, der freundliche Concierge führt den Fremden zunächst hinab in die Gewölbe der Krypta, wo sie alle in neu angeschafften Kästen unter Glas und Gitter ruhen; er antwortet wohl vorbereitet auf manche Zweifel, die Gleiches anderswo schon gefunden zu haben meinen; den reichen Schatz an Gold und Gestein hat auch hier die Revolution entführt.

Ich habe viele schöne Werke des romanischen Stiles in Deutschland, Italien und Frankreich gesehen, aber keines hat einen so harmonischen und großartigen Eindruck gemacht, als St. Cernin. Im Innern streckt sich vor uns das Langschiff mit vier Reihen zierlich an den Ecken gegliederter Pilaster mit Rundbogen; die Capitelle sind dabei mannichfaltig verziert. Über ihnen öffnet sich in oberer, von zierlichen Säulenpaaren getragener Arkade der Umgang, darüber die reich mit Schachbrettform verzierte Wand in Fenstergruppen, zwischen denen die breiten Gewölbegruppen aufsteigen. Und wie gliedert sich Querschiff und Rundchor in die 9 eingefügten kleinen Apsiden! Allerdings ist die

Vierung durch schwerfällige, ungeheure Pfeiler verengt, die den Einblick in den Chor etwas hindern; aber diese machten sich nöthig, als man oben darauf einen hohen Thurm setzte, der von zwei niedrigern Seitenthürmen flankirt, den ganzen äußern Anblick beherrscht.

Und wie mannichfaltig ist dieser mit seinem Aufbau von Mittel- und Nebenschiffen, Haupt- und Nebenchören! Welche Kunst ist hier an zierlichem farbigem Ornament, so dem versetzten Zahnschnitt, vor allem aber an den Prachtportalen mit den reichverzierten Säulenschäften, den sichtlich nach der Antike wieder gearbeiteten Capitellen, mit großen Reliefdarstellungen über der Thüre und stehenden Gestalten aufgewendet! Auch der Hauptthurm ist im Stile des Ganzen gehalten, unten noch mit Rundbogenfenstern, oben mit jenen bereits bei dem Museum beschriebenen Spitzdreieckfenstern. Und doch entdeckt eine schärfere Betrachtung gleichsam die Näthe dieses nicht gleichzeitig gefertigten Werkes. Die Hauptsache der Anlage mit Pfeilerstellung u. s. w. gehört allerdings dem im J. 1096 von Papst Urban geweihten Bau an, sicher auch das Thürrelief über der einen Südthür. Die Gewölbe sind erst später eingezogen, wie man an dem erhöhten Dache noch wohl bemerkt, auch das reiche Südportal so wie die äußere Ornamentik fällt nicht vor die Zeit eines Raymond V und VI; der Thurmbau ist erst im 14. Jahrhundert darauf gefügt worden. Trotz alledem haben wir nichts den Gesammtcharakter Störendes, und wahrlich nicht unbelohnt kehrt man von jedem Besuche des großen, ovalen Platzes, der St. Cernin in der Mitte hat, zurück.

Achtes Kapitel.
Bordeaux und die Garonnefahrt.

Nächtliche Fahrt nach Agen. Agen und Louis Napoleon. Die Garonne und ihre Ufer. Blick auf die Reisegesellschaft. Thiere. Menschen. Nähe von Bordeaux. Eintritt in die Stadt. Nähe des Meeres. Die Landes de Buch und de Médoc. Etangs und la Teste de Buch. Weg zum Hafen. Place des Quinconces. Blick vom Quai Louis XVIII. Hügel. Bahnhof. Les Chartrons. Blick flußaufwärts. Jahrmarkt. Fahrt durch den Hafen. Die Schiffe Napoléon und la Pomone. Handelsbedeutung. Mangel an Dampfschiffen. Moderne Stadt und ihr Schöpfer Tourny. Das Theater. Historische Interessen. Besteigen der Tour de Peyberland. Rundblick. Einblick in die Stadt. Römischer Kern. Mittelalterliche Erweiterung. Cité. Mehrere Bourgs und die Klosterkirchen. Wachsen in der neuen Zeit. Die römische Welt. Das Palais. Puy de Paulin. Der römische Hafen und die Quelle Divona. Schilderung des Ausonius. Wassergänge durch die Stadt. Die celtischen Stadtbewohner. Alter Handel mit Britannien. Griechischer Einfluß. Weinbau. Tetricus. Verkehrsleben in der Stadt. Das aquitanische Genußleben. Literarische Anstalten. Ausonius und Paulinus, zwei Gegensätze. Bischöfe. Westgothenzeit. Tempel der Tutela. Le Palais Gallien. Erbauungszeit. Name des Gallien. Das Museum und die antiken Funde. Der romanische und gothische Stil. Aquitanische Eigenthümlichkeit und englischer Einfluß. Die Kirche St. Croix. Die Architektur der Façade. Der englische Bau von St. Michel. Die Todtenkammer. Das Collége. Die verschlossene Gemäldegalerie. Die Kathedrale. St. André. St. Sevrin. Das Seitenportal und seine Plastik. Inschrift. Der neue Kirchhof der Karthause. Historische Interessen. Gräberschmuck in Frankreich und England. Monumente. Moreau. Spanier. Deutsche.

Die Sonne war schon längst untergegangen, als der vollbeladene Messageriewagen aus der dunkeln Halle des Posthofes von Toulouse nach langem Harren, nach großer Verwirrung der nach den verschiedensten Richtungen abreisenden Fremden, rollte. Noch dauerte über unserem Haupte der Streit über die Plätze auf der Imperiale und dem dießmal mit Soldaten angefüllten Kofferverdeck fort, als wir bereits die Vorstadt von Toulouse verlassen hatten, und nun in die weite, fruchtbare, wenig vom Abendschimmer erhellte Fläche einfuhren, welche

zu der rechten Seite der meist von der Straße nicht sichtbaren Garonne bis Montauban und Moissac sich ausbreitet. Die Unterhaltung verstummte bald, die empfindliche Kälte ließ die Fenster schließen, und so rollte man im Halbschlaf weiter. Es war Mitternacht, als die einzigen, größeren Städte des Weges, Castel Sarrazin, dann Moissac, einst durch seine Abtei hoch berühmt, welche ihren weltlichen Abt (abbas militaris) im Grafen von Toulouse sah und zu Zeiten von 500 Mönchen bevölkert war, passirt wurden. Der Mond leuchtete hell in die engen Straßen, und mit halbklarem Bewußtseyn ward der Name des Tarn, des breiten Flusses gehört, den wir unmittelbar vor Moissac überschritten. Um 4 Uhr langten wir in Agen, dem Zielpunkte der unbequemen Nachtreise an, der Frost hatte alle Reisenden, besonders jene armen Bewohner des oberen Stockwerks unseres Wagens, tüchtig durchschüttelt. Unruhig drängte man auf der dunkeln breiten Allee dem Flusse zu, wo lärmend der Schornstein des Dampfschiffes den dicken Qualm des eben angezündeten Feuers emporführte, selbst kaum erwärmt, schon von der Wärme etwas den Frierenden mittheilend. Wagen von Villeneuve, Nérac, von Auch auf der Pyrenäenstraße langten an, Tische mit dem einfachsten Kochgeschirr wurden aufgeschlagen, und alles drängte rasch, die eben vom Nachbar geleerte Schale Kaffee sich füllen zu lassen.

Es war indeß Morgen geworden, und noch hatte der den Strom heraufziehende Nebel uns nicht erreicht, als das Dampfschiff die Anker lichtete. Von der Stadt Agen, dem Aginnum der Römer, dem Geburtsort des größten Philologen des 16. Jahrhunderts, Joseph Scaliger, und des dichtenden, weit in Südfrankreich berühmten Barbiers, Jasmin, war vom Fluß aus wenig zu sehen, aber die reich bewachsenen Uferhügel machten den freundlichsten Eindruck; dazu die stattliche Brücke über den Fluß selbst und der Aquäduct, welcher den Canal du Midi oder vielmehr seine bei dem ungeregelten Laufe der Garonne zwischen Toulouse und Agen nöthig gewordene Fortsetzung auf die andere Seite führt. Man erzählte sich lebhaft, wie vor wenig Tagen diese Hügelterrassen der sogenannten Eremitage besetzt gewesen seyen von Menschenmassen, als der Prinzpräsident in dieser Hauptstadt eines Departements verweilte, wie er erklärt, daß ihm dieser Anblick fröh=

licher Menschen lieber sey, als die prachtvollsten Decorationen, die ihm errichtet.

Die Garonne hat noch einen starken Fall, Sandbänke, meist grün bewachsen, treten aus ihr hervor, trotz ihrer Breite sind luftige Hängebrücken, dieser Stolz französischer Ströme, über sie gespannt. Man hat durch weiteingreifende Faschinen vielfach ihr Land abgewonnen. Die Ufer unmittelbar sind fast durchgängig mit hohen Bäumen und Gebüsch von Weiden, Erlen, Pappeln besetzt. Während die linke Seite zum größeren Theil flach erscheint, wenig belebt durch Ortschaften, so treten auf dem entgegengesetzten Ufer grüne Hügelketten von Zeit zu Zeit nahe an die Garonne, ja sie fallen dann in schroffe Felsen herab. Dieß ist der Punkt, wo parallel einer solchen Kette ein Nebenfluß, z. B. der bedeutende Lot sich in die Garonne ergießt, wo Städte, wie Aiguillon, Tonneins, Marmande, La Réole sich steil über dem Fluß erheben. Keine derselben vor Langon macht einen stattlichen, blühenden Eindruck, sie sind meist in Terrassen als enge, dunkle Häusergruppen, oft mit den freundlichsten, rebenumwachsenen Verandas einfachster Art dem Felsen angefügt, hohe Mauer- und Thurmreste alter Befestigungen ragen hie und da hoch über sie empor oder schützten sie einst unten gegen die Flußseite. Und auf und nieder steigt es die engen Gänge von den zum Dampfschiff Eilenden oder dasselbe Verlassenden, der Korb mit trefflichen Weintrauben oder auch dem Gebäck der Windbeutel wird weithin an langen Stangen auf das Schiff gereicht. Neue Kirchenbauten sah ich öfters, alle trugen unverkennbar das Gepräge der an den Kirchen zu Toulouse, besonders der von St. Cernin gemachten Studien.

Ehe wir bei Langon uns der von der Garonne nun bis zu ihrem Ausflusse eingeschlagenen, entschieden nordwestlichen Richtung zuwenden und hier bereits in den Bereich der den Fluß aufschwellenden Fluth eintreten, um von da an in den zahlreichen, sich gegenüberliegenden Ortschaften, einzelnen schönen auf der Hügelkette prangenden Schlössern, dem reichen Weinbau die Nähe der Hauptstadt des südwestlichen Frankreichs und eines wichtigen Seeplatzes zu erfahren, werfen wir einen Blick auf unsere nächste Umgebung, auf das Dampfschiff selbst. Der kalte Windzug auf dem Flusse, der eine Zeitlang dichte Nebel hat

die Gesellschaft öfters in die Cajüte oder an den Schornstein getrieben. Um so behaglicher sonnt sich dann ein jeder an der mittäglichen Octobersonne. Allerdings fast jede Passage ist durch Bänke und Sessel gesperrt, denn den besten Platz des sehr langen, nicht breiten Dampfschiffes nehmen nicht Menschen, sondern eine andere lebendige Gesellschaft ein. Schon heute früh waren wir auf dem Dampfschiff von einem lebhaften Morgenruf empfangen worden, der gallische Hahn ist hier in Hunderten seiner Brüder vertreten. Ich sah nie so viel Käfige angefüllt mit Hühnern beisammen, die alle aus den gänse- und hühnerreichen Gegenden der oberen Garonne und weiterhin des höheren Languedoc ihrem Tode in dem volkreichen Bordeaux entgegengeführt werden. Die Gegengabe des Tieflandes am Meer, jener Steppen des Landes war mir früher bereits bei Carcassonne, in den Heerden wohlgenährter Hämmel begegnet.

Die menschliche Gesellschaft bestand außer einer kleinen Anzahl von Kaufleuten, die aus Toulouse mit mir abgereist waren, und meist in Bordeaux ihre Heimath hatten, aus der ab- und zugehenden Zahl von Stationenreisenden, die natürlich in der Nähe von Bordeaux von Ort zu Ort sich mehrten, darunter größeren Familien, welche von der Campagne mit bedeutendem Gepäck in die Stadt zurückkehrten. Eine charakteristische Erscheinung bildete die große Zahl von Geistlichen, welche eben jetzt zu der im Herbst abzuhaltenden Confession und den geistlichen Exercitien auf Reisen nach den kirchlichen Metropolen sich befanden. Auffallend war mir der Gegensatz von ein paar älteren, wohlhäbigen, gesprächigen Stadtgeistlichen aus Toulouse, welche durch die Ankunft einer ganzen Anzahl von jungen, einem Seminaire angehörigen Geistlichen unter ihrem Oberen sichtlich in Verlegenheit gesetzt wurden, und nun mit ängstlicher Scheu dem Gebete und Lesen des Breviers, das ich bis dahin nicht in ihren Händen gesehen, oblagen, sonst aber jede nähere Berührung mit ihnen vermeidend. Unverkennbar sprach sich auch hier der durch ganz Frankreich gehende Zwiespalt der älteren, gemäßigten, oft nicht sehr kirchlichen und der jüngern, strengen, concentrirten Geistesrichtung in der Geistlichkeit aus.

Der Mittag ist schon länger vorübergegangen, die Gegend hat einen offenern, freundlichern Charakter angenommen, die Hügel von

St. Macaire, Cadillac, Rions, Langoiron, die Umgebung von Sauterne sind bereits beredte Zeugnisse der berühmten Weincultur des Bordelaiser Landes; auf den Höhen glänzen stattliche Schlösser, wie das von Cadillac, welches der Duc d'Epernon erbaute, heutzutage aber weibliche Strafanstalt ist, wie das von Benauge, von la Brède auf der andern Seite. Die Gesellschaft geräth bereits in eine fieberhafte Erregung, alles strebt zu dem mit Gepäck bis oben gefüllten Schiffsraum; schon sind Garçons an das Schiff gestiegen, um die Karten ihrer Hôtels zu vertheilen und dieselben gehörig anzupreisen. Doch Geduld, noch dauert es eine halbe Stunde, ehe wir Bordeaux zu Gesicht bekommen.

Da tritt die steile Hügelreihe weiter vom rechten Ufer zurück, und im weiten Halbkreisbogen dehnt sich die Häusermasse an dem prachtvollen Strom hin, welcher hier in einer gewaltigen Biegung zugleich fast seeartig sich ausbreitet. Wir landen oberhalb der Brücke, welche den eigentlichen Seehafen nach Süden schließt, während die Flußschifffahrt der Garonne selbst von diesem obern Punkte ausgeht, und zugleich hier auf und neben den Schiffswerften neugebaute und auszubessernde Seeschiffe als unförmliche Massen emporragen. Endlich sind wir im Besitz unserer Sachen, der harte Kampf gegen die andringenden Packträger und Kutscher ist geendet, und wir ziehen im Glanze der Nachmittagssonne den weiten Weg auf dem Quai hin, endlich einbiegend in die weit sich öffnende Straße Chapeau-Rouge, um hier in einer ruhigern Rue Condé, im Hôtel des Americains, eine bescheidene Wohnstätte zu finden.

Rasch sind wir aus der Mitte des Landes in die Nähe der See wieder gerückt; zwar sind es wohl noch 15 geogr. Meilen bis zu dem Leuchtthurm der Ile de Cordouan, an dem sich die Wellen des atlantischen Oceans mit voller Gewalt brechen, und welcher den Schiffern als der letzte Punkt der Küste weithin leuchtet, aber bereits 6 Meilen unterhalb Bordeaux, bei Blaye, dehnt sich die Garonne zu dem Meerbusen der Gironde aus, und hier erhalten die größten Dreimaster ihre volle Ladung. Und blicken wir von Bordeaux nach Westen, so ist die Meeresküste selbst bedeutend näher gerückt auf kaum 9 Meilen; keine höhere Bergreihe hindert hier die frische, belebende Luftströmung, die über

das Weltmeer streicht. Nur die breiten Sanddünen, die etwas höhern Sandflächen (les Sablons) mit ihren dichten Pinienwäldern, jene einsamen Strecken des Landes de Buch und de Médoc halten die Sturmwellen von dem fruchtbaren, aber doch leichten Tiefland, welches als la Grave an der Garonne sich hinzieht. Ja, die See hat in vielfachen Etangs sich in das bewegliche, veränderliche Sandland, in dem noch fortwährend menschliche Anlagen, kaum gemacht, wieder spurlos verschwinden, oft tief gewühlt; Etangs sind entstanden und bilden so hinter den äußersten Dünen eine zweite Wasserlinie, sie ziehen den geringen Wassergehalt jenes Sandlandes an sich und zerfasern sich selbst oft in eine Masse schmaler, stehender, die Landzunge der Médoc weit durchziehender Wasserrinnen.

Der bedeutendste dieser Etangs, in den der einzige Fluß des Landes, der Leyre, sich ergießt, ist allerdings von menschlicher Hand an seinem Verbindungscanal mit dem Meere geregelt, und die kleine la Teste de Buch oder Teste allein genannte Spitze des Landes der alten Boi, ist zu einem nicht ganz unbedeutenden Hafen seit jenen Kunstanlagen emporgestiegen. Eine Eisenbahn hat sie bereits mit Bordeaux verbunden, und das Vergnügen der Seebäder kann im Sommer in einem Nachmittag von da aus leicht genossen werden. Wir haben es uns allerdings versagen müssen, diese kurze Excursion zu machen, und hier neben dem Anblick des gewaltigen Weltmeers und des kleinen, am Strande im Haine stehenden Kirchleins der den Schiffer schützenden Notre-Dame d'Arcachon, auch eine nähere Bekanntschaft mit der einzigen, hier blühenden Thätigkeit, der Bereitung von Theer, Pech und Terpenthinextract aus den großen Pinienwaldungen zu erwerben: der Winterplan hatte bereits die Fahrten der Eisenbahn auf eine einzige, am frühen Morgen und die Rückkehr am Spätabend beschränkt, und so würde ein voller Reisetag darüber hingegangen seyn. Jedoch Bordeaux selbst ist so entschieden der Mittelpunkt des See- und Handelsverkehrs im südwestlichen Frankreich, daß alle jene Punkte, wie Teste und Blaye nur Vorposten gleichsam sind, ausgestellt um vorläufig das dem Haupthafen Bestimmte festzuhalten oder hinauszugeleiten. Es beurkundet in dieser seiner zurückgezogenen, gegen den Andrang der Meeresgewalt und des ersten Seeangriffs geschützten Lage, welche aber selbst noch in

Fluth und Ebbe und der seeartigen Erweiterung des Stromes den unmittelbaren Seeverkehr begünstigt, durchaus seine uralte Bestimmung als Seehandelsplatz, und daß es bereits von den Römern als eigentliches Emporion an der Garonne in der Hand eines wichtigen, celtischen Stammes vorgefunden ward, wissen wir ja ausdrücklich.

Suchen wir also die Lebensader von Bordeaux, den Hafen, zuerst auf. Nur wenig Schritte von unserm Hôtel und wir stehen inmitten der großartigen Baumanlage, welche in Verbindung mit dem weiter zurückliegenden Jardin Public durch ihr Grün den großen Stadttheil des Chartrons von der übrigen Stadt fast gänzlich trennt. Schon hier ragen uns inmitten der Platanengänge, deren Boden jetzt freilich vom herbstlichen Laub vielfach bedeckt ist, die Maste der Schiffe entgegen; wir erreichen bald das westliche Ende dieser Place des Quinconces und zwischen hohen Säulen, mit Schiffsschnäbeln geziert, Nachbildungen der römischen Columnae Rostratae, blicken wir von der Terrasse auf das reiche Wasserleben herab. Es ist dieß gerade das eigentliche Knie der Strombiegung, und man hat den Quai de Louis XVIII unter uns noch mit einem Vorbau versehen, so daß uns der volle Überblick über die ganze Stadtlänge und weit hinaus gegeben ist. In der That bei warmer Beleuchtung einer der großartigsten und zugleich freundlichsten Stadtansichten, erinnernd zugleich an Dresden, Hamburg und Köln! Wie weich und doch so mannichfaltig sind die Linien jenes Hügelzuges am jenseitigen Ufer, von demselben sicher fast eine Stunde entfernt! Reich sind sie mit weißen Landhäusern besetzt, bedeckt mit dem noch frischen Weinlaub, das durch dunklere Massen von Cypressenwäldchen unterbrochen wird. Uns mehr zur Linken drängen sie mit weißglänzendem Felsen sich hart an die Garonne heran und schließen in trefflichster Weise die weite Perspective den Chartrons entlang. Rechts nach Süden verliert sich der Blick über die Stadt hinaus in eine weite Fläche. Ja, Ausonius hatte Recht, wenn er das einschmeichelnde Bild seiner schmucken „Burdigala", „die ragenden Villen auf dem Uferhang, die weingrünen Hügel, den lieblichen Strom" gern in der Ferne wieder fand, wenn er sich ausmalte, „wie das Weinland die gelbliche Garonne mit Farben schmückt, von dem höchsten Gipfel des Berghanges bis an den Flußrand den grünen Lyäus streckend." Die Cypressen jener

Hügel bildeten einst den Stolz des Bordelaisers; noch zur Zeit des Elias Vinet, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, durfte kein Schiff mit seiner Weinladung die Stadt verlassen, ehe es gegen eine bestimmte Abgabe den Cypressenzweig von der Stadtobrigkeit, den Jurés, sich abgelöst.

Uns gegenüber ist eine neue Stadt im Entstehen; bereits sind die Linien der Straßen gezogen, der provisorische Eisenbahnbau erhebt sich dazwischen, freundliche Alleen, besonders die breite Avenue de Paris, durchziehen das Gelände. Noch liegen hier weite Landzungen mit ihrem Schlick bloß, bald wird die steigende Fluth sie bedecken; Weiden und Erlengebüsch säumen weiter abwärts die Garonne ein. Auf unserer Seite ist sie, fast so weit als unser Auge reicht, in wohlgeordnete Schranken gefaßt, nicht durch eine steil abfallende Mauer, sondern durch treppenartigen Steinbau, der das bequemste Anladen ermöglicht bei dem Wechsel von Fluth und Ebbe. Ein breiter Quai umzieht den Strom. Uns zur Linken drängen sich in ununterbrochener Reihenfolge moderne, hohe Privathäuser mit den großen Waarenlagern im Parterre und den in tiefen Höfen oft vervielfachten Räumen, jenen Chair, die den reichsten Schatz des Landes, den Bordeauxwein, in Hunderten von Fässern bergen. An 300 der reichsten Kaufleute wohnen hier, darunter sehr viel Deutsche, die bekanntlich eine deutsch-protestantische Kirche auch hier besitzen. Weiterhin werden die Häuser kleiner, Schenkbuden aller Art und die kleinen Gewerbe drängen sich, die dem Matrosen seine Bedürfnisse bieten; unter Bäumen sammeln sich die Gruppen der Hafenarbeiter und Seeleute beim Spiel und dem auch hier viel getrunkenen Bier. Hie und da ragen die Schlote und Mauermassen großer Gebäude hervor, Zuckerraffinerien und Destillationen. Ich habe es versucht, den Quai der Chartrons bis zu Ende zu durchwandern, aber unter einer halben Stunde ist dieß von unserm Standort nicht gut möglich.

Ein ganz anderer Anblick bietet sich uns zur Rechten, man sieht, hier drängt sich auch an den Strom das eigentlich städtische Leben in seiner Jahrhunderte alten Gestaltung. In unserer Nähe zuerst ein Paar große moderne Hôtels, dann das große Halbrund, das von der Douane und Börse umschlossen wird, eine Anlage aus der Zeit von Louis XV, mit reicher Verschwendung äußerer Architektur und kleinen

Kuppeln, ein mittelalterliches Stadtthor mit den zwei den Mittelbau flankirenden Rundthürmen tritt weiter zurück, während dann auf der ansteigenden Höhe der Place de Bourgogne vor der Brücke ein modern classischer Triumphbogen breit sich aufstellt, in einer Linie mit der gewaltigen Brücke selbst, die von Stein gebaut in 17 Bogen über die Garonne sich streckt, an ihren Enden mit dorischen Hallen als den Weg- zoll- und Wachthäusern abgeschlossen. Über sie hinaus heben sich noch die dunkeln, schwarzen, niedrigen Gebäude der Schiffswerften und großen Werkstätten vom Flusse und dem reinen Abendhimmel ab, und hinter ihnen ragen die Massen der mittelalterlichen Abteikirchen St. Croix und St. Michel. Und dieser lange Quai des Stadtcentrums ist zufällig heute noch besonders belebt durch Jahrmarktsbuden aller Art. Wir sind auch hier zum Beginne des Herbstmarktes gekommen, wie schon in andern Städten. Die Masse der Kleinhändler kramt eben ihre Herrlichkeiten aus, meist alle der Urquelle alles Kleinhandels, den Faubourgs und Barrieren von Paris entstammend. Aber sie können wir besser in ihrer Heimath, auch mit geringer Änderung in der unsrigen kennen lernen.

Nein, steigen wir rasch in eines der unter uns wartenden Boote und lassen wir uns von dem bereits bejahrten Schiffer, der uns dabei gute Auskunft giebt, über den herrlichen Wasserspiegel zwischen die stolzen, hier ankernden Seeschiffe durchfahren. Eben führt die steigende Fluth noch eine Anzahl mit leicht geschwellten Segeln zur Stadt heran. Wie ist es einem in solcher Umgebung gleich so weit, so allheimisch zu Muthe! Wir denken nicht mehr jener Reisegesellschaft, des eiteln, über ein Paar Städte Frankreichs nie hinausgekommenen Weinhändlers, nicht der schweigenden Gesellschaft von Commis Voyageurs an der Table d'Hôte. Wir sind hier wieder auf dem allen Nationen wohlbekannten und besuchten Gebiet. Da flattert der preußische Adler lustig in die Luft, dort die Danebrogsfahne, dort das Sternenbanner von Nordamerika, hier hören wir das englische Commando des Kohlenschiffes; wir lassen uns erzählen, wann dieses Schiff wohl nach Hamburg seine Weine bringen wird, jenes aus dem französischen Guyana angekommen ist, daß jener Mecklenburger nächstens nach Odessa absegelt. Noch ist unser Schiffer voll des Preises über das größte Kauf-

fahrteischiff, das so eben hier gebaut und von Napoleon bei seiner Anwesenheit den Namen erhielt. Es gehört dem Rheder Montanet, hat eine Länge von 80 Mètres (250 Fuß), Breite von 12 Mètres und Höhe zum Bord von 20 Mètres. Es ist leider gestern nach Blaye abgesegelt, um seine volle Ladung zu nehmen.

Aber wollen wir nicht das zweitschönste Schiff des Hafens, la Pomone, besuchen, das dort hoch über die andern hervorragt, und wo in zierlichster Schnitzerei und Farbenschmuck die volle, weibliche Gestalt der Göttin herausragt? Ein glücklicher Zufall führt den Herrn des Schiffes selbst gerade an Bord. Mit großer Freundlichkeit läßt er uns überall herumführen. Noch ist der große untere Schiffsraum nicht mit Waaren gefüllt, immer neue, gewaltige Kisten schweben am Haken des Krahns und verschwinden in der Tiefe; es wird nach Valparaiso geladen. Die Wein- und Spiritusfässer, Kisten voll Industriewaaren, französischem Porcellan, Wollen- und Seidenwaaren kommen fortwährend auf Booten an. Die Cajüte erhebt sich hier am Hinterbord ziemlich hoch, sie ist zierlich ausgestattet und mit allen Comforts versehen. Von ihrem Verdeck haben wir die prachtvollste Rundsicht über die Schiffe des Hafens. Allerdings läßt sich derselbe an Frequenz durchaus nicht mit Marseille, auch nicht mit dem wunderbar rasch emporgestiegenen Havre, das in seinem Rücken Paris, sich gegenüber Nordamerika hat, vergleichen, aber Bordeaux ist immer der dritte französische Hafen, nur von Nantes in dieser Stellung bestritten. Es ist naturgemäß auf die französischen Colonien der Antillen, von Guyana so wie an der Westküste Afrika's gewiesen, freilich Punkte, die alle zusammen Algerien nicht aufwiegen. Und in dem europäischen Weinhandel wird es voraussichtlich immer die erste Stelle einnehmen. Mit Recht hat man den bisherigen Regierungen Frankreichs die große Vernachlässigung der überseeischen Dampfschifffahrtslinien zum Vorwurf gemacht. Auch Bordeaux hat darunter gelitten. Wie unbedeutend sehen die Paar Dampfer, die hier liegen, der eine, welcher mit Nantes alle zwei Tage verkehrt, die andern, die vielleicht wöchentlich einmal nach Havre gehen, oder nur den Verkehr der untern Garonne besorgen, gegen den Reichthum des Hafens von Marseille oder gar englischer Häfen aus! Doch die Sonne ist untergegangen, noch kurz röthen sich die östlichen Hügel,

nehmen wir Abschied von der Pomone, doch nicht zum letztenmal von dem Hafen. Vom Kahn, von der Brücke aus, im Morgenglanz der aufgehenden Sonne, zur Mittagszeit sehen wir uns noch öfter auf dem belebten Strome um.

Wem es in Bordeaux bloß um den gewöhnlichen Reisegenuß, um das Treiben der Gegenwart, um den Anblick schöner moderner Bauten, eleganter Cafés und Läden, besuchter Spaziergänge zu thun ist, dem kann ich nur rathen, außer dem Hafen die Umgebung jener Place des Quinconces mit seinen strahlenförmigen Ausläufern, den Platz vor dem Theater, alles was den Namen Tourny trägt, Allee, Platz, Cours, vor allem die breite marktähnliche Straße Chapeau-Rouge, deren Name offenbar dem Cardinalshut des unmittelbar dabei in einem Platz gefeierten Richelieu gilt, fleißig zu besuchen. Auf den gewaltig langen, die Stadt mit zwei fast rechtwinklig sich treffenden Armen umschließenden Cours mag er auch nicht zu weit über Place Dauphine hinausgehen, er wird sonst bald in einsamere, wenig elegante Gegenden kommen. In diesem Bereich findet er aber auch alle seine Wünsche reichlich erfüllt. Bordeaux ist in der That die eleganteste Stadt Frankreichs nach Paris und sie ist dieß geworden binnen kurzer Zeit in den Regierungsjahren Ludwigs XVI. Es stand hier an der Spitze der Provinz Guyenne ein sehr unternehmender Mann, M. Tourny, dessen Name auch von den Spaziergängen mancher andern Stadt in dieser Provinz getragen wird. Ihm werden die großartigen, ineinandergreifenden Anlagen von runden Plätzen, mit Straßenstrahlen, schattigen Alleen, die Vereinigung der weltlichen Hauptgebäude der Stadt verdankt. Allerdings die Börse war bereits länger vollendet, wie wir erwähnt, aber die jetzige Präfectur, die Bank, das Gebäude des Museum, ursprünglich der Akademie von Bordeaux, einer jener Filialstiftungen der Pariser Akademie, bestimmt, die zwei großen Badeanlagen, endlich das imposante Theater bilden die hervorragendsten Gebäude dieses neuen Bordeaux. Sie sind alle in Einem Stile gebaut, in jenem dem Rococo gegenüber viel einfacheren, strenger an das Classische sich haltenden Stile vom Ende des vorigen Jahrhunderts, der aber zugleich möglich viel Fenster zwischen die Pilaster, hinter die Säulenhallen drängt, Attiken aufsetzt, große Treppenhäuser baut, oft hinter ihnen

kleinliche Gemächer öffnet. Das Theater ist ein durch seine Masse imposantes Gebäude, das im Innern mit Concertsälen, Hallen, Cafés, einer Menge Wohnungen auf das Reichste ausgestattet ist. Es ward im Jahre 1774 begonnen und nach einem Aufwand von 2,300,000 Fr. von Seiten der Stadt 1780 vollendet.

Das historische Interesse wird länger und dauernd in diesen Umgebungen allein nicht befriedigt seyn. Es wird immerhin hierin den materiellen Aufschwung, welcher dem Handel und der straffen Verwaltung des neuen Frankreichs verdankt wird, und auch die großartige Verwendung städtischer Mittel für die öffentliche Bewegung und ästhetischen Genuß dankbar erkennen; aber es sucht weiter zurück nach sinnlichen, anschaulichen Haltepunkten früherer Perioden, wo das Parlament von Bordeaux, das dem Königthum oft so unbequeme, getagt hat, welches deßhalb mehr als einmal in andere, unbedeutendere Städte verlegt ward; was der Mittelpunkt des frühern selbstständigen Bürgerlebens war; wo damals der Handel sich bewegte, wie es sich schützte in den wechselvollen 300 jährigen Kämpfen der Engländer und Franzosen, welche kirchlichen Anlagen hier an die alte Metropole des südwestlichen Frankreich sich anschlossen, an diesen erzbischöflichen Stuhl, dem die Bischofssitze von Poitiers, Luçon, Maillezais, Saintes, Angoulème, Agen, Condon, Sorlat, Perigueux untergeben waren, und der in langem Streit mit der Kirche von Bourges um das Primat Aquitaniens rang; ja wir wünschen weiter die Gränzen der alten Römerstadt aufzusuchen, und an Steinresten, Inschriften, noch im Volke erhaltenen Namen uns jenes interessante Bild der römischen Cultur, die ihren schönsten Abendglanz über Gallien geworfen hat, sinnlich zu veranschaulichen, um so mehr, da ein günstiges Geschick uns im Ausonius vor allen einen beredten, gern in das Einzelne ausführenden Schilderer der Zustände seiner Vaterstadt, zunächst der literarischen, hinterlassen hat.

Ehe wir in das Detail der historischen Monumente uns vertiefen, ist es aber gerathen, von einem Punkte aus das Straßengewirr des alten Bordeaux zu überschauen, hier die Linien gleichsam zu ziehen, welche die Physiognomien der verschiedenen Stadttheile von einander scheiden, und dabei zugleich jene einzelnen Hauptpunkte zu fixiren.

Wir wählen dazu den hochragenden Glockenthurm neben der Kathedrale St. André, der den Namen trägt la Tour de Peyberland. Wir finden ihn leicht, von der Fortsetzung des Chapeau-Rouge in eine der der Garonne parallel laufenden Straßen einbiegend. Imposant erhebt er sich als schlanke viereckige Masse, auf welche ein achteckiger von Strebebogen gehaltener, aber abgeplatteter Oberthurm auffsetzt. Über dem massenhaften Untertheil gliedert sich in drei Etagen die reichste Fensterarchitektur immer leichter und üppiger, die Mauer in Maßwerk fast auflösend. Er ist so eben mit einem Bretterverschlag umgeben, in dem Steine bearbeitet werden. Eine große Zahl Gesellen arbeiten hier und oben an der Restauration. Der Zugang ist daher verboten, aber dem Fremden, dessen Skizzenbuch als vollgültiges Zeugniß eines Architekten betrachtet wird, erlaubt man es gern die 220 Stufen hinaufzusteigen. Genießen wir erst den prachtvollen Rundblick, der durch die scharfe, reine Ostluft auch in seinen entferntesten Punkten sehr bestimmte Linien giebt. Wir folgen dem breiten Wasserbande der Garonne an die äußerste nördliche Gränze, die Dordogne strömt dort vor unseren Augen mit ihr zusammen, schroffe Abhänge fallen zu dem Strom herab, an denen Blaye und Pauillac liegen, deutlich hebt nach Nordost das Hügelland vor der Dordogne von den Höhenzügen sich ab, die weit über sie hinaus ihr Flußgebiet von dem der Charente scheiden. Westlich der unteren Garonne überschaut man einen bedeutenden Theil des Landes Médoc, jene weinbedeckten Flächen, in deren Mitte die weltberühmten Namen Macau, Margaux, Médoc in kleinen Flecken und Schlössern sich wiederfinden. Der ganze westliche Horizont ist durch die langsam steigende Fläche des fruchtbaren Landes eingenommen, welche in den Haiden und Pinienwäldern ihre Gränze finden.

Unmittelbar zu unseren Füßen liegt die Stadt weit durchzogen von dem grünen Band der Alleen. Leicht wird ein auf dergleichen irgend aufmerksames Auge an den Straßenzügen, an einzelnen verlornen Posten von Thürmen, Thoren, Mauerresten bei Bordeaux die an einen kleinen Kern angesetzten, in einem Zeitraum von 1500 Jahren allmälig damit verwachsenen Theile herauskennen und so die Entwickelungsgeschichte der Stadt verfolgen. Es giebt gleichsam vier Stadien dieser Entwickelung. Wir befinden uns zunächst fast ganz auf der süd-

westlichen Ecke der römischen Anlage, welche als ein langes Rechteck zwischen Quai de Bourgogne und Quai de la Bourse auf die Garonne stößt und meist in langgezogenen, um eine Mittellinie sich etwas umbiegenden Straßen sich westlich bis an die Kathedrale St. André und die von ihr nördlich gehende Straße Rue des Remparts erstreckt. Daran hat sich die ältere mittelalterliche Erweiterung im Süden in einem gestreckten Viertelkreis etwa angelegt. Wir verfolgen ganz deutlich von der engen Rue Porte und Rue du Pétal zu unseren Füßen den breiten allmälig sich biegenden Straßenzug bis zu dem Triumphbogen an der Place Bourgogne. Sie alle tragen noch den charakteristischen Namen der Fossés (Graben), so de Bourgogne, St. Eloi, de l'Hôtel de Ville, des Carmes, des Tanneurs. Das ist jetzt die Hauptader des inneren Verkehrs, da sind die Marktbuden fortwährend aufgeschlagen, da drängt sich das plumpe Fuhrwerk des Landes, von der Eleganz der nördlichen Stadt ist hier wenig zu sehen. Aber auch nach Norden ist die römische Anlage ein wenig erweitert und der glänzende Chapeau-Rouge, sowie seine Fortsetzung sind selbst die alten Fossés. Als mahnende Zeugen dieser Altstadt stehen jetzt noch zwei gewaltige Stadtthore: das eine an dem Quai der Garonne, vor dem Platz du Palais, das andere neben der Kirche St. Eloi, aber in der Straße etwas zurücktretend. Beide, besonders das letztere, sind noch wohl erhalten mit der untern Pforte, dem darüber sich wölbenden, großen, offenen Spitzbogen, in dem die große Glocke hängt, mit der Galerie der Brustwehren, dann dem hohen Dache des Mittelgebäudes und den Spitzen der beiden runden Eckthürme, die es schützen. Es ist dieß Thor genau in dem städtischen Siegel des 16. Jahrhunderts erhalten.

Wie innerhalb der Altstadt der Altmarkt, ebenso auch der Sitz des Parlamentes, das Palais und der erzbischöfliche Palast zu suchen ist, so beweist uns der große Markt, welcher halbkreisartig den Fossés de l'Hôtel de Ville sich öffnet, und das einstige Hôtel de Ville selbst, daß die Stadt bereits äußere Theile in sich aufgenommen, und an ihrer Vermittelungsstraße den städtischen Mittelpunkt hingelegt hat.

Wieder ist es die Südseite, die den bedeutendsten, jüngern, aber dem Mittelalter noch angehörigen Zuwachs der Stadt aufzuweisen hat. Wo jetzt freundliche Platanenalleen sich hinziehen, da umschlos-

sen noch große Wälle und Wassergräben mit 6 Bastionen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Stadt. Der neue Zuwachs bestand aus den Häusergruppen, welche sich außerhalb der Altstadt um die Klosterkirchen als Bourgs gebildet hatten: so um St. Michel, um St. Croix, um St. Eulalie, um die Augustinerkirche und auf der Nordseite bei den Dominikanern. Besonders eng und regelmäßig concentrirt sind die Straßen um die Kirche St. Michel mit ihrem stolzen Beffroi und dem von uralten Bäumen beschatteten Kirchhof, welche dem Flusse am nächsten liegt und von dem zum Schiffbau nöthigen Gewerben früh umgeben ward. Auch eine Veste, le Château de Ha war nun in den Bereich der erweiterten Stadt mit aufgenommen. Ganz in unserer Nähe, südwestlich der Kathedrale, zeichnen sich noch heute zwei dicke Rundthürme aus mit Zinnen und durch Mauern verbunden, sie gehören jetzt zu dem Gefängniß und bilden die Hintergebäude der niedrigen, langen Façade des Palais de Justice, die an dem Place d'armes sich hinzieht. Dieß sind die Reste des Château, welches 1453 von Karl VII nebst einem zweiten an der Garonne, auf dem jetzigen Place Richelieu gelegenen, la Trompette, als Zwingburg der widerspänstigen Stadt und als Schutzwehr gegen alle feindlichen Angriffe errichtet ward.

Gegenüber dieser fast systematischen südlichen Erweiterung hat die neue Zeit über Fossés und Cours nach Nord und Nordwest weit hinausgegriffen: wo im 16. Jahrhundert wenige Schifferhäuser standen, dehnen sich die glänzenden Chartrons aus. Und im Westen hat die uralte Grabstätte von St. Sevrin sich mit Häusern gefüllt und die Todtenstadt weit hinaus mit der Carthause als Vorposten gegen Westen gesendet.

Kehren wir von diesem Überblick der Hauptglieder des Stadtorganismus zu den Anfängen, zur römischen Anlage zurück. Noch Elias Vinet, der gelehrte Professor von Bordeaux, Freund eines Scaliger und Cujacius, konnte die römischen Ringmauern, leicht kenntlich durch jene spätrömische, auch an dem großen Römerwerk, das heutzutage noch in Bordeaux existirt, angewendete Bauart mit Ziegelreihen zwischen Bruchsteinen, selbst bereits in ihren Grundlagen aus älteren Architekturtheilen und plastischen Fragmenten hie und da bestehend, an der Garonne hin deutlich verfolgen, er konnte genau die 10 Thore angeben,

von denen gleich neben unserem Standpunkt die kleine Straße Rue de Porte den Namen trägt.

In diesem Bereich liegt der Garonne nahe der Platz du Palais, sichtlich an das römische Palatium, später den Sitz auch westgothischer Könige, aquitanischer Herzoge sich anschließend. Der frühere Name Palais de l'Ombrière bezog sich auf die schattigen Baumgänge des Platzes. Und ein Familienname, der als einer der ersten und vornehmsten nicht allein von Burdigala, sondern von Aquitanien bezeichnet wird, den Gelehrte, Consuln und Bischöfe trugen, der Name der Paulini, ist an der nördlichen Seite in der der römischen Gränzmauer nächstgelegenen Straße Puy Paulin erhalten, d. h. Podium Paulini, die Estrade, der Balcon, der Prachtbau des Paulinus.

Aber wie kommt Burdigala zu dieser wunderlichen, langgezogenen, der Garonne nur mit der schmalen Seite zugewendeten Form? Die einfache Antwort ist, weil nicht die Garonne selbst die Pulsader ihres Handelslebens bildete, sondern ein von dieser ausgehender Canal, zunächst gebildet durch eine starke, am obern Ende hervorströmende, prachtvoll gefaßte Quelle, an dem Ausgang in die Garonne verschließbar durch ein stattliches Wasserthor, durch die Kunst erweitert und mit steinernem Quai versehen, von der Meeresfluth mit Wasser höher gefüllt, welches die Schiffe selbst in den Hafen hineinführte. Darauf leiten uns zunächst die Stellen der Alten ganz entschieden hin, und wir können das ganz entsprechende Verhältniß noch später im mittelalterlichen Bordeaux nachweisen, so wie die Analogie anderer alter, gleichfalls in die Stadt tief eindringender Hafenanlagen z. B. bei Antwerpen, bei Hamburg zu Hülfe kommt.

Ausonius pries unter den berühmten Städten zuletzt seine Vaterstadt, Burdigala, mit warmen Worten. Der milde Himmel, die reiche Fülle des wohlbewässerten Landes, der lange Frühling, kurze Winter, die grünen Hügel, der Fluß, der die Meeresbewegung in sich wiederholt, bilden den Beginn des Lobes. Aber dann schildert er die Stadt selbst, den stolzen Bau der Mauern, die hochragenden Thürme derselben, die innerlich wohl geschiedenen, breiten Straßen, die Anordnung der Häuser, die genau in strenger Kreuzung sich entsprechenden Thore und mitten durch die Stadt das Bett des Quellwassers. Er fährt

dann fort: „Füllt ihn Vater Oceanus mit zurückkehrender Fluth, ja dann siehst du ein ganzes schiffbedecktes Meer sich nahen. Was soll ich schildern, die von ikarischem Marmor gedeckte Quelle, wie sie aufsprudelt in des Euripus Enge? welch Dunkel der Tiefe, welch Aufschwellen im Fluß, wie sie stürmisch mit dem bis zum Rande sie füllenden Strome durch zwölf Öffnungen hervorbricht, nie erschöpft zu des Volkes vielfältiger Nutzung! Sey mir gegrüßt, du Quelle ungekannter Herkunft, heilig, nährend, stetig, durchsichtig wie Glas, blau, tief, wohltönend, reinlich und schattig; sey mir gegrüßt, Schutzgeist der Stadt, heilenden Trank spendend, Divona in der Sprache der Celten, als Quelle zu den Göttern gerechnet!" Und ein Paulinus in seinem Dankgedicht sagt am Schlusse der langen glücklich überstandenen Reise: „Endlich bin ich in die Heimath der Väter, zu dem Dach meiner Vorfahren gekehrt nach Burdigala, dessen Mauern die prachtvolle Garumna zuführt des Oceans steigende Fluth, durch das schiffleitende Thor, das den geräumigen Hafen in der nun auch auf Mauern stolzen Stadt verschließt."

Aber wo ist sie geblieben diese starke, klare Quelle, die aus einem Prachtbau mit zwölf Öffnungen strömte, welche — das können wir sicher hinzusetzen — einer Stadtgründung bei den Ströme, Haine und vor allem Quellen hochheilig haltenden Celten gerade diese Stelle angewiesen? Wo ist jener Kunstbau des Euripus, d. h. des Hafencanals? Wo jenes schließende Hafenthor? Heutzutage kenne ich in Bordeaux, wie in mancher Stadt des Südens von Frankreich, keine stattliche Fontaine, keinen einer römischen Fontana Trevi oder Aqua Paolina vergleichbaren Bau sprudelnder Wasserfülle. Und doch ist das Land unmittelbar westlich von Bordeaux noch heute quellenreich, noch durchfließen außer dem Wasser, das ursprünglich durch den Festungsgraben, jetzt an der Südseite von Bordeaux, an dem Cours St. Jean zwischen Gärten geleitet, Wäscherinnen und Gerber viel beschäftigt, zwei Bäche die Altstadt selbst, der Peugne und die Dijeaux. Jenen können wir unmittelbar unter unserm Standort wohl verfolgen, wie er sich durch enge Häusergruppen, kleine Gärten drängt, diese ist ganz überbaut und durchfließt die Rue Porte Dijeaux und dann an St. Remy vorüber. Der breite Quai hat allerdings ihren Ausfluß in die Garonne

ganz überdeckt, aber Vinet sah nicht allein diesen noch offen, sondern an dem Ausfluß des Peugne standen zu seiner Zeit die zwei starken Thürme mit Ketten dazwischen, einst die Schließer des mittelalterlichen Hafens, der in dem Peugne war. Waren in römischer Zeit diese Wassermengen auf Einem Punkt concentrirt, und wie es scheint, auch mit Beihülfe der Kunst vermehrt, da die Spuren einer Wasserleitung von Süden her, von den Moulins des Arcs sich bis in das westliche Ende der Altstadt verfolgen lassen, so wird uns die Bedeutung derselben für die Hafenbildung und den Schmuck der Stadt nicht mehr räthselhaft erscheinen. Der Name Dijeaux und die Lage dieses Wasserbettes sprechen aber dafür, in diesem Theile des Wassers die alte Divona (Duiona, Diviona) sammt dem Hafen zunächst zu suchen.

Wir sehen, wie verhältnißmäßig klein das Burdigala der Römer war. Es ist dabei zu beachten, daß es zwar durch römische Colonisation ganz erneut oder bedeutend erweitert worden ist, aber ursprünglich die Haupt- und zunächst Hafenstadt eines ächt celtischen Stammes war und blieb, der Bituriges Vibisci, welche bei irgend einer Veranlassung, abgelöst von den im Centrum Galliens, bei Bourges seßhaften Stammesbrüdern, einst dem Haupte der celtischen Stämme, an der Garonne sich niedergelassen und auf dem linken Ufer des Flusses mitten unter der iberischen (baskischen) Bevölkerung der Aquitanier eine wichtige, nach ihnen selbst benannte Position gefaßt hatten. Sie erscheinen in dem aquitanischen Kriege, den Crassus unter Cäsars Oberleitung geführt, nicht betheiligt, werden in dem Aufstande unter Augustus nicht genannt; man hat ihnen daher, wahrscheinlich zufolge ihrer freiwilligen Unterwerfung, die Rechte von „Freien" (Liberi) wie manchem benachbarten celtischen Stamm gegeben. So behielt Burdigala eine selbstständige innere Verwaltung, es behielt einen Stock alteinheimischer, begüterter Familien, und der Stolz, mit dem noch ein Ausonius und seine Zeitgenossen auf den Sitz in der Curia ihrer Heimath, auf das dort zu führende Consulat halten, erscheint durch jene ungebrochene Tradition gestützt. Unter den nicht zahlreichen Inschriften des dortigen Bodens, die meist in dem Museum vereinigt sind, ist daher die Zahl gallischer Namen nicht unbedeutend, wie Inderca, Indercillus, Centugena, Adbucius; und es kann uns nicht befremden,

ächt celtischen Gottheiten, wie der Sirona Gelübde dargebracht, Glieder aus den Druidenfamilien des Nordens, von Bayeux und der Bretagne nach Bordeaux wandern und ihre Verbindung mit dem celtischen Apollo, dem Belen, durch Gräcisirung der Namen in Phoebicius, Delphidius festhalten zu sehen.

Der Einfluß der westlichen Cultur ist jedenfalls schon vor der römischen Occupation unter Cäsar durch den starken Handelsverkehr zwischen Narbonne und der untern Garonne bedingt, und wandelte gerade durch diesen, wie Ammianus Marcellinus hervorhebt, die aquitanische Bevölkerung rasch um. Bordeaux begann dann die Seefahrt nach den brittischen Inseln, und hatte daher sicherlich manche griechische Commandite in seinem Bereich. Griechischer Einfluß ist in verdorbenen griechischen Namen, wie Histimenius, Taurianus, Grecinia noch spät zu erkennen. Konnte doch des Ausonius Vater, der Arzt, sich lateinisch nicht eben gut ausdrücken, während sein feiner Atticismus anerkannt war. Ein interessanter Beweis ist endlich auch das griechische, elegante Grabdistichon, das man auf einer Platte von Pyrenäenmarmor im Fußboden der Kathedrale St. André fand. Der Weinbau mag früh aus der Narbonensis, wo ihn die Griechen lang heimisch gemacht, an diese für ihn so günstige Stelle verpflanzt seyn. Die biturische Weinrebe wird von Columella und Plinius ihrer Fülle, der Dauerhaftigkeit ihres Weines, besonders der Erhaltung der ursprünglichen Farbe wegen gerühmt. Und bei Ausonius bilden die Rebenhügel ein Hauptmerkmal seiner Heimath. Er selbst besitzt auf seinem kleinen Landgut bei Bordeaux 200 Joch Ackerland und 100 Joch Weinland außer Wiesen und Wald. An dem kaiserlichen Hof in Trier trank man den Wein der Garonne gern und aß die Austern aus seinen künstlichen Bassins. Es war dabei natürlich, daß die zu Bordeaux gehörige Bevölkerung mehr zerstreut auf ihren kleinen Gütern und Weinanlagen lebte, die Stadt mehr nur die Stätte des Verkehrs und Waarenaustausches wurde.

Aber sie hat sich sichtlich in der spätern Römerzeit unter der Gunst des Kaisers verschönert und vergrößert. Der Schutzgeist, der Genius der Civitas Biturigum Viviscorum ward mit Recht mit Augustus zusammen verehrt, wie eine in der Stadt nahe der Garonne gefundene

Ära erweist. In den Wirren der Regierungszeit des Gallien nahm Tetricus, der Präses Aquitaniens, in Burdigala den kaiserlichen Purpur an, dazu gezwungen von den Truppen, die jedoch dort nicht standen, sondern am Rhein. Die Stadt gewann nun eine Bedeutung in der Hierarchie der römischen Beamtenwelt; sie wird die Hauptstadt des zweiten Aquitaniens, während Bourges, die alte Hauptstadt des römischen, von August künstlich geschaffenen Aquitaniens, es für das erste blieb. Bald spricht man von dem schmucken, glänzenden Burdigala, es wird zuerst genannt unter den aquitanischen Städten; seine neuen, stattlichen Mauern, seine Hafenbauten, die breiten, regelmäßigen Straßen lernten wir oben kennen.

Aber dem Ausonius wird es doch unbehaglich auf eben diesen Straßen unter dem Lärm und der Unruhe; „auf den Ecken zankt man sich, da tönt es unter einander: halt, stoß zu, zieh, führe fort, vorgesehen! dort entläuft ein schmutziges Schwein, hier rennt ein toller Hund, dort zwei ungleiche, zusammengejochte Ochsen." Der Bewohner des Landes brachte damals wie heute seinen Talg, Wachs, Theer, Pech, Schilf, Kienfackeln, seine Hirsche und Eber zum Verkauf in die Stadt. Wer jetzt dieß sehen will, der gehe von der großen Brücke stromaufwärts an den niedrigen, schwarzen Gebäuden hin, wo Staat und Privatleute ihre Schiffe bauen, das Material dazu an Tauwerk, Holz, Pech, Theer aufhäufen und verarbeiten lassen, das allwöchentlich einmal, so weit die Eisenbahn nach Teste nicht diesen Verkehr an sich gezogen, auf Karren in Massen von jenen Gascognern gebracht wird.

Neben dem Geschäftstreiben bot die Stadt und gerade in Folge dessen viel Gelegenheit zu einem reichen Genußleben. Martial setzt seinen genügsamen Ansprüchen an käufliche Schönheiten schon den fetten Burdigaler und seinen Geldbeutel entgegen, die Tafeln dortiger Gastfreunde forderten stolz zum Wetteifer heraus in Weinen, Fischen, Austern und allen Producten des medulischen Landes: da gab es wirklich Gerichte à la Cleopatra, und die Räumlichkeiten waren Latiums werth. Man sehe sich nur die Prachtgondel an, die der Senator Leontius dem Dichter Trigetius flußaufwärts bis Alingo (Langon) entgegenschicken will! „das hohe schützende Geländer, das Zeltdach, den

Polsterbau, den mosaicirten Tisch, das Würfelspiel mit den kunstvoll eingelegten Würfeln, ja man wird an Ort und Stelle seyn, ehe man merkt, daß man gefahren ist." Und das volle Genußleben war erst draußen Garonne auf- und abwärts auf den zahlreichen Villen zu finden, welche im mannichfaltigen Bau mit Hallen, Etagen, Thürmen entweder auf dem Rebenhügel unter Weinlaub, Obstplantagen, reichen Kornfeldern und Wiesen sich erhoben oder keck in die Garonne selbst hineingebaut waren, umgeben von hohen Mauern mit Zinnen und Thürmen, hinter diesen ein ruhiges Badebassin bergend und in halbrunde Atrien mit Säulenhallen, in Sommer- und Winterwohnungen, in heiße Bäder und große Speicher sich gliedernd. Man lese nur die Schilderung der Villa der Paulini an der Mündung der Dordogne bei Sidonius Apollinaris oder aus noch späterer Zeit die kleinen Gedichte des Venantius Fortunatus auf die von Bischof Leontius erneuerten Anlagen, wie Brissonnum, Vereginis, Prämiacum!

Wie die Herren (possessores ac domini) da lebten, wie alle nobeln Passionen, Reiten, Fahren, Jagen mit seltenen Hunden und Falken, Spielen und endlich Liebeshändel aller Art da blühten, das schildert uns einer der noch solidesten, Paulinus Pellaeus, aus seiner eigenen Erfahrung. Und gerade aus diesem geht hervor, wie wahr jener specifische Vorwurf war, den der strenge Sittenprediger derselben Zeit, der Presbyter Salvianus den aquitanischen Herren, den Bewohnern „eines irdischen Paradieses" machte, daß die Ehe vor allem nicht geachtet werde, daß es durchaus Sitte sei die Dienerinnen des Hauses als Nebenfrauen zu halten, ja offen sich als ihren Gatten zu bekennen.

Auch das geistige, das literarische Leben hatte in Bordeaux, wie in allen bedeutenden Städten Südfrankreichs, eine sehr günstige Stätte gefunden. Ja es ist gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine Zeitlang von herrschendem Einfluß auf die lateinische Literatur geworden, wie ihn unter den ersten Kaisergeschlechtern die Rhonegegend ausübte. Aquitanische Ohren galten als besonders fein und verwöhnt gegenüber der rauhen Sprache der Loireanwohner. Es können uns freilich heutzutage die griechischen Grammatiker Leontius Lascivus, Jucundus, Cetarius Siculus, Crispus und Urbicus oder der Unterlehrer Victorius wenig interessiren, oder die Reihe der lateinischen, die der

Schuljugend von Burdigala die Grundlagen höherer Bildung beigebracht, wie Macrinus, Phoebicius, Concordius, Anastasius, Thalassius u. s. w. Auch von den Rhetoren, die zugleich auf dem Lehrstuhl und vor den Schranken des Gerichtshofes glänzten, wie die einander auf dem Hauptstuhl folgenden Nazarius, Attius Patera, Alethius Minervius, Drepanius Pacatus, Agricius, Nepotianus ꝛc., darunter einst hoch angesehene Prunkredner an den kaiserlichen Geburtstagen, von all den Dichtern dort, wie Theo, Tetradius ist kaum einer heute dem Namen nach gekannt, außer Ausonius, der vom Grammatiker und Rhetor zum kaiserlichen Prinzenerzieher, zum Gouverneur Galliens, Italiens, Illyriens sich aufschwang und seinen Namen in den Consularfasten sah.

Er trägt in seiner Form und seiner Auffassung der Lebensverhältnisse ganz das Gepräge jener rhetorischen, wohlgeschulten, an Gelehrsamkeit reichen Bildung, welche nicht mehr fähig ist große, nationale und tiefsittliche Aufgaben sich zu stellen und zu behandeln, welche aber den Sinn für landschaftlichen Charakter, für ein schönes Familienverhältniß, für die Idylle des Landlebens sich wohl bewahrt und ausgebildet hat, bei aller Unfreiheit höfischer Gesinnung und gelehrter Eitelkeit. Den merkwürdigsten Gegensatz zu ihm bildet sein Schüler, sein geistiger Sohn und Freund, jener Pontius Meropius **Paulinus**, ein Sproß aus der ersten Familie Aquitaniens, reich begütert in der Stadt und auf dem Lande, zwischen Bordeaux und Saintes, im Besitz eines Hafens, der für den Getreidehandel des innern Landes wichtig ist, als Jüngling bereits Consul, ein geschickter Dichter und Rhetor — und plötzlich verläßt er alles dieß schweigend, verkauft den Besitz, wandert über die Pyrenäen, wohnt in Barcelona und anderswo verborgen in dem Drange seines Herzens, aus einem äußern Bekenner des Christenthums ein voller Christ zu werden, und alle geistigen und materiellen Kräfte dem Dienst der Kirche zu weihen. Wir finden ihn später wieder als hochanerkannten Bischof von Nola, wo er in Briefen, Gedichten, in glänzenden Bauten und Bilderschmuck den frühgebildeten, ästhetischen Sinn trefflich im neuen Lebenskreise anwendet. Man kann ohne innere Theilnahme die Briefe jener zwei Männer nach dieser Trennung nicht lesen; es ist als ob einem das Doppelgesicht jener hier

in dem Alterthum noch ganz verlorenen, dort von der neuen Sonne ganz überstrahlten und geblendeten Zeit leibhaftig entgegenträte.

Noch fast ein Jahrhundert, bei allem Druck der Zeiten, in der gänzlichen Auflösung des Reiches, in den Durchzügen germanischer Stämme, in den fortwährenden Seeangriffen kühner, sächsischer Freibeuter gehen in Bordeaux diese Bildungselemente meist friedlich und im Bunde neben einander her, der Eifer katholischer Bischöfe, wie eines Delphinus, Amandus, Leontius, und die hohe Schule der classischen Bildung. Die westgothischen Könige, ein Theoderich II (452—466), ein Eurich (466—484) haben allerdings jenen vielfach gestört durch ihren Arianismus, aber diese sorglich gepflegt. Sidonius Apollinaris, der Auvergnate, welcher aus seiner Heimath vertrieben, halb unfreiwillig, halb durch sein Amt veranlaßt, länger in Bordeaux lebte, steht mitten in diesem gelehrten Treiben; da ist der gelehrte Euodius Minister des Westgothenkönigs, da sind ein Leo, ein Lampridius die Könige des castalischen Chores, da lauscht ihren künstlichen Versen und Declamationen die burdigalische Jugend, da ruft ein Majorianus (457—461) von dort sich die berühmtesten Rhetoren an den Hof. Das biographische Dankgedicht des Paulinus Pellaeus führt uns noch einmal das Glanzleben und die gelehrte Erziehung der aquitanischen Großen, aber auch ihren Untergang, ihre Verarmung und religiöse Umwandelung vor die Seele.

Kehren wir zurück aus dieser in der Literatur uns noch lebendigen Vergangenheit in die Gegenwart. Sind wirklich keine sichtlichen, tastbaren Zeugnisse jener Culturblüthe übrig geblieben außer Mauerspuren, Straßenlagen, Namen? Doch ja, aber wir müssen aus dem Bezirk der alten Stadt heraustreten, wo, wie in Marseille, das rege, kaum je ganz unterbrochene Geschäftsleben der entschiedene Feind aller antiquarischen Passionen war. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts brach man auf der Stätte des jetzigen Theaters ein antikes Gebäude ab, den sogenannten Tempel oder Palast der Tutela, den wir uns in der Modellsammlung der Ecole des Beaux Arts zu Paris näher ansehen können. Es ist ein regelmäßiges Viereck, 78 F. lang, 63 F. breit, von Säulen umgeben, deren 6 in der Breite, 8 in der Länge stehen; darüber erhebt sich eine hohe Attika in Bogen, zwischen Halb-

säulen sich öffnend; ein antikes großes Gewölbe, das später als Weinkeller diente, befand sich im Innern des hohen Fußgesimses des Baus. Das Volk sprach von den Piles, den Säulen; die Göttin Tutela ist offenbar erst durch gelehrte Vermuthung hereingekommen. Gegen einen Tempel spricht die mehr einem Quadrat sich nähernde Form des zu Vinets Zeit wenigstens nicht geschlossenen Raumes, dagegen jene obere Attika. Auch ist die Lage vor den Stadtmauern und so nahe für einen Tempelbau nicht eben gewöhnlich, dagegen um so mehr für Bauten der öffentlichen Schaulust, des geselligen Verkehrs oder der Grabdenkmale. Daß das Gebäude eine offene Halle war zum freien Ergehen mit oberen Galerien und mit einer größern Anlage in Verbindung stand, ist mehr als wahrscheinlich.

Ein anderes in seiner Gattung bestimmtes Römerwerk ist aber noch jetzt in Bordeaux weit außerhalb des antiken Stadtbezirkes zu finden: ich meine le Palais Gallien. Es kostete mir einige Mühe dem archäologischen Drange darnach zu genügen: ich befand mich bereits längere Zeit in der Vorstadt St. Sevrin, ja in der nach dem Palais benannten Straße ohne Kunde über ein römisches Alterthum erhalten zu können. Die Straße selbst ließ in ihrer Krümmung am Ende wohl vermuthen, daß ich mich innerhalb des gesuchten Zauberkreises bereits bewegte. Und in der That wenige Schritte zu meiner Linken in das Gäßchen Rue du Colisée eingebogen, stand ich vor einem merkwürdigen, sichtlich tief in der Erde steckenden Thor, das aus sechs aufeinander folgenden, zum Theil nur mit dem Gewölbe erhaltenen sich immer nach Innen verjüngenden Thoren bestand. In den Gärten zur Rechten und Linken konnte ich, einmal die Richtung kennend, die hohen, vielfach mit Grün überdeckten, mit mancherlei ärmlichem Anbau versehenen Mauern weit verfolgen, die ihre ovale Natur nicht verläugneten. Ich befand mich in der Area eines Amphitheaters, vor dem einen Eingangsthor desselben, an dem, wie natürlich, die allmälig aufsteigenden sechs concentrischen Mauern mit ihren Zwischengängen klar zu Tage traten. Das Mauerwerk trägt ganz den spätrömischen Charakter: Ziegelbau und Bruchsteinreihen wechselnd, die Arbeit selbst oft flüchtig gemacht. Von dem grandiosen Quaderbau, wie er z. B. in Nîmes und Arles sich zeigt, habe ich hier nichts gesehen. Noch Millin, welcher den Längen-

durchmesser auf 226 F., den Breitedurchmesser auf 166 F., die Höhe auf 60 F. angiebt, erwähnt ein zweites Eingangsthor, welches ich nicht gesehen habe.

Der Name des Gallien haftet an diesem Bau; die Volkssage hat eine Galiene, eine Tochter des Königs Galatre von Toledo, daraus gemacht, mit der Karl der Große einst heimlich hier gelebt habe. Das Amphitheater ward zum Palast, zum Herrensitz, zur Burg, wie es in der That in Rom, in Nîmes, Orange, an andern Orten der Fall wirklich war. Erst 1292 soll die Zerstörung des Gebäudes begonnen haben. Mit dem Namen Gallienus hat die Tradition die Zeit der Erbauung wohl ziemlich richtig getroffen. Vor der Mitte des 3. Jahrhunderts ist der Bau des Amphitheaters schwerlich zu setzen. Aber Kaiser Gallienus, bekanntlich mit seiner Macht fast ganz auf Italien eingeschlossen, während alle bedeutenden Provinzen ihre Usurpatoren hatten und Gallien besonders eine ganze Reihe derselben in seiner Mitte auftreten sah, zum Theil alle abhängig von der das Heer beherrschenden Victorina, ist persönlich bei diesem Bau schwerlich betheiligt gewesen. Wahrscheinlich können wir dem Usurpator Tetricus und seiner Regierung ihn zuschreiben, der hier in Bordeaux, überhaupt in Aquitanien seinen Halt hatte. Merkwürdigerweise ist der Name des Gallienus auch in Poitiers mit dem Amphitheater verknüpft: dort bilden auch les Arènes und le Palais Gallien die Bezeichnung für Ein und dasselbe. Es war übrigens natürlich, daß die ganz romanisirte Stadt ein Amphitheater, den Mittelpunkt aller Feste der städtischen Menge, die ächt römische Übungsschule der an Blutvergießen gewöhnten Cohorten enthielt. In der Regel werden sie aber außerhalb der Mauern erbaut.

Wir könnten von dem Palais Gallien leicht weiter wandern zu einer ergiebigen Fundstätte römischer Antiquitäten, hinaus die lange Todtenstraße zu dem sogenannten Cimetière de Terre Négre. Aber ziehen wir es vor, das dort zufällig Gefundene in dem Museum zusammen mit allen andern Funden aufzusuchen. Dieses befindet sich in einem großen Eckgebäude an der Allée Tourny zugleich mit der Bibliothek und dem Naturaliencabinet. Schon in dem Hofe sind große Architekturstücke zerstreut, der Antikensaal mit einem Nebenzimmer ist fast über-

füllt. Da liegen große Architrav- und Gesimsstücke, Säulenbasen und Fragmente der Schäfte beisammen, meist auf einer Stelle im Bereiche des frühern erzbischöflichen Palastes, des jetzigen Château, und des Hôtel de Ville, das daran sich schließt, gefunden; da fehlt es an Grabinschriften nicht, ein interessanter Altar mit Reliefs auf drei Seiten, die den thronenden Jupiter, Juno an ein Postament gelehnt, endlich Leda stehend mit dem Schwan uns zeigen, beschäftigt uns länger. Zwei Statuen in römischer Senatorentracht, eine heroische Bronzestatue, einzelne Köpfe, auch eine Schauspielermaske, mehrere Reliefs, unter denen eines uns eine Bauscene vorführt, vier Arbeitergestalten, die eben beschäftigt sind an Seilen Balken emporzuziehen, kleine Thonmedaillons in der Terre Négre gefunden, die uns eine säugende Mutter mit einem, auch zwei Kindern zeigen, also eine Juno oder Ceres, dann eine Fülle kleiner Bronzen, in Statuetten, Tafeln, Nadeln führen bei näherer Betrachtung uns trotz ihrer gegen das bisher in südfranzösischen Museen Gesehene zurückstehenden Anzahl und Werth doch in die verschiedensten Seiten des römischen Culturlebens zurück.

Das Mittelalter hat von seinen zwei künstlerischen Hauptformen, dem romanischen und gothischen Stil, in Bordeaux an Kirchenbauten interessante Beispiele hinterlassen: jenen haben wir in den zwei fast entlegensten Kirchen, St. Croix und St. Sevrin, zu suchen; dieser tritt uns imposant entgegen an der Kathedrale St. André, an St. Eulalie, St. Pierre, dann vor allem an St. Michel. Von weltlichen Gebäuden bilden die bereits geschilderten Thore mit die einzigen Zeugnisse; der einst prachtvolle, im gothischen Stil erbaute Palast des Erzbischofs hat den modernen Halbsäulen und gebogenem Frontispiz des jetzigen Château Platz machen müssen.

Die nationale Stellung von Bordeaux hat in diesen Bauten auf höchst interessante Weise sich ausgeprägt. Während in den romanischen Bauten, besonders ihren ältern Theilen höchst bizarre Formen, eine merkwürdige Erhaltung spätrömischer Architekturtheile und zugleich die Fülle der ganz kirchlichen Plastik uns sehr fremdartig erscheinen, unsere weitere Wanderung durch Aquitanien aber uns hierin eine diesem Lande durchgehends nationale Bildung erschließt, sind wir auf einmal bei den

gothischen Bauten wie unter einen andern Himmel, auf einen andern Boden versetzt, ja es heimelt uns hier entschieden an. Gegenüber der sonstigen Ausbildung der Gothik in Südfrankreich erscheint sie hier kräftig, massenhaft, und doch zur schlanken Höhe in kühnen Spitzen, durchbrochenen Fenstergiebeln emporstrebend. Man sieht, hier haben Generationen mit voller Kraft und Lust in diesem Stil gebaut. Das ornamentistische Element, das uns dort bei den romanischen Kirchen so überreich entgegentrat, ist jetzt sehr gemäßigt. Die politische Geschichte giebt uns hierüber bündigen Aufschluß: Bordeaux ist immer ein wichtiger südlicher Haltepunkt jenes zähen, gegen das fränkische Leben auch unter den Karolingern reagirenden aquitanischen Herzogthums gewesen, in dem die romanisirten Celten am reinsten und längsten sich abgeschlossen. Eine Zeitlang eigene Grafschaft, dann mit der Gascogne und später unmittelbar der den Namen des umfassenden Aquitaniens in sich tragenden Guyenne unter den Grafen von Poitiers vereinigt, kommt es seit 1152 unter die Herrschaft der englisch-normannischen Könige und wurde bei den 300jährigen Kämpfen der Kronen Frankreich und England ein Stützpunkt der englischen Macht. Die Bürgerschaft von Bordeaux, mit ihren Handelsinteressen und dem städtischen Verkehr den Engländern nahe verknüpft, blieb ihnen der Gesinnung nach treu ergeben. Erst 1451, nachdem die Hauptpunkte an der unteren Garonne, das feste Blaye, Bourg, Libourne, Castillon gefallen waren, übergaben sich dieselben dem gewaltigen Dunois, aber schon 1452 im October sehen wir Talbot auf die Einladung eines großen Theils der Bürgerschaft Bordeaux neu besetzen, und es bedurfte der ganzen Concentration der königlichen Macht, um Talbot zu bekämpfen, nach seinem Tode Bordeaux zur Übergabe zu zwingen. Der englisch-normannische Stil der Gothik ist es nun auch, der in jenen großen Bauten ausgeprägt ist, während die Werke des romanischen Stils wenigstens ihrer Grundanlage nach vor diesen Einfluß fallen.

Die Façade von St. Croix überrascht an der abgelegenen Stelle, wenn man hinter den schwarzen, unfreundlichen Werkstätten des Quai oder wie ich, zuweit über das Ziel hinausgegangen, auf schmalem Pfade zwischen Gärten und den einförmigen Mauern des Abattoir sich durchfindet, außerordentlich. Der Platz davor ist wenig besucht und

reichlich wuchert das Gras. Da erhebt sich die alte Abteikirche mit glänzender Pracht in einem Mittelbau und zwei breiten Thurmbauten, von denen aber der eine allein über den Mittelbau flach abgeschnitten herausragt, während der andere nur in der untersten Abtheilung durch das reiche Ornament noch seine ursprüngliche Anlage bezeugend einem breiten Seitenschiff ähnlich abgedacht ist. Ein prachtvolles Hauptportal und zwei schmale, nie zur Benutzung eingerichtete Seitenportale mit steilem Halbkreis nehmen die Hauptmasse des unteren Theiles vom Mittelbau ein und sind in ihren Gliederungen durch die verschiedenartigsten Ornamente, als den Zickzack, Sterne, Schnabelspitzen, Schachbrett, dazwischen einer Reihe unter Baldachinen sitzender Gestalten bedeckt. Blinde Bogenfensterpaare füllen den Raum über den Seitenportalen; darüber erhebt sich der obere, etwas schmalere Theil in zwei durch Gesimse geschiedenen blinden Galerien, die offenbar früher bildliche Darstellungen enthielten. Auch hier sind jene Gesimse durch antikisirende Dielenköpfe und Blattornamente, alle Bogen aber mit dem Zickzack überkleidet. Besonders interessant ist die Thurmgliederung. In dem untern Theile der Façade sich noch anschließend wird sie im oberen zu einem reichen Halbsäulenbau, zwischen dem drei Reihen von je vier einzelnen Bogenfenstern sich öffnen. Die Ecken sind durch Halbsäulenmassen markirt. Hier macht sich in diesen Etagen von Halbsäulen und Gesimsen ein merkwürdig antikisirendes Element geltend. Auch die Chorseite bewahrt in drei Rundnischen noch den romanischen Charakter, während die Gothik die nördliche Seite durch schwere Strebepfeiler und spitzbogige Fenster verändert, ja in die Façade selbst durch eine kunstvolle Rosette sich gedrängt hat. Die Modernisirung, die das Innere zum großen Theile umgewandelt hat, kündigt sich endlich von außen als flaches nacktes Frontispiz über der Fülle mittelalterlicher Ornamentik an.

Von den historischen Daten der Abtei ist mir nur bekannt, daß eine nicht weiter begründete Tradition sie bereits in die Merovingerzeit, in das Jahr 650 zurückversetzt; ihre sichere Gründung aber fällt erst unter dem Grafen Guillaume le Bon in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, wo überhaupt Bordeaux sich nach den verwüstenden Angriffen normannischer Seefahrer wieder hebt, der glänzende Façadenbau

ist aber nach aller Analogie nicht vor 1150 zu setzen. Die anerkannt außerordentliche Bauthätigkeit, welche Heinrich II von England (1152 — 1189) in den Städten seiner französischen Besitzungen entwickelte und die überhaupt mit den glänzendsten Bauwerken des romanischen Stiles im Süden Frankreichs gleichzeitig ist, ist aller Wahrscheinlichkeit auch hier in Anschlag zu bringen. Ja, wir möchten in der Vereinigung bestimmter Ornamente einen Einfluß des normannisch-englischen Geschmackes kaum verkennen, während die Gesammtanlage und besonders die Thurmgliederung ganz eigenthümlich südfranzösisch ist.

Der Rückweg von St. Croix in die Mitte der Stadt führt uns unmittelbar an St. Michel vorüber, deren Lage mitten im alten, von prachtvollen Bäumen beschatteten Kirchhof wir bereits von der Höhe des Thurmes bemerkt hatten. Sie erscheint uns mit ihren gewaltigen Strebepfeilern und hohen Fenstern, mit dem Portal, an welchem das Opfer Abrahams von den Sculpturen noch sichtbar ist, als ein Bau der späteren Gothik. Ein besonderes Interesse erregt aber der auch hier von der Kirche getrennte, vor der Westfaçade stehende, mächtige Thurm, ein durchaus selbstständiger, von breiter Basis allmälig in Spitzen und Fenstergiebeln sich verjüngender Bau, aber statt der frühern, auf dem Stadtplan von 1566 noch verzeichneten stattlichen Spitze jetzt nur mit dem leichten Gerüste eines Telegraphenhäuschens versehen. Seine Vollendung fällt bereits in die französische Zeit, zwischen 1472 und 1492.

Mit verdrießlicher Miene läßt der eben beim Essen beschäftigte Thurmwärter, welcher in einem kleinen Hause daneben wohnt, sich herbei mich in die unteren Räume dieses Thurmes zu führen. Mit Kienfackeln stiegen wir die enge Treppe in den untersten Raum hinab, wo uns in einem großen Raum sich ein merkwürdiges, aber Entsetzen erregendes Schauspiel darbietet. Rings an den Wänden sind in dichter Reihe die ausgetrockneten Leichen aufgestellt, die man bei einer Veränderung des Bodens der Kirche, einem Hauptbegräbnißplatz der vornehmen Bordelaiser, noch wohl erhalten fand, und nun zur dauernden Aufbewahrung in das trockene Verließ des Thurmes gebracht hat. Die genauere Betrachtung wird uns von unserem Begleiter nicht erlassen, und so mustern wir diese nackten Mumien, an denen die Fetzen seidener

Gewänder noch herumhängen, einzeln nach ihren wohl erhaltenen Theilen. Wie trefflich ist diese Hand noch erhalten und jene Nase, bekanntlich der vergänglichste Theil unseres Antlitzes, und wie haften die Haare noch am Schädelknochen! Auch Name und Stand wird uns bei vielen dieser kläglichen, und doch so treu den Typus bewahrenden Gestalten, genannt. Wahrlich ein Anblick werth Shakspeareschen Humors oder der künstlerischen Hand eines der großen Todtentanzmaler!

Wir begrüßen freudig die helle Mittagssonne, solcher Todtenwelt entstiegen, und setzen unsere Wanderung weiter fort. Ein Versuch in dem College, dem Sitze der beiden philosophischen Facultäten, uns näher umzusehen mißlingt, wir können nur in die untere Halle dringen, wo die Vorlesungen alle erst auf Anfang November angekündigt sind. Ebenso treten wir vergebens in den Prachthof des sogenannten Château ein, dessen Hauptgebäude von der Gemäldegalerie und der Malerschule eingenommen sind. Aber der Prinzpräsident hat hier gewohnt, die Bilder haben dem hohen Besuch sich anbequemen müssen, und heute, acht Tage allerdings schon nach jenen berühmten dort gesprochenen Worten: l'empire c'est la paix, ist man mit der Reinigung und Ordnung der Zimmer beschäftigt. Die Frau des Concierge, eine überraschend schöne Gestalt, hält eben ein sehr angelegentliches Zwiegespräch zu dem Fenster des einen Prachtzimmers hinaus mit einem fein gekleideten Herrn, sie findet das Drängen des Fremden, wenigstens das bereits Geordnete zu sehen, fast insolent, und ist allen Versprechungen guter Belohnung gegenüber taub. So haben wir also die Gemäldegalerie von Bordeaux nicht gesehen und sind über deren Bedeutung nicht unterrichtet.

Wir sind bereits an einem Prachtbau vorübergegangen, zu dem uns jetzt um so größere Muße bleibt, die Kathedrale St. André. Vergebens suchen wir einen Eingang vom Westen, hier verschwindet auf einmal der Bau hinter ganz modernen Häusern, und wir erkennen erst spät in einem einfachen Hausdurchgang den Zugang zur Kirche, die ja der Ordnung nach hier ihr hohes Portal öffnen sollte. Auch das Hauptschiff ist von Gebäuden eingeschränkt, aber wir erkennen doch an den einfachen spitzbogigen Fensterpaaren und den bescheidenen, schmucklosen Strebepfeilern des Mittelschiffes leicht den frühgothischen Bau,

der seit 1252 begonnen ward. Um so mehr überrascht das Nord= und Südportal und der prachtvolle mit sechs Capellen sich abschließende Chorbau. Zu 300 Fuß steigen die leichten Spitzen der die Portale einschließenden, aus ihnen gleichsam erst emporwachsenden Thürme auf. Und wie schlank und leicht wölbt sich dazwischen die Portalnische mit ihren Apostelstatuen und dem Relief des ewigen Gerichtes! Eine leichte, falsche Galerie und die Rosette durchbrechen die Oberwand der Façade. Der Chor trägt in jeder Beziehung, im Maaßwerk der Fenster, in den Fenstergiebeln, in den Fialen und Strebebögen das Gepräge der vollendeten, aber immer noch strengen Gothik vom Ende des 13. Jahrhunderts. Das Innere ist jetzt mit gewaltigen Gerüsten ganz verbaut: man will das sehr breite Schiff und den Chor aller ungehörigen späteren Zuthaten entkleiden, und es in Form und Farbe der ursprünglichen Anlage zurückgeben. Auch hier tritt uns die großartige Thätigkeit des Gouvernements für die Erhaltung der historischen Monumente im Verein mit den zu großen Opfern in dieser Beziehung bereitwilligen Leitern der katholischen Kirche Frankreichs lebendig entgegen; alles, was in Deutschland in dieser Beziehung geschehen, ist bis jetzt nur sporadisch zu nennen. Interessant war mir der Galerieaufbau an der Westseite: sofort war in den antiken Säulenstellungen, einem Frontispiz und vor allem den dazwischen eingefaßten Reliefsculpturen die feine Renaissance aus der Zeit von Franz I zu erkennen. Und eine Inschrift weist hier auch das Jahr 1525 und das Wappen der Grammont als Stifter auf.

Noch bleibt uns unter den wirklich interessanten Kirchenbauten einer übrig, es ist dieß St. Sevrin. Weit im Westen der Vorstadt, jenseits des Amphitheaters liegt diese Kirche im Hintergrund eines unregelmäßigen, großen, mit Bäumen bepflanzten Platzes, der jetzt den verfänglichen Namen trägt, Allée d'Amour. An sie stoßen die alten Klostergebäude, die einen höchst merkwürdigen Klosterhof mit Sarkophagen altchristlicher Form, die in Rundbogen stehen, umschließen. Der Sage nach hat Christus selbst mit 5 Bischöfen ihn als Grabstätte geweiht und die Ritter Karls des Großen, die im Überfall bei Ronceval fielen, sind da begraben. An dem Bau der Kirche, welche bis auf den Chor im Rundbogenstil gebaut ist, aber mancherlei Moderni=

sirung erlitten hat, ist das Hauptschiff und der Unterbau des Thurms unter den romanischen Bauten sehr frühzeitig zu setzen. Der letztere ist durch einfache Halbsäulen und Querbänder, die um jene auch herumlaufen, gegliedert, aber ohne jede Fensterdurchbildung.

Bedeutend jünger ist das südliche Seitenportal, vor dem ein reicher Vorbau in einem halben Achteck als Halle vorgeschoben ist. Da öffnet sich in reicher Säulen- und Pfeilerperspective die mittlere in Kleeblattform sich abschließende Thür und zwei kleinere Bogenpforten zur Seite. Die Plastik hat in reichem Maaße die Bogen derselben gefüllt. In der Mitte erscheint Christus als Weltrichter, je ein Engel zu beiden Seiten, Maria und Johannes als Fürbitter knieend. Unter ihm bläst ein Engel zur Auferstehung in die Posaune, während der andere bereits in der Wage eine Seele wägt, an deren anderer Schale ein Teufel sich krampfhaft anklammert. Eine tiefere Reihe zeigt dann die Auferstehung der Todten, die Öffnung der Gräber in einer Anzahl sehr charakteristischer Situationen. Vier große Apostelgestalten, darunter Petrus, schließen die Wand zu beiden Seiten ab. Diese setzen sich dann zu je vier an dem rechten und linken Seitenportal fort und werden hier durch die Ecclesia, dort durch die Gestalt des alten Bundes abgeschlossen. Die letztere trägt alle dahin zielenden Symbole: die Binde um die Augen, das Kopftuch, die Gesetztafel und die ihr zu Füßen geworfene Krone. Die oberen Theile des Spitzbogens der Seitenportale werden durch kleine, mir in ihrer Bedeutung nicht klare Reliefs ausgefüllt; eines derselben zeigt einen im Bett liegenden Kranken, eine knieende Gestalt und einen Bischof, welcher offenbar als Heilender hinzutritt. Interessant ist es, daß eine um die Hauptthüre herumlaufende Inschrift uns Jahr und Stifter dabei angiebt: denn als solcher ist jedenfalls der Canonicus zu fassen, dessen Todesjahr und lange Lebensdauer darin ausgesprochen wird. Sie lautet: Anno domini MCCLX septimo Kal. Jul. obiit Raimundus de fonte canonicus et sacerdos hujus ecclesie aet. CVI requiescat in pace Amen. Ich brauche nicht zu erwähnen, wie trefflich diese Zahl mit dem Stile des Werkes, besonders den architektonischen Übergangsformen stimmt, welche neben den frühgothischen der Neubauten bei der Ausschmückung älterer noch tief in das 13. Jahrhundert sich erhielten.

Der Nachmittag ist bereits stark hereingebrochen, unsere Wanderung zu den interessantesten historischen Denkmalen der Stadt vollendet; nutzen wir noch den warmen Sonnenschein des Octobertages zu einem Gang in die Todtenstadt des modernen Bordeaux, die uns bei St. Sevrin nahe liegt. Seit meinen Knabenjahren ist mir immer der Besuch auf den Kirchhöfen ein interessanter und lehrreicher Gang gewesen, wie in der Heimath, so bei neuen, von mir kennen gelernten Städten. Es spricht sich hier in der Gesammtanlage, in der größeren oder geringeren Fürsorge für die Gräber, in der Art der Denkmäler, in all den verschiedenen Ausdrücken menschlichen Schmerzes und Hoffens meist ein bestimmter durchgehender Charakter, eine im übrigen Leben zunächst fast ganz sich bergende Seite des Gemüthes in aller seiner Schönheit, aber auch Caricatur aus. Und dann lernen wir hier im Überblick die Familien kennen, welche durch Generationen hindurch den Stamm einer Stadt gleichsam bilden; ihre Namen, die Geburtsorte geben uns einen Maaßstab für die Mischung der Nationalitäten an einem bestimmten Ort. Und selbst die kunsthistorische Betrachtung findet hier ihre volle Rechnung, theils in wirklich erfreulichen Kunstwerken, theils in der dem allgemeinen Kunstgeschmack folgenden Veränderung der Denkmälerformen.

Es giebt in dieser allgemeinen Beziehung kaum lehrreichere Stunden, als die man auf dem Père Lachaise in Paris verlebt. Denn — um dieß überhaupt als eine durchgängige Erfahrung hinzustellen — die Franzosen, so kurzlebig, so der Gegenwart und ihrem Genuß hingegeben die Menschen auch durchschnittlich sind, widmen ihren Todten eine auffallend große, ja rührende Sorgfalt: die Gräber sind meist umschlossen, zierlich und rein erhalten, mit Blumen geschmückt, reinliche Wege von schönen Bäumen umschlossen führen zwischen durch, Capellen erheben sich häufig über dem Grab, die öfter besucht und im Innern mit Altarbildern, mit Statuen geziert werden. An kurzen und schlagenden Inschriften sind ihre Grabstätten reich. Hier wirkt die persönliche und Familieneitelkeit allerdings wohl mit, aber sie mindert dadurch den Werth einer das menschliche Leben auch über den Tod hinaus mit Anmuth und Rücksicht veredelnden Gesinnung nicht. Es ist bekannt, welch scharfen Gegensatz die Engländer dazu bilden in ihrer

gänzlichen Vernachlässigung aller Gräberfürsorge. Auch der Italiener ist darin verschieden: ihm ist es allerdings Bedürfniß und Pflicht, die berühmten oder doch bekannten Todten seiner Vaterstadt durch ein schönes Denkmal im Camposanto zu ehren, aber die Gottesäcker selbst entbehren fast immer der Ordnung und Zucht. Am schwersten möchte es auch in dieser Beziehung seyn den deutschen Charakter zu bezeichnen.

Doch zurück nach Bordeaux: die Straße, welche zum Cimetière de la Chartreuse führt, kündigt ihr Ziel durch die Händler mit Kränzen, Blumen, durch die Werkstätten von Marmor-, Sandstein-, Holzarbeitern hinreichend an. Etwas zurück liegt die moderne Kirche der Karthäuser, in welcher so eben Vorbereitungen zu einem Todtenamt getroffen werden. Wir treten durch ein hohes Gitter in den sehr weit als unregelmäßiges Viereck sich ausbreitenden Kirchhof ein. Er ist ziemlich regelmäßig durch Alleen der prachtvollsten Cypressen eingetheilt. Ich habe diese noch nirgends in solcher Größe und Schönheit gesehen. Größere Monumente, wie Pyramiden, griechische Tempel, gothische Capellen bilden meist den Prospect der weiten Gänge. Sie sind aus edlem Material, aus dem Pyrenäenmarmor, Büsten, Reliefs aus carrarischem gearbeitet. Ich zeichne unter ihnen aus die auf einer Pyramide stehende Büste des Henry Fonfrede († 1841), dem sie von seinen Mitbürgern gesetzt ward; dann das Denkmal der Familie de la Croix, des Ministers in den Jahren 1796/97 und seines Sohnes, des Marschalls, welcher 1845 starb; dann den griechischen Antentempel, der die Asche Moreau's birgt. Es war allerdings eine für den französischen Nationalstolz mißliche Sache, Moreau, der, trotz seiner entscheidenden Siege und trefflichen Kriegsführung im Anfang der Napoleonischen Zeit, durch sein späteres Verhältniß zu Rußland Napoleon gegenüber, durch seinen Tod in den Reihen der Feinde bei Dresden als Verräther der Nation in der öffentlichen Meinung dasteht, durch seine Familie öffentlich ehren zu lassen. Die Inschrift Grand capitaine, noble citoyen und

Sa seule pensée fut
Le bonheur de sa patrie

drückt den Wunsch der letztern ihm die Ehre eines wahren Patrioten zu retten lebendig aus. Einfach und kurz, aber sehr bezeichnend ist die

Inschrift der Grabstätte der Religieuses de notre Dame: Là le travail-lei le repos mit den Symbolen des Kreuzes und Grabsteines. Unter den Namen machte sich die große Zahl spanischer sehr bemerklich, da gab es Pozo de Magua, de los Rios, Cavalhos u. a. Eine ungarische Familie aus Gyula stammend, Chokka, fiel mir auf, so wie manche Verschmelzung nordischer, holländischer mit französischen, z. B. Olde-kop-Mareilhac. Die Holländer hatten bereits im 16. Jahrhundert eine bedeutende Stellung in dem dortigen Handel. Deutsche Namen finden sich sehr wenig, was ganz natürlich, da die große Zahl hier lebender Deutschen fast durchgängig Protestanten sind, welche ihren eigenen Gottesacker haben. Es war noch leer in den Gängen, nur einzelne Leute mit dem Sammeln des fallenden Laubes beschäftigt, dort Steinmetzen und Maurer an einem Grabmal. Nach Süden blickt man über die niedrige Mauer und ein sumpfiges Terrain auf Felder und Gärten. Stille und Ruhe genug, in der Gräberwelt die Rückseite gleichsam des großen, geräuschvollen Lebens einer Handelsstadt zu studiren! Jedoch es wird Abend und der Sonnabend scheint noch viel Besucher hieher zu locken; ein Leichenzug tritt in das Thor ein, kehren wir rasch durch die Stadt an den Hafen zurück, um dort von der Brücke aus die prächtige Abendbeleuchtung zu genießen.

Neuntes Kapitel.

Angoumois und Poitou. Die Stadt Poitiers.

Eisenbahn von Bordeaux eröffnet. Paris Ziel der Reisenden. Blick auf die Garonne. Libourne. Geographische Construction des Landes. Der Lauf der Flüsse. Führung der Eisenbahn. Landschaftlicher Charakter. Die Schlösser und der Name la Roche. Jetzige Herren. Zuschauer am Bahnhof. Tunnel von Livernan. Der Berg von Angoulème. Die Stadt und die Vorstadt. Comfort der Messagerie. Nachtfahrt. Ruffec. Ankunft in Poitiers. Überfüllung des Gasthofes. Aufstand von 1548 und Schilderung der Stadt Poitiers. Hauptpunkte ihrer Geschichte. Charakteristische Lage. Die Plateauinsel und die Thäler. Mauerausdehnung. Innere Verödung. Das celtische Lemonum und die Pictonen. Treue gegen Rom. La Pierre levée und ihre Sagen. Römische Cultur. Römische Stadtmauern. Das Amphitheater. Die Wasserleitung. Römische Inschriften. Ehren der Claudia Varenilla. Antikensammlung verstellt. Altchristliche Zeit. Temple St. Jean. Architektur. Das Äußere. Das Innere. Erweis des Baptisterium. Wandmalereien. Das Kirchenthum in Poitiers. Hilarius und sein Wirken. Wunder am Grabe. Schenkungen der Könige. Rechte von St. Hilaire le grand. Lage. Architektur. Jetziger Zustand. Die Kirche der h. Radegonde. Lage am Abhang. Vorplatz. Innerer Bau. Bizarre Formen. Heilige der Kirche. Fromme Verehrer. Die Krypta. Der Sarg der Heiligen. Das gläubige Landvolk und die neue, materielle Cultur. Die h. Radegunde eine mütterliche Fee. Die historische Gestalt. Klostergründung. Der Freund Venantius Fortunatus. Das h. Kreuz und die Kreuzlieder. Feste der Heiligen. Abtei Montierneuf. Gründung und jetziger Zustand. Le Château. Notre dame la Grand. Marktgewühl. Architektur. Die Façade. Das Innere. Die h. Jungfrau mit dem Schlüssel. Aquitanische Kunstform. Geschichte der Kirche. Zeit des Baus. Die Kathedrale und ihre Heiligthümer. Politische Geschichte der Stadt. Das Palais und sein Saal. Die grands jours von Poitiers. Aufblühen der Stadt unter Eleonore. Die Stadtmauern. Privilegien. Große Märkte. Die Halles. Treue gegen die französischen Könige. Schlacht bei Poitiers. Der Empfang von Franz I. Der protestantische Adel. Buchhandel. Die Universität. Ihre Stiftung. Das Rechtsstudium. Deutsche daselbst. Verfall der französischen Städte seit dem 16. Jahrhundert.

Es sind noch kaum 14 Tage vergangen, seitdem die erste längere Eisenbahn in dem Südwesten Frankreichs eröffnet ward. Noch reicht

sie nur von Bordeaux bis Angoulème, aber bereits streckt das allgewaltige, vielarmige Centrum des Reiches die eine Hand weit aus in das alte Aquitanien, dem Süden entgegen. Binnen Jahresfrist ist die Strecke zwischen Poitiers und Angoulème auch dem Verkehr übergeben, und hiemit führt von Calais bis nach Teste, von dem Canal bis an den Meerbusen von Biscaya ununterbrochen die große, eiserne, völkerverbindende Linie. Schon jetzt merken wir bei dem Treiben in der bretternen Nothhalle, welche die harrende Menge in Bordeaux umschließt, sehr bald, wohin der Magnet der meisten Reisenden sich wendet.

Es ist Paris, das überall in den Annoncen und Gesprächen in den Vordergrund tritt; nur für die direct dahin Reisenden sind alle Bequemlichkeiten getroffen, nur dafür die Züge und die Wagenbeförderung eingerichtet. Dorthin reist mir zur Seite ein altes Ehepaar aus Dax voll freudiger Erwartung, gleichsam die letzte und größte irdische Wallfahrt antretend; dort will der junge Spanier, welcher unaufhörlich Lieder trillert und in großer Selbstgefälligkeit seine französische Sprachfertigkeit producirt, einen Winter sich amusiren, und auch sein Gefährte, ein Schiffscapitän, der kein Wort französisch versteht, bei seiner ernsten, gehaltenen Weise aber die innere, ächt südliche, zur augenblicklichen That werdende Heftigkeit nicht bergen kann, soll Paris etwas kennen lernen. Nach Paris natürlich eilt der als Spätling aus den Pyrenäenbädern zurückkehrende alte Herr, welcher auch den Rhein oft gesehen hat und mit aristokratischer Höflichkeit dem Lande des Fremden sein Lob zollt, und Paris ist die Losung für ein junges, bald nach Bordeaux bei einer Campagne einsteigendes Paar, ächte Repräsentanten des modernen, mit Verachtung jede provinziale Eigenthümlichkeit betrachtenden, nur der Regierungsgewalt des Augenblicks, d. h. den eigenen dadurch gesteigerten materiellen Interessen huldigenden Franzosenthums. Es kostet inmitten solcher Einem Ziele zustrebender Kräfte einige Festigkeit, der eigenen, nach mehrwöchentlicher, ununterbrochener Reisebewegung stark gewordenen centripetalen Neigung nicht zu viel nachzugeben, und wenigstens den historischen Mittelpunkt zwischen Loire und Garonne so wie den der mittlern Loire fest im Auge zu behalten.

Im herrlichsten Sonnenschein verlassen wir Bordeaux. Der Sonntag Nachmittag hat eine Menge von Lustfahrenden versammelt, welche ab- und zugehen auf den sich drängenden kleinen Stationen innerhalb des Garonnethales. Die Eisenbahn durchschneidet rasch die große Thalfläche bis zur westlichen Hügelkette, und drängt sich dann zwischen Garonne und den Felsabhängen durch, die auf das reichste cultivirt im lieblichsten Verstecke Landhäuser und ganze Ortschaften zeigen. Noch einen Gruß werfen wir dem herrlichen Strom mit seinen stolzen Segeln, dem schon schwindenden weiten Halbkreise von Bordeaux zu. Ein Felsenthor nimmt uns nach dem andern auf, und unversehens sind wir in dem Tunnel, der die Höhen des Garonnethales durchbricht und zu dem Hügelplateau hinaufführt, welches Garonne und Dordogne als Pays entre deux mers scheidet. Da rollt der Zug langsamer über eine Brücke und bald über eine zweite; wir haben Dordogne und l'Isle überschritten, und von Libourne, wo der letzte Rest der Bordelaiser Lustreisenden uns verläßt, von seiner modernen regelmäßigen Anlage, von dem Handelsleben eines immerhin zu nennenden, kleinen Seehafens sehen wir nichts, nur die weit sich dehnenden, mit Steinen bedeckten Räume, die das Bahnhofsgebäude bilden sollen, sind mit neugierigen, meist elegant gekleideten Zuschauern gefüllt.

Hinter Libourne treten wir bald in das landschaftlich, wie seiner Bevölkerung nach, so charakteristisch gezeichnete, trotz aller seit mehr als einem halben Jahrhundert in alle Lebensverhältnisse einschneidenden, sie nivellirenden Gleichförmigkeit der Regierungsgewalt zäh beharrende Land Angoumois und Poitou ein. Alle Flüsse dieses Landes entspringen in der Großen Gneiß- und Graniterhebung, welche nach Nord und West weit vorgeschoben, das von den Vulcanen der Auvergne durchbrochene Hochland bilden (historisch bezeichnet, das Limousin und die Grafschaft La Marche), aber sie brechen dann durch die in weiten Bogen dasselbe umziehende Jurakalk- und Kreideformation nach drei verschiedenen Richtungen durch. Nach Süden sind es die Nebenflüsse der Dordogne, wie Dronne, l'Isle, Vezère, die Dordogne selbst, welche alle dem Flußgebiete der Garonne sich noch zuwenden. Direct nach Westen in das Meer ergießen sich nur Charente und die Sèvre, aber auch die erste muß durch die Parallelthäler des Jurakalkes sich in nordwest-

licher, dann ganz südlicher Richtung den Weg nach Westen mit Mühe bahnen. Endlich am zahlreichsten sind die nach Norden fließenden Gewässer, alle dem Loirebecken anheimfallend; während sie bei ihrem Ursprunge meist westlich gewendet sind, weisen die Thäler des Jura ihnen dann eine ganz nördliche Richtung an, und erst in der Tertiärschicht gewinnen sie ihre westliche wieder, ja es scheint zuletzt, als ob sie der Loire parallel, nur wenig Meilen von ihr entfernt, dem Meere zuströmen wollten; so die Vienne mit ihren Nebenflüssen, dem Clain, der Creuse, Gartempe, ferner der Indre und der Cher.

Die Eisenbahn hat überhaupt gegenüber der durch frühere historische Verhältnisse vielleicht gerechtfertigten Eigensinn des Straßenbaues, welcher steile Höhen, fortwährend durch Einschnitte unterbrochenes Hügelland neben der Thalebene sich wunderlich genug aussuchte, die Naturverhältnisse selbst, besonders die Thäler und Wasserscheiden zu Ehren gebracht. So ist es auch zwischen Garonne und Loire, wo jene oben dargelegte in einandergreifende Richtung der Gewässer die Führung der Eisenbahn durch ein durchgängiges Hügelland mit Felsbildung an den Thalrändern sehr erleichterte. Und die Natur des Gesteins, des Jurakalkes, hat, wo endlich die Wasserscheide durchbrochen werden muß, die Anlage ganz gewaltiger Tunnels ermöglicht, die dem Reisenden auf einmal die Continuität seiner Ansicht der Gegend unterbrechen.

Den Charakter derselben bestimmen hier die weiten Wiesengründe, die mit Wein bedeckten, vielfach auch mit Laubholz bewaldeten, schroffen Höhen, die fast isolirt hervorspringenden, kahlen Felsen. Freundliche Dörfer haben wir hier nicht zu suchen, aber jene kleinen Flecken, die Bourgs, mit den aus Stein roh aufgeführten Wohnungen, fast ohne Fenster und jeglichen freundlichen Schmuck, in enge Straßen gedrängt, umgeben von Obstbäumen, die aber der Üppigkeit und südlichen Fülle ganz entbehren, wie sie in gleicher Breite an der Rhone und Saone uns den Süden laut verkündeten. Um so bezeichnender ist der Reichthum an den jene isolirten Felsen allein einnehmenden oder eine kleine Stadt beherrschenden Schlössern. Hier in der That tritt einem das Bild der altfranzösischen Seigneurs in jenen massenhaften, mit Ringmauern umgebenen, vom Donjon, dem dicken Feudalthurm,

überragten Gebäuden, jenen von niedrigen Thürmen flankirten Thoren lebendig entgegen. Man begreift vollkommen, wie jene Schlösser, welche den Namen Fels (la Roche) erhielten, wie la Roche Chalais, la Roche Mareuil, la Roche Foucauld, la Roche Chouart, la Roche Chaudry, la Roche Beaucourt, la Roche sur Yon, la Roche de Maine, la Roche Posay, la Rochefort u. a. auf kleiner Strecke sich drängen, wie andere mit dem bescheidenen Namen la Motte (Hügel) sich begnügen, wie endlich es der la Tour auch nicht wenige auf derselben Stelle giebt.

Wenige derselben werden noch oder seit der Restauration wieder in den Händen ihrer angestammten Herren seyn, aber ihre neuen Besitzer haben oft rasch die Tradition, die an diesen Mauern haftet, sich zu eigen gemacht, oder ihre eigene, an einer andern Stelle unterbrochene hier fortgesetzt. Die drückenden Verhältnisse der Landbevölkerung zu diesen Herrensitzen sind geschwunden, aber noch lebt an vielen Punkten im Volke dort eine tief gewurzelte Pietät und Ehrfurcht gegen jene reichen Besitzer, in deren Wesen die ganze die Umgebung beherrschende Feinheit und Überlegenheit aristokratischer Bildung sich erhalten hat. Und es ist merkwürdig, wie der heutige Franzose, der in jungen Jahren sein Vermögen in rastloser Thätigkeit sich erringt, doch immer von einem solchen Landbesitz mit den äußern, wohlerhaltenen Zeichen der Feudalzeit als dem Ziele seiner Wünsche träumt. Allerdings werden keine Turenne, keine Taillebourg, keine la Rochefaucauld, keine Mortemarts aus dem Pariser oder Bordelaiser Epicier in rascher Umbildung erstehen.

Der Sonntag und die Neuheit der Erscheinung hatte an den kleinen Stationen, wie Chalais, Montmoreau, Charmant, Moulhiers, Couronne, eine große Menge von Landleuten in ihrem besten Staate versammelt, darunter sehr viel frische und runde Mädchengesichter, die in lebendiger Bewegung ihre Entdeckungen im Eisenbahnzug sich mittheilten. Als ich meine Freude über diesen Anblick des bäuerlichen Lebens aussprach, erklärte mir meine schöne Nachbarin, die mit ihrem Gatten nach Paris ging, mit dem Zeichen innerer Verachtung: ce ne sont pas des Français, und sie konnte von dem traurigen Leben unter solchen Menschen, wie man es in der Stadt Angoulême führen müsse,

nicht schlimm genug reden. Das ist die französische, gepriesene Gleichheit, welche Pariser Tournüre zum alleinigen Maaßstab menschlicher Beurtheilung macht! Bei solcher Ansicht kann daher von einer tiefen, sittlichen Auffassung auch politischer Verhältnisse nicht die Rede seyn. Kein Wunder, daß dieselbe Dame spöttisch des Unglücks der hohen Frau gedachte, die mit den Prinzen Frankreichs in meinem nähern Heimathslande, wie ich ihr erzählte, eine friedliche Wohnstätte gefunden.

Wir sind allmälig aus dem Thale des Isle in das des Dronne, dann des Tude hinaufgestiegen. Die Gegend nimmt immer mehr den Charakter einer Berglandschaft an. Die felsigen Höhen umschließen uns nach vorn, und so braust der Zug in den gewaltigen Tunnel von Livernan hinein, welcher der Länge nach den Tunnel der Côte d'ôr und bei Marseille übertrifft. Eine eisige Kälte dringt trotz der geschlossenen Fenster in die Waggons, von einzelnen Luftöffnungen war hier keine Spur. Die ältere Dame aus Dax gerieth außer sich und konnte bis Angoulême die erschütternden Wirkungen dieser Minuten nicht überwinden. Rascher senkt sich von der bedeutenden Höhe, welche das Gebiet der Dordogne und Charente trennt, die Eisenbahn nach Norden. Bald sind wir wieder von höhern Bergen umgeben, siehe da stellt sich ein isolirter Berg, von Häusern, die auf gewaltigen Untermauern ruhen, terrassenweis besetzt, bekrönt von einem thurmreichen Schlosse, aber auch mit freundlichen Weingärten und besonders Platanenalleen geschmückt unserm weitern Wege entgegen. Es ist Angoulême, in spätrömischer Zeit allerdings als Iculisma oder Eccolisma genannt, aber von Ausonius als einsamer, abgesonderter Ort geschildert, der jedoch eines literarischen Lehrers nicht entbehrte, im Mittelalter ein angesehener Bischofssitz, von Grafen aus dem Hause Taillefer, dann der Lusignan beherrscht, jetzt aber der Mittelpunkt eines Departements, durch seine Töpferei, seine Eisenarbeiten, vor allem seine großen Papierfabriken industriell nicht unbedeutend. Der Reisende, welcher nicht länger sich hier aufhält, bekommt aber von der eigentlichen Stadt nur jene sehr malerische Außenseite zu sehen. Zwar durchschneidet die Eisenbahn die Stadt, aber im Innern des Berges; ein Tunnel versetzt uns rasch an den Nordabhang in die Vorstadt Houmeau, in das weite Thal der Charente.

Ich hatte in Bordeaux breits ein Billet auf der Messagerie bis Poitiers gelöst, und war daher in Angoulême an den nächst abgehenden Wagen gebunden. Wie lange hier die Gepäckverwirrung gedauert, welch peinliches Selbstbekümmern um die Sachen, dann um den genau bezeichneten Platz im Wagen bei jedem Reisenden vorausgesetzt wird, und wie doch zuletzt die ganze Reisegesellschaft sich zufrieden giebt mit drückenden und unerhörten Übelständen, z. B. wenn ein Jagdliebhaber seine zwei Jagdhunde in das Coupé mit hinein nimmt und diese hier zwischen den eingepreßten Füßen einen Krieg beginnen, bis der spanische Capitän im heftigen Zorn einen Dolch zieht, der einen Bestie ein rasches Ende zu machen, aber scharf bedeutet wird, daß er auf französischem Boden sich befinde — alles dieß sey nur erwähnt, um das frühere Ausgesprochene über den Comfort französischer Reisen zu bestätigen.

Mit Untergang der Sonne fuhren wir von Angoulême ab einer langen, peinlichen Nacht entgegen. Nur der fortwährende Wechsel von Höhen und Tiefen, die sehr steilen Straßenabhänge machten sich dem im Halbschlummer liegenden Reisenden bemerklich genug. Die einzige größere Stadt Ruffec, d. h. eine Stadt von kaum 3000 Einwohnern, öffnet bei kleinem Aufenthalte eine düstere schmutzige Wirthsstube. Die Straße folgt im Ganzen dem Laufe der Charente, und übersteigt dann einen höhern, öden Bergzug, um in das Loiregebiet an dem kleinen Flusse Clain einzutreten. Es war früh um halb 5 Uhr, als wir durch eine längere Vorstadt an der Porte la Tranchée Poitiers erreichten, aber außerhalb der Stadt auf dem noch stillen Bahnhof abgesetzt wurden. Die ganze übrige Reisegesellschaft wollte mit der Eisenbahn weiter; ich folgte dem jungen Spanier, welcher früher mit seinen Eltern Poitiers mehrere Jahre bewohnt und dort das Lycée besucht hatte, in stockfinsterer Nacht eine steile Steintreppe zwischen Mauern hinauf und durch die öden Straßen in das Hôtel de France. Hier war bereits ein großes Treiben von Gästen, die der große Herbstmarkt, genannt la Pierre levée, versammelt hatte und stündlich vermehrte. Nach langem Harren ward in der Putzstube der Wirthin dem Spanier und mir ein Lager auf der Erde bereitet, und so dem ermüdeten, vom Fahren zerschlagenen Körper eine kurze Ausruhe gegönnt.

Es war im Jahre 1548, als die Ausdehnung der Gabelle, der Salzsteuer und der Verwaltung des Salzwesens durch königliche Beamte, auf ganz Frankreich eine große und sehr gefährliche Bewegung in den zu einem Theil von der Salzgewinnung lebenden Landschaften Poitou, Saintonge, Guyenne hervorrief und in Bordeaux zu großen Gewaltthaten und offener Empörung des städtischen Regimentes führte. Als die zwei zur Unterwerfung von Bordeaux abgeschickten Heere unter dem Connetable von Montmorency und dem Herzog Franz von Lothringen nach Dämpfung des Aufstandes zurückkehrten und in Poitiers anhielten, wo trotz der „vielen Handwerker, Schüler und Leute von verschiedenen Nationen" die Ruhe geschickt erhalten war, so richtete der Lieutenant Général des ganzen Poitou und der Maire mit den Echevins der Stadt eine feierliche Anrede an die Heerführer und baten um die Aufhebung dieser gerade Poitiers so drückenden Einrichtung. Sie schilderten die Stadt selbst näher mit folgenden Worten: „diese sehr „alte Stadt Poitiers, die immer treu der Krone Frankreich gewesen „ist, dabei groß, geräumig, stark, eingeschlossen von einem weiten „Mauerring, deren Unterhaltung etwas Großes ist, ist die ärmste Stadt „dieses Königreiches, denn sie ist nicht Handelsstadt, wie Rouen, Lyon, „Orleans und andere gute Städte dieses Königreiches. Und was die „Justiz betrifft, so hatten König Karl V, VI, VII alle Instanzen „(ressorts) ihr übergeben, sie sind aber jetzt so geschwächt und das arme „Poitiers ist in einer Weise zertheilt (desmembré) worden, daß es nur „wenig auf sich hat mit dem Gerichtssitz und der Jurisdiction. Bleibt „endlich noch die Universität und die Kirche, und ohne die würde die „Stadt sehr bald durch Armuth ruinirt seyn."

Die volle, ja gesteigerte Wahrheit dieser Worte drängt sich dem Reisenden heute nach 300 Jahren mit Entschiedenheit auf. Und die hervorgehobenen Punkte, die durch die Natur gegebene feste Position, die Anhänglichkeit an die Krone Frankreichs, die rechtliche bürgerliche Selbstständigkeit, endlich die Kirche und das auf kirchlichem Grund erbaute Universitätsleben sind gerade diejenigen, welche der Geschichte der Stadt gleichsam das Knochengerüst geben, und welche in bedeutenden Monumenten laut zu demjenigen reden, der ein offenes Auge für den Charakter der Monumente, für die Physiognomie einer Stadt mitbringt.

Schon die Lage ist eine höchst charakteristische. Man denke sich ein Plateau von Jurakalk, meist schroff in einer Höhe von 100 bis 150 Fuß in das Thal herabfallend, in langer, birnenförmiger Gestalt von Südwest nach Nordnordost gestreckt. Zwei Thäler schließen es ein, die bei dem südlichen Beginn nur durch eine schmale, höchstens 1500 Fuß breite Landzunge getrennt sind, eben jener Porte la Tranchée, wo wahrscheinlich seit celtorömischer Zeit mit Kunst ein tiefer Einschnitt in den Fels gemacht ist und starke Mauerwerke aufgeführt sind. Das östliche Thal wird von dem Fluß Clain durchströmt, der in bedeutendem Bogen nach Osten, und dann wieder stark nach Westen sich wendet, von 4 Brücken überspannt und durch vier große Wehre gehemmt, die ihn zur Vertheilung seines Wassers an kleine, einen Wiesengrund durchströmende Canäle zwingen. Das westöstliche Thal wendet sich in ziemlich gleichbleibender Richtung von Südwest nach Nordost; vielfach getheilt durchfließt der kleine Boivre den breiten, feuchten Grund und vereinigt sich endlich in mehrfachen Mündungen nördlich mit dem Clain. Nur an zwei Punkten führt eine Straße über den Boivre, am obern und unteren Ende. Jener südliche Punkt der Porte la Tranchée ist der einzige Eingangspunkt der südlichen Hauptstraße, die hier bereits die Vorstadt St. Jacques auf jenem schmalen Rücken passirt hat, ebenso windet die Straße nach Paris sich über den Vereinigungspunkt der zwei Flüsse, an welche die schroffen Ufer nahe herantreten, fast mühsam durch. Die jenseitigen Ufer beider Thäler sind wohl angebaut oder mit Gebüsch und frischem Graswuchs besetzt auf dem steilen Abhang, an dem jene einzelnen so bezeichnenden, senkrechten Kalkfelsen in die Höhe treten. Zwischen ihnen ziehen sich im Thal des Clain in der Tiefe hin und auf die Höhen die Vorstädte St. Cyprien, St. Saturnin, Montbernage, la Cueille, Rochereuil. Die Seite des Boivre hat nur am nördlichen Ende, an der Pariser Straße, Häuserreihen.

Das Plateau selbst, welches die Stadt trägt, hat eine sehr bedeutende Ausdehnung, über 2300 Mètres Länge und in der breitesten Stelle 1000 Mètres, und kann unter 1½ bis 2 Stunden kaum umschritten werden. Noch umkränzen fast überall Mauern mit Thürmen die steile Anhöhe, welche an manchen Punkten aus der Tiefe des Thales emporgebaut sind; heutzutage wohl bedeutungslos für die Kriegfüh-

rung, gewährten sie den sichersten Schutz einst im Verein mit dem Terrain der mittelalterlichen, oft gefährdeten Stadt. Das Innere ist durchaus nicht eben, sondern nach gewissen Höhepunkten, wie dem Hauptcentrum, der Place Notredame und Didier emporsteigend. Besonders nach der Seite des Clainthales senkt sich das Terrain mehr allmälig, und so bauen sich hier malerisch die kirchlichen Anlagen, wie la St. Radegonde und die Kathedrale St. Pierre, oder an einer andern Stelle die großen Gebäude der einstigen Abtei Montierneuf übereinander auf. Zwar durchschneiden Straßen ziemlich nach allen Richtungen das Plateau, aber sie umschließen große Gärten, ja weite Feldercomplexe. Ähnlich wie in Rom wandelt man oft weite Strecken zwischen Gartenmauern einsam, wo alle Spur des städtischen Verkehrs aufgehört hat, und sieht sich dann auf einmal wieder in der Nähe einer kirchlichen Anlage in enge, oft sehr armselige Straßen versetzt, deren Häusergruppen eine Menge schwer zugänglicher Höfe enthalten.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auf diesem Plateau bereits der feste, städtische Haltepunkt des celtischen, selbstständigen, in keiner Clientel sich befindenden Stammes der Pictones, oder wie sie seit dem 4. Jahrhundert durchgängig heißen, der Pictavi, sich befand. Ihr alter Name war Lemonum, ein Name, der in den benachbarten Lemovices, wohl auch im See Lemanus verwandten Stamm findet. Sehen wir die Pictonen bereits in den ersten Jahren der cäsarischen Verwaltung ihre Schiffe den Römern zur Verfügung gegen die Küstenvölker der Bretagne und Normandie stellen, so entziehen sie allerdings sich nicht dem allgemeinen Aufrufe des Auvergnaten Vercingetorix zur Vertheidigung der gallischen Freiheit, ohne jedoch in dem Kampfe besonders hervorzutreten. Lemonum hingegen wird zuerst durch eine That der Treue gegen die Römer bekannt. Dort ließ sich Duratius, ein unwandelbarer treuer Freund der Römer, von dem Führer der Andes, aus Angers, welcher auch einen Theil der Pictonen für sich gewonnen, mit einem Heere von vielen Tausend belagern. Die römischen, heranrückenden Legionen des einen Legaten sind zu schwach zum Entsatz und verschanzen sich in der Nähe; erst ein zweiter Legat zwingt den Dumnacus zum Aufgeben der Belagerung und verfolgt ihn über die Loire.

Als ein merkwürdiger Überrest der celtischen Zeit und des Feencultus ruht noch heute auf der Höhe jenseits des Clain, kaum eine halbe Stunde von der Stadt, die Pierre Levée, ein ungeheurer Felsblock von 18 Fuß Länge, 14 Fuß Breite, auf einer einzigen Unterlage, deren es früher fünf gab. Die religiöse Verehrung, welche an diese Stätte geknüpft war, hat durch das Mittelalter hindurch in mannichfachster Umbildung sich erhalten; da ist es die h. Radegunde, welche auf ihrem Kopfe, wie sonst die Feen selbst oder Maria, den Stein und die Stützen in ihrer Schürze getragen hat; da läßt Eleonore, die für Poitou so bedeutungsvolle Erbtochter, ihn aufrichten als Denkstein für den großen von ihr gestifteten Herbstmarkt, in dessen Trubel wir am 18. October eben hereingerathen sind. Sein Name Pierre Levée ist ja davon erhalten. Pantagruel, jener phantastische Student von Poitiers, holt zum Zeitvertreib sich den Stein von der Höhe draußen. Er gehört in die Reihe der Schwungsteine, der Pierres branlantes, Pierre qui croule, qui danse, bertel de los fadas, ist aber in der reichen Denkmälerübersicht von Schreiber (Feen in Europa S. 21 ff.) nicht angeführt. Und ist dieser Stein nicht endlich das dauerhafteste Album geworden, in welches die Studiosen der blühenden Universität sich verewigt haben, wo der Deutsche auf einmal seinen Landsleuten des 16. Jahrhunderts, besonders vom Niederrhein, so zahlreich begegnet?

Jedoch kehren wir zurück in die Stadt; das celtische Lemonum, bald zur Civitas Pictonum, oder einfach Pictavi, nach der in Gallien allgemeinen Umwandlung der Volksnamen in Städtenamen, geworden, hat in seiner äußeren Erscheinung der allmächtigen römischen Cultur sich natürlich gefügt, für die sie so früh im Kampf eingestanden. Obgleich es als die vierte größere Stadt des ersten und zweiten Aquitaniens neben Clermont (Arverni), Saintes (Santones), Bordeaux (Burdigala) im 4. Jahrhundert genannt ward, erreichte sein Umfang noch durchaus nicht den des heutigen Poitiers. Wir kennen aus der genauen Beschreibung des gelehrten Annalisten Bouchet noch die Gränzen der Stadt vor 1150, und wir können sie unbedenklich für die spätrömische Zeit in Anspruch nehmen. Die Reste dieser Umfangsmauer sind mit Trümmern von Säulen und Ornamenten häufig versetzt, soweit man sie in den Kellerräumen verfolgt hat. Ein entschiedener Be-

weis sind die Ruinen des Amphitheaters, welches ganz in der Nähe der jetzigen Hauptverkehrsstraße, der Rue des Halles und des Trois Piliers sich befindet, und unmittelbar von außen an die alten Stadtmauern stieß, wie es auch die römische Sitte für die Amphitheater verlangte. Außer dem Namen les Arènes trägt es noch den des Palais de Galiene, welchem wir in Bordeaux bereits begegneten; in dem Mauerwerk und seiner Bekleidung mit kleinen Steinrhomben weist es spätrömische Technik auf. Der innere Raum ist durch Gartenfeld eingenommen; die concentrischen Mauern sind zum Theil zu Gartenmauern geworden, ein dreifaches, gewölbtes Eingangsthor dient noch heute als Straßendurchgang, und die enge Gasse les Arènes, welche ganz der ovalen Biegung folgt, scheint in der weiblichen Bevölkerung ihrer kleinen Häuser würdige Nachfolgerinnen jener Dirnen gefunden zu haben, die in den Fornices römischer Amphitheater ihr freches Wesen trieben. Auch an einer Wasserleitung hat es der römischen Stadt nicht gefehlt. Noch heute sieht man von der scharf vorspringenden Bastion der großartigen Promenade Blossac, an der Tranchée gegenüber, jenseits des Clain einzelne Bogen und Pfeiler eines römischen Aquäductes.

Die Zahl der auf dem Boden von Poitiers selbst gefundenen römischen Inschriften und Denkmäler ist allerdings nicht groß, aber nicht ohne interessante Ergebnisse. So hat seit Mabillon die Inschrift eines großen in die Wand der Kathedrale damals eingemauerten Marmorblockes gerechte Aufmerksamkeit erregt; wir erfahren daraus, daß die Stadt Poitiers (Civitas Pictonum) der Gemahlin des kaiserlichen Legaten und Proprätors der Provinz Aquitanien M. Censorius Pavius, Claudia Varenilla, öffentliches Begräbniß, die Grabstelle, eine Statue und öffentliches Denkmal zu errichten beschlossen hatte, der Mann aber, mit diesem Beweise der Verehrung sich begnügend, auf seine Kosten das Besagte herstellen ließ. Es war also offenbar die Stadt der längere Aufenthaltsort jener Claudia Varenilla gewesen, die Bürgerschaft ihr wohl durch mannichfache Wohlthaten verpflichtet. Die gewöhnliche Residenz der Proprätoren Aquitaniens war bekanntlich Bourges (Biturices). Leider fand ich bei meiner Anwesenheit die Sammlung antiker Denkmale, zunächst Grab- und Meilensteine in dem Tem-

pel St. Jean, welcher zu einem Museum jetzt eingerichtet wird, dicht aufeinander gestellt und mit den Baumaterialien so verdeckt, daß eine nähere Untersuchung unmöglich war, um so mehr als das Betreten des Innern während des Baues eigentlich streng verboten war und mir kaum Zeit gelassen ward die Architektur desselben näher anzusehen.

Dieser Temple St. Jean führt uns unmittelbar über in die zunächst an die antike sich anschließende altchristliche Zeit, welche gerade Poitiers in den Vordergrund des geistigen Lebens Galliens gestellt und ihm seine glänzendsten, und heute hoch verehrten Persönlichkeiten gegeben hat. Nahe der Kathedrale St. Pierre, deren Betrachtung uns weiter unten beschäftigen wird, durch einen schmalen von einem Südportal ausgehenden Gang, der Impasse de St. Jean mit ihr verbunden, aber tiefer, liegt dieser interessante Bau. Er bildet nach drei Seiten eine Straßenecke und stößt mit der vierten an einen Garten. Als ursprüngliche Anlage macht sich von außen sofort der Mitteltheil geltend, ein 50 Fuß hoher, 40 Fuß langer, etwa 28 Fuß breiter Parallelogrammbau mit zwei flachen Giebelseiten nach Südwest und Nordost. Die aus dünnen, regelmäßig geschichteten, mit viel Mörtel verbundenen Backsteinen aufgeführten Mauern, welche oben noch heute mit größeren Platten incrustirt sind, werden durch drei einfache Steingesimse in vier Absätze getheilt, von denen der vorletzte mit flachen, breiten Halbpilastern, je 4 auf jeder Seite, geschmückt ist. Die Capitäle derselben sind auffallend hoch und mit dürftigen, aber scharf ausgeführten Akanthusblättern versehen. Über diesen sind an der Giebelseite musivisch mit weißen, grauen und hellrothen Steinen ein concentrischer Halbkreis in der Mitte und zwei gleichseitige Dreiecke zur Seite angebracht, welche in kleineren Runden eine Art Maltheserkreuz, auch in mehrfacher Theilung, zeigen. Noch reicher ist ein solcher Schmuck im Giebel selbst, bestehend in der Wiederholung jener zwei Dreiecke und einem Quadrat mit Giebeln, welches letztere ein sternförmiges Rund zeigt. Auch der Giebel selbst ist von einem schmalen, musivischen Bande umschlossen. Die schmalen Consolen unter dem Giebel zeigen ganz die spätrömische Form. Die Fenster bestehen in je zwei großen, einfachen Runden, auf jeder Seite vertheilt zwischen die Halbpilaster und das mittlere jener herumlaufenden Gesimse unterbrechend. An der

südwestlichen Giebelseite tritt aus dem untern Theile der Mauer ein halbkugelförmiger Ausbau heraus, ganz schmucklos, wie die Concha einer Altarnische, aber auf das bedeutend tiefere Niveau des Innern durch seine unverhältnißmäßig geringe Höhe hinweisend. Daß dieser entsprechend auf der nordöstlichen Giebelseite eine ebenso breite Wandöffnung sich einst befand, geht aus der innern Anlage unwidersprechlich hervor. In welcher Weise jedoch hier die Wand nach außen zugespitzt ist, habe ich nicht gesehen, da der Eintritt in den anstoßenden Garten mir unmöglich war. An dieses Hauptgebäude sind nun zwei unverkennbar jüngere Anbauten bedeutend niedriger an den beiden Längenseiten gemacht worden: nach Westen, die zwei Giebelfaçaden zuerst in einer Linie fortsetzend, die Hälfte eines Achtecks mit nackter Giebelwand für zwei kleine Glocken und den schmalen Eingang darunter. Nach Osten ragt nur ein längliches, niedriges Rechteck aus der Wand heraus, an der schmalen Seite in ein einfach gothisches Fensterpaar sich öffnend, über dem allerdings dem musivischen Schmucke des Hauptbaus entsprechend eine kleine Rosette in ein Fünfeck eingelegt ist.

Treten wir in das Innere ein, von der einzig geöffneten Seite des westlichen Anbaues. Eine schmale, ziemlich steile Steintreppe von 10 Stufen führt herab in den polygonen, jetzt ganz mit Steinen überfüllten Raum, welcher zwischen zwei starke Pfeiler in drei einfachen Bogen in den Hauptraum sich öffnet. Dieser bietet nun des Interessanten mancherlei dar; vor allem ist in seiner Mitte an der Stätte des im vorigen Jahrhundert entfernten Taufsteines durch die bereits im Anfang dieses Jahrhunderts unternommenen Ausgrabungen von Siauve eine vollständige, achteckige Piscina bloßgelegt worden. Zwei Stufen führen noch hinab, aus Backsteinen und starken Cementlagen gebildet, die jedenfalls mit Platten werthvolleren Materiales, Marmor, bekleidet waren. Ein Backsteincanal zum Abführen des Wassers aus der Mitte des Wasserbeckens ward damals ebenfalls entdeckt. An den vier Wänden des Raumes sind zunächst die genau sich entsprechenden halbrunden, von Halbsäulen getragenen, mit Mauer zugesetzten Öffnungen an den Giebelseiten zu beachten; dann aber die zwei an der Langseite, also dem jetzt Eintretenden vis à vis gestellten Marmorsäulen mit reichem römischem Capitell, unverkennbar aus einem antiken Bau benutzt, nur

sehr verkürzt; sie tragen ebenfalls jetzt Halbbogen an der Wand. In ihrer Mitte öffnet sich nun weit der große von zwei Säulen getragene Nischenbogen, welcher den Eingang zu dem nordöstlichen Anbau bildet. Rings um den obern Theil des hohen Mittelraumes läuft ein Karnieß und über diesem stehen kleinere Marmorsäulen, die abwechselnd einen spitzwinkligen Giebel und ein Rund zwischen sich haben. Jener nach außen rechteckige Anbau erscheint im Innern fünfseitig als halbes Achteck, und bildet, indem es sich nach jenem hohen Bogendurchgang bedeutend erweitert, einen sehr selbstständigen, capellenartigen Raum, erhellt durch jenes Fensterpaar, gewölbt und umkränzt an der Wand von Halbbogen, die auf kleinen Säulen ruhen; die letztern entsprechen durchaus der Säulenreihe des obern Mittelraumes.

Es kann nach alledem keine Frage seyn: der Mittelraum ist die ursprüngliche, kirchliche Anlage, und zwar ein Baptisterium mit Eingang von Nordost und einer Altarnischenanlage nach Südwest von der Piscina in der Mitte. Ungewöhnlich bleibt allerdings die nicht quadratische oder runde Anlage, es ist gleichsam die Basilica dem Quadrat hier genähert worden. Die Technik der Mauern, Gesimse, die Benutzung der antiken Säulen weisen entschieden auf die altchristliche, vorkarolingische Zeit hin. Jener musivische Schmuck der Außenseite scheint mir erst später eingefügt, er erinnert sehr an den Ziegelschmuck der Thürme römischer Basiliken, und findet vor allem an der Kirche Notredame de Port in Clermont eine schlagende, nur noch reicher ausgebildete Analogie. Unmöglich ist es nicht, daß er erst mit der durchgreifenden Bauveränderung angebracht wurde, welche dem einfachen Baptisterium eine vieleckige Vorhalle und eine vieleckige Altarcapelle gab, und so die frühere Langseite zur Breite des Gebäudes machte; erst dabei ist auch jene obere blinde Säulengalerie mit ihren Runden und Dreiecken eingefügt worden. Nach der Form jenes Fensterpaares zu urtheilen, das für Erhaltung der Capelle ganz nothwendig war, ist vor der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dieser Umbau nicht gemacht worden. Die Reste von Wandmalerei, eine Verkündigung über dem Triumphbogen, Christus und die Evangelisten an der Decke der Altarcapelle, können im Stil recht wohl mit jenen umfangreichen Malereien der ganz benachbarten Abtei St. Savin zusammengestellt werden. Eine

interessante Thatsache aber ist es, daß die Bedeutung jenes, wie die meisten Baptisterien, in Vergessenheit und Mißachtung gerathenen, bescheidenen Baues sich bis zum vorigen Jahrhundert in einem bestimmten Gebrauche erhielt. An den Vigilien von Ostern und Pfingsten zog der Bischof von der Kathedrale dahin und nahm dort die Ceremonie der Wassereinsegnung vor. Auch hielt der Domdechant jährlich seine Synode in diesem Raume.

So stehen wir hier jedenfalls an der ältesten kirchlichen Stätte von Poitiers, welche bescheiden an die Mauer der Stadt gelehnt, in sich den weihenden Taufquell fassend, um sich die Gebeine der Gläubigen sammelnd, neben sich die Hauptkirche St. Pierre, den Episkopalsitz eines weiten, erst im 14. Jahrhundert durch zwei neue Bischofssitze bedeutend geschmälerten Sprengels, in einem vollständigen, großartigen Neubau späterer Jahrhunderte sich verwandeln sah. Werfen wir nun einen Blick in die älteste kirchliche Geschichte von Poitiers, so treten uns zwei hoch bedeutende Erscheinungen im 4. und 6. Jahrhundert entgegen, welche an den einfachen Kern einer kirchlichen Gemeinde großartige, von dem gesteigerten, dem Alterthum ganz abgekehrten christlichen Ideenkreise getragene Institute ansetzten, und selbst wieder im Verlaufe der Jahrhunderte zu dem Mittelpunkte eines weiten Glaubens- und Lebenskreises wurden. Ich meine den Bischof Hilarius und die h. Radegunde.

Jener, mit Recht der Athanasius des Westens genannt, in Poitiers geboren und verheirathet, hatte dort einen großen Kreis junger Leute um sich versammelt, eine kirchliche, akademische Schule, welche gegenüber jenen antiken Rhetorenschulen von Bordeaux, Toulouse, Narbonne u. s. w. mit römischer und griechischer Gelehrsamkeit und mit philosophischem Sinn an die Auslegung der h. Schrift im Sinne des Origenes ging; er hat dann als Bischof unter einem Constantius unerschrocken die strengere Kirchenlehre und Kirchenzucht dem damals allmächtigen Arianismus gegenüber vertreten, und ist auch im Exil in Phrygien durch Schriften der Halt und Hort der katholischen Kirche in Gallien geblieben. Im J. 360 in die Heimath zurückgekehrt, hat er als Bischof unermüdet gewirkt, seine Diöcese durchziehend, predigend und schreibend. An ihn schloß sich zuerst in Gallien die im Orient be-

reits ausgebildete ascetische Richtung des Eremitenlebens an: der tüchtige Reitersmann, der heilige Martinus, weilte schon früher als eifriger Schüler hier, er hat noch 360 sein Eremitarium am Clain in Ligugé gegründet. Andere Männer und Frauen sind seinem Beispiele gefolgt: außerhalb der damaligen Mauern stiftete Triasia (S. Triaise) ihre Celle. Kein Wunder, daß an Hilarius selbst sich mehrere Kirchen- und Klostergründungen anschlossen, daß eine kleine Kirche St. Hilaire d'Entreglise seine frühere Wohnung, die Abtei St. Hilaire de la Cellule seinen spätern eremitagenartigen Aufenthalt in der Stadt verewigte; daß endlich über der Begräbnißstätte des Heiligen und seiner Frau und Tochter Abia, außerhalb der Stadtmauern sich eine glänzende Kirche erhob und eine der reichsten Abteien Frankreichs.

Von dem Grabe des Heiligen war eine Feuersäule aufgestiegen, als Chlodwig den Westgothen entgegenzog, und die entscheidende Schlacht, 507, wenig Stunden von Poitiers, bei Vouglé schlug. Chlodwig war dankbar dafür, und die fränkischen Könige auch der folgenden Familien haben die Schenkungen stark vermehrt. Unter Odo von Paris (890) besaß die Abtei bereits reiche liegende Güter im Bereich von Poitou, bei Cahors, Toulouse, Carcassonne, in Burgund. Unter Louis d'Outremer (942) war eine Mauer in einem weiten Umkreis um das Kloster gezogen, es bildete sich ein Bourg, der Gerichtsbarkeit des Klosters ganz unterworfen, bei der Erweiterung der Stadt in dieselbe mit aufgenommen. Die französischen Könige wurden später ständig Äbte des Klosters, aber unter sehr bestimmt gefaßten Bedingungen; der Thesaurarius, die wichtigste Person dabei, durfte ohne die Einwilligung des Capitels über die Einkünfte nicht disponiren. Ein großer Theil der frühern Grafen von Poitou bis auf Eleonore hatten hier bei dem h. Hilarius ihre Grabstätte.

Ich kam auf meiner Nachmittagswanderung, welche die Stadt zum größten Theile umkreist hatte, das Thal des Boivre herauf, immer zur Linken die steile Höhe der Stadt, hier mit reichen Weingeländen zwischen Mauern an der Seite geschmückt, bekrönt von einzelnen hervorragenden Gebäuden, welche dem Unterricht oder der Polizei jetzt dienen, dem großen Priesterseminar, der Gendarmerie, dem Gefängniß, dann der Communauté de la Grand-Maison, einer der vielen

geistlichen, dem Unterrichte dienenden Genossenschaften, welche Poitiers besitzt. Auf dem Wiesengrunde zur Rechten hatte ich bereits den noch nicht vollendeten Bahnhof gelassen, und stieg eine schmale Treppe hinauf, die in starker Krümmung zu einem freundlich mit Bäumen bepflanzten Platze führt. Hier steht St. Hilaire le Grand, aber nur noch der hintere Theil des großen Baues. Man tritt in ein überraschend kurzes Hauptschiff, und findet sich dann gleich unter der hohen Vierung mit achteckiger Kuppel, an welche zwei breite Arme des Querschiffes und eine erhöhte mächtige Altarnische mit einem Umgang sich anschließen. Sieben Säulen öffnen den Umgang nach Innen, fünf Capellen lagern sich nach Außen an ihn. Vier Rundnischen springen in der Seite des Querschiffes vor. Die starken Pfeiler, die einfachen Gesimse, das Tonnengewölbe, alles dieß weist auf die Frühzeit des romanischen Stiles hin und auf eine sehr große Anlage. Im J. 1149 fand urkundlich die Weihung eines großen Neubaues statt. Eine genaue Betrachtung der mit Halbsäulen gegliederten Außenseite wird uns bald lehren, daß der ganze Platz vor der Kirche einst noch eingenommen war von den Hallen des Langschiffes. Lange sind diese bereits zerstört in den im J. 1569 in Poitiers selbst geführten Hugenottenkämpfen. Wie einsam sah es aber jetzt in diesen einst so reliquienreichen, besonders an Wahnsinnigen wunderthätigen Räumen aus! Vereinzelt traten Bauermädchen, die der Markt in die Stadt geführt hatte, herein, um mit ehrfürchtiger Scheu an den verschiedenen Altären zu beten. Dem von der heißen Sonne des Mittags auf seiner Wanderung aber stark angegriffenen Wanderer bot die Kirche in ihrer Kühle eine labende Ruhe.

Ein ganz anderes höchst belebtes und in seinen Einzelnheiten sehr eigenthümliches Bild bot mir dagegen die Umgebung und das Innere der Kirche der h. Radegunde dar. Sie liegt, wie ich erwähnte, an dem östlichen Rande der Stadt, unterhalb der Kathedrale und dem Temple St. Jean. Von dem Ufer des Clain baut sie sich mit den daran hängenden, umfangreichen Klostergebäuden, einem Chor mit drei runden Nischen gegliedert, von gothischen, schweren Strebepfeilern an ihrem Hauptschiff umgeben, von einem romanischen Thurm überragt sehr malerisch auf. Wir kommen aus der Stadt die enge Gasse herab, und treten auf einen kleinen, freien Platz, an dem die Façade der Kirche mit einem spitzbo-

gigen Portal sich erhebt, welches mit Sculpturen in gewandter Technik der spätern gothischen Zeit geschmückt ist. Sonst lassen sich an der Façade die Spuren der halbvollendeten Umgestaltung des frühromanischen Baues wohl erkennen.

Aber ehe wir in die Kirche eintreten, werfen wir noch einen Blick auf den Platz selbst: wir stehen in einer Steinumfriedigung; uralte Steinsitze ziehen sich an derselben hin, und dem Portal gegenüber ist ein erhöhter kanzelartiger Raum. Wir haben also hier ein förmliches Atrium, freilich ohne Säulenhallen, aber eingerichtet zur Predigt an Katechumenen. Heute waren aber die Steinbänke dicht besetzt mit Frauen, welche mit größtem Eifer große Wachskerzen den Durchgehenden anboten, und in flüssiger Rede die vielen Segnungen für Gesundheit, Kindersegen u. s. w. auseinandersetzten, welche eine solche der Heiligen dargebrachte Kerze brächte. Es bedurfte für die meisten dieser Rede nicht, um sich mit einer, ja mehrern solcher Kerzen zu versehen.

Die Kirche selbst besteht aus einem, spitzbogig, aber ziemlich flach gewölbten Schiffe, welches in seinem Verlaufe die vollständige Wandelung frühromanischen Stiles in den gothischen aufweist. Dieß zeigt sich an den Fenstern, dieß vor allem an der höchst merkwürdigen, falschen Wandarkade, welche gleich von dem Erdboden auf an den Seitenmauern sich hinzieht. Schlanke Halbsäulen haben zuerst Spitz-, dann Rundbogen zwischen sich. Auf ihren Würfelcapitälen sitzen andere niedrige Halbsäulen auf, deren Capitäle unmittelbar ein breites Wandgesims tragen, welches rings herum läuft und von den mannichfaltigsten Consolen zwischen jenen Halbsäulen gegliedert ist. An diesen hat nun die Freude mittelalterlicher Steinarbeiter an bizarren Formen, verzerrten Masken, Centauren, Affen, Meerweibchen, endlich hockenden Gestalten sich reich entfaltet; auch in diesen werden die Formen, je mehr wir uns von der Thür entfernen, einfacher und roher. Der Altarraum ist von einem Rundgang mit drei Nischen umgeben.

Aufmerksam und mit heiliger Scheu betrachten die Landleute, welche fortwährend ab- und zugehen, die einzelnen Bilder und Inschrifttafeln, aber vor allem den heiligen, hier in einer Nische jetzt eingelassenen Stein, le Pas de Dieu, mit den Fußspuren des Herrn, der am 3. August 586 leibhaftig der Heiligen in ihrer Celle erschien mit

den Worten: „du bist ein kostbarer Stein meiner Krone.“ Neben Radegunde sind es die HH. Medardus von Soissons, Gregorius von Tours, vor allem aber der h. Fortunatus, dann die Äbtissin Agnes und die fromme Schülerin Discidla, welche hier verehrt werden. Was hängen nicht da für wunderbare Weihgeschenke an der Wand in Wachs gebildet: Arme, Beine, eine Mutterbrust! Und sehen wir nur, wie diese Frau sorgfältig das Weißzeug, Hemdchen, Windeln, aus dem Korb herausholt, um es mit wirklich heiliger Scheu an den Altar zu bringen und beräuchern zu lassen. Wir folgen dem Zuge der Menge neben dem Hauptaltar die Steintreppe hinab in die Krypta. Da strahlt ein wahres Lichtmeer aus dem engen, heißen, von Dampf erfüllten Raume. Kerze an Kerze ist bereits auf den hohen, großen, mit glänzendem Metall überzogenen Reliquienkasten gesteckt, und immer neue brennende Kerzen werden darauf gestiftet. Um uns herum kniet es, küßt es die Umhüllung der Gebeine der Heiligen, ja ehe wir es uns versehen, verschwindet einer der Knieenden nach dem andern und kriecht unter dem Kasten selbst durch. Es wird Zeit rasch umzukehren, wollen wir nicht auch veranlaßt werden, diese ängstliche Procedur mit durchzumachen; wahrlich, man begrüßt freudig die helle Nachmittagssonne, den reinen Herbsthimmel, und dankt Gott für die frische, geistige Lebensluft, in der er uns hat aufwachsen lassen.

Aber hier habe ich in der That das ächt celtische Landvolk gesehen, ganz noch erfaßt, beherrscht von der heiligen Scheu vor dem sichtlichen Zeichen, von dem Glauben an die fortwährende Wunderkraft, die von einer Heiligen ausströmt, ganz umfangen von jener Welt, welche die Kirche gleichsam der irdischen untergeschoben hat. Und was ist an eben diesen Geschlechtern vorübergegangen an zerstörenden Stürmen des Unglaubens, des reinen Vernunftdienstes! Aber vergebens, sie sind immer wieder zu ihrer Radegunde zurückgekehrt, nicht in moderner Reflexionsfrömmigkeit, nein unter dem Drange eines naiven, ererbten Glaubens. Und das sind dieselben Leute, die frei beschließen über die beste Regierungsform, ob Republik, ob König- oder Kaiserthum, ob Bourbonen oder Napoleoniden! Was liegen da für Kräfte des Gemüthes, was für specielle, anderen unfaßbare Gedankenrichtungen verborgen unter dem gleichförmigen Niveau französischer, d. h. Pariser

Bildung! Aber haben jene Volksgeister nicht schon ihre Spannkraft verloren, werden sie, durch die in Eisenbahnen, Straßen, der immer massenhafter werdenden Tagesliteratur, durch die in Schulen und großartigen Anstalten öffentlicher Fürsorge für Arme, Kranke an sie herantretende Bildung nicht sowohl entwickelt, als mehr und mehr auf einen kleinen Raum des speciell Religiösen zusammengedrängt, um hier nun fest und zäh an dem des höhern Inhalts fast ganz Entleerten zu halten? Daß eine sehr gesteigerte, materielle Cultur sich trefflich verträgt mit einem ganz eng umschränkten, religiösen Gesichtskreis, dafür geben so gut wie die großen Weltreiche Asiens, so ganz moderne Staatsbildungen, z. B. Belgien, entschiedene Beweise. Aber wo wird das sittliche Moment, das allein den Menschen in sich eint, in dieser unausgefüllten Kluft seine Stätte finden? Wird nicht ein furchtbarer Kampf jener beiden, dämonisch den Menschen beherrschenden Mächte das Endziel seyn?

Kehren wir noch einmal zurück zu jenen frommen Verehrern der h. Radegunde; daß sie die Hauptheilige von ganz Poitou ist, haben wir bald erfahren, eben so, daß sie eine schützende Heilige den Frauen in den Stunden der Geburt, den kleinen Kindern nahe steht; daß sie auf ihrem Haupte den gewaltigen Stein getragen, der ihrer Kirche gegenüber auf der Höhe liegt, sahen wir schon oben. Wir werden nicht lange zweifeln, daß hier in das Gewand der christlichen Legende eine tief im altceltischen Volksglauben wurzelnde Gottheit eingegangen ist, daß die Kirche hier die Macht einer mütterlichen Fee anerkannt und geheiligt hat, während sie eine andere, jene Fee Melusine, die auf dem Schlosse Lusignan haust und weit und breit Schlösser, Römerstraßen, Aquäducte gebaut hat, zurückweist, und als weiße, Unglück verkündende Frau im nächtlichen Dunkel irren läßt.

Aber wer war die historische Radegunde, und welche Bedeutung hat sie in der That für Poitiers und für ihre Zeit? Mitten aus dem fremden Lande werden wir auf einmal in unsere specielle Heimath, nach Thüringen, versetzt. Von dort, aus dem thüringischen Königsgeschlecht, das weit vom Main bis an den Harz herrschte, stammt Radegunde, die Tochter Berthars, dem sein Bruder Hermanfried Leben und Reich geraubt, der aber selbst 530 dafür dem fränkischen Dietrich

und den Sachsen erlag. Die furchtbare Katastrophe des Heimathlandes und der eigenen Familie, sie hat in das Leben der jungen Fürstin, welche dem jüngsten der Söhne Chlodwigs, dem Clothar, als Gattin nach Soissons folgen mußte, einen tiefen, düstern Schatten geworfen. Wir haben noch das Gedicht ihres spätern, treuesten Freundes und Seelsorgers, des Venantius Fortunatus, über den Untergang Thüringens, wo in wahrhaft ergreifender Weise sie des gemordeten Vaters, der Mutter, des Bruders, der Schwester gedenkt, und sehnsüchtig ihre Arme ausstreckt nach dem einzigen, männlichen Sproß des Hauses, dem Amalfried, der heimathlos im byzantinischen Reiche weilte, als Feldherr an den Gränzen Arabiens kämpfte. Es ist keine Frage, daß dieser tiefe Schmerz sie als Frau dem einsamen, beschaulichen, in strenger Askese einer andern Welt gewidmeten Leben zuführte. Noch von ihrem Manne, der bekanntlich das ganze Frankenreich auf kurze Zeit wieder vereinte (558—561), erhielt sie die Gewährung von Schenkungen für die kleine, der Maria Domnica gewidmeten Kirche, die sie bei Poitiers gründete, und das damit verbundene Männerkloster. Aber sie wählte selbst als Wittwe dann Poitiers, diese älteste Heimath des Eremitenlebens in Westfrankreich, zu ihrem ständigen Aufenthalt. Die Regel, welche Bischof Cäsarius von Arles seiner Schwester vorgeschrieben, ward ihre Richtschnur, und so sammelte sie um sich fromme Jungfrauen, über 200, wie es heißt, aus den ersten Familien des Frankenreiches, an der Spitze ihre geliebte Agnes.

Venantius Fortunatus, aus der Nähe von Treviso stammend, ein gelehrter, sinnig frommer Presbyter, in Ravenna durch ein Bild in der Kirche auf den Hauptheiligen Galliens, den h. Martinus von Tours, hingewiesen, zieht diesem nach auf manchem Umweg, kommt an den austrasischen Hof König Siegberts, begleitete dann den Comes Sigoald nach Tours, der dem Heiligen seinen Zögling Childebert empfehlen soll, aber wendet sich von dem heiligen Rufe der Radegunde angezogen nach Poitiers. Es entwickelt sich nun ein wunderbar spirituelles, von Liebe und Glauben getragenes Verhältniß zwischen beiden; in des Venantius Gedichten finden wir eine Fülle der kleinen, zarten Aufmerksamkeiten, wie sie sonst nur eine bräutliche Liebe an den Tag legen kann, hier zwischen der Äbtissin und dem nachherigen Bischof aus-

gewechselt. Ein entschiedenes Ereigniß war es, als Radegundis von der Kaiserin Sophia, der Gemahlin Justins II (565—578), ein Stück des heiligen Kreuzes auf ihr Ansuchen übersandt erhielt, und nun der klösterliche Verein heiliger Jungfrauen, dem sie vorstand und welcher gegenüber der alten Taufkirche St. Jean seine Stätte hatte, den Namen Sanctae Crucis erhielt. Ohne Frage sind die vielen Kreuzlieder des Fortunatus, unter ihnen die noch heute gesungenen Vexilla regis prodeunt und Pange lingua gloriosi auf diesen mit leibhaften Augen gesehenen Schatz hin gedichtet worden.

Radegunde hatte verordnet, daß ihr Leib in der Basilika der Maria Domnica, welche sie selbst zu bauen begonnen, wo schon manche der Nonnen ihres Klosters ruhten, bestattet werde. Bald war man der Wunder voll, die von ihm ausgingen; die Kirche und das Männerkloster nannte sich nun nach der h. Radegunde, und der 13. August ward für Poitou ein großer Festtag. Eine kürzlich gefundene Inschrift erweist uns aber, daß die jetzigen Gebeine der Heiligen erst im J. 1012, wie es heißt, nach langer Vergessenheit aus einer Gruft von der Äbtissin Beliardis hervorgeholt wurden. Keinesfalls reicht daher die für die Reliquien gebaute Krypta, der älteste Theil der Kirche, vor 1012 zurück. Es stimmt dieß auch vollkommen mit jener Weihung eines Neubaues im J. 1049. Interessant ist es zu hören, wie im Zusammenhang mit der strengen, unter Cardinal Richelieu eingeführten, die Reformirten beschränkenden Kirchenzucht 1642 die Universität von Poitiers beschloß, an jedem 12. August in feierlicher Procession zum Grab der h. Radegunde und dann in ihre Klosterzelle zu ziehen; im Namen der Universität ward vom Rector eine weiße, zwei Pfund schwere Kerze auf den Sarg der Heiligen gestiftet.

Neben diesen großen, wie an irdischem Besitz, so an religiösem Ansehen hochgestellten, mannichfaltigen Stiftungen, welche in dem Namen des Hilarius und der Radegundis an die Pictava Civitas, und zwar zum großen Theil außerhalb ihrer Mauern, sich ansetzten und um sich eigene Bourgs bildeten, gab es noch mehrere andere Abteien älterer Stiftung, welche die kirchliche Bedeutung von Poitiers und auch ihre äußere steigerten. Ich nenne nur noch die bedeutendste, welche gleichsam als Vorposten an das Nordende des Hochplateau's gestellt ist

und die Aufnahme eines ganz bedeutenden Häusercomplexes in die Stadt später zur Folge hatte. Es ist dieß die Abtei Montierneuf (Neumünster), welche Guillem IV Geoffroy, Herzog von Aquitanien, Graf von Poitou, im J. 1076 gründete für den Orden von Clugny und im Namen der Apostel Johannes und Andreas. Sein Sohn Guillem V, berühmt durch seine Ritter= und Liebeshändel, der älteste bekannte Trouvadour, in spätern Jahren aber zur Buße nach Rom gezogen, brachte aus Venedig die Kinnbacken des h. Marcus mit nach Hause für die neue Kirche, und es wurden ihr die beiden Bourgs diesseits und jenseits des Clain so wie die wasserreiche Fläche zwischen Clain und Boivre mit ihren Mühlen übergeben. Der Stifter selbst ruhte in einem prachtvollen, im Hugenottenkrieg zerstörten Grabmal, später in dem Chor der Kirche. Unter Ludwig VII genoß die Abtei besonderer Gunst und Fürsorge. Noch heute machen die großen, massiven Gebäude, der Chor der Kirche, welcher kleeblattförmig mit dem Querschiff zusammen sich abschließt, seine Strebepfeiler einen imposanten Eindruck, wenn man auf grüner Wiese bei den Moulins de Chassaigne steht. Ein weiter Viehhof in großer Vernachlässigung streckt sich an die Kirche heran, Schmutz und Scherbenmassen umgeben sie, welche selbst die Spuren großer Vernachlässigung an sich trägt. Der Eingang aber zu der Kirche und dem Kloster, das jetzt als Caserne benutzt ist, wird aus dem Centrum der engen, ärmlichen Straßen an dieser Ecke von Poitiers durch einen langen, schmalen, von uralten Linden beschatteten Weg bewerkstelligt. Die Steinbänke zu seiner Seite werden wohl wenig noch benutzt, und auch die Kirche, welche ich geschlossen fand und zu der ich vergeblich einen Küster suchte, schien selten besucht zu werden. Daher kann ich auch über die innere theilweise Durchführung frühen Spitzbogenstiles in einem wesentlich romanischen Bau keine Auskunft geben.

Aber es ist Zeit uns dem Centrum der Stadt wieder zuzuwenden und hier an den Monumenten, die stolz in die Gegenwart hereinragen, die kirchliche, hochbedeutende Kunstthätigkeit innerhalb des ursprünglichen Stadtbezirkes kennen zu lernen. Es ist aber nicht die Kathedrale, welche in diesen Mittelpunkt, zwischen die Gebäude der gräflichen und dann königlichen Macht, der städtischen Freiheit und der berühmten Rechtsschule gestellt ist, sondern die Kirche Notredame la Grand.

Wir haben große Noth, uns durch die eng sich drängenden Käufer und Verkäufer zu dem Platze Notredame zu winden. Dicht ist derselbe besetzt von den Gemüse- und Fruchthändlerinnen; für einen Genremaler war hier unter diesen ziemlich plumpen Gestalten mit ihren Holzpantoffeln, ihren dickwolligen Röcken, dem weißen, eine schräge Tiara mit zwei breiten Ohrenbändern bildenden Kopftuch, dann aber auch unter der sehr zahlreichen Bettlerversammlung, die alle kleinen Plätze in den Portalen und den niedrigen Portalblenden eingenommen haben, ein reicher Stoff geboten. Aber dennoch vergessen wir den ganzen Jahrmarktslärm sehr bald vor dem wahrhaft überraschenden Eindruck, den uns die Kirche Notredame la Grand macht. Was dort in St. Croix zu Bordeaux halbvollendet und stark durch eine spätere Zeit modificirt erschien, das tritt hier uns in trefflichster Durchführung und Erhaltung entgegen; es ist dieß der romanische Stil in seinen ältern Formen im Ganzen und Großen, und zugleich ausgegossen die ganze Fülle seines bizarren und doch so ernstkirchlichen Bilderschmuckes, wie er nur in einer Zeit materieller Blüthe und geistiger, lebendiger Bewegung der Kirche entstehen konnte. Der gelbe, helle Ton des Materials, des Kalksteines, hebt sich trefflich ab von dem blauen, aber durch Herbstduft mehrfarbig spielenden Himmel.

Die Façade wird durch zwei schmale Rundthürme eingeschlossen; zwei Gruppen von je drei hohen, schweren Halbsäulen mit Capitälen, die dem korinthischen nachgebildet sind, stützen sie gleichsam in ihrer untern Hälfte. Darüber tritt dann der Rundbau auf durch eine offene Arcade mit Säulengruppen und kurzen, reich verzierten Bögen, einen Rundbogenfries mit gestaltenreichen Consolen gegliedert. Den merkwürdigsten Eindruck machen aber die spitzen, unten zuerst ausgebauchten Dachkegel, welche ganz schuppenförmig mit Kalkplatten gedeckt sind, und endlich in einen runden Stab, der wahrscheinlich eine Steinkugel getragen, auslaufen. Dieselbe Dachform beschließt auch den Thurm der Vierung, welcher selbst in seinem obern Theile rund auf einem breiten, viereckigen Unterbau sich erhebt und mit Halbsäulen reich geschmückt ist. Es ist keine Frage, daß wir in diesen schlanken, die ganze Façade einschließenden Rundthürmen eine frühromanische Grundanlage haben, die dann in späterer Zeit in den glanzvollen Umbau mit aufgenom-

men ist. Die Façade selbst zerfällt in drei Abtheilungen, in den untern Portaltheil, den Mitteltheil und den Giebel. Man kann sagen, es ist keine einzige Mauerfläche daran, die nicht durch die Hand des Bildhauers Ornamente oder Reliefdarstellungen erhalten habe. Die drei Portale nehmen die ganze untere Fläche ein, nur das mittlere hat seine Bestimmung wirklich erfüllen sollen, während die beiden andern, eben so wie in St. Croix, durch hohe Fußgesimse, durch innere Bogentheilung und durch eine Hintermauer ganz unbenutzbar, nur das künstlerische Bedürfniß hervorgerufen hat. Der Spitzbogen erscheint bei den Nebenportalen rein als eine ästhetisch wirkende Abwechselung neben dem etwas überhöhten Rundbogen angewendet. Wie die hohen Capitäle der Halbsäulen mit phantastischen Löwen und Seedrachen geziert sind, so ist der mannichfaltigste Linearschmuck in Flechtwerk, Wellenlinien, Schachbrettformen und jene Schuppenbedeckung in den Bogenlaibungen und der Portalwand angebracht. Über den Portalbogen steigen aber auf und nieder kleine Reliefs, in denen der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies mit der Verkündigung und Geburt des zweiten Adams, Christi, correspondiren. Das Mittelstück der Façade wird durch ein großes, rundbogiges Fenster getheilt, und enthält an dessen Seite zwei Reihen von vier und drei Nischen mit unten sitzenden, oben stehenden Statuen. Ihre Bestimmung möchte jetzt große Schwierigkeiten haben; die untern sind jedenfalls Apostel, die obern die besondern Heiligen der Stadt, darunter ein Bischof, wahrscheinlich Nicolaus von Myra. Auch hier umgiebt die Bögen ein breites Band von Ornamenten, darunter noch antikisirende Palmettenreihen und reich auseinandergezogene Arabeskenranken. Der Giebel, durch seine Absätze Haupt- und Nebenschiff markirend, ist überkleidet mit Runden und Rhomben. Mitten daraus tritt eine große Aureola hervor, im flachen Relief, darin Christus umgeben von den vier apokalyptischen Thieren.

Das Innere der Kirche war soeben mit Gerüsten stark verbaut, da der ursprüngliche Anstrich ganz wieder hergestellt werden sollte. Bereits schlangen sich um die Halbsäulen der die Schiffe scheidenden Pfeiler die spiralförmig gewundene, braune, grüne, goldene Verzierung. Wenn ich nicht sehr irre, ist die mittlere Decke flach, aber noch späte-

rer Erneuerung. Den Mittelpunkt des Cultus bildet hier eine hochheilige Statue der Jungfrau auf dem Altar reich mit Kleidern ausstaffirt. Sie hält einen Schlüssel in der Hand, wie sie ja der Sage nach eine Schlüsselbewahrerin (κλειδοῦχος) gewesen, ja rechtlich durch einen ausdrücklichen Akt für gewisse Tage im Jahr die Schlüssel der Stadt bei ihr deponirt wurden. Leider verhinderte jene Restauration eine genauere Betrachtung der interessanten Sculpturen, welche an einem metallenen Taufbecken, an der Kanzel und dann aus der Zeit des frühern modernen Stiles in einer großen Grablegung hier sich befinden.

Die Façade von Notredame bildet in der That wohl das glänzendste Beispiel aquitanischer Kunstübung des 12. Jahrhunderts. Sie findet in der viel breiter angelegten, aber unvollendeten Façade von Civray, einer benachbarten, kleinen Stadt an der Charente, ganz ähnlich ihr Analogon, wie St. Trophime in Arles in der Kirchenfaçade von St. Gilles. Auch die Façade von Angoulème ist durchaus ihr zur Seite zu stellen, so wie St. Croix von Bordeaux, die letztere entbehrt jedoch bereits des reichen Reliefschmuckes. Die Verwandtschaft mit den Bauten der Auvergne von Clermont, so wie Puy en Velay können wir wohl noch markiren, aber ohne den wesentlichen Unterschied, daß dort ein mehrfarbiges Material angewendet ist, zu vergessen. Wie verschieden aber ist diese Durchbildung des romanischen Stiles von der im Languedoc von uns betrachteten! Ich möchte sie recht wohl vergleichen mit den zwei Dialekten des Provençalischen, wie sie seit der Zeit der Trouvadours bis heutzutage Aquitanien und das Rhoneland im weitern Sinne trennen.

Ich nannte die Façade von Notredame ein Werk des 12. Jahrhunderts, ja ich will hinzufügen, aus der letzten Hälfte desselben, im Widerspruch mit der durchgängigen Bezeichnung, die sie in das 11., ja in das 9. Jahrhundert versetzt, um nicht jene längst abgethane Popularansicht zu nennen, die diesen Bau Constantin dem Großen zuschreibt, dessen Reiterstatue fragmentirt über einem Nebeneingang zu sehen ist. Wir können dafür die Analogie aller glänzenden Portalbauten romanischen Stiles, die zeitlich zu fixiren sind, wie z. B. gerade Arles, anführen. Aber es fehlt uns an bestimmtern historischen Haltepunkten nicht. Es hat ursprünglich eine kleine Kirche an dieser Stätte gestan-

den, dem h. Nicolaus von Myra, dem eifrigen Bekämpfer des Arianismus, gewidmet. Um das Jahr 900 erbaute die Gräfin Agnes, Gemahlin eines Ebolus von Poitou, bekannt durch die Stiftung der Abtei la Trinité, eine andere Kirche für St. Nicola. Damals hatte also bereits der Name der Maria an dieser Kirche den Heiligen verdrängt, gerade umgekehrt wie Maria der h. Radegunde in deren Kirche gewichen ist. Der Zusatz Notredame la Grand ward aber im Gegensatz zur ältesten kleinen Marienkirche, Notredame l'Ancienne, gebildet, ebenso wie wir die Kirchen Marie la Majeur in Marseille, Arles und andern Städten der Südküste gefunden haben. Das ursprüngliche Wunder, das die Stiftung der Marienstatue in die Kirche hervorrief, spielt in dem unmittelbar angränzenden Graben des Palais, und mit dem Neffen des Abts dieser Kirche, aber giebt zeitlich keinen Anhaltspunkt.

Sicher steht aber nun, daß Richard Löwenherz, als Graf von Poitou, im Jahr 1174 dem Stift Notredame la Grand (ursprünglich Augustiner, dann aber weltliche Canonici) die ganze Jurisdiction über die Stadt, das Recht des Jahrmarktes, die Bewachung, resp. Schlüsselverwahrung der Stadt, für die Tage der Rogationen vor Himmelfahrt übertrug, und dieß als ein auszeichnendes Vorrecht fortwährend geübt ward. Sicher steht ferner, daß Richard ein ganz besonderer Verehrer Maria's war, und daß er, so oft er in Poitiers weilte, gerade dieser Kirche und ihrem Capitel die größte Devotion bewies. Endlich ist jene wunderbare Errettung Poitiers vor Verrath durch Maria, welche die Schlüssel in ihren Arm nahm, an das historische Factum von 1202 geknüpft. Wir können daher wohl annehmen, daß die Zeit, von der die besondere Gunst der Notredame für die Stadt datirt wird, wo ihr das wichtigste Privilegium gegeben ist, auch die Zeit war, wo man äußerlich der Kirche ihren Glanz gab, wo ein älterer Bau erneuert wurde. Nehmen wir nun hinzu, daß in derselben Zeit Poitiers erst seine volle Ausdehnung gewann, daß damals die großartigen Stadtmauern gebaut wurden, überhaupt eine Menge Bauunternehmungen in Aquitanien fallen, so werden wir es sehr wahrscheinlich finden, ihr auch dieß glänzende Werk des entwickelten romanischen Stiles zuzuschreiben.

Wir haben bis jetzt den gothischen Stil nur in seinem wesent-

lich romanische Bauten modificirenden Einfluß kennen gelernt, keine einzige Kirche, welche ihn uns entschieden repräsentirt. Dieß ist aber nun der Fall mit der Kathedrale St. Pierre, welche ganz an dem östlichen Rande der ältern Stadt, unmittelbar über Radegunde und den Temple St. Jean sich erhebt und sehr bedeutende Verhältnisse hat, 300 Fuß lang ist, über 90 Fuß breit und 90 Fuß hoch. Steigt man von St. Radegunde herauf, so imponirt die hohe, einfache Mauer, welche rechteckig den Chor abschließt und in Strebepfeilern, Fenstern, Bogenfries den Übergangsstil uns repräsentirt. Von da schreitet nach vorn die Durchführung des gothischen Baus in immer größerem Reichthum fort, und die breite Façade mit ihren drei Giebeln, mit ihren reich geschwungenen Portalen, dem Rosettenschmuck gehört wohl erst dem 15. Jahrhundert. Das Innere ist ein gothisches Pfeiler- und Gewölbsystem aus der Zeit des vollendeten, aber immer noch strengen Stiles. Die Schiffe sind sich ziemlich gleich, das Breitenverhältniß überhaupt hervortretend. Wie wir auch aus den Annales d'Aquitaine erfahren, war das Mittelschiff ursprünglich bedeutend höher angelegt, ward aber dann reducirt in der Ausführung. Mit dieser Reduction stimmt es auch, daß das Schiff an Länge den Chor nur um ein Gewölbe übertrifft.

Die Kathedrale ist dem Apostel Petrus gewidmet. Für seinen Bart (!) und zwei Knochen wurde 1107 ein glänzender Reliquienschrein gemacht, bekanntlich eine in dem nachbarlichen Limoges hochblühende Technik. Auch an andern Heiligen fehlte es nicht; so ward St. Simplician daselbst für Kopfweh sehr wirksam, zugleich aber gegen das Übermaß von Regen. Der gänzliche Neubau der Kirche ward auf den besondern Betrieb der Eleonora von Heinrich II von England begonnen, aber die Hauptarbeit fällt dem 13. und 14. Jahrhundert zu. Im J. 1379 fand die Einweihung statt, jedoch scheint erst nachher die Façade errichtet zu sein. Vor dem Dom breitet sich ein breiter Platz aus, von einigen großen, aber sehr verödeten Gebäuden und Gartenmauern umgeben; der bischöfliche Palast zur Seite ist die Préfecture geworden. Einen merkwürdigen Contrast bildet diese Stille hier gegenüber dem Jahrmarktstreiben und Drängen um Notredame la Grand. Nur die großen Gerüste an der Façade verkünden uns laut, welch restauri-

render Eifer der Kirche Frankreichs inwohnt, und wie hier wirklich großartige Mittel aufgewendet werden, die historischen Monumente in ihrem ursprünglichen Glanze herzustellen.

Nicht die Kirchen allein sind es aber, die das historische Gepräge von Poitiers bilden: es treten dem Reisenden noch andere, weltliche, sehr bedeutsame Denkmäler entgegen, und es verlohnt sich wohl der Mühe, dem interessanten politischen, socialen und geistigen Entwickelungsgange nachzugehen, den dieser reich krystallisirte Kern einer mittelalterlichen Stadt genommen hat. Das Wohlwollen der merovingischen und karolingischen Könige für die immer gut katholische, dem westgothischen Arianismus nachdrücklich widerstehende Stadt, die dazu eine fränkische Königin als Hauptheilige besaß, tritt in Urkunden mehrfach hervor. Wichtig war es besonders, als das immer gefährliche, zum Abfall verlockende Königreich Aquitanien im J. 852 aufgehoben ward und nun die herzogliche Würde in Aquitanien von Toulouse und Bordeaux weg auf das neue, aus Burgund stammende Grafengeschlecht von Poitou überging. Hierdurch gewann Poitiers, obgleich noch nicht der ständige Sitz jener Grafen, die meist den Namen Guillem trugen, doch für Versammlungen kirchlicher und weltlicher Art die erste Stelle im Lande zwischen Loire und Garonne. Der päpstliche Legat hielt hier bereits 1074 eine Versammlung, um zum Kreuzzuge aufzufordern, 1108 sollte hier gegen König Philipp als Ehebrecher der päpstliche Bann ausgesprochen werden, aber der h. Hilarius, heißt es, erschien dem Legaten und rieth dringend zur Milde.

Wie die Grafen schon lange hier ihre Ruhestätte gefunden hatten, so machte jener Guillem IV Geoffroy das königliche Palatium in der Stadt zu seinem ständigen Aufenthaltsort. Im Centrum und auf dem höchsten Punkte lag es und war von weiten Gräben umzogen. Die Gräben sind nun ausgefüllt und eine Menge kleiner Häuser mit engen Sackgassen und Höfen haben an das Palais, diese Freistätte im Stadtbereich, sich angesetzt. Mitten aus ihnen ragt noch heute der stolze Bau des Palais heraus, der Sitz des Appelhofes und des Tribunals erster Instanz (le Palais de Justice). An seiner Seite erhebt sich der alte viereckige Unterbau des Thurmes in romanischem Stile (la tour de Maubergeon), wo die Lehen von Poitou genommen wurden. Auf

steiler Treppe steigt man zu dem Hauptgebäude gothischer Bauart und tritt in die jetzt öde, verstaubte, ungeheure Halle, reich mit Holz getäfelt, durch hohe Fenster zwischen Halbsäulen und leichten, die Wand überziehenden Spitzbogen erhellt. Ihre Länge beträgt 90 Fuß, ihre Breite 65. Sie ist jetzt nur der Aufenthaltsort sich langweilender Gerichtsdiener und wartender Proceßparteien, einst der Saal glänzender Ritterfeste und feierlicher Versammlungen. Hier tagte das aus dem widerspänstigen und den Engländern verbündeten Paris entfernte Parlament 14 Jahre lang (1423 bis 1437), hier auf kürzere Zeit das neu errichtete Parlament von Bordeaux (1469 bis 1482), hier wurden die Grands jours de Poitiers gehalten, wo ein Gerichtshof des Pariser Parlamentes alle Appellationen aus Poitou, Anjou, Touraine, Maine, Aunix, Angoumois, la Marche nach gewissen Jahresreihen erledigte, hier ward das Todesurtheil über manchen rebellischen Edelmann gesprochen und sofort in der Stadt vollzogen. Von dem Palais war das Château du Roi verschieden, ein festes, aus militärischen Zwecken, ähnlich den zwei in Bordeaux von Karl VII angelegten, erbautes Schloß. Es stand neben der Abtei von Montierneuf und hatte hier offenbar die schwächste Stelle des Stadtumfanges, da wo der Stadthügel sich zur Vereinigung der beiden Flüsse senkt, zu schützen. Der königliche Seneschal von Poitou war meist Kastellan desselben und in den königlichen Erlassen schied man von Ville und Cité noch bestimmt die Chastellenie. Seinen Platz nehmen jetzt Kasernengebäude ein.

Mit dem Aussterben des männlichen Stammes der Grafen von Poitou in Guillem IV, welcher ein hartnäckiges Verharren bei dem schismatischen Papste Anaklet der Predigt des Bernhard v. Clairvaux gegenüber mit tiefer reuiger Umkehr und harter Pilgerschaft nach dem h. Jakob von Compostella büßte, beginnt die Zeit der städtischen Blüthe von Poitiers, aber auch zugleich der Erprobung ihrer treu den französischen Königen ergebenen Gesinnung. Von entscheidender Bedeutung war es, daß Heinrich II, der Gemahl der Erbtochter Eleonore, welcher den Städten seines Landes besondere Aufmerksamkeit schenkte, Poitiers erweitern ließ, d. h. in die Mauern die Bourgs aufnahm, welche um St. Radegonde, St. Hilaire, la Trinité, Montierneuf sich gebildet hatten, und so im J. 1161 die ganze Oberfläche je-

nes Plateau's mit Mauern umschloß. So bildeten auf einmal die bisher ganz unorganisch an den Hauptkörper angesetzten Theile einen einheitlichen Organismus. Allerdings begegnet uns auch hier noch viel später die Unterscheidung von la Cité, der bischöflichen Altstadt, und la Ville, jenen vereinigten Bourgs, in den öffentlichen Erlassen sowohl als auch in der Zusammensetzung der städtischen Behörde, aber nichts von jenem tiefliegenden Haß und Zwiespalt beider Theile, wie wir ihn in Toulouse kennen lernten, wo allerdings die äußere Vereinigung erst zwei Jahrhunderte später stattfand.

Es schließen sich an jenen Act von Heinrich II eine Reihe von Privilegien an, und die englischen und französischen Herren wetteifern sie zu bestätigen: sie beginnen unter Richard Löwenherz 1174, Eleonore giebt 1199 neue, die wichtigsten sind die 1222 von Philipp II August ertheilten, wodurch Poitiers von der Taille befreit wird, sowie von allen königlichen Zöllen auf seine Waaren im Bereiche der von Eleonore besessenen Lande, vor allem aber an Stelle des früher vom Grafen eingesetzten Maire jetzt ein Maire mit zwölf Echevins und zwölf Jurés, von der Bürgerschaft gewählt, traten, welche die volle Jurisdiction in ihrer Communauté ausübten. Ludwig der Heilige bestätigte 1241 dieses Hauptprivilegium, ebenso die Engländer nach dem Frieden von Bretigny 1363, dann Karl VII durch seine Lettre Patente von 1436. Ein Stadtrecht, das Coutumier von Poitou, ist gegen Ende des 13. Jahrhunderts gebildet. Ludwig XI befreite die Stadt von der Pflicht des Heerbannes, und die Bürger hatten nur in Zeiten der Gefahr die eigenen, weitausgedehnten Mauern zu schützen. Die zwei großen Märkte im Jahre, der Herbstmarkt im October, der Frühlingsmarkt in der Woche der Rogationen vor Himmelfahrt, mit großen Processionen verbunden, wurden auf jegliche Weise gefördert; ihr örtlicher Mittelpunkt an die Kirche Notredame la Grand und die nächsten Plätze gelegt, während in der Nähe des Altmarktes, der jetzigen Place d'armes, große Kaufhallen außer den gewöhnlichen von Olivier Merichéon im J. 1498 errichtet wurden, um dort ständig unter gleicher Freiheit Waaren aller Art auszulegen. Sie stehen noch heute, sowie die Straße den Namen davon führt: la Rue des Halles. Unser Wirthshaus befindet sich unmittelbar daneben, und heute, an dem Herbstmarkt,

ist die Straße mit Wagen gefüllt, welche weit und breit aus St. Savin, Montmorillon, Chastelleraut, Melle, Niort Kauflustige gebracht haben. In der Kaufhalle hat der Handel mit Wollenzeugen die wichtigste Stelle, aber alles, Tuch, wollene Decken, Mützen, sowie der ganze Kurzwaarenmarkt trägt den Stempel eines für das Landvolk berechneten Verkehrs. Unmittelbar hinter den Halles liegt der Getreidemarkt, welcher hier einen sehr bedeutenden Umsatz hervorruft. Dem spätgothischen Stile des 15. Jahrhunderts gehören auch die Gebäude der einstigen städtischen Selbstständigkeit an, jetzt aber meist ganz andern Bestimmungen dienend, so die Prevoté an dem Platz du Pilori, so das Haus der Juridiction Consulaire u. a.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Stadt Poitiers, als Sitz des Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien, zugleich bei ihrer geographischen Lage als Schlüssel des Loiregebiets, wenn man vom Süden kommt, von dem mehrhundertjährigen Kampfe Englands und Frankreichs auf das Lebhafteste betroffen wurde. Obgleich Eleonore und ihr Sohn Richard Löwenherz meist in Poitiers oder auf dem benachbarten Schlosse Montreuilbonin Hof hielten und zwar einen glänzenden, im Minnegesang hochgefeierten, erheben sich doch schon 1169 die Poitevins für Ludwig VII, und Graf Salisbury wird in Poitiers getödtet. Johann ohne Land belagert 1202 die Stadt hart, schon ist der Verrath mit dem Clerc des Maire beschlossen, der in der Osternacht die Schlüssel zur Porte la Tranchée an die Engländer ausliefern soll, aber der Schlüssel ist von seiner Stelle verschwunden aus dem Schlafzimmer des Maire, man findet ihn später in den Armen der Statue der Jungfrau Maria in Notredame la Grand, und auf die anrückenden Feinde sind Maria, Radegunde, St. Hilaire gestürzt und haben sie zurückgetrieben. Eine große Procession ward noch nach mehreren Jahrhunderten an jedem Ostermorgen um die ganze Stadt deßhalb gehalten.

Seit 1259, wo das alte Aquitanien in Poitou und Guyenne entschieden getheilt ward, kam Poitou an Frankreich, und die englische Macht fand an der Charente ihre Gränze. Aber kein Jahrhundert später ward Poitiers von den Engländern unter Graf Derby 1346 von drei Seiten angegriffen, und durch die glückliche Versteckung des einen

Angriffes erobert. Mehr als 700 Leute wurden in der Stadt getödtet, ein großer Theil des Palais niedergebrannt, zwölf Tage lang geplündert. Poitiers blieb jedoch ohne Besatzung; als daher in der unglücklichen Schlacht 1356 auf den Weinfeldern zwischen Poitiers und Chauvigny, 1 Stunde von der Stadt entfernt, König Johann gefangen wurde und 800 der besten Ritter Frankreichs fielen, da wurden sie zum größten Theile in der noch französischen Stadt Poitiers bei den Dominikanern und Franciskanern (den Minimes) begraben und das Verzeichniß derselben dort aufgestellt. Der Friede von Bretigny hatte die Übergabe der Stadt an die Engländer zur Folge, aber kaum waren zehn Jahre verflossen, als die Nähe des tapfern du Guesclin in zwei Drittheilen der Bürgerschaft und zwar dem ganzen reicheren Theile den Plan zu rascher Übergabe an denselben reifen ließ. Die glückliche Ausführung ward mit dem Adelsbrief an den Maire, die Echevins und Jurés gelohnt, und die Stadt Poitiers erfreute sich seitdem besonderer königlicher Fürsorge.

Dies trat entschieden hervor, als 1436 Karl VII nach dem Aussterben des gräflichen Hauses, welches der Familie der Lusignan angehörte, Poitou unmittelbar mit der Krone vereinte und nun der königliche Juge und Lieutenant-Général mit der Cour ordinaire für Poitou in Poitiers residirte. Ludwig XI sah in ihr den besten Stützpunkt gegenüber den der königlichen Centralisation widerstrebenden, mächtigen Edelleuten von Poitou. Als Franz I im J. 1519 mit der Königin und Regentin Mutter das südwestliche Frankreich und zunächst seine Geburtsstadt Cognac besuchte, da waren ihm in Poitiers glänzende Empfangsfeierlichkeiten bereitet; bei Fackelschein ward der Einzug gehalten, und man begegnete am Thor dem großen à l'antique errichteten, mit Farben und Grün geschmückten Gerüste, das mit lebenden Tableaux besetzt war, dann der großen königlichen Fontaine, endlich der mächtigen, 12 Fuß hohen Lilie auf Rundtempel vor Notredame la Grand. Bezeichnend ist es auch hier, daß die Stadt dargestellt war durch einen großen, einfach und altväterisch gekleideten Mann mit der Schreibtafel in der Hand und dem Vers:

Si je suis pauvre et n'ay gramment dequoy
J'ay bon vouloir de ce me glorifie:

Ma langue est grosse et ne me magnifie
En mon avoir, esprit, sçavoir, science
Et suis tousjours, aucun ne s'en defie
Pauvre et loyal et plein de patience.

Die Loyalität der Bürger hatte im 16. Jahrhundert noch oft genug nicht bloß mit Guirlanden und Empfangsfeierlichkeiten sich zu bewähren. Der Tocquesain auf dem Beffroi rief die Bürger noch manchmal zum Schutz der Mauern gegen zügellose Banden abenteuerlicher Kriegscapitäne, auch gegen den Aufstand der von der Salzsteuer gedrückten Landleute, endlich vor allem in dem blutigen dritten Hugenottenkrieg, der 1569 in Poitou seinen Mittelpunkt hatte. Der größere Theil des Adels auf dem Lande war protestantisch, und hielt auf seinen Schlössern die religiösen Versammlungen; in der Stadt dagegen concentrirte sich der katholische Eifer um so stärker. Und die mächtige, reiche Geistlichkeit hat bis auf den heutigen Tag der Stadt im Bunde mit den wissenschaftlichen Anstalten und der specifisch celtischen Nationalanlage des Volkes ihren hervorstechend katholischen Charakter gewahrt.

Die jetzige politische Ansicht, die in Poitou mit Strömen Blutes besiegelte Anhänglichkeit also an die altfranzösische Krone, oder der Orleanismus oder Napoleonismus, ist jetzt, soweit wir es zu beurtheilen vermögen, ganz an die zweite Stelle gedrängt gegenüber dem religiösen Eifer, und die Stellung des Klerus zur jedesmaligen Regierung wird hier gewiß auch die der Bevölkerungsmasse bestimmen. Indessen hat der moderne Staat natürlich die mannichfaltigen, der Hauptstadt eines Departements zukommenden Anstalten auch hier errichtet und für seine Militärmacht theils zwei große Klosteranlagen benutzt, theils ein großes Cavalleriequartier in der Nähe der Arena erbaut.

Noch bleibt uns übrig auf die letzte, den historischen Charakter von Poitiers mit bestimmende Seite des Lebens aufmerksam zu machen. Bei unserer Wanderung durch die Stadt ist uns die größere Zahl von Buchläden wohl aufgefallen, wir sind in zwei eingetreten und haben uns hier unter dem zahlreichen antiquarischen Verlag, sowie unter den neuern, meist theologisch historischen Schriften umgesehen. Es ist nicht uninteressant, daß bereits 1479 das erste Buch in Poitiers gedruckt wurde. Gleich an dem romanischen Portal der Kirche St. Porchaire lasen wir die Anschläge für die akademischen Vorlesungen. Wir hö-

ren, daß das Lycée der Stadt mit das besuchteste in ganz Frankreich ist; unser zufälliger Gefährte, der junge Spanier, ist hier erzogen und freut sich Lehrer und Freunde wieder zu sehen. An dem Platze von Notredame la Grand erhebt sich das große Gebäude für die Rechtsschule und die Bibliothek, deren Ferien leider noch nicht beendet sind. Die theologische Bildungsanstalt kommt der Rechtsschule an Bedeutung wohl gleich, und endlich eine Secundärschule für Medicin und Pharmacie fehlt auch nicht. Hier in Poitiers haben die archäologischen Studien für den Westen Frankreichs ihren Mittelpunkt, und gelehrte Abbés, wie Auber, haben größere Monographien veröffentlicht. So tritt das literarische und wissenschaftliche Leben entschieden mit in die vordere Reihe der Interessen; aber freilich haftet ihm der locale Typus gegenüber den Anstalten der Metropole entschieden an. Die Universalität des geistigen Horizontes, welche auch kleineren, deutschen Universitäten aufgeprägt ist, dürfen wir jetzt in Poitiers nicht suchen. Aber war es immer so? Wir können entschieden mit Nein antworten. Unter den Stätten, an welche die erste Entwickelung der mittelalterlichen Scholastik in Frankreich sich anknüpfte, und welche Frankreich eine unbestreitbare Superiorität unter allen Ländern Europa's damals auf wissenschaftlichem Gebiete sicherte, nimmt Poitiers mit seinem Gilbertus Porretanus († 1155), der auf dem Concil zu Rheims vor Bernhard von Clairvaux wegen gewisser häretischer Lehren sich rechtfertigte, und mit Petrus Pictaviensis nicht den letzten Platz ein.

Die Stiftung der Universität fällt in das Jahr 1431. Eugen IV bestimmte ausdrücklich, daß dies „studium generale" genau nach dem von Toulouse einzurichten sey; Karl VII stellte die Universität in Rechten der von Paris, Toulouse, Orleans, Angers, Montpellier gleich. Die ganze Reihe der in der Stadt vertretenen geistlichen Orden nahm an der Einweihung Theil, aber vor allem sind es die Dominicaner, welche in Poitiers zuerst nach Paris sich niedergelassen hatten, welche Lehrer stellen und in deren Kloster die Vorlesungen gehalten werden. Vier Nationen: France, Aquitaine, Touraine, Berry bilden die Grundbestandtheile, und 5 Facultäten, die juristische bekanntlich als zwei betrachtet, werden eingerichtet. Der Vertreter des Kö-

nigs in Poitou wird zugleich Conservateur Général des Privilèges Royaux de l'Université. Die junge Anstalt ist sehr bald emporgeblüht, und das studentische Leben fand hier unter mancherlei Privilegien, welche die Stadt gern ertheilte, um Leute heranzuziehen, reichliche Gelegenheit sich in allen seinen Sonderbarkeiten zu entfalten. Mit besonderer Pracht führte man hier, so im Sommer 1486, so 1536 geistliche Spiele (Mystéres) auf, die Geburt des Herrn, die Passion und Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des Geistes, in Verbindung meist mit Turnieren und öffentlichen Aufzügen von Adel und Bürgerschaft. Das Rechtsstudium gewann besonders durch den berühmten Richard Irland (Professor 1504), den Lehrer von Brissonius, großen Aufschwung, und unter Franz I galt es für selbstverständlich, daß ein Jurist in Poitiers studire. Ich habe bereits oben auf jene große Zahl von Niederdeutschen, Kölnern z. B. aufmerksam gemacht, welche als Studenten ihre Namen hier verewigt haben. Sincerus (Itiner. S. 92) läßt seinen Zögling einen Winter in Poitiers verweilen, aber räth ihm, ja nicht länger — er werde sonst unter der Menge befreundeter Landsleute Gefahr laufen sein Französisch wieder zu verlernen. Ein Apotheker, Monsieur Lussant bildete als eifriger Deutschenfreund und selbst im Deutschen ganz bewandert einen Mittelpunkt für dieselben. Über das 16. Jahrhundert hinaus reicht diese Anziehungskraft nicht. Wie im folgenden bereits die Universität unter die specielle Kirchenzucht des Bischofs gestellt ward, davon gaben wir oben ein Beispiel.

Je mehr man dem speciellen Leben der französischen Städte nachgeht, um so reicher wird das Bild des bürgerlichen Wesens und der allseitigen, wissenschaftlichen Blüthe im 16. Jahrhundert, um so anschaulicher stellt es sich aber uns vor Augen, wie die gewaltsame Niederkämpfung der Reformation, die Centralisation moderner Despotie Frankreich einem furchtbaren Abwege zugeführt, das provinciale Leben in seinen schönsten Blüthen geknickt hat und das Land einer Revolution entgegengetrieben, die immer von Neuem den eben geschaffenen Zustand in sich zu verschlingen droht. Wenn irgendwo auf meiner Rundreise durch Frankreich, scheide ich mit dem vollen Gefühl dieser Wahrheit von der alten, großen, aber verödeten, loyalen und kirchlichen Stadt Poitiers.

Zehntes Kapitel.

Orléans und die französische Renaissance.

Eisenbahn von Poitiers nach Tours und Orléans. Nördliches Klima. Nördlicher Stadtcharakter. Platz du Martroi und die Statue der Jeanne d'Arc. Die Kathedrale St. Croix. Anlage unter Philipp dem Schönen. Zerstörung. Wiederaufbau unter Heinrich IV. Treue im Stil. Façade. Thürme. Längenrichtung. Inneres. Besteigen der Kathedrale. Rundblick. Lauf der Loire. Die Stadt selbst. Geographische Bedeutung von Orléans. Anderer Punkt an der Loire. Gien. Die große Wasserstraße. Das altgallische Genabum seit Cäsar. Ist Gien oder Orléans Genabum? Der Name Aurelianensis civitas. Namenänderungen in Gallien. Römische Alterthümer in Orléans. Attila und der h. Anianus von Orléans. Kirche St. Aignan. Krypta. Kirchlicher Charakter. Orléans als königlicher Sitz. Le Châtelet. Das Bürgerthum. Englische Belagerung 1429. Die loyale Devise. Die Wissenschaft. Gründung der Universität. Sammelplatz des deutschen Adels. Privilegien der deutschen Nation. Äußeres Bild des altbürgerlichen Wohlstandes. Häuser der ersten Renaissance. Façade. Hof. Inneres. Zusammenhang mit der französischen Kunst der Zeit. Die königlichen Schlösser. Das alte Hôtel de ville, jetzt Musée. Sammlungen. Mittelalterliches. Renaissance. Kleinarbeit. Die Gemäldesammlung. Kardinal Richelieu. Italienische Bilder. Fahrt von Orléans nach Paris.

Schon einige Stunden arbeitete die Lokomotive in gleichgemessenem Takte; aus dem engen Thale des Boivre und Clain waren wir längst herausgetreten, im Mondenscheine lagen die immer weiter sich ausbreitenden Flächen der Touraine, unterbrochen von Wald und Hügeln, dumpf rollte es nacheinander über einzelne Strecken, kaum ward der Name der Flüsse, die wir in kurzer Zeit überschritten, der Vienne, des Indre, des Cher vom Nachbar im Coupé uns genannt. In Chatellerault, der Stadt der Eisenarbeiter, bestürmte man am späten Abend uns noch mit dem Verkauf von Messern oder ganzen Bestecken. Wir sind in Tours, aber nur in dem neuen, großartig construirten und eleganten Bahnhofsgebäude; die Stadt des h. Martinus, einst das Ziel von tausend Pilgern, dann der Mittelpunkt der unter Ludwig XI erblühenden Industrie Frankreichs, der Schauplatz des glänzenden und heiteren Hof-

lebens im 16. Jahrhundert bleibt für uns unbetreten. Nach kurzem Aufenthalt wird die Reise fortgesetzt. Die Eisenbahn überschreitet die Loire auf der nächsten Station und bleibt dann ganz auf dem rechten Ufer. Die Namen der Stationen, wie Amboise, Blois werden in die Wagen, wo alles in Schlummer versunken ist, hereingerufen und erschreckt fährt hier und da einer empor, dessen Zielpunkt unerwartet gekommen ist. Die größere Zahl streckt sich um so ruhiger im Schlafe bei dem Gefühle, daß erst das völlige Stillstehen des Zuges in Paris ihnen die Nothwendigkeit des Aufbruches auferlege. Die geschäftige Phantasie spielt durch das Halbwachen mit den Bildern jener historischen Vorgänge, die diese Namen schon früh dem Gedächtniß eingeprägt haben. Um 1 Uhr ist Orléans erreicht und ganz durchfroren setzen wir uns mit ein Paar anderen in den Omnibus, der uns durch eine lange Vorstadtstraße endlich auf dem Platz du Martroi zu einem bescheidenen Gasthof bringt. Eine freie Wendeltreppe führt unten aus der Restauration in ein Speisezimmer und höher hinauf zu der Wohnung. Das Zimmer ist eng, aber reinlich und mit manchem Schmuck auf dem Kamingesimse ausgestattet. In einem Alkoven ist eines jener französischen Betthäuser aufgeschlagen, die für eine ganze Familie eingerichtet zu sein scheinen.

Ein kalter, neblichter Oktobermorgen erinnerte mich stark, daß ich Südfrankreich verlassen, daß ich bereits in einer Linie mit Freiburg im Breisgau und der Gegend von München mich befand. Kein einziger Fremder, der von ähnlichen Interessen getrieben die Stadt und ihre Monumente aufgesucht, ist mir auf meiner Tageswanderung begegnet. Es erscheint dem Kirchendiener als ein wunderliches Unternehmen, bei solcher Kälte und Wind die Kathedrale zu besteigen. Aber wie trägt auch Orléans selbst schon ein nördliches Gepräge! Seine neuen Straßenanlagen, so die quer durch nach der Brücke zu die Stadt durchschneidende, sowie die prachtvolle breite, ich glaube den Namen der Jeanne d'Arc tragende, welche die Façade der Kathedrale zu ihrem großartigen Prospekt hat, sind ganz nach der Weise der Pariser Boulevards mit glänzenden Läden, compendiös benutzten, hohen, vielfach in Entresole und Demietagen getheilten Häuserfaçaden besetzt. Ganz anders erscheinen die Häusercomplexe, die mehr nach Norden zwischen dem Platz Martroi und der Kathedrale liegen: das sind massive, ernste,

scheinbar wenig bewohnte Gebäude mit hohen Fenstern, weiten Thorwegen, langen Façaden, größeren Hofanlagen, offenbar einst Domherrncurien und mancherlei öffentlichen und kirchlichen Zwecken dienend. Aber schon am Platz Martroi drängen sich die Privatwohnungen der letzten zwei Jahrhunderte, mit hohen Mansarden und Schornsteinen, mancherlei Roccocoschmuck. Und kommen wir nun abwärts dem Flusse nahe, finden uns glücklich in den unscheinbaren Anfang jener langgestreckten, der Loire parellelgehenden Rue Tabourg hinein, wie sieht es da ganz anders aus! Die Holzarchitektur hat hier noch ihren Sitz mit ihren hohen Giebeln, vorgebauten oberen Etagen, Erkern, alterthümlichen Läden und mitten darin erhebt sich, nur mit Mühe von Fremden zuerst gefunden, manch wahres Kleinod des zierlichsten Steinbaus. Wir treten noch später heran und sehen uns dort in jenen scheinbar so bescheidenen Räumen um. Sie sind für die Auffassung der französischen Kunst vom allerhöchsten Interesse.

Unmittelbar auf dem langgestreckten Platz du Martroi, den wir bei unserer Morgenwanderung betreten, stellt sich das Monument jenes Mädchens uns dar, an das der Name Orléans für Tausende allein sich knüpft, welches in der That die wahre Märtyrerin des unter göttlicher Autorität stehenden Königthums geworden ist und so jenem Platz die volle Bedeutung seines Namens (Martyrium) wieder gegeben hat. Das Monument kann weder in seinen Größenverhältnissen, noch in der Ausführung befriedigen. Die Bronzestatue von etwa 8 Fuß Höhe erhebt sich auf einem Unterbau von mehr als 9 Fuß und erscheint kleinlich und wie verloren, fast an das Ende des Platzes gestellt. Die Auffassung ist sehr bewegt, mit fliegenden Hutfedern, langem, zerstreutem Haar, gefaßter Fahne, gezogenem Schwert, über Trümmer fortstürmend. Die vier Marmorreliefs am Piedestal sind noch viel weniger befriedigend. Man sieht, es ist dies ein Werk der Kunst aus den Nachwehen der Revolutionszeit, errichtet im Jahr 1803, in dieser dramatischen Richtung ganz erinnernd an die Reliefs des Arc de l'Etoile; Jeanne d'Arc ist zu einer immerhin edeln Barrikadenheldin geworden, zu einer in den Reihen der Revolutionsheere kämpfenden Republikanerin. Der Geist des göttlichen Wunders, das in dem Schwachen gewirkt wird, der Glaube, der das Königthum umstrahlt

vom Licht der Himmelskönigin sieht, ist dem Künstler gänzlich fremd gewesen. Da mag jenes alte Bronzedenkmal auf der Brücke, wo zu der schmerzensreichen, den Sohn im Schooße haltenden Mutter Gottes knieend Karl VII und das Mädchen von Domremy beteten, anders gewirkt haben. Es war bereits im J. 1578 erneuert worden, wurde dann bei dem Neubau der Brücke an eine Straßenecke gestellt, aber im Revolutionstaumel gänzlich zerstört. Die Gegenwart denkt wieder daran, ein neues, würdigeres Monument an die Stelle des jetzt stehenden zu setzen.

Wenden wir uns von unserem Mittelpunkt gleich weiter nach Osten zu dem großartigsten Denkmal von Orléans, zu jener Kathedrale, die in seltener Treue und Geduld bauender Generationen erst in neuster Zeit ihrer Vollendung sich genaht hat. Von wo man auch herantreten mag, sie überrascht, auf einen großen, von Bäumen beschatteten Platz gestellt, in seltener Frische und Schärfe des trefflichen, in der Nähe gebrochenen Steines nach allen Seiten vollendet, auf das Freudigste. Wahrlich, während uns in Orléans der gewaltsamen Veränderungen und Zerstörungen so besonders viele begegnen, die erst die religiösen Kämpfe, dann der Revolutionssturm hervorgerufen, die hier einer Kirche das Hauptschiff geraubt, dort eine andere in ein Salzmagazin verwandelt haben, die Klöster zu Kasernen oder Fabriken umstempelten, — die Kathedrale scheint es, ist als ein hochgehaltenes Kleinod fortwährend und zwar stetig in demselben Stile gewachsen. Und doch hat gerade sie eine sehr gewaltsame Katastrophe erlitten in einer Zeit der Umwandlung des ganzen künstlerischen Formensinnes, die oft aus freien Stücken das Erbtheil der Väter verunstaltet oder gänzlich vernichtet hat.

Die Anlage im gothischen Stil und in den jetzigen Verhältnissen fällt unter Philipp den Schönen in das Jahr 1287, gleichzeitig dem großen, politischen, merkantilen und wissenschaftlichen Aufblühen von Orléans. Ihr Thurmbau galt für den höchsten Frankreichs und ward dem des Straßburger Münster gleichgestellt; hatte daher jedenfalls auf dem einen der zwei Thürme eine Spitze. Im J. 1567 ist aber durch die Hugenotten die Kirche ausgebrannt worden. Es heißt, die äußeren Umfangsmauern blieben allein stehen; Sincerus nennt es ein mehr als

halb zerstörtes Werk. Heinrich IV war es, der ihre vollständige Wiederherstellung anordnete, am großen Jubiläum 1601 eigenhändig begann, und durch bedeutende jährliche Beisteuern förderte. So war bereits in der Mitte des Jahrhunderts der Chor wieder vollendet und auch das Mittelschiff der Hauptsache nach ausgebaut. Die Façade mit den Thürmen ist bis zur ersten französischen Revolution in die Höhe geführt, die neuste Zeit hat den plastischen Schmuck daran im mittelalterlichen Stile gefügt. Die Revolution entleerte nur das Innere, welches heutzutage um so schmucker und imposanter in seiner architektonischen Construction auftritt.

Es kann wohl keine Frage sein, daß wir es nicht mit einer originalen gothischen Schöpfung des 17. Jahrhunderts zu thun haben, sondern mit einer der Hauptsache nach treuen Restauration. Wir wissen ausdrücklich, daß in der Zeit Heinrichs IV ein genaues Bild der alten Kirche auf starkem, geleimtem Papier im Hause eines Bürgers neben dem Gasthaus des Französischen Schildes gezeigt ward. Die Thürme in ihren zwei obersten Etagen sind jedenfalls ganz von der ursprünglichen Anlage verschieden, in weichen und stumpfen Formen vollendet. Die Renaissance hat nur den südlichen Haupteingang des Querschiffes verunstaltet. So bleibt das Ganze immerhin ein wahrhaft großartiges Zeugniß für die Treue und die Achtung einer französischen Stadt und französischer königlicher Baumeister, wie der Gabriel gegen den monumentalen Geist einer sonst fremd gewordenen Zeit, dem wir kein ähnliches in Deutschland zur Seite stellen können.

Suchen wir uns nun den Eindruck des Ganzen näher zu vergegenwärtigen. Die Façade erhebt sich zuerst als einheitlicher Unterbau von 162 Fuß Breite in 3 Abtheilungen nach Breite und Höhe. Drei fast gleich hohe Portale, in Kielbogen endend, laden in fünf ebenfalls spitzbogigen Eingängen zum Eintritt in die gewaltige Thurmhalle ein. Das mittlere ist schmaler und besonders reich mit Zackenbogen geziert, umschließt auch nur einen Eingang. Die zweite Abtheilung ist durch 3 reiche, unter sich gleiche Rosetten, denen an den Seitenflächen des Thurmbaus noch je eine entspricht, charakterisirt. Hierin, in der Zahl und Gleichförmigkeit ist jedenfalls eine gewisse nüchterne Einförmigkeit nicht zu verkennen. Darüber erhebt sich dann eine sehr statt-

liche offene Galerie, wieder in jeder Breitenabtheilung in je drei größere Fensterbogen und 8 kleinere zerfallend. Ihr oberes Steingeländer hat besonders weiche, breitgezogene Formen. Vier Pfeiler schossen dazwischen empor, aber fügen sich in ihren Fialen bescheiden der Horizontallinie der oberen Bekrönung. Die ganze Façadenwand macht auf das Auge einen sehr harmonischen, wohlgegliederten Eindruck. Die Formen sind fließend, aber wohl vertheilt.

Nur wenig verjüngt beginnt der Thurmbau. Die erste Abtheilung ist an den Ecken durch die vorspringenden, offenen Treppenhäuser noch pfeilerartig umschlossen; Zinnen schließen sie oben kräftig ab. Die Wandflächen sind mit je 3 Fensterarchitekturen, von denen die mittlere aber allein geöffnet ist, gegliedert. Der zweite Absatz ist ebenfalls noch viereckig, aber an den Ecken eingezogen, um Raum für die den Treppen entsprechenden Fialen zu gewinnen. Eine ganz gleichförmige, schlanke Galerie von 8 gothischen Säulen öffnet die vier Wände. Darauf erhebt sich endlich ein stumpfes Oval mit Wandarkaden und vier den unteren Ecken entsprechenden, angefügten, leichten Baldachinen. Je 2 Engel bilden die letzte Bekrönung des ganzen zu 242 Fuß aufsteigenden Baus. In den Thürmen ist der Abstand des unteren noch mehr im Sinn der Façade componirten Theiles und der zwei oberen in ihrer Leichtigkeit einförmigen und zugleich in den großen Linien stumpfen Theile ein sehr bedeutender.

In der Längenrichtung tritt das Kreuzschiff kräftig heraus, ein Thurm charakterisirt den Kreuzungspunkt. Am wenigsten kann das Südportal mit seiner bis auf die Rosette kleinlichen Eintheilung der Wandfläche und der Eckthürme befriedigen. Eine doppelte Reihe von Strebepfeilern umgiebt den Körper der Kirche.

Das Innere sowohl der großen Vorhalle, wie dann der drei gleichhohen Schiffe mit den Kapellen, der Vierung und des Chores mit seinem Umgang, deren Gesammtlänge 386 Fuß beträgt, macht einen durchaus edeln Eindruck.

Der Concierge ist endlich in der fast gänzlich menschenleeren Kirche glücklich gefunden, der uns auf die Kathedrale selbst führen soll. Der Weg um die Galerien des Schiffes zeigt allerdings im Vergleich mit der Anschauung, die ein ähnlicher Gang mir auf dem Kölner Dom

oder auf der Regensburger Kathedrale gewährte, einen großen Abstand in dem Reichthum und der Ausarbeitung der einzelnen Glieder. Noch mehr tritt das nüchterne Maß im Thurm selbst heraus. Zwischen Gebälk windet sich im Innern die Treppe auf den höchsten Gipfel und wir stehen nicht sehr bequem auf der mit Kupfer belegten stumpfen Wölbung, die nach Außen durch die Zinnen verdeckt wird.

Ein großartiger Rundblick öffnet sich hier dem Auge, an Mannigfaltigkeit, Glanz und Farbenreichthum aber nicht zu vergleichen mit jenem erst vor wenigen Tagen, von der Tour de Peyberland zu Bordeaux genossenen. Allmälig hat sich der graue Nebel- und Wolkenhimmel bestimmter geformt, aber es ist eine Spätherbstfärbung über das Ganze gelagert. Die gelbe Loire bildet in ihrem Lauf die natürliche Situationslinie. Dort vom Osten unmerklich sich biegend, kommt sie an die Stadt heran: eine großartige Brücke theilt hier den unteren und oberen Theil der Quais, an denen eine große Reihe von Flußschiffen und Kähnen festliegt. Weit nach Südwest in Bogen verliert sie sich allmälig in die Fläche. Kein schroffes Ufer, keine weiche Hügelreihe markirt sie an der Südseite, sie scheint gleichsam auf der Oberfläche einer Hochebene zu fließen; nach Norden z. B. in Orléans selbst erhebt sich das Ufer ziemlich rasch, aber immer hin nicht bedeutend und weiter an dem Fluße abwärts steigen hier und da einzelne meist mit alten Schlössern gekrönte Hügel empor, an deren Fuß jene kleinen Städte wie Meun, Beaurgency, Menars sich lagern. Eben nach Norden dehnt sich vor uns ein ungeheures, unmerklich steigendes Getreide- und Obstland aus, das reichste fast von Frankreich, die Beauce, nach Chartres und Etampes zu.

Nach Nordost und mehr nach Osten treten am Horizont größere, waldbedeckte Erhöhungen auf, es ist dies der Wald von Orléans, einst eine gefürchtete Gegend der Straßenräuberei, bis nach Gien 10 deutsche Meilen in der Länge sich streckend. Sie durchschneidet der Kanal, welcher 1½ Meilen oberhalb Orléans die Loire verlassend als Canal d'Orléans nordöstlich in vielem Zickzack geführt ist, um sich unterhalb Montargis mit dem Canal de Briare zu vereinigen und neben dem Flusse Loing als Canal de Loing in der Nähe von Fontainebleau in die Seine zu münden. Der ganze Süden unseres weiten Horizontes

ist von der niedrigen, oft sandigen Landschaft Sologne eingenommen, die den Überschwemmungen der Loire weit ausgesetzt ist. Ein sehr mit Häusern und Gärten belebter Streifen macht sich in unserer Nähe bemerklich, es ist der Lauf des Loiret, eines ganz in der Nähe in merkwürdiger Fülle aus einer Quelle (la Source speciell genannt) hervorbrechenden Flusses, der nach wenig Stunden mühevoller Arbeit in Mühlen und Fabriken seinem Ziele, der Loire zueilt.

Blicken wir jetzt auf unsere nächste Umgebung, so fesselt uns die Stadt selbst, die im halben Oval zu dem Flusse sich senkt. Wir folgen ihren jetzt nutzlosen, vielfach durchbrochenen Ringmauern, dem grünen Spaziergang an der Stelle der einstigen Gräben; das Thor von Paris und das Thor von Burgund bildeten in ihnen die festesten Punkte. Darüber hinaus strecken sich stromabwärts, dann nach Paris zu die Vorstädte, ebenso ist jenseits der Loire die Vorstadt Olivet ein lebhafter Landsitz der Orléannaiser. In der Stadt selbst scheidet sich der dem Flusse naheliegende Theil mit engen Straßen und der Reihe der von der Brücke aus sehr stattlich erscheinenden Kirchen, wie S. Aignan, Pierre le Cuellier, S. Jacques, S. Euverte als der älteste von dem höherliegenden, mit größeren Plätzen ausgestatteten. In dem letzteren dehnt sich uns zu Füßen ein großer Hof mit neuen, regelmäßigen Gebäuden aus, es ist das eine militärische Anlage an die Stelle des einst hochberühmten Kirchhofes mit seinen kunstreichen Galerien getreten, von dem einzelne Grabdenkmäler in das Museum gerettet sind. Außerhalb der Mauern nach Norden, durch einen breiten Boulevard getrennt, liegt die große Gruppe der Bahnhofsgebäude, ein wichtiger Knotenpunkt des Verkehrs für Mittelfrankreich. Ihm gerade gegenüber bildet die Steinbrücke mit ihren neun Bogen, die über eine mit Häusern besetzte Insel hinführt, deren größter Bogen eine Spannung von 100 Fuß hat, der Stadt einen stattlichen Anlehnungspunkt.

Ein einfacher Blick auf die Karte Frankreichs kann uns lehren, wie gerade der Theil der mittleren Loire, welcher ihre Richtung aus einer nördlichen in eine westliche und dann sehr südwestliche umsetzt, für den Völkerverkehr von Alters her ein höchst wichtiger werden mußte, wie hierüber nothwendig die Straße aus dem nordöstlichen in das so ganz verschiedene südwestliche Frankreich so gut für den Kauf-

mann, wie für erobernde Völker führte. Kein Gebirge trennt sie hier von dem Seinegebiet. Vergeblich suchte ich, durch meinen Geographieunterricht verleitet, der jede Wasserscheide zu einem stattlichen Gebirgszug umgestaltete, auf der Eisenbahnfahrt nach Paris die großen Durchschnitte durch die Höhenzüge. Unmerklich steigend auf der weiten Fläche langten wir an dem obersten Ende des Thales an, in welchem Etampes liegt, um dann in raschem Fluge uns hoch über Ortschaften weg durch hohe Durchstiche in das Seinethal zu senken. So fließt die Loire bei Orléans auf der Hochebene hin, die dann vom Seinethal tief durchfurcht ist.

Zwei Punkte sind es aber, wo die Loire der Seine am nächsten tritt und wo zugleich die anderen Naturverhältnisse eine große Verkehr= und Völkerstraße vorzeichnen. Es ist dies Gien mit Briare, 8—9 Meilen aufwärts gelegen und Orléans. Dort reicht der Lauf des Loing bis in die Nähe der Loire, hier der der Essonne, dort wird man am nächsten an den wichtigen Zusammenfluß der Yonne und Seine kommen, somit nach Sens, hier zunächst nach Paris. Zwischen beiden Punkten liegt jener oben erwähnte lange Höhenzug mit seinem Walde, einem der größten in ganz Frankreich. Dort bei Gien beginnt die Wendung des Stromes, hier liegt Orléans recht eigentlich am Knie desselben, wo er aus einer der Seine zugewendeten, dann parallelen Richtung völlig ab nach Südwest sich kehrt. Er hat die Berglandschaft von Nivernois mit ihrem Jurakalk und Quadersandstein durchbrochen, welche sein oberes, weites Thalbette abschließt und tritt nun mit dem Allier vereint bei Gien als ein großer, oft weit sich ausbreitender Strom in die Fläche der Tertiärbildung. Hier ist ein naturgemäßer Kreuzungspunkt der oberen und unteren Schifffahrt, hier zugleich der gelegenste Punkt die Wasserstraße nach der Seine hinüber zu führen. Von Nantes werden stromaufwärts die überseeischen Waaren gebracht, von oben herab Steinkohlen, Salz und Eisenwaaren, das Land Orléannois selbst bietet aber seinen Getreidereichthum, sein Obst, seinen Wein, seine Färbekräuter. Die Wasserstraße hat nun jetzt in den Eisenbahnen einen gefährlichen Concurrenten, aber zugleich auch einen großen Hebel für manche Strecken gewonnen. Und hier am Loireknie vereinigt sich bereits die Westbahn

nach Nantes, die Südbahn nach Bordeaux, dann die an das Gebirgsland der Auvergne, des Limousin, der Marche herantretende, gabelförmig getheilte des Centrums; sie finden in der Pariserbahn den Abschluß ihrer centripetalen Bewegung.

Lange ehe Paris dieser Schwerpunkt des Landes geworden war, als noch die ärmliche Lutetia kaum die kleine Citéinsel füllte, wird uns von einem wichtigen Handelsplatz, einem Emporium in dieser Loiregegend berichtet. Es war dies Genabum (auch Cenapum, Κήναβον), von den Carnuten, neben den Arvernern einst dem angesehensten und unvermischtesten celtischen Stamme besessen, deren Land als der Mittelpunkt Galliens betrachtet wurde, wo auf einsamer Heide, an einem geweihten Orte, zwischen Chartres und Dreux, die großen religiösen und politischen Zusammenkünfte der Druiden gehalten wurden. In Genabum brach zuerst der gefährliche Aufstand los, der den entfernten Cäsar von seinen Legionen abschneiden und die römische, neugewonnene Herrschaft vernichten sollte. Da werden die römischen Kaufleute überfallen, welche in Geschäften sich dort aufhielten, da ein römischer Ritter, der die Getreideversorgung für das Heer zu leiten hatte, also an einem schon damals für den Getreidehandel wichtigen Ort sich befand, ermordet. Der Mittelpunkt des Aufstandskrieges wird nach Berry, zu den Biturigern verlegt. Genabum bildete gleichsam den Brückenkopf für dies Land, es hatte im Rücken eine freilich schmale Brücke über die Loire. Cäsar erscheint unerwartet rasch vor dem Orte, ehe die Besatzung von den Carnuten hereingeworfen ist. Er kommt von Sens her über das ebenfalls bezwungene Velaunodunum (Beaune). Die Einwohner versuchen in der Mitternacht still aus der Stadt über die Brücke sich zurückzuziehen. Aber zwei römische Legionen wachen, brechen vor, stecken die Thore in Feuer und schneiden die im Abzug über die enge Brücke Begriffenen ab. Der Ort wird angezündet, die Häuser geplündert, die Bewohner zu Gefangenen gemacht. Cäsar geht nun mit seinem Heere hier über die Loire.

Daß an eine Vernichtung des militärisch und merkantil wichtigen Ortes nicht gedacht war, geht daraus hervor, daß Cäsar im folgenden Winter Genabum zum Mittelpunkt seiner Streifzüge in dem Lande der Carnuten machte, welche verfolgt, gehetzt, zerstreut ihre

zerstörten Wohnungen, ihre Wälder verlassen. Damals lagen bereits zwei Legionen wieder in Genabum und waren theils in Häusern, theils in rasch errichteten Strohhütten untergebracht. Strabo kennt den Ort als wichtigen Handelsplatz, gerade an der Mitte des Loirelaufes gelegen. Aus den römischen Itinerarien geht hervor, daß hier ein bedeutender Kreuzungspunkt von Straßen war: es begegneten sich die Straßen von Tours, von Paris, von Sens und von Lyon über Nevers, letztere vereinigt zugleich mit der von Autun kommenden. In der politischen Eintheilung dagegen hat Genabum nie einen Mittelpunkt gebildet, es gehörte immer zum Lugdunensischen Gallien und sah zuerst in Lyon, später in Sens seine Hauptstadt.

Die Straßenangaben sind uns das sicherste Mittel zur Entscheidung der Streitfrage, an welcher der zwei Punkte, ob in Orléans oder in Gien das alte Genabum zu suchen sei. Man scheint jetzt in Frankreich die zweite Ansicht allgemein vorzuziehen, gestützt vor allem auf die Ähnlichkeit des Namens. Sie ist jedoch nicht von der Art, (der mittelalterliche Name ist Giemacum, Giemum), um damit gegen Zahlenangaben und eine Reihe sonst sicherstehender Orte zu streiten. Und wir können die römische Straße von Station zu Station mit Namen und Entfernungen an der Loire herab von Decise nach Nevers, nach Cosne, nach Briare (also bei Gien war allerdings eine römische Anlage), nach Baugy, zur Stelle von Orleans als Genabum verfolgen. Ebensowenig passen die Entfernungen von Tours und von Paris für Gien. Endlich ist doch immer zu sagen, daß bedeutende Flußübergangs- und Handelsplätze mit seltener Zähigkeit an denselben Punkten haften.

Im fünften Jahrhundert ist der Name Genabum auf einmal verschwunden, aber ganz an dieselbe Stelle als der wichtigste Übergangspunkt über die Loire, als Handelsplatz für Wein und Getreide, als Bischofssitz, endlich tritt die Aurelianensis civitas, auch Aureliana urbs oder urbs Aurelianorum, bei Gregor von Tours schon unflektirt Aurelianis, Orléans. Eine Namensumwandlung hat in derselben Zeit bei sehr vielen gallischen Städten Statt gefunden, aber in der Weise, daß die alten Stammesnamen die romanisirten, mit Kaisernamen häufig verbundenen Stadtbezeichnungen verdrängten. Der Stammesname, den

Genabum hätte führen können, concentrirte sich aber auf die Hauptstadt des Stammes, auf Autricum, das fortan Carnutes, Chartres hieß. Dagegen müssen uns unbekannte specielle Verhältnisse den Kaiser Aurelianus als einen Ordner und Wohlthäter von Genabum haben erscheinen lassen. Die allgemeine Sachlage spricht schon dafür: in Aquitanien hatte Tetricus, der letzte der gallischen Imperatoren, seinen Haupthalt, ihn schont Aurelian lange, bis er den Orient unterworfen. Dann aber werden 274 die gallischen Legionen, welche Tetricus zum Behaupten des Purpurs zwangen, bei Châlons sur Marne verrathen und vernichtet. Aurelian tritt nun als Ordner Galliens auf. Daß er hierbei den wichtigsten Übergang über die Loire, der Aquitanien ihm sicherte, neu geordnet und vor allem neu befestigt haben wird, liegt sehr nahe. In dem Museum zu Orléans ist jetzt ein Meilenstein, vor wenig Jahren beim Eisenbahnbau in Soclas gefunden, der das dritte Consulat des Kaisers Aurelian aufweist und ihn uns mit allen seinen durch Siege errungenen Beinamen vorführt.

Mannigfaltige Bodenveränderungen und Bauten haben im Bereich von Orléans eine nicht geringe Zahl römischer Antiquitäten zu Tage gefördert. Die älteste Umfangsmauer von Orléans, die Stelle des alten Hôtel Dieu, dann die Gegend des großen Kirchhofes, eine Erhöhung, la Motte sans Gain jetzt genannt, die Quelle de l'Etuvée, zeigten sich besonders reich. Man fand einzelne Basen, korinthische Capitelle, Friesreste, römische Backsteine, eine römische Mühle, einfache Gefäße meist von rother Erde, den Rest eines Sarkophagdeckels, ziemlich rohe Reliefs, z. B. mit einem zweispännigen Wagen, Fragmente von Statuen, meist Köpfe von Thon oder Kalkstein. Wer sie neben den andern im Museum gesammelten römischen Funden des Departement du Loiret durchsieht, dem wird die Ärmlichkeit in Stoff und Form gegenüber der Denkmälerwelt Südfrankreichs sehr scharf sich herausstellen. Man sieht, in das gewöhnliche Leben war hier von dem Glanz und Geschmack des römischen Lebens nicht viel übergegangen. Weitere Schlüsse auf die öffentlichen Bauten zu machen wäre nicht gerechtfertigt. Für diese ist eine einzige inschriftliche Notiz uns von größerem Interesse: in der Quelle de l'Etuvée wurde eine sichtlich zum Einsetzen in die Wand bestimmte Inschrifttafel gefunden, wonach

ein gewisser Capillus, Sohn des Illiomar, der Quellgöttin Augusta Acionna eine Säulenhalle mit ihrer Ausschmückung zufolge eines Gelübdes geweiht hat. Also wieder an Quellendienst, wie uns schon mehrfach begegnet, schließen sich, vor allem auch durch den Eifer der nationalen Gallier, Prachtanlagen an.

Die Aurelianstadt hat in dem entscheidenden Wendepunkt der großen, das Alterthum abschließenden Völkerbewegung ihre geographische Bedeutung bewährt und hierbei zugleich der bischöfliche Sitz daselbst seinen politischen und sittlichen Einfluß sich errungen. Im Jahre 451 war Attila von Metz aus mit seiner Übermacht viele gallische Städte erdrückend bis vor Orléans gerückt. Mit seiner Einnahme war ihm Südfrankreich geöffnet. Da hat Bischof Anianus, ein Mann von großer weltlicher Klugheit, bereits eine Reise nach Arles und dann in das westgothische Reich unternommen, um den Aetius und König Theodorich zu gemeinsamer Abwehr des furchtbaren Feindes zu bewegen. Er mahnt die Bürger zur Ausdauer, hinweisend auf die nahe Hilfe. Die Mauern von Orléans trotzen den Belagerungsmaschinen des Attila, aber die Gefahr steigt täglich höher. Da fordert Anianus zum Gebet auf, heute noch werde Hilfe kommen. Zweimal schaut man vergeblich von den Mauern nach derselben aus; noch einmal läßt er Gott auf den Knieen um Hilfe anflehen und siehe da, am fernen Horizont steigt eine Wolke auf, es ist der Staub des nahenden Heeres. Attila wird zur Aufgebung der Belagerung genöthigt, er zieht langsam zurück, gefolgt von Römern und Ostgothen. Es war der 14. Juni, als Orléans entsetzt ward.

Ist es zu verwundern, daß Bischof Anianus der Hauptheilige der Stadt wurde, daß seine Verehrung weit sich ausbreitete und einer Anzahl Ortschaften den Namen gab? Verträge beschwor man nun hier ebenso feierlich als beim Altar des h. Martinus von Tours. Ich nannte bereits S. Aignan als eine der Kirchen, die nahe der Loire den Abhang krönen. Steigen wir direkt von der Höhe der Kathedrale zu ihr hinab. Ein baumbesetzter Platz läßt uns das Äußere wohl überblicken; noch stattlicher auf seinen Untermauern, im Grün verwilderter Gärten erhebt sie sich vom Loirequai aus. Aber sie ist nur ein Fragment, bestehend aus Chor- und Querschiff, der Hauptkörper und die

Westfaçade fehlen. Die religiösen Kämpfe in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts haben auch hier die Zerstörung des Hauptheils zur Folge gehabt. Noch giebt uns das leider im Mitteltheil verstümmelte Nordportal, noch die hohen Fenster, die Strebepfeiler, der Kapellenkranz des Chors, welcher für sich allein eine ganz bedeutende Kirche bildet, einen Begriff von dem Stile und den großartigen Verhältnissen dieser einst mit zahlreichen Canonici besetzten Stiftskirche, die jetzt im Innern einen fast ärmlichen Eindruck macht. Jedenfalls ist dieser gothische Bau frühestens gleichzeitig mit dem Beginn des Kathedralbaues. Kunsthistorisch interessanter als derselbe ist die Krypta, welche erst neuerdings förmlich wieder entdeckt und zum Theil des sie füllenden Schuttes entledigt ward. Ein Kirchendiener führt uns bei Laternenschein in ihre Räume und leuchtet uns in der Finsterniß an die einzelnen Capitelle dieser frühromanischen Säulen, die das einfache Gewölbe tragen. Die Capitelle haben die Form abgestumpfter Würfel; im Flachrelief sind sie mit zwei Reihen Ornamenten bedeckt, einer unteren Reihe von Halbkreisen, die Palmetten bekrönen, und einer oberen Reihe von palmenartigen Eckblättern, rohen Arabeskenstengeln und großen mittleren Palmetten. Eine gewisse Tradition des korinthischen Capitells ist in diesem oberen Theile nicht zu verkennen. Der Abacus erweitert sich hier in vier Kymatiengliedern mit Blattornament zur gerade abschließenden breiten Platte. Trotz dieser Anklänge antiker Tradition ist die Krypta in dieser Form vor das 12. Jahrhundert schwerlich zu setzen; aber über ihrer Stätte erhob sich schon vor der Zeit des Gregor von Tours eine Basilica.

Andere Heilige fanden bald nach Anianus ihre Stätte zu Orléans, so Abt Avitus, so Euertus (Yvert). In der Nachbarschaft blühte zu Fleury an der Loire die älteste und mit die angesehenste Abtei nach der Regel des h. Benedictus auf. Als Guntram im Jahre 585 die Stadt besucht, ist sie von dem Feste des h. Martinus ganz erfüllt: man zieht mit Fahnen dem Könige entgegen und singt ihm Loblieder in lateinischer, syrischer und hebräischer Sprache. Eine bedeutende Judengemeinde ist vorhanden, offenbar durch den dortigen Handel hingezogen. Guntram besucht die verschiedenen Kirchen, Bi-

schöfe, die ihm jüngst widerstrebt, demüthigen sich vor ihm und Kirchengesänge in kunstvoller Weise erschallen.

Jedoch die Kirche hat in Orléans durchaus nicht, wie etwa in Poitiers alle anderen Interessen in sich aufgezehrt. Orléans ist seit der Merovingerzeit ein speciell königlicher Sitz: nach dem Tode Chlodwigs dreizehn Jahre lang Mittelpunkt eines Theilreiches, dann mit Burgundien verbunden, hinter Châlons sur Saone zurückstehend, ist es unter den Capetingern eine der meist um Paris sich concentrirenden Städte mit königlichen Palatien; es bildete einen Theil des capetingischen Hausgutes, des Herzogthums Francien. Daher hat neben der königlichen eine selbständige gräfliche oder herzogliche Macht sich nicht bilden können: seit Philipp von Valois Zeit war das neu geschaffene Herzogthum im Besitze des jedesmaligen zweiten Königssohnes und gab als solches allerdings den Namen her zu großen politischen, um den Besitz des Thrones selbst streitenden Parteien, wie unter Karl VI. Ludwig XIV. verlieh seine Einkünfte erst erblich an seinen Bruder, den Stifter der Familie Orléans. Noch bis zur ersten französischen Revolution stand unten an der Loire, der Brücke sehr nahe, das Châtelet, ein altes, festes Gebäude, einst die königliche und herzogliche Residenz, zugleich der Sitz des obersten Gerichtshofes und des Baillif für das Land Orléannois; in ihm hatte zugleich der Rath der Stadt bis zum Jahre 1442 seine Zusammenkünfte gehalten.

Das bürgerliche Element, basirt auf die Handelsbedeutung der Stadt, besonders den blühenden Wein- und Getreidehandel, hat im Schutze gleichsam des königlichen Wohnsitzes Bedeutung und innere Gliederung gewonnen. Bereits 1057 und 1137 sind königliche Briefe darüber erlassen. Die Gerichtsbarkeit ward aber immer über die Bürger von dem Prevôt der Stadt, der unter dem Baillif stand, ausgeübt. Die vollständige Communalfreiheit ist nie von Orléans erlangt worden. Die materielle Blüthe fällt in das 15. und erste Hälfte des 16. Jahrhunderts und die Gunst der häufig anwesenden Könige, eines Karl VII., Ludwig XI., Ludwig XII., dann eines Franz I. wandte ihr immer neue Privilegien zu. Wir werden in den bürgerlichen Häusern jener Zeit die künstlerischen Denkmale aufsuchen, in dem Museum die sorgsam aus allgemeiner und mehrfacher Zerstörung gerette-

ten Schätze, die Kirchen und Privathäuser bergen, uns näher ansehen.

Aber die Stadt hatte zuvor, an den Pforten der neuen Zeit gleichsam, ihre Anhänglichkeit an das französische Königshaus auf eine harte Probe stellen müssen. Als das Bollwerk des nationalen Frankreichs gegenüber der burgundischen und städtisch=republikanischen Partei, welche den Engländern sich in die Arme geworfen, hat sie eine sechsmonatliche Belagerung ausgehalten. Ähnlich wie damals einem Attila gegenüber ward ihr in der höchsten Noth unter Gebet und Flehen Hilfe. Dort uns gegenüber am andern Ende der Loirebrücke war der entscheidende Kampf um das die Brücke beherrschende Schloß der Thürme am 7. Mai 1429.

Die Anerkennung der treuen, ächt französischen Gesinnung ward der Stadt in der Devise und dem Symbol, welches Ludwig XII. ihr gab: ein Herz, aus dem ein Lilienzweig emporwächst mit den Worten: hoc vernant lilia corde. Die große Glocke des Beffroi erhielt den Ehrennamen: Lilienherz (Coeur-de-Lys).

Neben dem kaufmännischen Leben hat aber in der Zeit städtischer Blüthe und unter speciellem königlichem Schutze in Orléans die Wissenschaft und ihre akademische Form eine weit über Frankreich hinausgehende Bedeutung gehabt. Im Jahre 1312 ward von Philipp dem Schönen und Clemens V., dem Bertrand de Goth, auf der Versammlung zu Vienne die Universität zu Orléans bestätigt und zwar speciell nach der weltlichen Seite mit einer juristischen Facultät ausgestattet. Das Rechtsstudium hat hier berühmte Vertreter, wie den Cujacius, die Fournier, Vater und Sohn, den Joannes Robertus gehabt; daneben die Geschichte in einem Petavius, einem Henr. Valesius ausgezeichnete Gelehrte. Für uns Deutsche ist es aber von hohem Interesse zu erfahren, daß Orléans geradezu ein Sammelplatz der deutschen vornehmen Jugend war, welche hier Jurisprudenz, adliche Künste, besonders die Waffenführung und endlich französische Sprache lernte. Man staunt, wenn man die großen Privilegien liest, die der illustren deutschen Nation von den französischen Königen in langer Reihenfolge, zuletzt noch besonders von Heinrich IV. und Louis XIII. ertheilt sind. Ursprünglich bildeten zehn Nationen die Universität, darunter

die Lothringer und Alemannen, jede einzeln zählend. Im Jahre 1538 wurden sie in vier verschmolzen: in die fränkische, deutsche, pikardische und normannische. Die deutsche umfaßte die Lothringer und die Belgier mit und ihrem Namen schlossen sich gern Dänen, Schweden, auch Engländer an. In allen öffentlichen Aufzügen folgt die deutsche Nation zunächst der französischen. Der Reichsadler ist Fahne und Siegel. Die Deutschen wählen ihren Procurator, ihren Quästor, Assessor, zwei Bibliothekare selbst; die 12 Senioren theilen sich in 6 Ober- und 6 Niederdeutsche. Ihre Bibliothek bestand bis zur Revolution, ward aber zuletzt als allgemeine Universitätsbibliothek betrachtet. Der Deutsche, welcher in die Matrikel der Nation zu Orléans eingeschrieben ist, steht mit seinem ganzen Gefolge dort wie auf der Hin- und Herreise unter königlichem Schutze, er hat alle Rechte eines Edelmanns und kann nur von dem Baillif und dem oberen Gerichtshof, nicht dem Prevôt gerichtet werden. Völlige Religionsfreiheit ist ihm gewährleistet. In dem Dekret von Heinrich IV. 1608 steht es ausdrücklich, daß unter den Deutschen eine sehr große Zahl von hohem und niederem Adel sei. Man ersieht zugleich aus den von deutschen Gouverneuren junger Adlicher meist geschriebenen Itinerarien des 17. Jahrhunderts, wie man zuerst von Deutschland nach Orléans ging, wie die dortige französische Sprache für die reinste und gebildetste galt, welchen Übermuth dort der deutsche Student oft ungestraft trieb. So ist die Universität von Orléans einer der Hauptkanäle geworden, auf dem die französische Bildung mit ihrem Gewinn für die damalige Zeit, der heutzutage oft nicht recht beachtet wird, aber auch ihren gefährlichen Elementen in die deutsche Gesellschaft drang. Es wäre wohl im Interesse der deutschen Culturgeschichte, um die Aufsuchung jenes Albums der deutschen Nation, sowie ihrer Akten sich näher zu bemühen.

Daß es jetzt anders ist, daß in Orléans die höhere Lehranstalt nur auf dem Niveau der provincialen Fakultäten steht, daß die Nähe des allmächtigen Paris Fremde nur abzieht, nicht zuströmen läßt, das bedarf keiner Ausführung. Bei der Durchmusterung der in einem eleganten Buchladen ausgestellten Werke fielen mir neben den juristischen Cours die große Zahl religiöser und zwar apologetischer und polemischer Werke gegenüber dem Protestantismus auf.

Ich habe oben auf die Rue Tabourg aufmerksam gemacht, als diejenige Straße, die am treusten uns das Bild bürgerlichen Wohlstandes aus dem 15. und 16. Jahrhundert repräsentire. Treten wir jetzt ein, um ein Paar Häuser näher zu betrachten: es ist dies das Haus der Agnes Sorel (Nr. 15) und der Jeanne d'Arc (Nr. 35. 39. 41). In benachbarten Straßen ist es das Haus von Franz I. und Diana von Poitiers, die uns interessiren. In wiefern die Traditionen des Namens dabei richtig sind, kann ich nicht bestimmen, jedenfalls sind in ihnen selbst nicht alle älteren Theile Einer Generation angehörig und wir haben es mit bürgerlichen Anlagen zu thun, die zeitweis nur königlichem Gebrauch bestimmt waren. Lassen wir daher die Romantik heiterer Liebescenen oder der Ruhestätte der rettenden Jungfrau zunächst auf sich beruhen, fassen dagegen das Architektonische, die Stellung in dem Beginn der französischen Renaissance ins Auge. Das Gebäude des jetzigen Musée, das alte Hôtel de ville gehört in diese Vergleichung unmittelbar herein.

Die Façaden jener Häuser nach der Straße sind hoch und schmal, höchstens vier Fenster breit und lassen die reiche Ausbildung der Hofgebäude kaum ahnen. Das Parterre hat neben der Eingangsthür im Hause der Jeanne d'Arc einen mit Brüstungsmauer und hohen, schlanken Säulen gitterartig geschlossenen Raum, wie es scheint, eine Art geschützter Halle für die Familie, um hier an der Straße und doch abgeschieden zu sitzen. Die Etagen sind bei dem einen dieser Häuser noch gar nicht geschieden, oder nur durch schmale Rundstäbe, die Fenster hochgezogen, viereckig von sehr zierlichem, übereck gestellten Zahnschnitt oder Tauornament umgeben, mit einem oberen die Ecken umfassenden Gesims und scharf heraustretender Fensterbrüstung scharf begränzt. Hohe Giebel mit einzelnen Fenstern, deren Dreieck aber bereits nach unten scharf abgeschnitten ist, erheben sich über das Dachgesims; ja wohl z. B. am Hôtel de ville gothisch stilisirte Eckthürme. Das Dach ladet über die feingearbeiteten Balkenköpfe weit aus. Bei andern Häusern ist die ganze Wandfläche bereits durch breite Pilaster mit korinthisirendem Capitell vertical eingetheilt; horizontal gehen die Streifen an die Fenster sich anschließend und über diesen wie eine obere Attika bildend. Ja es tritt bereits, wie an dem Pavillon der Jeanne d'Arc, das

antike System sehr bestimmt auf mit starkem Fußgesims, mit Gebälk, welches römische und korinthische Pilaster über einander tragen. Mit feinem Sinn sind die Fenster meist noch zu Gruppen verbunden: neben dem zierlichen umfassenden Rundbogen und eingesetzten kleineren begegnen uns schon Fensterfrontispice, aber nur bandartig, nicht vorkragend gebildet. An dem Hôtel de ville wechseln mit den Fenstern sehr reichgebildete gothische Nischen zur Aufnahme von Statuen.

Wahrhaft überrascht wird man, wenn man durch das Vorderhaus in den Hof einer dieser Häuser eintritt und hier auf einem immerhin beschränkten Raume den zierlichsten Formen, der feinsten und solidesten Ausarbeitung begegnet. Im Hause der Agnes Sorel ist der Hof lang und schmal, mosaikartig geplattet. Ein zierlicher Ziehbrunnen mit Dach füllt die eine Ecke. Die kurze Hinterseite wird von einem dem Vorderhaus entsprechenden Bau in jener ältern, strenger mittelalterlichen Form eingenommen. Die eine Langseite des Hofes aber wird von der Fronte des eigentlichen Hauptbaus besetzt. Eine offene Bogenhalle, getragen von schlanken Säulen mit romanischen Capitellen und Füßen bildet den stattlichsten Eingang zu dem großen Speisesaal dahinter. Über ihr bauen sich zwei Etagen in großen Verhältnissen auf. Sie sind bereits in der zweiten Weise durchaus gegliedert, die Fenster selbst mit starkem Steinkreuz einzeln von jenen Pilastern und Gesimsen umfaßt. Ein nach antikem Vorbild geformter Kranz mit fliegenden Bändern füllt die leeren Felder der breiten Fußgesimse aus. Da ist aber keine Spur von Stuckanwendung, alles aus dem festen Gestein trefflich ausgemeiselt.

Und sehen wir uns im Parterre und in den oberen Etagen um, wo freilich die prachtvollsten Räume jetzt in leere Hinterkammern zerschlagen sind, zum Wäscheaufhängen u. dgl. benutzt werden, so begegnen uns überall die Zeugnisse der ursprünglichen feinsten Arbeit. Die Steintreppe mit ihrem Geländer, die kleinen Bogenthüren, das Getäfel der Holzdecken, die Reste der kunstvollen Backsteinfußböden, alles dies, zuerst nur bescheiden erscheinend, wird bei näherer Betrachtung zum Kunstwerk. Die jetzigen Bewohner des Hauses, wie es scheint nur in sehr mäßigen Verhältnissen, lassen eben das Vorderhaus in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herstellen.

In größeren Verhältnissen ist der Hof zum Haus Franz' I. angelegt. Von besonderer Wirkung ist hier das zwischen zwei Thurmgebäuden erbaute tiefe Hallenhaus. Zwei Arkaden mit je sechs Säulen erheben sich über einander; Medaillons mit hervorragenden Köpfen sind wohl vertheilt. Die Gesimse noch bandartig behandelt, das Dach kragt weit vor, unterbrochen durch hohe Giebelfenster. Die Decke der Hallen ist flach und von kunstreichem Holzwerk.

In voller Entschiedenheit und in einer gewissen Üppigkeit ist das antike Bausystem in dem Hof des Hauses der Diana von Poitiers durchgeführt an einem schmalen Hauptthaus mit zwei rechtwinklig darauf stoßenden Seitenflügeln. Postamente tragen die schlanken korinthischen Halbsäulen mit ihrem Gebälk, das nur an dem Mittelpunkt von einem Bogen durchbrochen ist; Bogenfenster einzeln und in Gruppen fügen sich dazwischen ein. Eine zweite Etage und eine dritte mit ähnlichem System, aber immer leichteren Verhältnissen erheben sich, die oberen Säulen sind mit einem Band schräg umwunden, darüber Runde von flatternden Bändern umschlungen. Das Dach leicht auf doppeltem Dachgesims aufgesetzt, steigt schlank und in etwas geschweifter Form als Walmendach empor und bildet entschieden den Übergang zu den Dachformen der späteren Renaissance.

Diese Gebäude stehen in Orléans nicht vereinzelt, sie gehören einer ganzen Reihe, von mir nicht näher gesehenen an, über die das historische Comité in Orléans ein glänzendes Werk in Zeichnungen und Plänen vorbereitet hat. Sie waren mir ein höchst interessantes Zeugniß für eine Kunstentwickelung, die an der Gränze des Mittelalters und der neuen Zeit stehend es für einen Augenblick verstanden hat, antike Einfachheit und Strenge mit mittelalterlichem Reichthum an Gliederung, an aufstrebender Bewegung zu verschmelzen. Schritt für Schritt geht man hier vorwärts: man behält die Fenstergruppirungen, die vertikal gehenden Theilungen bei, es treten die romanischen Lissenen, fein durchgebildet wieder ein, der Bogen wird kühn auf die Säule gewölbt, die Säule selbst zuerst romanisch gebildet, die Felder einfach durch Runde mit vortretenden Köpfen gefüllt, das Dach selbst auf eine mehrfach getheilte, leichte Unterlage gelegt, die sehr bald zu jenen kleinen Galerien führt, wie sie z. B. am Rathhaus in Antwerpen auftreten, die

Höhenrichtung pflanzt sich am Dach in den hohen Fenstergiebeln und Schornsteinen fort. Und da wird noch nichts auf Schein berechnet, man braucht noch keine langen Façaden, keine Massen, in das Innere des Familienhauses zieht sich die Kunst zurück, um hier dauernd den aufmerksamen Beobachter zu erfreuen. Ein Vergleich mit den Renaissancezeichnungen der deutschen Meister, wie eines Dürer, mit den ältesten Bauten der Art in Köln, auf dem Heidelberger Schloß, in Innsbruck, Regensburg, zeigt uns entschieden diese französische Kunst der unsrigen überlegen an Einfachheit, Strenge und Maß.

In der That ist Frankreich für diese Übergangsperiode, für dieses lebendige und freie Ergreifen antiker Formen im Sinne der nordischen und christlichen Culturstufe von der größten Bedeutung. Und so hoch man auch den Einfluß anschlagen mag, den die italienische Kunst seit den Heereszügen Karls VIII. ausgeübt hat, er ist nur der eine Faktor, ja ein oft mehr mit Prätension als mit innerer Kraft auftretender; der andere liegt in dem damals zur vollen Entfaltung kommenden französischen Nationalcharakter, in dem Sinn für Maß und feine Sitte in allen Lebensregungen, wie er am Königshof, wie in dem blühenden, hochgeschätzten Bürgerleben gleich seinen Ausdruck fand. Und keine Gegend Frankreichs, mit Ausnahme etwa der Normandie, kann hier mit dem Loireland sich messen. Wie ist hier alles voll von Schlössern, die von Punkt zu Punkt uns diese architektonische, allgemein künstlerische Entwickelung aufweisen! Durchgehen wir ihre Reihe von dem mittelalterlichen Chinon und Loches, dem Aufenthalte eines Karl VII., weiter zu den ernsten Thürmen von Plessis les Tours, der Residenz eines Ludwig XI., zu den Schlössern Amboise, Chaumont, Château Meillant, Château d'Ussé, den Werken von Karl VIII., von dem hochbedeutenden Karl von Amboise, weiter zu dem den Cher überbrückenden Chenonceaux, einst im Besitz der Diana von Poitiers, zu den zwei größten Schlössern von Blois und Chambord, die unter Franz I. ihr eigentliches Gepräge erhalten haben, aber in sich eine vollständige Geschichte des Stiles von der Gothik bis zu Mansard aufweisen. Und diesen parallel, nur in viel bescheidnerem Maße entfaltet sich die Architektur der reichen Bürgerhäuser von Orléans.

Ich habe das alte Hôtel de ville oben zur Vergleichung öfters her-

beigezogen; ich habe auf die dort befindlichen römischen Alterthümer bereits aufmerksam gemacht. Versäumen wir nicht in seinen Hof näher einzutreten und uns von dem Concierge die Räume des Musée öffnen zu lassen. Die Erbauung des Hauses fällt in die Jahre 1443—1498. Sein Hauptschmuck außer der reichen Façade ist jetzt nur zum Theil erhalten, ich meine den hohen Beffroi. Während jetzt nur der viereckige, mit gothischem Stabwerk gleichsam übersponnene Hauptkörper stumpf hervorragt, gliederte er sich einst in mehreren Etagen und hoher Thurmspitze vollständig. Ein Erzengel Michael von vergoldetem Blei krönte das Ganze; die in seinem Innern geborgenen Reliquien haben den Thurm vor dem Blitz nicht bewahrt, der den ganzen oberen Theil zerstörte.

Das Museum nimmt die ziemlich düsteren, zum Theil nach dem langen, engen Hof sich erstreckenden, innern Räume ein. Es umfaßt Alterthum, Mittelalter und neuere Zeit, Gemälde, Statuen und das weite Gebiet der Tektonik. An Bedeutung überragt ohnstreitig der tektonische, dem Mittelalter und der ältern Renaissance angehörige Theil alle andern um Vieles. Man hat figurirte Capitelle, so mit der Taube, mit Petrus und dem Hahn aus der alten Abtei S. Benoit sur Loire hier aufgehoben. Unter den Weihwasserbecken ist eines aus gegossenem Eisen mit drei Füßen, umgeben von bizarren Köpfen und dem Beginn des Ave Maria und Pater noster wohl das älteste. Ein anderes aus Stein mit griechischer Inschrift:

ΝΙΨΟΝ ΑΝΟΜΗΜΑΤΑ ΜΗ ΜΟΝΑΝ ΟΨΙΝ

Wasch die Sünden ab, nicht allein das Gesicht

ist im 16. Jahrhundert nach dem Bilde des Weihbeckens der Sophienkirche von einem Andreas Johann Laskaris in eine nahe Abtei gestiftet worden. Bemalte Steinsculpturen sind nicht selten, so eine Statue der Maria, mit reicher Vergoldung, die ein 1483 erbautes Thor von Orléans schmückte; ebenso Alabasterreliefs des 16. Jahrhunderts. Einer in Orléans einheimischer Technik, der nämlich bemalter und vergoldeter Terracotten, wie ein François Marchand, ein Claudion später sie lieferten, begegnen wir hier öfters, besonders auch zur Herstellung prachtvoller Kamine. Diese sind geradezu ein Glanzpunkt der Sammlung. In großen Medaillons hat man biblische Scenen, so die Ge-

schichte des Johannes, des ersten Menschenpaares in den reichen Aufbau der Renaissancesäulen und Gesimse eingefügt.

Auch in Holz sind diese Kaminbekleidungen auf das Reichste hergestellt. Aber die Holzschnitzerei hat in einer Reihe von Truhen ihre ganze Technik entwickelt. Aus der Kirche S. Aignan stammt eine solche, länger als 6 Fuß, auf welcher in großem Relief die Weihung eines französischen Königs umgeben von seinen 12 Pairs dargestellt ist. Eine andere zeichnet sich außer durch die Reliefs durch die wunderbare Schlosserarbeit aus; sie wird als Werk deutscher Schule bezeichnet und stammt aus Gien. Man hat mit Geschick ganze Wandtäfelungen, große geschnitzte Thüren in den einzelnen Räumen verwendet.

Die kleinere Arbeit hat in Elfenbein, Ambra, limousiner Email eine Reihe von Werken aufzuweisen. Das Älteste der ganzen mittelalterlichen Sammlung ist jedenfalls ein vom Bischof von Orléans hingeschenktes Elfenbeindiptychon, welches in das 9. Jahrhundert gesetzt wird. Auf der einen Seite thront Christus mit Buch und Rolle in den Händen; das Buch giebt er mit der Rechten einer kleineren Gestalt, und zwar wie es scheint Johannes. Buch und Rolle sind sichtlich hier Symbol des alten und neuen Testamentes. Der Fuß Christi tritt auf einem Dämon. Eine kleine untere Abtheilung zeigt uns die Apostel und Christus in der Mitte lehrend. Die Rückseite ist weniger deutlich: eine schreibende Gestalt, wahrscheinlich der Evangelist Johannes mit einer Flügelfigur. Die gegen das Ende des 15. Jahrhunderts so beliebten, humoristischen Liebescenen, dabei die Sage des kriechenden, von einer Frau gelenkten Aristoteles sind in einem Elfenbeinrelief vertreten, ebenso der Stil eines Quesnoy in einer ganzen religiösen Gruppe.

Die Gemäldegalerie ist in einem großen Saale und zu beiden Seiten daran anstoßenden Zimmern aufgestellt: erwachsen aus Geschenken der Privaten und aus den Überresten kirchlicher, klösterlicher und in Schlössern aufbewahrter Schätze, ist sie an Zahl bedeutend, an Werth aber den von mir auf meiner Reise durch Frankreich gesehenen Sammlungen bei weitem nicht gleichzustellen. Wer sich interessirt für alle die kleinen französischen Meister des 17. und 18. Jahrhunderts, welche einen Vouet, Lesueur, Lebrun, Boucher, Watteau gleichsam

für die Provinzen vervielfältigten, der findet hier die reichste Auswahl. Dazu kommen eine Reihe Bilder mit berühmten Namen, die aber der Conservator des Museums in einer Note meist wieder abweisen muß. Und die Zahl der numerirten, aber wie es heißt, unterdrückten, zurückgestellten Bilder ist auch nicht klein.

Aus der französischen Schule sind zwei Gruppen von Bildern immerhin interessant, die eine sehr kleine aus dem Porträtfache, welche noch dem 16. Jahrhundert angehört und für die von Laborde erwiesene Fortdauer einer französischen, nationalen Malerei der Clouets spricht. Die andere ist culturhistorisch wichtig; es sind das nämlich die großen Dekorationsbilder weltlichen und kirchlichen Inhaltes aus dem Schlosse Richelieu.

Unter der ersteren haben zwei an Umfang kleine Porträts mich sehr angezogen: es sind die Halbfiguren der beiden Brüder von Guise, des Herzogs Franz und des Kardinal, jener in schwarzem ritterlichen Anzug mit dem Federbaret, dieser in der rothen Kardinalstracht, jener ein tief gefurchtes, nach unten spitzes Gesicht mit breiten Backenknochen, dieser dagegen glatt und runder. Die Behandlung beider auf einer Holztafel gemalten Porträts entspricht in dem bräunlichen und doch durchsichtigen Colorit, der festen Umrißzeichnung, der fast miniaturartigen Ausführung ganz dem Stil jener Reihe historischer Porträts der altfranzösischen Schule in der großen Louvregalerie. Eine genaue Betrachtung erschließt uns aber durchaus den Charakter jener zwei Männer, die noch halb mittelalterlich und doch zugleich schon mit berechneter Klugheit der modernen Staatskunst ihr Ziel, Einheit eines katholischen, von ihnen geleiteten Frankreichs, mit allen Mitteln der geistlichen und weltlichen Macht verfolgen. Bezeichnend ist die alte Unterschrift:

Ces deux frères germains ont garantis la France
Du joug de l'hérésie estant nos rois mineurs
Ont conservé noz foix noz vies noz honneurs
L'ung par son bon conseil l'autre par sa vaillance.

Auch ein Porträt von Luther und seiner Frau in sehr weicher Ausführung nach Kranachischem Vorbild mit deutscher Inschrift hat sich nach Orléans verirrt.

Sehr bedeutend ist die Zahl der aus dem Schlosse Richelieu stammenden Bilder. Wer kennt jetzt in Frankreich noch den kleinen Ort Richelieu, der an der Grenze von Poitou, Anjou und Touraine gelegen eine der ersten und großartigsten Anlagen der modernen Fürstengewalt war, wo eine ganz neue Stadt in schnurgeraden Straßen mit Kirche, Universität, Getreidehäusern, Parks, von Wassergräben und Mauern umgeben sich erhob? Ein Entrepreneur in Napoleonischer Zeit hat den Palast gekauft und zerstört. Die zahlreichen aus Privathänden nach Orléans übergegangenen Bilder, die einst diese von vergoldeten Decken und Marmorbekleidung strotzenden Zimmer, ihre Kamine, Zwischenfelder schmückten, geben uns ein lebendiges Bild von der Anschauung und dem Geschmacke der Zeit. Da begegnen uns die Duplessis, die Vorfahren des Kardinals mit ihren Gemahlinnen in langer Reihe (Nro. 22, 155, 396, 397, 419, 490, 468 des Katalogs) zum Theil in mythologischem Costüm als Diana, Venus rc., da sind die vier Evangelisten und vier Doktoren der Kirche in Michelangelesken Stile von Reminet gemalt für eine große Decke, da treten Porcia, Thetis, Polyxena neben einem Salomon und der Königin von Saba auf, aber sie tragen die Porträts eines Heinrich IV., Maria Medicis und ihres Hofes.

Das Zimmer der Königin schmückten einst vier große Bilder von Dervet aus Nancy (1615—1657), darstellend die **vier Elemente**. Aber wie sind diese aufgefaßt? Das Feuer repräsentirt ein glänzendes Rittercarousel, angeführt von Louis XIII., unter der Beleuchtung eines Feuerwerkes; der Kardinal schaut hier, dort die königliche Familie aus Pavillons zu. Welch' lustiges Gedränge andalusischer Hengste mit langen Mähnen zeigt sich dort im Walde? Es ist die Herzogin von Lothringen mit ihren Damen und Cavalieren auf der Falkenjagd, die Repräsentanten der Luft; mit berechneter Lüsternheit ist an der einen Seite die mit dem Pferde gestürzte Dame dargestellt. Und wie fährt auf dem Elemente des Wassers die Königin mit Philipp von Frankreich und dem Dauphin in stolzer Gondel, geleitet von Pallas und Ludwig XIII., hin zu dem Siegestempel auf hohem Fels, aus dem der Kardinal ihr entgegentritt! Daneben ist eine Eisbahn, wo Amoren Schlitten fertig machen. Eben bricht dort

ein Schlitten mit zwei Damen ein und ihre Cavaliere und Pagen eilen zur Hilfe. Auf der Erde erhebt sich ein großer Triumphbogen, welchem der Wagen der Königin vom Dauphin gezogen zufährt. Die Städte des Reiches, die Länder der Erde nahen sich mit ihrem Besitz, Göttinnen und Musen, die himmlischen Tugenden fehlen nicht.

Man sieht, das ist dieselbe Form der Darstellung, wie sie in der berühmten Luxemburggalerie des Rubens uns entgegentritt, aber es ist ein anderer Geist der Darstellung. Dort bei Rubens ein großartiger Sinn, der die Allegorie sofort überwindet, um das Welthistorische jener Lebensscenen der Maria von Medicis zur Anschauung zu bringen; hier ein Maler, der höchst geschickt die pikanten Züge jenes bewegten, kraftvollen, aber ausgelassenen Hoflebens in eine trockene Allegorie verwebt.

Soll ich noch ein Paar Worte von den andern Bildern der Galerie sagen? Das beste französische, religiöse Bild ist das von Philipp de Champaigne gemalte und an die Damen St. Charles zu Orléans geschenkte, das den h. Carl Borromäus auf den Knieen vor einem Altar betend darstellt. Von den sehr wenigen italienischen Bildern ist der angebliche Verocchio, ein Pabst in Halbfigur mit gefalteten Händen, nichtsweniger als diesem Meister des Leonardo angehörig. Das saftige Colorit, der große Mangel an scharfer Zeichnung sind entschiedener Beweis. Auch der Guercino, die h. Jungfrau das Christuskind im Lesen unterrichtend, scheint mir ihm nicht anzugehören. Das Bild hat nichts von der gesunden und lebendigen Bewegung, von den kräftigen Schatten des Guercino. Dagegen sind drei andere Bilder aus der Zeit der Manieristen und Eklektiker in ihrer Art ausgezeichnet: eine reuige Magdalena mit zwei Engeln, von denen der eine ein Kreuz, der andere die Wage ihr vorhält, von Lanfranco, die Auferweckung des Lazarus in sehr sorgfältiger Ausführung von Andr. Sacchi, endlich die Israeliten zu den Füßen der ehernen Schlange von Luca Cambiasi, eines von vier großen, einst von den Benediktinern zu Lyon besessenen Bildern.

Die niederländische Schule ist nur durch Schulbilder, so von Diepenbeck eine Betrauerung des Leichnams Christi, von Poelenburg, Seghers u. a. vertreten.

Unter den modernen Sculpturen, welche das Gouvernement hierher, sowie in die meisten Provinzialsammlungen schenkt, wie es scheint, um die vielen, von ihr angekauften Preisarbeiten loszuwerden, fiel mir eine aus dem Bade emporsteigende Nymphe von wirklich großartiger, nicht manierirter Ausführung des weiblichen Körpers auf; sie ist von Molchnecht. Die im Bad überraschte Venus von Pradier erscheint dagegen sehr hetärenmäßig. Bei der Masse der plastischen Produktionen der jetzigen Franzosen ist die fast ausschließliche Darstellung weiblicher Körper, in Situationen, die die Schaustellung sinnlicher Fülle bezwecken, ein wenig günstiges Zeichen für die geistige Stellung der plastischen Kunst, wie für ihre allseitige Erfassung des menschlichen Körpers.

Wir stehen hiermit an dem Schlusse unserer kunsthistorischen Wanderung durch Orléans. Noch wenige Stunden für leibliche Stärkung und Erholung sind uns vergönnt, ehe wir die letzte Strecke unserer Rundreise durch Frankreich vollenden. Ein schöner, reiner Abendhimmel ruht über der Stadt und ihren freundlichen Promenaden, als wir zum Bahnhof eilen. Das bald einbrechende Dunkel, nur unterbrochen durch die Bahnhofsbeleuchtung der rasch sich folgenden Stationen, durch die aus der Tiefe hervorschimmernden Lichter von Étampes gab volle Zeit dankbar auf die lange Reihe von Tagen zurückzublicken, die mir ein so reiches, nur allzurasch sich abrollendes Bild französischen Städtelebens gewährt hatten. Im Coupé befinden sich zwei Nonnen aus Tours, von denen die eine Paris bereits kennt und mit großer Beredsamkeit und Lebendigkeit von seinen Schönheiten spricht, nicht weniger aber auch von ihrem Beruf. Die andere ist still und ängstlich und horcht nur befangen der eifrigen Herrenunterhaltung, in die die andere sich vertieft. Jene war mir ein interessantes Beispiel der französischen, d. h. speciell Pariser Stellung und Bildung der Frauenwelt, wie sie in allen Ständen und Berufskreisen wiederkehrt.

Da dehnen sich die langen Räume des Pariser Bahnhofs. Das Geräusch menschenbelebter Straßen dringt zu uns. An dem Jardin des plantes vorüber, wahrhaft überrascht und geblendet von dem Lichtermeer am Seinequai, neu begrüßend die edeln Massen der Kathedrale, nahen wir uns jede Minute mehr dem Centrum der Weltstadt.

Eilftes Kapitel.

Paris, das alte im neuen.

Wanderung vom Pantheon aus nach Père la Chaise. Charakter der Vorstadt St. Antoine. Anzeichen des Kirchhofes. Denkmäler berühmter Männer. Stilumwandelungen. Revolutionszeit. Strenge des antiken Stiles. Durchbruch der Gothik. Blick auf Paris. Andere Übersichten. Weltgeschichtliche Bedeutung der Stelle von Paris. Geologische Bildung. Becken von Paris. Die Wasserstraßen. Producte. Paris als geschichtliches Product. Die Seineinseln. Die Stadt der Parisii. Holzbau. Sümpfe. Cäsar in Paris. Unternehmung des Labienus. Römische Straßen und Funde. Paris als Kaiserresidenz. Julians Aufenthalt. Cultur. Soldatenquartier. Kaiserpalast. Späterer Clos de Laas. Das jetzige Palais des Thermes. Römische Gewölbesäle. Sammlung römischer Reste. Die Julianstatue.

Übergang in die altchristliche und fränkische Zeit. Paris als Mittelpunkt des Frankenreiches unter Chlodwig. Die Karolinger. Normannenplünderungen. Untergang des merowingischen Paris. Topographischer und ideeller Einfluß desselben. Die bischöfliche Kirche Notredame. Älteste Kirchen. Le Parvis. Unterordnung unter Sens. Kampf des Bisthums. Landbesitz im jetzigen Paris. Klöster des h. Eligius. Culture St. Eloi. Zwei Heilige ideelle Gründer der Ville. Dionysius von Paris. Zurückdatirung. Verehrung. Cultstätten: Montmartre und St. Denis. Mons Mercurii oder Martis. Kloster Montmartre. Name von Straße und Quartier. Abtei St. Denis und König Dagobert. Kirche. Handelsmesse. Legende von Dagobert und sein Grabmal. Alter desselben. Straße nach St. Denis. Anlagen der Stadt. Der h. Martinus von Tours. Altes Oratorium vor Paris. Basilika. Neugründung durch Heinrich I. Bourg des Priorat St. Martin. Kirchenform. Die Kirchen St. Germain l'Auxerrois und St. Germain des Prés. Germanus von Paris und der von Auxerre. Die Normannen im Bourg St. Germain l'Auxerrois. Alte Schule. Linkes Seineufer. Abtei des h. Vincentius und der Bourg St. Germain des Prés. Die Apostelkirche und Genovefa. Bourg du Mont. Bischof Marcellus und seine Grabstätte. Stift St. Marcel.

Das mittelalterliche Paris. Zeit der Capetinger und Valois. Treibende Kräfte. Cité mit Königthum, Parlament, Bisthum. L'université mit neuen Orden und Schulen. La Ville und die bürgerliche Entwickelung. Wechselwirkung der Theile. Äußeres Wachsthum der Stadt. Louis VII. Philipp August. Karl V. und VI. Heinrich IV. und Louis XIII. Befestigungen. Die Bastille. Das Palais der Cité. Umwandlung für das Parlament. La sainte

Chapelle. Andere Königsitze. Der alte Louvre. Die Königsgräber zu St. Denis. Kirchliche Architektur. Louis VII. und Abt Suger. Louis IX. und Eudes von Montreuil. Spätere Gothik. Franz I. und Übergang zur Renaissance. Die Kathedrale. St. Germain des Prés. St. Germain l'Auxerrois. St. Eustache. St. Etienne du Mont. Hohe Schule und die kirchlichen Orden. Der Temple. Bedeutung von Louis IX. Die Collèges. Das jetzige Quartier latin. Straße St. Jacques und die Buchdruckerei. Das bürgerliche Leben. Rechtspflege des Châtelet. La grande Boucherie und der Thurm St. Jacques. Les Halles und ihr Handel. Le Marché des Innocents und der Todtentanz. Gipfel der städtischen Freiheit. Die Confrérie des marchands de l'eau und ihr Prevôt. Die sechs Corps derselben. Hôtel de ville. Straßennamen. Die Hôtels der Großen Frankreichs. Hôtel Clugny. Bedeutung der dortigen Sammlung. Wanderung durch dieselbe.

Das moderne Paris. Neue Stadttheile. Umwandlung der alten. Allgemeine Physiognomie. Öffnung der Stadt. Plätze. Denkmale. Straßen und Quais. Massenansichten. Werke der modernen, nationalen Despotie. Der Louvre seit Franz I. Catharine von Medicis und die Tuilerien. Maria de Medicis und der Luxembourg. Die Anlagen von Richelieu und Mazarin. Louis XIV. und die Denkmale des römischen Imperatorenthums. Die Kirchen: St. Sulpice. Das Pantheon. Madeleine. Francesco de Paula. Monumente des geistigen Lebens. Institut de France. Sammlungen des Louvre. Ecole des beaux arts. Bibliothek. Das historische Museum zu Versailles. Das Verkehrsleben. Das Genußleben. Werke der öffentlichen Fürsorge. Wanderung vom Louvre zu dem Arc de l'Etoile. Tuilerieengarten. Place de la Concorde. Das Römerthum der Franzosen. Das Palais Bourbon. Die Kunst und die Revolution. Dom der Invaliden. Marsfeld. Der Arc de l'Etoile.

Der Nachmittag war schon ziemlich stark hereingebrochen, als ich vom Pantheon kommend, den nächsten Weg nach Père la Chaise, an das südöstliche Ende der Weltstadt einschlug. Es galt die geraden, einförmigen und menschenleeren Straßen der Insel St. Louis zu durchschneiden und auf dem Quai der Celestiner durch ein großes Soldatenquartier mit Casernen, großen Magazingebäuden, weiten Räumen zum Anlanden von Holz und Steinen sich zu finden, unter denen die Bibliothek des Arsenals als einziger Repräsentant dieser einst so großartigen Anlage geblieben ist. Als weite Fläche dehnt sich vor uns der Platz der Julisäule aus, einst ein enger Zugang durch Wassergräben zu den Thürmen und Höfen der Bastille. Eine Wache langweilt sich

an dem Fuße der in Erz gegossenen massenhaften Julisäule, deren Schaft mehrfach durch breite Bänder gleichsam gegen das Zerspringen geschützt ist, obgleich auf ihrem korinthischen Capitell nur eine kleine, beflügelte Gestalt zu schweben scheint: ein rechtes Bild der französischen Nation selbst, die gewaltsam immer von Neuem sich zusammenrafft, um das Idol leicht wiegender, politischer Freiheit hoch zu halten. Der Platz selbst zeigt sich als ein großer Verkehrsmittelpunkt: hier das in die Seine mündende Bassin des Kanals de l'Ourcq, dort sein Verlauf unter Baumalleen, hier der Schluß des ungeheuern Boulevardgürtels, daneben eine Hauptmündung der inneren Stadt, dort drei sternförmig ausgehende Straßen der Vorstadt St. Antoine. Er ist hiermit zugleich ein trefflicher Heerd der wie aus unergründlicher Tiefe immer neu genährten Volksbewegungen geworden.

Wir schlagen die eine dieser Straßen, die Rue de la Roquette ein. Selten tritt der Contrast der Culturzustände und Lebenskreise in einer Stadt so grell uns entgegen, als gerade hier. Die reine Arbeiterstadt ist in allen Beziehungen ausgeprägt, wollen wir einmal den besonders in einer Stadt wie Paris, wo alles arbeitet, ja sehr viel arbeitet, falschen Ausdruck des Arbeiters im engsten Sinne des Fabrik= und Handarbeiters fassen. Sehen wir uns nur die nicht hohen Häuser ohne alle den Parisern sonst so eigene Eleganz im Anstrich und Dekoration an, die Läden für Lebensmittel, Zeuge, sonstige Bedürfnisse gerade nur berechnet für die Zahlungsfähigkeit der Ouvriers, die vielen Magazine alter Meubel, Kleider, Eisenwaaren; zwischen durch ragt ein hoher Schlot und die Umschließungsmauern großer Fabriken hervor. Weiter hinaus dehnt sich als eine Zwingveste das Mustergefängniß aus zu beiden Seiten der Straße. Und wie ist das Straßenleben von dem der übrigen Stadt verschieden! Vor den Häusern sitzen Familien, arbeiten Frauen, spielen die Kinder, eine Menge von Karren aller Art bewegen sich in der Mitte, auf dem mit schwarzem Staub bedeckten Kieselpflaster, dazu die Männer in blauen Blousen; nur die Omnibus und vereinzelte Droschken, die einem ähnlichen Ziele, als wir, zustreben, bringen andere Gesellschaftselemente herein. Der Arbeiter fühlt sich hier Herr. Auch die sonst so wachsame Polizei scheint ihre Energie verloren zu haben. Ich sah, wie auf einer lan=

gen Strecke ein Blousenmann ein Mädchen, das ruhig und geduldig neben ihm herging, immer von neuem mit Vorwürfen, Schimpfworten überfiel, sie in immer neuen Wuthausbrüchen fortstieß, schlug, an den Haaren zog und nur von Zeit zu Zeit traten andere Arbeiter neugierig heran, ohne jedoch irgend den brutalen Akt selbst zu unterbrechen.

Der letzte Theil der sehr langen Straße erhält ihr bestimmendes Gepräge ganz und gar durch den nahen Kirchhof. Wie sie selbst bedeutend sich hebt zu dem Hügel des Père la Chaise, so ist alle Thätigkeit auf die Ausstattung der Todtenwelt concentrirt: Magazin an Magazin von Marmor-, Bronze-, Eisengußdenkmalen reiht sich hier, antike Grabsteinformen, gothische Fialen, Renaissanceformen aus florentinischer Zeit, ganze Kapellen bauen sich hier auf. Und welche lange Reihe von Buden mit Immortellenkränzen, mit schwarzen Stäben, sie zu befestigen, mit Trauerflören, Citronen, Todtengewändern zieht sich da hin! Wagen und Fußgänger streben dem großen Gitterthor des Friedhofes zu.

Es war noch sehr belebt, als ich in den Bereich dieser berühmten, modernen Todtenstätte trat, die an dem Abhange des mit Cypressen bekrönten hohen Hügels, unter Trauerweiden und einer Blumenfülle fast alle großen Namen birgt, die Paris im letzten halben Jahrhundert geziert, wo die Aristokratie der Bildung, die Familien, die sie repräsentiren, ihr persönliches Andenken durch geschmackvolle Denkmäler und zarte Fürsorge für ihre Erhaltung und Erneuerung sichern. Trefflich gehaltene Wege führen durch die dichten Gruppen derselben durch. Allmälig steigt man links und rechts abschweifend zu der Höhe hinan. Freunde, die mich hier erwartet und die zum Theil schon orientirt sind, führen zunächst zu den berühmten Stätten, zu dem hohen, luftigen Steinbaldachin mit hoher Spitze, unter dem Abälard und Heloise auf ihrem Sarkophage ruhen, auch im Tode noch oft aus ihrer ruhigen Vereinigung gestört, endlich hoffentlich hier an einen dauernden Ruhepunkt angelangt; weiter zu dem großen Platz mit dem, wie es heißt, von der öffentlichen Dankbarkeit errichteten Denkmale Casimir Perier's († 1832), dessen Unterbau die Statuen der Eloquence, Justice und Fermeté schmücken; zu dem Marschall St. Cyr und der einem

Friedhof allerdings sehr fremdartigen Reiterstatue des von dem Pferde sinkenden Gobert. Bald folgt jeder seinem persönlichen Hange, um von Zeit zu Zeit wieder zusammen zu treffen, dann werden die Entdeckungen mitgetheilt, die jeder gemacht, zu der interessanten Stelle der Andere geführt. Da ist es die Gruppe der großen Musiker, die wir zunächst entdecken: Cherubini (1760—1842), im Relief sein Haupt von der Musik gekrönt; da ein Antentempel, auf dem die Werke von Boieldieu verzeichnet sind; da trauert ein Engel um Bellini; dort zeigt sich die Büste von Gretry; da steht auf abgebrochener Säule die Trauervase für Mehul. Und nicht weit davon gruppiren sich Dichter und Schriftsteller zusammen: ein Jacques Delille, ein Balzac, Nodier, Delavigne als ganze Statue mit Leier und Kranz. Ein Dichter des Volks Ravrio, als Vergolder berühmt, „un fils d'Anacréon", hat von seinen Freunden einen bescheidenen Denkstein erhalten. Der Forscher Ägyptens, Denon (1747—1825), ist in Bronze sitzend ähnlich den Statuen des Menander und Posidippos dargestellt; eine Pyramide bezeichnet die Stätte, wo Dupuytren, der große Geburtshelfer ruht. Galls Kopfbildung ist in seiner Büste nun aller Welt zur Untersuchung anheim gegeben. Sieyes, Kellermann, Lemercier, Jaubert, Roland u. a. werden aufgefunden. Familieneitelkeit hat zu wunderlich kolossalen Denkmälern sich verstiegen, so zu dem Riesenkegel der Familie Beaujour, zu der Pyramide mit dem Relief, auf welchem eine Tochter ihrer Familie durch einen riesenhaften Engel entführt wird, der Familie Diosantos. Und welche Pracht des Materials und der Ornamentik haben die Aguado verwendet, um den Steinsarkophag umgeben von Trauernden hoch über den Grabeseingang zu heben! Mausoleen sind bis zu drei Stockwerken emporgethürmt.

Höchst interessant waren mir die durch die ungeheure Reihe der Denkmäler hervortretenden Stilumwandelungen: topographisch sind diese Stile auch meist nach der Erweiterung des Kirchhofes zu verfolgen. Als das einzige mittelalterliche, aber ganz erneuerte und erst hierher versetzte Denkmal erhebt sich jener gothische Bau von Abälard und Heloise. Die Zopfzeit hat noch nicht ihre Steindekorationen, ihre Wolkenhimmel, ihre sehr irdischen Engelmassen, ihre Sensen-

männer hier als Niederschlag hinterlassen. Nur der Name Père la Chaise ist derselben, dem Landhause des berüchtigten Beichtvaters von Louis XV. entnommen. Es ist die Zeit der geistigen wie politischen Revolution, die uns zunächst begegnet; abgebrochene Säulen, Cippen, Pyramiden, eine Nische mit der Büste des Verstorbenen, einfache Decksteine, alles dies greift zu den Formen des Alterthums zurück, aber mehr nur andeutend, getragen von irgend einer poetisch erst vermittelten Beziehung, von dem allgemeinen Gedanken antiker Einfachheit und Gleichheit mit sehr sparsamen, materiellen Mitteln, ohne eingehende Kenntniß der antiken Kunst. Die Napoleonische Zeit und die der Restauration, welche ja gerade von Frankreich aus großartige wissenschaftliche Untersuchungen über die alte Welt in Ägypten, Syrien, Griechenland leitete, welche die ganze Fülle der antiken Herrlichkeit in Paris vereinigt sah, sie hat auf die Gräberwelt den merkwürdigsten Einfluß gehabt: dorische Tempel erheben sich, Mausoleen, hochragende Statuen auf Postamenten und Säulen, Pyramiden werden treu nachgebildet, auch der einfache Grabstein sucht sein Vorbild in der Gräberstadt von Athen. Da beginnt aber seit der Julirevolution eine allmälige Umwandlung und sie ist jetzt zu völligem Durchbruch gelangt. So materiell diese Zeit erscheint, so sehr gerichtet auf Bewältigung, auf Ausnutzung der wirklichen Welt, so abgekehrt dem speciell-mittelalterlichen Leben sie ist, so sehr auch in dieser Richtung gerade Frankreich von oben geleitet ward, so ist daneben das specifisch religiöse Leben in merkwürdiger Stärke erwacht, man hat sehnsüchtig den Blick in das Mittelalter, ja in seine frühere Periode zurückgewendet, vor allem hat aber der nationale, an dem allgemeinen Menschenthum und einer modern römischen Weltherrschaft übersättigte Drang wie wissenschaftlich zu den Quellen der einheimischen Geschichte, so künstlerisch zu den großen, nationalen Denkmalen früherer Jahrhunderte zurückgegriffen. Nordfrankreich als die rechte Heimath des gothischen Stiles hat denselben bereits nicht allein in großartigen Restaurationen zu erneuern verstanden, auch der reiche Privatmann, der um Kirche, wenigstens um die mittelalterliche sich wenig kümmert, er läßt sich auf der Höhe von Père la Chaise sein Familiengrab als gothische Kapelle bauen. Eine Menge von Anlagen sind eben im Entstehen, hier werden noch die Grund-

mauern gelegt, dort bereits die zierlichen, hohen Giebel, die Fialen, die spitzbogigen Fenster mit dem Stabwerk errichtet, bunte Gläser eingesetzt, das Innere ausgemalt, eine Gruppe auf den kleinen Altar oder ein Bild ist bereits gestellt und frische Blumen bezeugen den kürzlichen Besuch der Familie.

So generalisirt allmälig der zuerst mit Interesse an dem Einzelnen haftende Beschauer den Eindruck dieser Denkmälerwelt, über die einzelne Person und Familie geht er hinaus zu den menschlichen Generationen, die um den lebendigen, sich immer erneuernden Kern des gewaltigen Organismus der Weltstadt als abgestorbene Borken sich ansetzen, deren einzelne, persönliche Erscheinung noch einige Jahrzehnte, aber meist kaum so lange an den Todtenstätten haftet, während ihre Gesammtheit dort unten mitten in dem Gewühl der Lebendigen ihre dauernde Signatur hinterlassen hat. Wenden wir das Auge aus den schattigen Laubgängen des Kirchhofs an jenem freien Platze unter der Pyramide der Diosantos auf die große, weite, unter uns ruhende Landschaft. Es ist still um uns geworden und bald stehen wir als die letzten Besucher in der weiten Anlage.

Ich hatte bereits mehrfach einen Überblick über Paris zu gewinnen gesucht: gleich am ersten Morgen meines Aufenthalts war ich auf den Arc de l'Etoile gestiegen und hatte unter dem Holz- und Eisengestänge, unter den Pappeornamenten des Napoleonstages mich über den Seinelauf am untern Ende von Paris, über die moderne Stadt orientirt. Vom Montmartre sah ich an einem herrlichen Herbstnachmittag die Stadt zu meinen Füßen, umgeben von heiteren Gruppen auf den Rasen gelagerter Familien, lustig den schroffen Abhang des Kieselgerölles herabrutschender Kinder. Auf der Vendômesäule hatte ich im Bereich der modernen Stadt selbst und doch hoch über derselben gestanden. Heute kam ich von dem Pantheon und allerdings an Großartigkeit des Überblickes läßt sich wohl kein anderer Punkt mit der Laterne des Pantheon, die sich allein 420 Fuß über die schon hochliegende Basis des Baus selbst erhebt, vergleichen. Aber erst hier vom Père la Chaise, aus der stillen und doch so beredten Umgebung der Todtenwelt heraus, habe ich den vollen Eindruck der Weltstadt, als eines Ganzen, als eines mit dem

Grund und Boden eng verwachsenen, durch Jahrhunderte herausgebildeten, welthistorischen Mittelpunktes gewonnen.

Ein dunkler, bedeckter Himmel ward so eben von der untergehenden Abendsonne durchbrochen und streifenweise ganze Stadttheile in helles Licht gesetzt. So treten nach einander die großen Häusermassen des diesseitigen und jenseitigen Seineufers, der Cité, der Faubourgs mit ihren weit an die Höhen hinauf sich streckenden Armen aus einander. In leichteren Umrissen erhebt sich uns gegenüber das Pantheon, herrschend über die niedern Kuppeln der Val de Grace, der Sorbonne, weiterhin die stumpfen Thürme von St. Sulpice und endlich fast verschwimmend der Dom der Invaliden. Eine fast grelle Beleuchtung setzt die dunkeln, wie krystallisirten Massen von Notredame und die ältern Thürme des Palais scharf gegen die Umgebung ab. Als eine gewaltige Ruine erhebt sich der Thurm St. Jacques de la Boucherie aus der Häusermasse in der Nähe des Hôtel de ville. Wir erkennen weiter die abgestumpften Thürme von St. Eustache, St. Merry, St. Laurent, mehr in unserer Nähe St. Paul. Eine der fernsten Kuppeln ist die der Assomption an der Rue St. Honoré. Die Prachtgebäude am Seineufer treten nur in allgemeinen Umrissen über das Niveau des Häusermeeres hervor. Endlich schließt der Arc de l'Etoile auf seiner Höhe in stundenweiter Ferne das Bild. Die Höhen von Meudon, uns gegenüber, der scharf gezeichnete Montmartre und endlich die Hügelreihe, an welcher wir stehen, bilden die andern Gränzpunkte des Panorama's. Nach Südost breitet sich die weite Waldfläche von Vincennes aus.

Wie ist nun gerade auf dieser Stelle Paris zu dem Mittelpunkt Frankreichs und nicht allein das, zu der für die europäische, moderne Cultur lange Zeit gesetzgebenden Macht geworden, die nur für gewisse Lebensseiten in London ihre Meisterin gefunden? Welche historischen Perioden haben hier sich abgelagert, um das Gehäuse gleichsam zu bilden für das Culturleben der gegenwärtigen Bevölkerung? Mögen auch die von dem Menschen zufällig genannten Ursachen vielfach mitwirken bei der Gründung und dem Aufblühen großer Städte, ist vor allem nur in seltenen Fällen von bedeutenden Geistern die Tragweite gewisser Naturverhältnisse, wie bei Alexandrien, Constantinopel, Petersburg gleich

anfangs gewürdigt und mit der bereits entwickelten Macht benutzt worden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß ein tiefer Zusammenhang zwischen dem Grund und Boden und dem darauf sich bildenden Menschenleben besteht, daß richtige Instinkte Generationen hierin leiten, sehr bald das falsch Begonnene abstirbt und das Naturgemäße sich Bahn bricht.

Wie der Schwerpunkt der modernen Geschichte aus dem Bereiche des Mittelmeeres herausgerückt ist und in mannichfachen Schwankungen an der nach dem Außenmeer gekehrten Seite Europa's liegt, vor allem im Bereiche der der Nordsee geöffneten Länder, so mußte bei dem centralisirenden Gange der Entwickelung Frankreichs der politische und Culturmittelpunkt des Landes in dem Thale des nördlichen Hauptstromes und gerade in der Gegend von Paris sich fixiren. Ein großes Becken von tertiärer Bildung senkt sich hier zwischen dem weiten Rand des Jurakalkgebirges ein, das in einem großen Bogen von dem Plateau der Ardennen zum Hauptstock der Côte d'ôr und dann durch Poitou, die Mayenne sich in die westliche Normandie streckt und in den Gebirgsbildungen Südenglands seine wahre Fortsetzung findet. Sandstein und Kalk der Kreideperiode ist dem Jura vorgelagert. Das Becken selbst ist jedoch durch die den Durchbruch des Kanals bedingenden Ereignisse in seiner Abrundung nach Norden durch Vorlage von Kreidehöhen, durch welche die Seine in ihren Krümmungen bei Rouen sich windet und die nach Amiens und Arras hinüberstreichen, abgeschnitten worden. Paris liegt nun in dem Mittelpunkt dieses so verkürzten Beckens und zwar noch in dem Bereiche der mittleren, jüngeren Tertiärbildung, aber hart an dem Rande der älteren, unteren, welche bis nahe an die Seine mit charakteristischen Höhen, so bei Meudon herantritt. Diese ältere Tertiärschicht bestimmt als muschelloser Sandstein und sogenannter Mühlstein mit Vorlagen von Gypsmergel die Hochfläche des Orléannais und giebt den so merkwürdigen Felsenthälern des Waldes von Fontainebleau ihren landschaftlichen Charakter. Auf dem rechten Seineufer gehören alle isolirten Bergplateaus, wie der Montmartre und die Butte Chaumont, an der wir stehen, ihr an. Die mittlere Tertiärbildung dagegen umfaßt die Landschaft am rechten Seineufer, die wahre Isle de France und Brie von Monte-

reau und Provins bis Château Thierry und Soissons und zerfällt selbst in gleichzeitige Süß- und Seewasserbildungen (Süßwasserquarz und Grobkalk), welche im Laufe der Marne ihre gegenseitige Gränze finden. Die jüngste, reine Süßwasserbildung hat endlich in der Ecke zwischen Marne, Oise und Seine als eine fruchtbare, für Waldvegetation sehr günstige Niederung sich abgesetzt. In diese hinein schneidet noch das engste Seinethal, gefüllt mit Kieselgeröll und Conglomeraten und jener Fülle fossiler Thierknochen, die Cuvier das Material zu seinen epochemachenden Untersuchungen gaben. So vereinigt also das engste Pariser Becken in sich alle die Glieder, welche das Mittelland von Nordfrankreich constituiren und mit Recht ist sein Name auf die ganze geologische Bildung desselben übertragen.

Und fassen wir rein geographisch die Lage von Paris auf, so hat es an dem Mittellauf der Seine die wichtigste Position. Zwar besitzt es jetzt keine maritime Bedeutung, wie London, aber ist doch mit der See durch eine nicht zu lange Wasserstraße verbunden, die ihm in früheren Jahrhunderten die kühnen Seefahrer des Nordens wie den unmittelbaren Seeverkehr zuführten; Wasser und Eisenbahn machen jetzt bereits Havre zum Hafen von Paris. Für den Binnenverkehr ist es trefflich zwischen den zwei größten Nebenflüssen der Seine, Marne und Oise gelegen und der Punkt der größten Nähe des Loirelaufes ist sehr wenig fern von Paris. Eine Canalisation war hier möglich, die alle Ströme Frankreichs verbindet und seine Produkte wohlfeil dem Centrum zuführt. Große, fruchtbare Getreideebenen, prachtvoller Waldboden, Hügel, zum Weinbau ganz geschaffen, lagern sich um die Seineufer. Treffliche Bausteine werden unmittelbar in der Nähe der Stadt gebrochen und die Steinbrüche der unteren Tertiärschicht entsenden ihre Mühlsteine weit über Frankreich.

Sind diese Naturbedingungen heutzutage wenn irgendwo ausgenutzt, ja auf das Künstlichste noch vervielfältigt und gesteigert worden, zieht die Hauptstadt polypenartig fast alle Kräfte des Landes an sich — ich erinnere nur an den ungeheuren Weinhandel, den die Stadt den Provinzen zum guten Theil entzogen und welcher jedem Fremden sichtbar an den unabsehbaren Räumen der Halles aux vins entgegentritt —, beträgt hinwiederum der Export von Paris ein Fünftheil des

Exportes von ganz Frankreich, so ist dies allerdings nicht zunächst die Folge geologischer Beschaffenheiten, geographischer Anlagen, nein das Werk einer tausendjährigen Entwickelung, einer Summe von geistigen Kräften, die die Geschichte Frankreichs überhaupt bestimmt haben. Wenden wir uns jetzt diesen zu und versuchen es, die Stadt Paris als ein geschichtliches Produkt, als einen Organismus aufzufassen, in dem hier ganz abgestorbene Glieder, gleichsam fossile Knochen einer früheren Erdperiode uns aufstoßen, dort die Produkte vom Antagonismus geistiger Kräfte, die nun schon lange sich ausgeglichen, sich einer dritten untergeordnet haben, ohne doch ihre Wirksamkeit ganz zu verlieren, endlich mächtig vorgestreckt und ausgreifend die Organe des gegenwärtigen Lebens heraustreten, das theils expansiv thätig ist, theils umgestaltend auf die älteren Theile einwirkt. Ungezwungen werden sich die persönlichen Anschauungen, die mir in Paris vor und nach meiner Rundreise aus diesem Gesichtspunkt geworden sind, dem Ganzen einfügen.

Die Bildung der Stadt ist aus dem Strome selbst, von der größeren der zwei in der Seine jetzt liegenden Inseln, der der Cité ausgegangen. Ihre Zahl war durch das Mittelalter hindurch eine viel bedeutendere und hat seit der Zeit von Heinrich IV. sich erst vermindert: unter ihm wurden die kleinen nahe der Citéinsel gelegenen Îles du palais mit derselben vereinigt, seitdem fing man an, die Insel St. Louis regelmäßig zu bebauen und sie selbst aus zweien künstlich zu vereinigen. Noch eine dritte Insel, die oberste, Île de Louvier ist erst in den letzten Jahrzehnten mit dem Festland verbunden und dient als Anlandeplatz für Holz und Steine. Es ist sehr begreiflich, wie der an der mittleren Seine zunächst auf dem linken Ufer wohnende Stamm der Parisii in der Inselgruppe des Stromes, und zwar in der größten der Inseln seinen Mittelpunkt, seinen sichersten Schutz gegen Angriffe, zugleich aber auch für den zu Cäsars Zeit hier schon ausgebildeten Wasserverkehr die bequemste Station gefunden hat. Gerade so hatten es die benachbarten Meldi gemacht; noch liegt heute der älteste Theil des kleinen Melun auf einer Seineinsel. Die celtische Stadt oder Flecken, Lutetia (Lucotetia, Lucetia), der Pariser fand völlig Raum auf der Insel: von Befestigungen hören wir nichts und die Häuser steckt man

bei drohender Gefahr rasch in Brand, also in Hoffnung, sie von Holz bald wieder zu erneuern. Von Holz waren natürlich die Brücken, die auf beide Seineufer hinüberführten; sie werden rasch abgebrochen, können ebenso schnell wieder hergestellt werden. Den sichersten Schutz für den Punkt boten die bedeutenden Sümpfe auf beiden Ufern dar: besonders auf dem linken bildete ein solcher eine zusammenhängende Schutzwehr und ergoß sich durch ein fließendes Wasser genährt in die Seine, es ist die Gegend des jetzigen Jardin des plantes mit dem dabei mündenden Bièvre. Auf dem rechten Ufer waren die durch Überschwemmungen genährten, einzelnen Sümpfe im Walde auf der Stelle des jetzigen Paris noch sehr bedeutend, so erfahren wir, daß im Jahre 583 zwischen der Cité und der Kirche St. Laurent bei großer Überschwemmung häufig Schiffbruch gelitten ward.

In diesem Zustand fand Cäsar Paris. Der Volksstamm gehörte nicht zu den ersten Galliens, sondern war seit der Väter Gedenken politisch mit den mächtigen Senonen bei Sens verbunden, ohne jedoch in schwankenden Momenten nothwendig ihnen folgen zu müssen; sie stellten bei dem allgemeinen gallischen Aufgebot unter Vercingetorix 8000 Mann, soviel als der Stamm von Poitou und der Touraine. Um Senonen und Carnuten, die in Chartres ihren Mittelpunkt hatten, zu beobachten und durch seine Nähe rasch umzustimmen, verlegte Cäsar die Frühlingszusammenkunft der gallischen Stämme vom Jahre 53 aus seinem Winterquartier nach Paris, in die nächste Nähe jener beiden Stämme. Der Erfolg blieb nicht aus. Im folgenden Jahre finden wir aber Paris als einen Mittelpunkt der ganzen im Aufstand begriffenen Gegend. Die Expedition des Labienus von Sens über Melun gegen Paris zuerst auf dem linken, dann auf dem rechten Seineufer unter sehr schwierigen Verhältnissen hatte das Anzünden der Inselstadt, das Abbrechen der Brücken als militärische Maßregel der Gallier selbst zur Folge; der harte Kampf am linken Ufer bahnte den Römern nur den Rückweg nach Sens.

Paris bildet dann in der römischen Provincialverwaltung durchaus keinen wichtigen Mittelpunkt: da steht es Sens, Rheims, Rouen, Tours weit nach. Als Stadt besaß es nach einer Inschrift von Auxerre mit Autun, Sens, Troyes, Melun einen oberen vom Kaiser einge-

setzten Finanzbeamten mit Gehülfen. Aber wie ich schon erwähnte, der Handelsverkehr zu Wasser war hier seit langer Zeit lebendig. Die Meldi bei Melun sind geschickte Schiffbauer, die für Cäsar zur Überfahrt nach Britannien einen Hauptheil (60) der Schiffe gestellt hatten; Labienus fand bei ihnen 50 Schiffe sofort vor, über die er zur Insel seine Legionen führte. Paris ist in späterer Zeit der Sitz des Befehlshabers der römischen Militärflotille, welche auf der Seine und besonders am Ausflusse der Oise zu Andrésy stationirte. Und im Jahre 1710 wurden im Boden des Chors der Kathedrale jene interessanten vier Altäre gefunden, welche römische und celtische Gottheiten nebeneinander uns zeigen und von denen der eine die Corporation der Pariser Schiffer (nautae Parisiaci), als seine Gründer zu Ehren des Jupiter als höchsten Gottes und zwar unter der Regierung des Tiberius ausweist. Auch das Straßennetz der Römer machte Paris bald zu einem wichtigen Kreuzungspunkt: da kommt von Rouen über Dreux, da über Orléans die große aus dem Süden führende Straße an das linke Seineufer. Vom rechten gehen die Straßen nach Beauvais und nach Rouen, nach Senlis, nach Troyes und Sens über das seiner Lage nach nicht fest bestimmte Riobe aus. Kürzere Strecken bildeten Zwischenstrahlen gleichsam in diesem Sterne. Zwei Punkte sind die Zielpunkte derselben, der Brückenkopf vom Pont au Change, der Platz du Châtelet auf der rechten Seite und das Ende vom Petit Pont, das kleine Châtelet auf der linken. Dies sind die Centren, um die außerhalb der Citéinsel der Krystallisationsproceß der Weltstadt erfolgt.

Vielfache Münzfunde, römisches Straßenpflaster, Reihen von Grabstätten haben erwiesen, daß moderne Hauptstraßen der Stadt jenen Römeranlagen folgen, so die Rue St. Martin, St. Antoine, St. Jacques, St. Victor, St. Dominique. Die bedeutendste römische Grabstätte der spätern Zeit mit Stuck- und Steinsarkophagen einfachster Form befand sich in der Gegend des Hôtel de ville, eine andere in der Nähe des Pantheon. Sauval sah bei Ausgrabungen im Boden von St. Geneviève das Fragment einer Meleagerjagd. Die Citéinsel hat dagegen bei irgend Ausgrabungen, so im Palais de Justice, bei der Kirche St. Landry Architekturtheile, kleine Altäre, Thongeschirre, Münzen von der Zeit der Antonine an zum Vorscheine gebracht.

Am Spätabend des weströmischen Reiches hat ein kurzer Glanz das antike Paris umleuchtet und sein Name ist als der einer der kaiserlichen Residenzen in den Codex Theodosianus eingezeichnet. Aber während das kaiserliche Trier, an dessen durch die Franken unter Constantius gefährdete Stelle Paris für einige Jahre trat, noch heute in seinen römischen Monumenten die Glanzpunkte seiner geschichtlichen Existenz findet, kennen in Paris nur einige Antiquare und Reisende von strengerem historischen Gewissen die nicht unbedeutenden Überreste der kaiserlichen Residenz. Julian war es, welcher in den Jahren $3\frac{57}{58}$, $3\frac{58}{59}$, $3\frac{59}{60}$ hier seine Winterquartiere aufschlug und als Cäsar die wichtigsten Maßregeln zur Sicherung der Gränzen, sowie zur Hebung des durch Steuerlast und die Einfälle der germanischen Nationen tiefgedrückten Galliens traf. Die Cultur hatte die Umgebungen von Paris und auch die Stadt selbst schon sehr umgewandelt; der Weinstock gedieh gut daselbst und auch Feigenbäume, die im Winter mit Waizenstroh gedeckt wurden, hatte man angepflanzt. Die Stadt war zwar immer noch klein, auf die Insel beschränkt, die Brücken noch hölzern und man mußte das Seinewasser als Trinkwasser benutzen, aber das Klima galt als mild, gleichförmig durch die nahe Seeküste und man wußte im Winter, wenn wohl auch der Strom mit Treibeis ging, durch geregelte Ofen- und Luftheizung die Häuser warm zu halten. Neben der Inselstadt hatte sich aber auf dem linken Ufer eine ordentliche Vorstadt (suburbana) gebildet, hier war das römische Standlager, natürlich versehen mit allen bleibenden Einrichtungen zur Übung, kaufmännischen Verkehr und mancherlei Genuß des Soldaten. Im Lager, auf dem Campus, dem Parade- und Übungsplatz ward Julian in lärmender Versammlung auf den Schild gehoben, und als Augustus mit goldener Halskette gekrönt, dort hielt er nach einigen Tagen in kaiserlichem Schmuck, umgeben von den Adlern und Cohortenzeichen, die Anrede an das Heer, dort empfing er in militärischer aber zugleich auch Umgebung der Volksmenge, also zunächst der Pariser Bürger, den Gesandten des Constantius mit seinem Schreiben. Man wies auf die Provincialen hin, als die Mitwähler des neuen Augustus. Der Palais Luxembourg mit seinem Garten gilt jetzt als Hauptstelle der Castra.

Der Kaiserpalast (regia, palatium) befand sich nahe dabei und hatte weite Räume, war unter Julian mit Wachen, Officieren, Palastbeamten wohl ausgestattet; in den Sitzungssaal dringen die aufgeregten Soldaten mit gezogenem Schwert. In diesem Palast residirte auch Valentinian und die merovingischen Könige, seitdem Chlodwig den Sitz des Frankenreiches nach Paris verlegt. Erst die Capetinger haben ihren Grafensitz auf der Insel zur Königsburg gemacht und seitdem verfiel mehr und mehr der Römerbau, le Vieux Palais. Aber noch Jean de Hauteville schildert um 1180 die staunenswerthe Größe der Anlage. Sie erstreckte sich zwischen den Straßen St. Jacques und la Harpe, der Sorbonne und Rue Sevrin und es gehörte dazu ein großer Gartenbezirk, le Clos de Laas (arx), abwärts an der Seine. Erst die Stadterweiterung unter Philipp dem Schönen hat das Ganze getheilt und die geistlichen Corporationen haben das Ihrige gethan, um Grund und Boden davon sich anzueignen und ihre Baulichkeiten abzutragen.

Es kostet uns Mühe auf der Wanderung durch den Stadttheil der Université den engen Raum zu finden, auf dem der stolze Name Palais des Thermes sich zusammengezogen hat. Endlich entdecken wir in der Rue la Harpe an hoher fensterloser Wand die Namensaufschrift, aber vergebens sucht man einen Eingang. Dieser ist nur gegeben durch den Hof und die Räume des Hôtel de Cluny (Rue des Mathurins), dieses Kleinodes spätgothischer Privatarchitektur, welches jetzt zu dem wahren historischen Museum der Stadt Paris und des mittelalterlichen Frankreichs eingerichtet ist. Wir treten in einen hintern, freundlich mit Grün geschmückten Hof, wenige Schritte weiter und wir sind auf einmal in eine römische Welt, in die Räume der Kaiserpaläste oder eines Stückes der Caracallabäder versetzt. Ein gewölbter Saal nimmt uns auf von 60 F. (20 Mètres) Länge, 35 F. (11 M. 50 C.) Breite und 54 F. (8 M.) Höhe. Die Technik ist die spätrömische: 6 Bruchsteinreihen wechseln mit je 4 Backsteinlagen; Reste von starkem Stucke finden sich noch darauf. Einfache Kreuzgewölbe, auf schiffschnabelartigen Consolen ruhend, überdecken den Raum. Drei große, aber bis auf eins zugesetzte Bogenfenster unmittelbar unter den Gewölbkappen gaben einst helle Beleuchtung. In der Mitte der Langseite liegt eine

halbrunde Nische und ihr zu beiden Seiten eine zugemauerte Bogenöffnung. Noch sollen die Mündungen von Wasserleitungen sichtbar sein.

Jener Nische gegenüber öffnet sich ein zweiter, tiefer liegender und kleinerer (10 M. langer, 5 M. breiter) Raum, ebenfalls mit Kreuzgewölbe. Weiter schließt sich daran die offene Ruine eines Saales mit eingestürzter Decke, aber Nischen, dessen hohe Seitenmauern eben jene nach der Straße la Harpe sich öffnenden sind. Eine Construction darin mit ganz calcinirtem Backstein weist auf starke und dauernde Feuerung hin, man hält es für das Hypocaustum. Hinter derselben ist ein Kanal von 6 Fuß Höhe entdeckt worden, sowie unter den ganzen Räumen zwei gewölbte Kanäle über einander laufen, deren Fortsetzung in der Richtung der Porte St. Jacques man in den Kellern der Häuser vielfach verfolgen kann. Pfeiler einer römischen Wasserleitung, die von Arcueil her Gewässer diesen Bauanlagen zuführte, wurden noch im vorigen Jahrhundert gesehen.

Daß diese Räumlichkeiten einem Thermenbau angehörten, ist kaum zu bezweifeln; etwas anderes ist es in dem hier zufällig Erhaltenen die drei wichtigsten Räume des Tepidarium, Frigidarium und der Piscina finden zu wollen; zu der letzteren besonders ist nicht der geringste Anhaltepunkt da. Fragen wir weiter, wie standen die Thermen zu dem Palatium des Kaisers, bildeten sie einen integrirenden privaten Theil derselben oder waren sie eine weitere, dem öffentlichen Gebrauche anheim gegebene Baulichkeit, so fehlt uns zur Beantwortung aller nähere Anhalt in angränzenden Bauresten.

Noch vor wenig Jahrzehnten war ein Garten auf den Gewölben angelegt und hohe Bäume trieben ihre Wurzeln in das felsenfeste Gemäuer. In dem Hauptsaal hatte ein Bötticher seine Werkstätte. Seit 1843 sind die Thermen Staatseigenthum und füllen sich allmälig mit römischen Denkmälern des Pariser Bodens, von denen allerdings keines bis jetzt höheren Kunstwerth hat. Es ist ein glücklicher Zufall, daß die einzige, erhaltene Statue des Kaisers Julian, der Paris zuerst über das Niveau einer Provincialstadt erhob, der es sein liebes Lutetia nannte, im Gegensatz zu den ihm feindseligen Antiochenern, der hier nicht als gelehrten, schreib- und streitlustigen Philosophenschüler, son-

dern als trefflichen Feldherr und Verwalter sich gezeigt, im Louvre sich befindet; sie ward in dem Atelier eines Marmorarbeiters gefunden. In seiner Erscheinung vereinigt er den Kaiser und gelehrten Philosoph: ein Diadem von Lorbeerblättern mit drei merkwürdigen, lotosartigen Blüthen ziert das Haupt, Stellung, Gewand, der rechte in dem Mantel ruhende Arm, Sandalen dagegen künden uns den griechischen Philosophen an; in seinem Gesichte, mit der etwas vorspringenden, aber kurzen Stirn, der regelmäßigen Nase, dem Munde mit eingezogener Unterlippe, dem sorgfältig gehaltenen Bart ist der Zug des Alten, Complicirten unverkennbar, welcher die römischen Gesichter der Spätzeit so bestimmt zeichnet.

Der Übergang aus dem spätrömischen Paris in das altchristliche und fränkische ist durchaus kein gewaltsamer, vielmehr geht auch hier bis gegen das Ende der Karolingerzeit, wo zu der inneren politischen Umwandlung durch die bischöfliche und Vasallenmacht von Außen die normannischen Einfälle hinzukommen, welche die Cultur und den Wohlstand der Städte Nordfrankreichs geradezu vernichtet haben, römisches Wesen nun in kirchlicher Form neben germanischem her. Waren doch schon früher in einem bedeutenden District bei Paris noch unter römischer Herrschaft Deutsche und Slaven, sog. Sarmaten angesiedelt! Hatten nicht germanische Truppen den Kern des Julianischen Heeres ausgemacht und die altgermanische Sitte des auf den Schild Erhebens geübt? Und umgekehrt erbaut noch Chilperich bei Paris wie bei Soissons einen Circus, um Spiele dem Volke darin zu geben. Merovingische Könige wohnen im Julianspalast, wie sie umgeben sind von dem byzantinischen Hofceremoniell.

Von durchgreifender Bedeutung war es, daß Chlodwig nach der Schlacht bei Vouglé Paris, nicht Soissons zum Mittelpunkt des ganzen Frankenreiches (cathedra regni) machte. Daß hierbei eine Einsicht in die günstige Lage der Stadt an der Seine und nahe an Aquitanien mit bestimmend war, ist wohl vorauszusetzen. Es erhielt hierdurch unter der Zahl gleichberechtigter und benachbarter Königssitze: Metz, Soissons, Rheims, Orléans oder Châlons sur Saone in der Merovinger Zeit eine bevorzugte Stellung. So haben von Paris aus Chlotar II., dann Dagobert das für kurze Zeit vereinigte Frankenreich be-

herrscht. Und die Leichen der durch die Kirche hoch verherrlichten Merovinger, wie eines Chlodwig selbst, dann des Childebert, Dagobert, Chlotar II. ruhen in und bei Paris. Ganz anders stellten sich die Verhältnisse für die Stadt, als die Karolinger aus Hausmeiern zu Königen wurden, als ein weströmisches Kaiserthum erneuert ward. Wie sie in Austrasien ihre Macht begründet, nach Osten vor allem sie ausdehnten und auf die germanischen Elemente sich fortwährend stützten, so rückt der politische Mittelpunkt in das Maas- und Rheinthal. Das Seinethal blieb bald den jährlichen Angriffen der mit ihren Schiffen weit den Fluß hinaufdringenden Normannen wehrlos überlassen: 845 zeigt schon stolz Ragenar dem Normannenkönig Horich das Schloß des Thores von Paris, ein Balkenstück aus dem Kloster des h. Germanus. Fast ein Jahr hindurch $8\frac{8 5}{8 6}$ dauert die berühmte Belagerung von Paris, das von Karl dem Dicken feige preisgegeben wird. Erst mit der förmlichen Überlassung des untern Seinelandes an die Normannen im Jahre 911 wird für Paris diese fortwährend drohende Gefahr wenn auch nicht beseitigt, doch beschränkt. Aber ehe noch die aus Paris selbst hervorgehende, neue Centralmacht der sich bildenden französischen Nation zur formellen Anerkennung kam, sah es ein eroberndes Heer und zwar von Deutschen unter Otto II. vor, ja in seinen Mauern.

Man kann entschieden sagen, das Paris, welches ein Hugo Capet, ein Robert, ein Heinrich I. durch eine Menge großer Begabungen neu auszustatten begannen, war von dem merovingischen total verschieden; Jahrzehnte lang hatten einst glänzende kirchliche Anlagen öde und wüste gelegen, die Erinnerung an die bestimmte Örtlichkeit war bei manchen schon erloschen. Wo einst Basiliken mit Marmorgetäfel, mit Mosaikschmuck, mit bunten Glasfenstern, mit kostbaren Bronzeschranken, Baldachinen, Gold- und Silbergefäßen gestanden, da galt es Nothdurftbauten zu errichten, mit Wall und Graben zu umziehen, durch Mauern zu schützen. Es kann daher nicht daran gedacht werden, in dem heutigen Paris Architekturreste der merovingischen und karolingischen Zeit zu finden. Höchstens kommen hier die einfachen Stein- und Stucksarkophage in Betracht, auf welche man neben spätrömischen Resten bei Ausgrabungen in der Stadt gestoßen ist. Aber von ganz anderer Bedeutung ist der topographische und der

ideelle Einfluß, den die völlig die römische Culturerbschaft antretende Kirche der Merovingerzeit auf Paris ausgeübt hat; für die große Menge ist er heutzutage nur noch sichtbar in den Namen von Straßen, Quartieren und kirchlichen Gebäuden, aber viel tiefer steckt er verborgen in den religiösen Traditionen, in der reichen Legendenwelt, an der noch heute Tausende gläubig hängen. Es sind damals um die Cité herum, zu beiden Seiten der Seine die Punkte religiös fixirt worden, die mit der Zeit als Kerne sehr reicher Krystallisationen sich erwiesen haben, Jahrhunderte lang rechtlich getrennt, kämpfend mit dem Centrum, dann aber doch dem großen Assimilationsproceß anheimfallend.

Auf der Citéinsel selbst und zwar an ihrem oberen Ende finden wir seit Childebert I. die bischöfliche Kirche sicher bezeugt und zwar als Kirche der Maria. Eine kleine Stephanskirche stand unmittelbar daneben, bis zu dem großen Neubau am Ende des zwölften Jahrhunderts, sie mag allerdings die ältere Anlage gewesen sein, deren Heiliger aber vor der seit dem fünften Jahrhundert mächtig steigenden Verehrung der Himmelskönigin zurücktrat. Als Basilika und Taufkirche, wie sie ja bekanntlich bei allen alten Bischofsitzen sich zusammenfanden, sind sie aber nicht zu betrachten, da erwiesenermaßen das älteste bischöfliche Baptisterium in die spätere Kirche St. Germain le Vieux umgewandelt und nun sein Name St. Jean le Rond einem neuen Rundbau gegeben ward. Noch heute ist in dem Namen des allerdings in den letzten Jahrhunderten sehr erweiterten Platzes vor Notredame die Tradition der altchristlichen Kirchenanlage erhalten; le Parvis ist der Paradisus, der umsäulte Vorhof mit dem reinigenden Wasserbecken, mit Grabdenkmälern, Priesterwohnungen, die älteste Stätte zugleich der hohen Schule von Paris. Welche Bodenveränderung gerade hier vor sich gegangen, erhellt daraus, daß man einst auf 13 Stufen zur Notredame emporstieg, jetzt zu der Kirche der Boden stark sich senkt.

Die Stellung des Bischofs von Paris war zunächst durchaus keine hervorragende. Die römische Provincialverwaltung hatte der kirchlichen Eintheilung bestimmend zur Grundlage gedient und so ist bis zu dem Jahre 1622 Sens, das alte Agendicum, die Hauptstadt der vierten Lugdunensis und der einst die Parisii mit ihrem Einflusse beherrschenden

Senones, jetzt eine Stadt von 10,000 Einwohnern, Metropole von Paris gewesen. In seiner nächsten Umgebung sah sich aber das Bisthum bald von mächtigen Abteien umgeben, die ihre Exemtionen hartnäckig errangen und behaupteten. Parallel der königlichen centralisirenden Macht sind die Rechte der Kathedrale diesen gegenüber gestiegen, sie selbst aber kam mehr und mehr unter den Einfluß der Krone. Die Begabungen der Könige haben ihr frühzeitig auch in der Nähe der Stadt wichtigen Besitz gegeben, so bildeten sich auf dem Boden des jetzigen Faubourg St. Honoré und der Champs Elysées, der als Culture l'Evêque zu Acker- und Gartenbau umgeschaffen ward, die Häuseranlage der Hörigen des Bischofs, der Ville l'Evêque und der Hafen Port l'Evêque.

Unter den ältesten kirchlichen Anlagen der Cité nenne ich nur noch die des h. Eligius, jenes kunsterfahrenen Bischofs von Noyon und Rathgebers von Dagobert, die gegenüber dem Palais einen sehr bedeutenden Raum mit der Zeit einnahm (la ceinture St. Eloi), aber schon seit 1½ Jahrhunderten, zuletzt als Kloster der Barnabiten verschwunden ist. Wie der bischöfliche Besitz für die Stadtbildung an der untern Seine von Bedeutung war, so der des Klosters St. Eloi an der obern; auf dem Boden der Culture St. Eloi und aus dem zum Schutz umschlossenen Flecken Bourg St. Eloi ist das Quartier St. Paul erwachsen.

Sehen wir uns weiter auf dem rechten Seineufer um, wo also heute in mehrstündigem Umfange die gewaltige Ville de Paris sich ausdehnt und das eigentlich städtische, gewerbliche und dann auch das politische Leben pulsirt, so sind es zunächst drei Namen, die vom Centrum aus an die drei mittleren Richtungen sich geheftet haben und die bedeutendsten Straßen und Quartiere diesseit und jenseit der Boulevards begreifen: Montmartre, St. Denis, St. Martin. Es sind zwei Heilige so recht eigentlich des königlichen Frankreichs, die als ideelle Schöpfer dieser Stadttheile hinzustellen sind und deren Bedeutung für die Entwickelung von Paris in merovingische Zeit hinauf reicht.

Dionysius, der eine von ihnen, gehört zu jener Gruppe von Bischöfen, welche in der Christianisirung des römischen Galliens eine ganz entschiedene Epoche bezeichnen, indem sie der ersten von Seiten

des Staates unter Rechtsformen angeordneten Christenverfolgung unter Decius entgegentraten und durch ihr Märtyrerthum der Kirche selbst eine neue blutbesiegelte Weihe der Gründung gaben. Wir sind so dem Trophimus in Arles, dem Paulus in Narbonne, dem Saturninus in Toulouse begegnet. Sie haben fast alle im 8. und 9. Jahrhundert eine Umwandlung erfahren, eine Zurückdatirung in das apostolische Zeitalter und Verschmelzung mit Aposteln und Apostelschülern. Der einfache Bischof von Paris ward zum gelehrten, philosophirenden Dionysius Areopagita aus Athen. Jedoch schon lange vorher war er der Schutzpatron der Pariser geworden. Vor dem Altare und dem Grab des Dionysius wurden 579 die feierlichsten Eide geleistet für und gegen die Unschuld einer Frau. Jene Besessene, die im Jahre 591 bei Limoges den Tod des h. Aredius ankündigte, sah unter den Märtyrern und Bekennern, die zu dem Heiligen heranzogen, um ihn in Empfang zu nehmen, den Dionysius von der Stadt Paris. Aber es war nicht in der Cité selbst die Stätte seines Märtyrerthums, noch sein Begräbniß gewesen; im 9. Jahrhundert theilte man entschieden die Verehrung seines Namens zwischen dem hochragenden, Paris überschauenden Hügel Montmartre und der 1½ Meilen etwa entfernten Abtei St. Denis. Dort hatte er durch das Schwert den Tod gelitten, hier hatte ihn eine fromme Frau Catulla begraben. Und wer zweifelte damals, daß er mit dem Kopf unter dem Arme wirklich von der Stätte des Todes zu seiner Abtei wandelte, war er doch leibhaftig in Stein gehauen so oftmals zu sehen?

Es wird uns dabei der Name des Berges selbst zuerst genannt: mons Mercurii von Hildwin, mons Martis von Abbo, aber zugleich die Umwandlung in den mons Martyrum, den Märtyrerberg hervorgehoben. Ich zweifle allerdings nicht, daß auf dem für die ganze Umgegend so markirt hervortretenden Berg eine celtische, romanisirte Lokalgottheit verehrt ward und daß um so leichter der altchristliche Hauptheilige von Paris ihre Stelle einnahm. Ob sie den Römern als Merkur oder Mars erschien, ist schwer zu entscheiden; für Merkur spricht die geradezu herrschende Stellung seines Dienstes in Gallien und die auch sonst wiederkehrende Bezeichnung von Merkurbergen. Jedenfalls ist aber die Verehrung des Dionysius auf seiner Spitze jünger, als die

in St. Denis. Man hatte seit dem 8. Jahrhundert zwei kleine Kapellen mit Reliquien von ihm; die mächtige Abtei St. Martin nahm den Besitz derselben später in Anspruch und erst 1133 ward ein Kloster von Benediktinerinnen gegründet, zu dessen Kirche nun vielfach gewallfahrtet ward. Kein Wunder, daß mit der Zeit eine Straße dorthin von den Gränzen des ältesten Stadtbezirkes auslief und zunächst mit Häusern besetzt ward, daß so der Name Montmartre in die Ebene hinabstieg und von der Straße der Stadtgegend sich mittheilte.

Die Grabstätte des Heiligen ist durch König Dagobert († 638) zu ihrem Glanz und ihrer Bedeutung für die Königsgeschlechter Frankreichs gelangt. Er begabte, um den besondern Schutz des Heiligen sich bei so vielen Gewaltthaten, Treubruch und Ausschweifung zu sichern, die kleine Kapelle mit einer Menge liegender Güter in den verschiedensten Gegenden, er begann in bedeutendem Umfang eine neue Kirche und Klostergebäude zu errichten, schmückte sie mit Gold, Edelsteinen und glänzendem Material, richtete nach der Weise des Klosters St. Maurice in Wallis kunstvollen Klostergesang ein. Eine vierwöchentliche Messe ward im Schutze des Heiligthums gestiftet, auf welcher der Austausch der nördlichen und südlichen Produkte stattfand, wo sächsische und normannische Kauffahrer den longobardischen, provencalischen, spanischen begegneten, wo vor allem Wein, Honig, Farbekräuter nach dem Norden verkauft wurden. Als Dagobert in Epinay an der Seine von tödtlicher Krankheit befallen ward, läßt er sich begleitet von Nanthilde und seinem Sohne Chlodwig zur Basilika des Dionysius bringen, starb hier nach wenig Tagen und ward in der Kirche begraben.

Die Legende des 9. Jahrhunderts knüpfte an diesen Tod eine lebendige Mahnung für die fränkischen Könige, sich für ihr Seelenheil vor allem den drei Heiligen Nord-, West- und Südfrankreichs zu empfehlen, dem Dionysius, Martinus und Mauritius. Tritt man heutzutage in die Vorhalle der Kathedrale St. Denis, so ist an dem prachtvollen gothischen Grabmale Dagoberts, das ungeschickterweise jetzt in zwei Hälften zerlegt ist, um in die Wand eingefügt zu werden, in drei Reliefreihen des Hintergrundes die Legende in lebendigen, fast humoristischen Zügen vergegenwärtigt. Am Ufer einer Insel schläft

unter einem Baldachin der Eremit Johannes. Eine Gestalt in bischöflicher Tracht will ihn wecken, Ansoald von Poitiers. So eben soll eine Barke vom Ufer in die hohe See stoßen; drei Schiffer sind eifrig beschäftigt sie flott zu machen, ein vierter sitzt bereits am Ruder; drei aber sind frohlockend um die köstliche Beute in ihrer Mitte beschäftigt. Was ist die Beute? Ein armes, nacktes, dazu geschlechtsloses Kind, eine dem Körper eben entstiegene Seele. Und wer sind jene ungeschlachten Gesellen? Diener der Hölle, haarig, affenschwänzig, mit langen Klauen, halb Thiergestalten; höhnend schlägt der eine der geängsteten Seele ein Schnippchen, der andere bearbeitet siegesfreudig sein Tamburin. Doch der Jubel ist zu früh. Sehen wir eine Reihe höher über die von Kleeblattbogen gebildete Abtheilung hinauf. Den bon amy le roy Dagobert verlassen seine Freunde nicht. Schon sind sie da in Engelsbegleitung; das Rauchfaß, Weihwedel und Weihwasser haben sie mitgebracht. Noch ist der Kampf nicht ganz geendet, aber während die zwei heiligen Bischöfe der armen Seele unter die Arme greifen, sie an der Hand fassen, um sie fortzuschaffen, hält der h. Mauritius in Helm und Schuppenpanzer Wache und wehrt mit seiner Streitkolbe den letzten hartnäckigen Teufel ab. Die andern stürzen in wilder Flucht über einander in die Ecke, ja in das Meer. In der Spitze des Bogens erfolgt nun die völlige Heimführung des guten Königs in die paradisischen Räume. Auf einem viereckigen Tuche wird die knieende Seele von den drei Heiligen in die Höhe gehalten und die Gotteshand von oben herabreichend segnet sie. Sechs Engel, vier große, zwei kleine, verrichten dabei Rauchfaß schwingend und Kerzen haltend den Chordienst. Dankend wenden sich im Feld des Spitzgiebels die zwei Heiligen, St. Martin und St. Denis, knieend zu dem zwischen ihnen stehenden Christus.

Dies jetzt auch in seinen Farbenresten wiederhergestellte Werk ist durch die Strenge und Trefflichkeit des architektonischen wie plastischen Stiles, sowie durch Anwendung bestimmter Embleme, nämlich der Burgzinnen und französischen Lilien, als ein Produkt der Zeit Ludwig des Heiligen und der Blanka von Castilien erwiesen, aber die Legende selbst mit all' ihrem Detail war bereits im 9. Jahrhundert allgemein geglaubt, wie aus einem Briefe Ludwig des Frommen an Hildwin von

St. Denis hervorgeht. Es sind in ihr celtische Elemente, wie die Meerfahrt der Dämonen zu der Grotte des Vulkan unverkennbar, denen noch heute an der grottenreichen Küste der Bretagne ganz ähnliche Sagen entsprechen. War es nun verwunderlich, daß ein Heiliger, der sich so kräftig seines Schützlings in dem entscheidenden Kampfe zwischen Paradies und Hölle annahm, den fränkischen Königen im irdischen Kriege, wie in der Sorge für das Seelenheil Gegenstand der höchsten Verehrung, daß St. Denis das französische Kriegsgeschrei ward und im Schutze der Kirche des Heiligen zu ruhen als ein königliches Vorrecht galt?

Die Straße von der Cité von Paris nach St. Denis ward zur lebendigen Wallfahrts- und Handelsstraße, man nannte sie la grande chaussée de monseigneur sainct Denis. Keine andere ward so zahlreich mit Hospizen für Pilger und Kranke besetzt, ich nenne nur St. Jacques de l'Hôpital, Hôpital de la Trinité, vor allem St. Lazare. Der Name St. Denis ist von den ältesten Theilen der Stadt weiter hinausgetragen worden und selbst an den Faubourg St. Denis schließt sich außerhalb der Barrieren der Flecken Chapelle St. Denis von beiläufig fast 9000 Einwohnern an. In der Cité selbst mehrten sich Kirchen und Kapellen zu Ehren des Heiligen.

Wir sahen eben, welche Rolle auch der h. Martinus in der Legende König Dagoberts spielte, wie er als Retter der königlichen Seele mit auftrat. Es ist dies nur eine der vielen Machterweisungen dieses in Frankreich geradezu herrschenden Heiligen. Selten hat eine Persönlichkeit bei ihren Lebzeiten bereits einen solchen wunderwirkenden Heiligenschein um sich verbreitet, eine solche unbegränzte Verehrung bis in weite Fernen genossen, als der ritterliche, ascetische, menschenfreundliche, aber zugleich mit glühendem Eifer alle Zeichen des ersterbenden Heidenthums vernichtende Martinus. Und was strömte nach seinem Tode nicht alles von Kranken, Büßenden, Ruhesuchenden zu der Abtei St. Martin nach Tours? Die merovingischen Könige haben oft und lange dort geweilt und gebetet. Der Reitersmantel des Heiligen ward in die Schlacht getragen, um Wunder zu wirken, auf ihn leistete man heilige Schwüre. Bald vervielfältigten sich die Stätten seines Dienstes, die Oratorien, die unter seinem Namen standen.

Gregor von Tours kennt bereits ein Bethaus, eine Kapelle des h. Martinus an dem Thor von Paris und zwar auf der Nordseite; Aussätzige wurden hier geheilt und ein großer Stadtbrand fand hier sein Ziel. Im Jahre 710 wird von der Basilika des h. Martinus vor den Thoren von Paris, als dem Gränzpunkt des großen, für eine Zeit von St. Denis hierher verlegten Meßplatzes gesprochen.

Aber wie die meisten merovingischen Gründungen vor der Stadt, so war St. Martin durch die Normannenraubzüge ganz verödet und wie es urkundlich heißt, so gut als nicht mehr vorhanden. Der Capetinger Heinrich I. ward der Neubegründer des Klosters und der Kirche im Jahre 1060. Der Orden von Clugny ward 1079 eingesetzt und das Priorat St. Martin im Felde (St. Martin des Champs) erhielt einen bedeutenden Landbesitz (la culture St. Martin) ringsherum, über den hohe und niedere Gerichtsbarkeit geübt ward und wo eine große Pfarrei St. Nicola des Champs die kirchlichen Bedürfnisse der im Schutze des Klosters Angesiedelten befriedigte. Mauern mit Thürmen umgaben den ganzen Umfang, das Kloster selbst war noch durch einen Graben geschützt. So ist allmälig unter der Hoheit des Heiligen von Tours, von dem es natürlich an Reliquien nicht fehlte, der Bourg St. Martin herangewachsen und hat endlich seine Mauern durchbrechen lassen; die weiten Wiesen- und Ackerflächen sind zum dichtbevölkerten Stadttheile geworden. Die Kirche hatte eine sehr einfache Form auch unter späterem Umbau bewahrt; eine halbrunde Apsis (carole = choraula), ein einziges Schiff ohne Querschiff, im gothischen Stil, mit flacher getäfelter Decke, eine Rococcofaçade, so ist sie in der Revolution zu einem Magazin geworden und die Klostergebäude zur Mairie eines Arrondissements.

Noch ist eine vorkapetingische, kirchliche Gründung auf dem rechten Seineufer von entscheidender Bedeutung für die spätere Gestaltung der Stadt, sowie für das geistige Leben derselben, ich meine St. Germain l'Auxerrois. Fast gerade gegenüber auf dem linken Seineufer, aber tiefer im Lande, liegt die Abtei St. Germain des Près, die in ebenso frühe Zeiten zurückdatirt. Mit dem 11. Jahrhundert erscheinen beide allerdings als verschiedenen Heiligen geweiht, jene dem Bischof von Auxerre aus der Zeit des Attila, dem gewaltigen Jäger und Be-

kämpfer britannischer Irrlehre, diese dem ein Jahrhundert später lebenden Bischof von Paris, dem Erzieher des Königs Chilperich. Alle früheren Nachrichten kennen nur Ein St. Germain, meistens mit dem Zusatz le Rond, auf dem rechten Seineufer, während die Kirche des linken ursprünglich dem Vincentius geweiht war und erst später (754) den Germanus in ihren Titel aufnahm. Wir wissen ausdrücklich, daß König Chilperich für den Leib seines bischöflichen Lehrers, welcher in einer Kapelle der Vincentiuskirche beigesetzt war und dort bald Wunder that, eine eigene neue Kirche (nova basilica) gegründet hatte, daß Stiftungen für dieselbe gemacht wurden, in der Voraussetzung, daß die Gebeine wirklich noch übergeführt würden. Dazu spricht der Beisatz: le Rond, rotundus ganz für eine Grabkirche. Es ist nur, wie es scheint, in Folge des baldigen Todes von Chilperich, der raschen und blutigen Umwälzungen im königlichen Hause und der rasch steigenden Verehrung jener Gebeine zu jener Überführung nicht wirklich gekommen. Und so hat ein späteres Jahrhundert um so lieber den älteren Heiligen von Auxerre zur Bezeichnung der jüngeren, leer gebliebenen Grabeskirche benutzt.

So erklärt es sich aber sehr wohl, wie die Kirche St. Germain l'Auxerrois zu der bischöflichen von Paris im engsten Connex stand, ja wie später sein Capitel mit dem von Notredame vereinigt werden konnte, während der Kampf der Abtei St. Germain des Près mit der Kathedrale eines der wichtigsten Momente in der innern Geschichte von Paris bildet. Wir sahen auch früher bereits, welch' bedeutenden Landbesitz die Kathedrale an der untern Seine hatte; es erschien nur als eine Abzweigung, daß das Stift von St. Germain l'Auxerrois sein Territorium darin abschloß. Die normannische Bedrängniß trug aber gerade zu der Consolidirung eines festen Complexes um diese Kirche bei, indem sie eine Zeitlang die normannische Festung mit Mauer und Graben förmlich ward, von der man die Inselstadt bedrohte. Man braucht nur die engen Straßen um die trefflich restaurirte, in frischem Farbenglanze wieder aus ihrem Verstecke hinüber zur stolzen, einförmigen Louvrecolonnade strahlende Kirche zu durchstreifen, um hier zwischen Rue St. Honoré und dem Seinequai noch den alten Bourg St. Germain zu erkennen. Ein neuer Bourg bildete sich aber mit der Zeit

daneben auf dem Lande des Stiftes (le nouveau Bourg) und streckte seine Häusergruppen bis zur Kirche St. Eustache. Ein Theil des Seineufers führt den Namen Quai de l'École; es wird bereits in merovingischer Zeit die Schule bei St. Germain gerühmt. Sie erscheint neben der der Kathedrale selbst als die älteste, ist aber später vor dem gewaltigen Aufschwung der die Université bildenden Anstalten verschwunden.

Wir haben mit St. Germain des Près bereits das linke Seineufer betreten. Auch hier sind es drei nationale Heilige, welche für die Bildung dieses großen Stadttheils früh von entscheidender Bedeutung wurden: Bischof Germanus von Paris, Bischof Marcellus von Paris und die jungfräuliche Genovefa. Sie haben die drei charakteristischen Bodenverhältnisse auf dem rechten Seineufer, welche auch jetzt noch trotz des ausgleichenden Einflusses städtischer Bebauung sichtbar hervortreten, an ihren Namen geknüpft. Die weiten Wiesenflächen an der unteren Seine, die noch heute im Champ de Mars und der Ebene von Issy und Grenelle zu Tage kommen, bedeckten einst das ganze Quartier St. Germain und die Abtei des h. Germanus erhielt den Beinamen des Près (in praciis); die Wiesen bildeten später oft den Streitpunkt der Ecoliers der Universität und der Mönche. Von Petit Pont an erhebt sich bald das Terrain des römischen Soldatenquartiers zu bedeutender Anhöhe (dem früh genannten Mons Cetardus). Heute bildet das Observatoire hinter dem Luxembourggarten den höchsten Punkt der Stadt. Ein markirter Höhepunkt mit starken Abhängen, näher dem Centrum der Stadt, ist der Platz des Pantheon. Und hier war die Stätte des Genovefacultus; die Häuser des Berges (du Mont) sammelten sich um die Heilige. Endlich durchschneidet heute den südwestlichen Theil der Stadt der Bach le Bièvre, welcher von Arcueil und Gentilly herkommt und in seiner Umgebung sehr tiefliegende, einst sumpfige Strecken hat; wir haben in römischer Zeit bereits ihn und die damit zusammenhängenden Sümpfe am Seineufer kennen gelernt, seine Überschwemmungen haben noch im 17. Jahrhundert große Verwüstungen in den anliegenden Stadttheilen angerichtet, aber sein Wasser ward für Mühlen und Färbereien von größter Bedeutung. Dort am Bièvre und zwar jenseit und weitab der Stadt kennt die Karolingerzeit bereits eine Kirche des Bischofs Marcellus, dabei eine Woh-

nung des Bischofs und eine Ortschaft, die zu Paris gehört. So ist also der Vorposten der jetzt so volkreichen Vorstadt St. Marceau frühzeitig nach Südwesten vorgeschoben worden.

Fassen wir nun noch die religiöse und rechtliche Bedeutung dieser drei Stiftungen etwas ins Auge. König Childebert hatte 525 nach seinem glücklichen Zuge gegen den westgothischen König Amalrich auf Betrieb des Bischofs Germanus die Kirche des h. Vincentius gegründet und einen Theil der reichen westgothischen Beute an Gold= und Silbergeschirren, sowie Reliquien dort niedergelegt. Ein klösterlicher Verein nach der Regel des h. Basilius ward dabei gebildet, welcher sich später der abendländischen Weise des h. Benediktus fügte. Germanus selbst, wie eine Reihe der merovingischen Könige des 6. Jahrhunderts ward dort bestattet und die Wunder am Grabe des ersteren ließen im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte den fremden Diakonus Vincentius vor dem einheimischen Bischof mehr und mehr erblassen. 754 ward unter Pipin feierlich St. Germanus aus einer Seitenkapelle in die Hauptkirche übertragen. Der reiche Mosaikschmuck verbreitete den Ruf von St. Germain le doré. Aber mitnichten hemmte der neue bischöfliche Heilige die selbständige Tendenz der Benediktinerabtei. Sie erreichte in der That völlige Exemtion und unmittelbare Stellung unter dem päbstlichen Stuhl; die äußeren bischöflichen Zeichen, Ring und Stab werden ihrem Abte 1165 und 1227 zuerkannt. Man war ja im Besitz des Schlüssels, den einst ein Engel dem Germanus als Symbol der Macht zu binden und zu lösen herabgereicht hatte. Alle zum Kloster gehörigen Anlagen, wie Kreuzgang, Refektorium, Dormitorium, Abtwohnung wurden wahre Meisterwerke des gothischen Stiles. Wassergraben (die sogenannte kleine Seine) und Mauer umschlossen das Ganze und der weite Pré, über den eifersüchtig gewacht ward, füllte sich mit Häusern als le bourg St. Germain. Eine berühmte Messe kurz nach Ostern war im 12. Jahrhundert bereits eine wichtige Einnahme und die Hallen des dazu abgeschlossenen Marktes verriethen später dieselbe architektonische Kunst, welche am Kloster selbst sich zeigte.

Noch älter ist die Kirche St. Geneviève oder wie sie ursprünglich hieß, St. Pierre und Paul oder Apostelkirche. Sie war das sichtliche Dokument des gut katholischen Glaubens von Chlodwig, die Lieblings=

stiftung seiner Gattin, der frommen Clotilde, und scheint nach dem Siege bei Vouglé bei dem neu gewählten Königsitze im Palais des Thermes gegründet. Er selbst und seine Gattin erwählten sie sich zur Ruhestätte. Die spätere Tradition kennt dabei ein Zimmer der Königin Clotilde. Aber die großen Apostel und der große Frankenkönig schwanden in ihrem Glanze bald vor der Wunderkraft der Gebeine einer einfachen, achtzigjährigen Jungfrau, die man hier auf einem aus römischer Zeit bekannten Kirchhof bestattet. Schon der h. Eligius arbeitete bereits einen kostbaren Überbau über das Grab. Ein Meisterwerk der Goldschmiedarbeit war der Reliquienkasten von 1242, in dem bei großen Nöthen Genovefa, umgeben von dem ganzen Clerus von Paris, Notredame besuchte. Wer war Genovefa gewesen, was hatte sie gethan, um zu solcher Macht zu gelangen? Wir wissen nur, daß sie frühzeitig zu einem einsiedlerischen Leben sich entschloß, bestimmt durch Bischof Germanus von Auxerre, daß sie durch die entschiedene Aufforderung an den Clerus und die Bürger von Paris, bei dem Herannahen Attila's die Stadt nicht zu verlassen, die verschont bleiben werde, Widerspruch, aber um so größeres Vertrauen nach dem Eintreffen ihrer Angabe sich gewonnen hatte und nun im hohen Alter Rath und Hülfe Suchende fortwährend um sich versammelt sah. Gregor von Tours weiß bereits, daß sie einen Todten auferweckt habe. Es verlohnte sich wohl genauerer Untersuchung, in wie weit auch auf ihre Gestalt der celtische Feenglaube eingewirkt hat.

Ähnlich St. Germain des Prés hat das seit 1148 regulirte Stift der h. Genovefa eine ganz unabhängige Stellung und bischöfliche Gewalt erworben, aber während jene Kirche meist in feindseliger Beziehung zur Kathedrale steht, hat Notredame und St. Geneviève ein sehr freundliches Verhältniß unterhalten. Und so haben beide auf ihrem angrenzenden Territorium die hohe Schule von Paris gepflegt, die halb der Kathedrale, halb dem hohen Stift untergeben war. Frühzeitig ist auch der Bourg du Mont mit dem an den Petit Pont angeschlossenen Ausbau gleichsam der Cité verschmolzen.

Bischof Marcellus (um 436 gesetzt) ist in seiner historischen Erscheinung sehr farblos, aber die Volksage machte ihn zum Drachenbe-

kämpfer und Erleger, vielleicht nur eine bekannte bildliche Darstellung christlichen Eifers gegen das Heidenthum ausdeutend. Und natürlich zeigte man später die Reste dieses Ungethüms. Man hatte zur Sicherung gegen die Normannenzüge die Gebeine des Heiligen auf die Cité in die Kathedrale gebracht. Um so enger ward das Band von dieser nun gezogen und das Stift St. Marcel galt als Tochter von Notredame. Die Kirche selbst gab zwar ihren Namen dem großen Bourg, aber trat später vor den sich bildenden Parochialkirchen mehr zurück.

So haben wir die in altchristliche Zeit zurückweichenden Hauptkirchengründungen markirt, die im weiten Umkreise das Inselparis umgaben und auch in der folgenden Entwickelung ein sehr bestimmtes Gepräge ihrem näheren Bezirke aufgedrückt haben. Nehmen wir nun noch hinzu, daß in der Nähe der beiden Brückenköpfe des Pont au Change und Petit Pont sich Häusermengen als Vorstädte um die römischen Straßen ansammelten, ja daß die beiden Brücken sehr frühzeitig mit Häusern oder Läden wenigstens besetzt waren, daher auch ein Brand sich von einem Ufer der Seine leicht zum andern verbreiten konnte, daß kleinere Kirchen und Kapellen wie St. Merry (Mederici), St. Gervais (Gervasii und Protasii), St. Julien des Pauvres in diesen Bezirken erwähnt werden, so ist hiermit das Bild des vorkapetingischen Paris gezeichnet.

Es war eine für die Stadt Paris entscheidende Thatsache, daß aus ihr unmittelbar heraus, mitten unter den Bedrängnissen normannischer Angriffe und der Kämpfe fast unabhängig sich fühlender Vasallen das Geschlecht hervorging, welches berufen war den Bildungsproceß einer französischen Nation zu leiten und den sichtlichen Einheitspunkt darzustellen. Als die Grafen dann Herzöge von Francien, welche auf der ächten Isle de France, der Cité ihren Beamten-, dann Stammsitz hatten, schon unter Odo, dann ein Jahrhundert später unter Hugo erbliche Könige des westlichen Frankenreichs geworden waren, so war hiermit der feste Ansatzpunkt für die weltgeschichtliche Entwickelnng der Stadt Paris zunächst im Mittelalter gegeben. Suchen wir die Hauptrichtungen derselben uns an den einzelnen, noch erhaltenen Hauptmonumenten zu vergegenwärtigen und zunächst vor allem an dem ganzen topographischen Organismus.

Wir umfassen aber hierbei einen Zeitraum von fast 600 Jahren, vom Auftreten der Kapetinger bis zur Sicherung der Herrschaft Heinrich's IV, also der Bourbons. Es mag dies auf den ersten Anblick ungehörig erscheinen, da man so durchaus gewöhnt ist, in Franz I. den ersten modernen König und den Vertreter der modernen Richtung künstlerischer Bildung zu sehen. Das Letztere, vielleicht auch das Erstere ist nur in sehr bedingter Weise anzuerkennen. Wie Laborde in seinem an urkundlichem Stoffe so reichen Werke über die Renaissance in Frankreich nachgewiesen hat, daß neben der italienischen Künstlercolonie von Fontainebleau selbst am königlichen Hofe noch die der flandrischen verwandte altfranzösische Malerschule bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in merkwürdiger Selbständigkeit hergeht, so liefern uns die Pariser Bauten der Zeit den entschiedensten Beweis, wie lebendig die Gothik noch in den Augen und Händen der Werkmeister, wie entsprechend dem Sinne der Bauherrn sie war. Allerdings macht sich die neue zur römischen Antike zurückkehrende Richtung auch gleichzeitig geltend, aber zunächst doch nur im Bereiche des königlichen Hofes und seiner Bauten. Wir haben es aber mit der Physiognomie der Stadt zu thun als eines bis dahin noch vorzugsweise von bürgerlichen oder geistlichen Kräften getragenen Ganzen. Mit Heinrich IV. ist die moderne Anschauung zum völligen Durchbruch gekommen. Er war es, der zuerst nicht allein moderne Paläste im mittelalterlichen Paris anlegte, sondern große malerische Complexe hervorzurufen und die oft wunderliche Zerspaltung und Disharmonie der Stadttheile nach allgemeinen Rücksichten der Gesundheit, des großen Verkehrs, des nationalen Glanzes umzuwandeln begann.

In diesem langen Zeitraum gewinnen wir aber leicht an bestimmten Persönlichkeiten Repräsentanten bestimmter Stadtentwickelungen nach Umfang und monumentalem Stile. Den Beginn machte Ludwig VII. und Philipp August, deren Thätigkeit als eine continuirliche aufzufassen ist, dann strahlt vor allem hervor Ludwig IX. der Heilige, er ist in der That ganz speciell für Paris der Repräsentant der spirituellen, mittelalterlichen Blüthe. Die Zeit von Karl V. und VI. hat ihr demokratisch bürgerliches Gepräge, den Charakter trotziger Gewalt Paris sehr aufgedrückt. Endlich beginnt unter Franz I. und Hein-

rich II. der letzte Abschnitt, das Eindringen moderner Bauformen aber zunächst nur im Bereiche der weltlichen und königlichen Bauten, der Beginn größerer, parkartiger Anlagen, die Errichtung plastischer, öffentlicher Kunstwerke, aber noch im Sinne bürgerlichen, praktischen Lebens.

Welthistorisch nannte ich aber die mittelalterliche Entwickelung der Stadt Paris, indem in ihr alle die das Mittelalter bedingenden Mächte ihre bestimmte Signatur hinterlassen haben und zwar auf eine sehr deutliche, wohl gesonderte Weise. Der Lehenstaat mit dem König an der Spitze, mit der Umgebung der Pairs und der andern großen weltlichen und geistlichen Vasallen, mit seiner rechtlichen obersten Instanz, dem Pairsgericht und dem königlichen Hofgericht (curia regis), welche beide im Parlament verschmolzen, daneben die bischöfliche Gewalt, mit ihren Abstufungen, sie haben in dem alten Paris auf der Citéinsel ihren Hauptsitz. Das rechte Seineufer vertritt als Ville das Bürgerthum nach allen Seiten, der rechtlichen, merkantilen, gewerblichen, religiösen und künstlerischen. Das linke dagegen wird zur l'Université im eminentesten Sinne; das ganze literarische und Schulleben des Mittelalters, wie es mit einer Reihe von Ordensgründungen zusammenhängt, in Collegien sich spaltet, das ganze Sein und sich Behaben von Lehrern und Écoliers formirt und diese als politische mit Wort und der Faust thätige Macht dem Bürger- wie dem Königthum oft gegenüberstellt, war hier vereint.

Es ist aber wohl klar, daß trotz dieser markirten Stellung der drei Hauptstadttheile ein vielfaches Hinübergreifen der herrschenden Gewalt statt finden konnte und statt fand. Wie auf der Seite der Ville sich Schulelemente zeigen, wie vor allem die königliche Macht hier mehr und mehr eine feste Position einnimmt, so mehren sich in der Université die Hôtels vornehmer Würdenträger des Reiches, fühlt sich auch das Bürgerthum erstarkt. Und die ganze Tendenz der zwei letzten Jahrhunderte geht dahin, eben jene neben dem Königthum unabhängig sich fühlenden Mächte zu zügeln, ihre abgeschlossenen Kreise zu durchbrechen und so eine einheitliche Hauptstadt, in der alle Strahlen der modernen Cultur zusammentreffen, herzustellen.

Verfolgen wir erst das Wachsthum von Paris nach seinen äußeren Gränzen, wie es in bestimmten Perioden die bisher nur lose ihm

verbundenen, in sich oft wohl befestigten Bourgs in den Kreis seiner Mauern zieht und so zunächst durch das Interesse des gemeinsamen Schutzes, auch bald der gemeinsamen Rechte und Ehren geistig sich verknüpft. Die Richtungen der heutigen Straßen und ihre Namen geben uns noch jetzt eine lebendige Anschauung der hinausgeschobenen Gränzen. Die Attraktionskraft des eigentlichen Stadtkernes, der Cité, gestützt durch den Einfluß der unmittelbar anwesenden königlichen Person, ist hier natürlich eine außerordentlich viel größere, als wir sie z. B. in Narbonne, Toulouse, Bordeaux fanden, aber wie lange hat sich der Bourg St. Germain des Prés gegen ein solches Aufgehen in die Einheit gewahrt!

Wir haben zwar vor Philipp August keinen urkundlichen Beweis für die Ummauerung des am rechten oder linken Ufer befindlichen, mit der Cité correspondirenden Häusercomplexes, obgleich der Brückenkopf selbst des rechten Ufers, als le grand Châtelet in den Normannenkämpfen eine bedeutende Rolle gespielt hat, aber Thor- und Mauerreste, die sich wie der Archet oder Porte St. Merry bis in das 14. Jahrhundert erhalten hatten, bestätigen wenigstens für die nördliche Seite die an und für sich sehr wahrscheinliche Annahme einer solchen Sicherung unter den ersten Capetingern. Als ein längliches Rechteck streckte sich diese kleine Anlage an der Seine hin, in den Kirchen St. Opportune und St. Merry ihre äußerste Gränze nach dem Lande zu findend, zwischen dem Platz de la Grève (Ufersand) und der dem letzten der vier Thürme des Palais, der tour de Bombée entsprechenden Uferstelle. Die kleinen Quartiere St. Opportune, de la Boucherie, ein Stück der Halles waren also darin eingeschlossen. Die Juden bildeten hier bereits unter Louis VI. und VII. einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung der wohl abgeschlossenen Juiverie, wie sie schon früher der Cité die die Insel in zwei Theile schneidende Straße bewohnt hatten.

Philipp II. August war es, welcher ganz entsprechend seiner wohlberechneten Politik für ein mächtiges, von äußern und innern Einflüssen möglichst unabhängiges Königthum den bestimmten Plan verfolgte, Paris zur großen Stadt, zum wirklichen Centrum des Reiches zu machen. Zwanzig Jahre lang ist an der Erbauung der mit Thürmen, Thoren und Nebenthoren wohl versehenen Ringmauer und an Herstellung der Wassergräben gearbeitet worden, eine Menge Acker-

land ward noch mithereingezogen und so zur Ausfüllung dieser Theile veranlaßt. Paris erscheint nun zum ersten Male als ein in drei Haupttheile zerfallendes Ganze. Die beiden Bourgs St. Germain l'Auxerrois, ein Theil des Bourg von St. Martin, dann der sog. le Beau Bourg, der Bourg Thiboust, welcher zwischen dem älteren Kern und Bourg St. Eloi sich gebildet hatte, alles dies fiel in den neuen Stadtbereich. Wir können den Louvre, die Kirche St. Eustache, dann die Blancs Manteaux, endlich Pont Marie, welcher nach der Insel St. Louis hinüberführt, als Gränzpunkte bezeichnen. Noch folgt die schräge Richtung der St. Honoré und Montmartre verbindenden Straße, sowie die Straße Grenier St. Lazare ganz der damaligen Umfassungsmauer. Die Gränzen, welche Philipp August der Université gab, welche vom Petit pont und seinem Schutzcastell, dem Petit Châtelet sich die Anhöhe hinaufzog und bereits den Bourg du Mont in sich aufnahm, sind noch heute sehr wohl von dem Quai des Bernardins bis zum Palais Mazarin oder dem Institut de France zu verfolgen. Die Straßen Fossés St. Bernard, St. Victor, St. Michel, St. Jacques, M. le Prince, St. Germain, de Nesle vertreten die ausgefüllten Gräben. Bis an das Ende unserer mittelalterlichen Periode, bis zur Zeit Ludwigs XIII. sind diese Gränzen fest gehalten worden.

Es war in der Zeit der größten Bedrängniß Frankreichs, nach der Schlacht bei Poitiers, als die täglich drohende Gefahr, die Engländer vor Paris zu sehen, zu einer Erweiterung der städtischen Schutzwehr und zur möglichsten Rasirung der ganz offenen Fauxbourgs trieb. Dazu kam, daß die steigende demokratische Bewegung in Paris, unter Etienne Marcel, welche nach völliger Demüthigung des bedrängten Königthums strebte, eine Art Ableitung und Beschäftigung der hochgespannten Kräfte in der Herstellung neuer Stadtgränzen zunächst für die Ville, den Sitz des Bürgerthums, fand. In Jahresfrist 13$\frac{56}{57}$ wurden damals die Wassergräben gezogen, welche der Stadt für fast 300 Jahre ihren Umfang bestimmt haben. Karl V. und Karl VI. haben dann 1367—1383 die Ringmauern mit allen Thoren, Thürmen und vor allem den festen Castellen hinzugefügt, welche ein wohlberechnetes Vertheidigungssystem zusammen darstellten. An der oberen Seine bildete das neue Arsenal den Ausgangspunkt und im großen

Halbkreise folgen die jetzigen Boulevards St. Antoine, des Filles du Calvaire, du Temple, St. Martin, St. Denis noch den damaligen Befestigungen. Die Thore St. Antoine, du Temple, St. Martin, St. Denis schlossen die Ausgänge der gleichnamigen Straßen. Von St. Denis aber an ziehen sich heute zwei parallele Straßen bis zum Platz des Victoires schräg in das Innere, das Palais Royal hemmt dann mit seiner großartigen Anlage die Richtung, die sich jenseits in kleinen, engen Straßen bis an den Hof der Tuilerien fortsetzt. Das sind die Remparts jener Stadt des 14. Jahrhunderts. Der große Bourg St. Eloi oder St. Paul, der Bourg du Temple und St. Martin, der Louvre waren somit der Stadt anheimgefallen. Die Université ist dagegen nicht vergrößert worden, nur durch breite Gräben mehr geschützt. Gewaltige Castelle (tours) wehrten den Eingang der Seine nach oben und unten: nach oben la tour de Billi am Quai der Cölestiner, gegenüber la tour de Tournelle an dem der Bernardiner, nach unten der Louvre selbst mit dem Château du Bois gegenüber la tour de Nesle, wo der Arm der kleinen Seine sich abzweigte für den Bourg St. Germain. Ketten, von Schiff zu Schiff geführt, verschlossen leicht die ganze Breite des Flusses. Nach dem Lande zu ward aber damals an der verkehrreichen Porte St. Antoine als Haupthaltepunkt die Bastille angelegt, deren acht Thürme kühn jedem Angriff zu trotzen schienen. Sie ist wenig Jahrzehnte nach ihrer Erbauung der Haupthaltepunkt der Feinde, gegen die sie erbaut war, geworden. Die Engländer von der ihnen ergebenen Ville, der demokratischen Bürgerschaft aufgenommen, fanden in der Bastille ihren sichersten Rückhalt.

Nur eine einzige Vergrößerung hat dieser Stadtumfang im 16. Jahrhundert erhalten. Die großen Anlagen der Tuilerien und seiner Gärten ließen einen besondern Schutz für diese wünschen und so ist unter Franz II. und Heinrich III. das Thor hinausgeschoben bis zu dem jetzigen Place de la Concorde und Mauern umgaben den schmalen, langen Bezirk, der nur an der Rue Nicaise mit der innern Stadt zusammenhing.

Der Gang um die mittelalterliche Stadt ist hiermit vollendet. Werfen wir nun noch einen Blick auf die neuen, vor den Mauern gebildeten Stadttheile. Dort drüben auf dem linken Seineufer begegnen uns die wohlbekannten zwei alten Bourgs St. Germain und St. Mar=

cel, aber nun zu förmlichen Städten angewachsen, mit eigenen Pfarrkirchen neben den Abteien, so St. Sulpice, St. Medard, mit Marktplätzen und eng gebauten Straßen. Zu ihnen ist noch ein dritter Bourg, zwischen St. Marcel und der Seine, hinzugekommen, der von St. Victor um die Abtei dieses Namens und zunächst durch die Bedeutung der dortigen Schule gebildet. Die Straße St. Jacques, die Hauptader des Verkehrs der Université hat jenseit der Thore einen bedeutenden Ansatz erhalten und die Karthause nimmt einen einsamen, als Sitz höllischer Geister früher ganz gemiedenen Platz ein.

Die Ville hatte, wie wir sahen, in staunenswerthem Fortschritt die vereinzelten Bourgs und weiten Cultures sich einverleibt und dennoch bleiben auch ihr noch Vorposten genug, die sie mit der Zeit einziehen wird. Von den alten Kirchengründungen ist nur noch St. Laurent, daneben das Hospital St. Lazare außerhalb der Mauern, der Weg dorthin ist mit Häusern schon besetzt, der Montmartre selbst kann zwar noch nicht als Anner betrachtet werden, aber die Richtung zu ihm macht sich vor Porte Montmartre entschieden geltend. Am ausgebildetsten erscheinen jedenfalls die Vorstädte an den beiden Endpunkten im Ost und West. Im Osten hat ähnlich wie St. Victor gegenüber eine Cistercienserabtei, das Frauenkloster St. Antoine sich zum Centrum der Vorstadt gemacht. Graben und Mauern umschlossen es selbst und machten es zu einem militärischen Haltepunkt, während die große hier mündende Straße aus der Champagne und Burgund zahlreichen Kleinverkehr vor den Mauern der Stadt fixirte. Im Westen ist es die Ville l'Evêque mit den Ausläufern des Bourg St. Germain, welche nun zusammen nach der Parochialkirche der letztern, St. Honoré Faubourg St. Honoré genannt ward.

Die Wanderung durch die mittelalterliche Stadt findet ihren natürlichen Ausgangspunkt in der Inselstadt und zwar bei den Brennpunkten des weltlichen und geistlichen Lebens, dem Palais und der Kathedrale. Wenn man von der untern Spitze der Citéinsel, von der Statue Heinrich's IV. den östlichen Seinearm entlang geht, wird das Auge bald durch ein langes, aus alten, festungsartigen und modernen Theilen bunt zusammengesetztes Gebäude gefesselt, zwischen dem in bestimmten Entfernungen vier Thürme heraustreten. Drei davon

sind rund, mit kleinen Öffnungen und kegelförmigem Dach; sie führen nach einander die Namen tour de Bombée, d'Argent, de César oder Montgommery. Der vierte und bei weitem bedeutendste bildet die Ecke unmittelbar an der Pont au Change, über die aus den ältesten und engsten Quartieren der Ville ein starker Verkehr quer über die Cité sich bewegt. Ein hoher, viereckiger Unterbau trägt einen schmäleren oberen Theil und eine wachthausartige Spitze. Ein großes Zifferblatt, ein herausragendes Glockendach, alles dies weist auf die besondere Bedeutung dieses Eckthurmes hin. Wir biegen hier ein in die breite, zu einem halbrunden Platz sich erweiternde Straße. Da öffnet sich vor uns ein weiterer Prospekt. Ein hohes, kunstreich in Rococostil verziertes Gitter drohender Speere und Beile schließt einen großen, von drei Seiten mit Gebäuden umgebenen Hof nach der Straße zu ab. Im Hintergrund steigt eine Prachttreppe in zwei Absätzen empor zu dem weitsäuligen Porticus des Hauptgebäudes, über dem eine stumpfe Kuppel auf viereckiger Attika sich erhebt. Zwei niedrige Seitenflügel öffnen nach der Straße zu über dem hohen Erdgeschoß ihre Scheinhallen. Das Ganze ist im dorischen Stil gebaut, aber ohne Verständniß der ihm nothwendigen Verhältnisse. Zur rechten steigt über dem Seitengebäude ein hohes, einheitliches Dach, den großen gewölbten Saal verkündend, empor, welcher den Glanzpunkt des Innern bildet. Zur Linken ragen dagegen die Strebepfeiler und Fialen, die Wimperge und das schlanke Dach scheinbar eines isolirten hohen Chores hervor. Ein offener Durchgang in der Ecke des Hofes bringt uns unmittelbar zu jenem kirchlichen Gebäude heran, das in einem bis jetzt noch abgeschlossenen Raume als ein wahrer Edelstein gothischer Baukunst versteckt steht. Man kann es von verschiedenen Seiten versuchen in den großen Häusercomplex einzudringen, der mit jenem Hofbau und den Thürmen des Quai de l'Horloge zusammenhängt, enge Gäßchen führen hier zu einsamen Höfen und doch bleiben die innersten uns noch verschlossen.

Dies ist das alte Palais der Könige von Frankreich, dies der Schauplatz ihres einfachen, fast ärmlichen, häuslichen Lebens, wie der glänzenden Reichstage, wo der König unter freiem Himmel auf hohem Throne an dem Maibaume und dem Malstein (pierre de marbre) die

Großen des Reiches versammelt sah, hier ist die cour du roi zu dem Pariser Parlament geworden, dessen Sprengel von Boulogne fur Mer bis zur Saintonge und der Südgränze der Auvergne reichte, das politisch wie rechtlich, wie endlich in der Verwaltung die einzige selbstständige Macht neben dem Königthume blieb; hier endlich wurden die großen Bankete gehalten und an der Marmortafel im großen Saale saßen von den andern gesondert die Glieder des königlichen Hauses und ihre hohen Gäste.

Geschichtlich können wir nur bis zum Grafensitz der Capetinger diese Stätte hinauf verfolgen. Römische Überreste in ihrem Bereiche sind durchaus kein Beweis, daß hier einst ein römisches Palatium gestanden. Erst mit Hugo Capet, vor allem Robert I. tritt diese Stätte an die Stelle des Thermenpalastes und gewinnt allgemeinere Bedeutung. Fast alle kapetingischen Könige haben an dem zuerst sehr kleinen Burgbau, welcher hart an die Seine stieß, Erweiterungen und Veränderungen vorgenommen. Ludwig IX. ließ den gewaltigen Grand' salle in einer Länge von 222 Fuß, einer Breite von 80 Fuß erbauen, dessen kostbare Holzdecke getragen war von Pilasterreihen, zwischen denen die Statuen der Könige im Farbenglanze standen. Gold und Azur bildeten die Grundfarbe der Wände und kostbares Marmormosaik deckte den Fußboden. Im Jahre 1618 ist er abgebrannt und der jetzige Saal des pas perdus mit dem Tonnengewölbe und dorischen Formen an seine Stelle getreten. Nach Ludwigs Namen nannte man das Versammlungszimmer der Tournelle, einer Abtheilung des Parlamentes. Er war es, der jene gothische Musterkapelle, die wir noch selbst näher ins Auge fassen werden, unmittelbar zusammenhängend mit dem königlichen Palaste erbaute und in ihr die kostbarsten Reliquien, vor allem die Dornenkrone des Herrn und ein Stück vom Kreuze niederlegte. Das königliche Archiv, der reiche Schatz aller königlichen Urkunden (le trésor des chartes) fand neben der Kapelle seinen sichersten Schutz.

Philipp der Schöne hat dann das Palais als Schloß mit Thürmen, Zinnen, Verbindungsgängen ausstatten lassen. Von ihm rührt jener mächtige Eckthurm her, la tour de l'Horloge genannt nach der ersten öffentlichen Uhr, die von einem Deutschen dort angebracht war.

Das offene Häuschen auf dem Hauptdach enthielt die Sturmglocke, den Tocquesain, welcher die Bürger zu den Waffen rief und die kleine Silberglocke, welche bei besonderen Feierlichkeiten ertönte. Sie hat gleichzeitig mit der Glocke des Hôtel de ville die Bartholomäusnacht eingeläutet. Der ganze Thurm war aber ein rechter vorgeschobener Wach= und Eckposten gegenüber dem grand Châtelet auf der andern Seineseite, dem Sitze des Prevôt de Paris und der bürgerlichen Rechtspflege. Hinten hinaus, wo jetzt enge Gefängnißhöfe liegen, breitete sich der bescheidene königliche Garten (le grand Jardin) mit seinen Obstbäumen und Gemüseplätzen aus.

So war noch im 14. Jahrhundert das Palais, genannt le grand Palais, der wirkliche Sitz des mittelalterlichen Königthums in seiner religiösen Weihe, in seiner Beziehung zu den Ständen des Reichs, endlich als Quelle aller richterlichen Gewalt. Entsprechend aber der Ausdehnung und Gliederung der Thätigkeit des Parlaments, wodurch neben der Grand' salle und der Grand' chambre eine Reihe neuer Räumlichkeiten erfordert wurden, tritt auch in den Königen das Bedürfniß nach größeren, glänzenderen Räumen, nach größeren Anlagen für die jetzt erst prachtvoll werdenden Turniere und Hoffeste hervor. Karl V. (1364—80) war es, welcher zuerst das Palais dauernd verließ, um auf der Seite der Ville sein neuerbautes Hôtel St. Paul zu beziehen. Aber von Zeit zu Zeit wohnte noch ein König da und der feierliche Empfang ward allen fremden Fürsten z. B. Karl V. hier zu Theil.

Das **Parlament** hatte indessen seit Louis XII. den ganzen Complex in Besitz genommen, ja ihn erweitert durch das Gebäude der Chambre des Comptes u. a. Wie er selbst aber in offen ausgesprochenen Rechtsformen ein ganz eigenes, unabhängiges Territorium bildete, so hatten Kaufleute in ausgedehnter Weise das Recht erhalten, in den großen Galerien, zunächst an den Pfeilern des Grand' salle feilzuhalten. Und so waren diese Räume ähnlich einer römischen Basilika gleich belebt vom kaufmännischen Verkehr, wie dem Treiben der Proceßparteien. Im Jahre 1618 brannte, wie wir schon gesagt, der große Saal ab und ward im modernen Stil, verhältnißmäßig einfach neu erbaut. Das Jahr 1776 zerstörte durch eine Feuersbrunst das Zwischengebäude zwischen den Hauptsälen und der h. Kapelle und da ward

jener umfassende Neubau unternommen, dessen Eindruck ich oben geschildert und welcher alle noch übrig gebliebenen älteren Theile ganz der Betrachtung entzogen hat.

An der Stelle des Parlamentes sitzt jetzt der Appelhof dort, immer noch der größte von Frankreich, aber mit dem Parlament vor allem an politischer Bedeutung nicht zu vergleichen. Die monarchische Gewalt hat nichts mehr mit dieser ihrer Wiege, ihrer Heimath zu thun, die großen, neuen Restaurationsarbeiten werden von der Municipalität unternommen. Am Allerheiligentage 1852 sollte zum ersten Male wieder Messe in der Kapelle des h. Ludwig in Gegenwart der Mairie gelesen werden. Die genauen, für den Zweck der Restauration unternommenen Untersuchungen haben unterhalb des Grand' salle und in dem Flügel des Seineufers treffliche gothische Säle neu wieder entdecken lassen und so würde die archäologische Betrachtung manch interessanten Einblick in das Leben und die Kunst des königlichen Hauses uns verschaffen. Doch kann ich über sie nicht aus eigener Anschauung berichten.

Die königliche Residenz war von Karl V. auf das rechte Seineufer übertragen. Aber es fällt uns heutzutage schwer, ja unmöglich, ihre verschiedenen Gebäude auf dem Boden der modernen Stadt auch nur aufzusuchen und aus einzelnen Trümmerresten geistig aufzubauen. Nahe der Rue St. Antoine und der Kirche St. Catherine du Val liegt heute das große Polizeigefängniß la Force. Hier hatte Karl von Anjou, der Bruder Ludwig des Heiligen, sich einen festen Sitz in die damals noch wenig mit Häusern besetzte Culture St. Eloi gebaut; in der Nähe befand sich der größte Turnierplatz und dies war mit die Veranlassung, daß das Schloß zunächst als Ausruhepunkt bei den Festen vielfach benutzt ward, dann aber seit Karl V. und VI. zum ständigen Aufenthaltsort gemacht und nun weit ausgedehnt ward. Der Neubau des Jahres 1559 war aber für das Königthum bereits bedeutungslos, das anderswo sich niedergelassen. Der Graf von St. Paul, dann Marschall la Force gaben als Besitzer dem Hôtel den Namen. Der weite Bezirk ward zertheilt und so ist der Rest dieses Neubaus jetzt der Polizeigewalt anheimgefallen.

Eine kleine Straße hinter dem Boulevard St. Antoine führt heute den Namen Rue des Tournelles. In der Nähe liegt der re=

gelmäßige viereckige Platz, Place Royale, umgeben von vier ungeheuren nach einem Plane gebauten Façaden, die in 35 Pavillons zerfallen und eine fortlaufende Halle im Parterre enthalten. Bäume besetzen ihn jetzt, einst erhob sich stolz die Reiterstatue von Louis XIII. in einem großen umgitterten Raum. Wer ahnt dabei, daß diesen Platz, die nächsten Straßen das große Palais des Tournelles einst besetzte? Bereits im Jahre 1417 wird es als das königliche Schloß der Thürme bezeichnet. Der Herzog von Bedford residirt da, nach ihm Karl VII. und dessen Nachfolger. Noch Heinrich II. ist da gestorben. Es ist als ein Opfer der großartigen Baupläne von Heinrich IV. gefallen.

Ebenso spurlos ist das königliche Schloß, Hôtel de Bohème, de la Reine, später genannt Hôtel Soissons verschwunden. Hinter dem Chor von St. Eustache führen strahlenförmige Straßen zu einem runden Platz mit einem großartigen Rundgebäude in der Mitte, der Halle au blé. Wo jetzt der Hauptgetreidemarkt sich bewegt, residirte einst die fromme Königin Blanca von Castilien, die Mutter Louis' IX. Der königliche Besitz war dann zum Theil in die Hände der Filles Pénitentes übergegangen. Seinen vollen Glanz erhielt aber das Schloß als Catharine von Medici 1572 die Tuilerien verließ und nun von Italienern einen wahren Prachtbau mit großem Garten anlegen ließ. Eine 95 Fuß hohe Säule ward errichtet, auf der in einem Observatorium die Mediceerin eifrig astrologische Beobachtungen anstellte. Gläubiger des Prinzen Carignan haben im Jahre 1745 die ganze weitläufige Anlagen übernehmen müssen und demolirt.

So sehen wir, haftet an den bishergenannten Plätzen im Bereiche der Ville der königliche Sitz nicht dauernd; es ist eben mehr die Laune, der Geschmack oder der Einfluß verschwindender Verhältnisse gewesen, der bald hier, bald dort ihn aufschlagen ließ. Da wächst indessen die Bedeutung einer Anlage stetig fort; sie wird mit Franz I. auf einmal zum Glanzpunkt des königlichen, modernen Lebens; sie ist ein Kind des Mittelalters, aber tritt erwachsen aus demselben heraus und wird der Anfangspunkt einer neuen Reihe wirklich großartiger monumentaler Anlagen. Ich meine den Louvre. Wer heute zum ersten Male in den prachtvollen Louvrehof mit seinen vier gewaltigen Flügeln tritt, die, wenn sie gleich die Spuren des sich verändernden Kunststiles von

drei Jahrhunderten tragen, doch alle aus der Conception des Einen, des modernen Geistes hervorgegangen sind, wenn er dann von Saal zu Saal die Prachttreppen hinauf, an den geöffneten Colonnaden hin, durch die Kunstwelt aller Zeiten, aller Völker, durch alle großen und kleinen Gattungen derselben geführt wird, wenn er so ein Nationalinstitut der Kunst in fürstlichen Räumen kennen lernt, wie es an Mannigfaltigkeit und Eleganz der Aufstellung kein Volk der Erde weiter aufzuweisen hat, so wird es ihm schwer werden, sich den Louvre des Mittelalters in seiner Construktion und seiner Bedeutung auch nur annäherungsweise zu vergegenwärtigen. Und doch ist nur nach und nach das Neue aus dem Alten emporgewachsen, länger als ein Jahrhundert standen noch neben den modernen Theilen, den Meisterwerken reicher, ja üppiger Renaissance, die massenhaften Eckthürme, die niedrigen Zwischengebäude, mit unregelmäßigen, engen Fenstern; noch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zogen sich die Gräben um den größern Theil des Gebäudes herum. Und bis zur Revolution war der dicke Thurm des Louvre (la grosse tour du Louvre) ein Name, der in allen königlichen Lehnsurkunden als die Personification des Oberlehnsherrn, vor dem alle Barone ihre Kronen niederlegten, gebraucht ward.

Wir haben früher geschildert, wie die ganze Gegend über St Germain l'Auxerrois hinaus waldreich und sumpfig, meist als Besitz des Bischofs dem Ackerbau erst nach und nach gewonnen ward. Da haben die Könige capetingischen Stammes einen festen Landsitz gehabt, wo Hunde, Pferde, Jagdbegleitung gehalten wurde für die nahen, mit dem Wald von St. Germain in unmittelbarer Verbindung stehenden Waldungen, wo zugleich von den königlichen Meiereien die Naturallieferungen niedergelegt wurden. Philipp August war es, der diesem Jagdschloß, wenn man es so nennen will, eine große politisch-militärische Bedeutung verlieh. Er erweiterte es bedeutend, baute nach der Seine zu ein festes, von Thürmen geschütztes Eingangsthor und legte vor allem in die Mitte hinein, in den Schloßhof einen gewaltigen Feudalthurm, den eigentlichen Kernpunkt jedes mittelalterlichen Herrensitzes. Ein breiter Graben umgab ihn, über den nur eine einzige Brücke führte zu der hochliegenden, engen Eingangsthür. Hier hinter

12 Fuß starken Mauern wurde der königliche Schatz niedergelegt, hier in dem Burgverließ wurden die großen Seigneurs, die in offener Empörung gegen ihren Lehnsherren aufgestanden waren, so zuerst der mächtige Graf Ferrand von Flandern, gefangen gehalten, hier in den engen obern Zimmern wohnte der König als Oberlehnsherr, hier wurden endlich alle großen Lehen vom Könige ertheilt. So wurde durch Philipp August der Donjon oder Tour neuve, Tour grosse des Louvre der einheitliche Mittelpunkt des Lehnsnexus, er war somit das Urbild und gleichsam die Rechtsquelle für alle Feudalthürme des Reiches. Neben dem Haupthof (la Grande cour) wurden kleine Höfe (basses cours) angelegt, die Zahl der Thürme mehrte sich und ihre Benutzung gab ihnen bestimmte Namen, so de l'Artillerie, de la Fauconnerie, Taillerie, de la Grand' chapelle. Literargeschichtlich ist es wichtig, daß ein Thurm unter Karl V. die erste königliche Bibliothek von 900 Bänden in drei sorgfältig mit kostbaren Hölzern dazu hergestellten Zimmern übereinander in sich schloß. In ähnlichem Verhältnisse bescheiden, wie dies der jetzigen Nationalbibliothek gegenüber erscheint, haben wir uns den hochgerühmten Park und den Garten des Königs und der Königin zu denken, welche in die äußern Umfangsmauern eingeschlossen waren. Die noch erhaltenen Bilder geben uns einen anschaulichen Begriff von dem mannigfaltigen Äußern des ganzen Baues, der an die Seine als Vorposten den Thurm du Bois geschoben und wo jeder Thurm das königliche Wappen als Wetterfahne trug, wo die hohen Dächer noch überragt wurden von den strebepfeilerähnlichen Schornsteinen.

Unter Franz I. sind noch viele Änderungen und Erneuerungen des mittelalterlichen Baus vorgenommen worden. Aber bereits im Jahre 1528 ward der gewaltige Hauptthurm in viermonatlicher Arbeit eingerissen; noch über hundert Jahre später zeigte man die große Vertiefung im Hofe, wo der Donjon gestanden. Franz I. war es, welcher ganz von den Anschauungen der florentiner und römischen Renaissance erfüllt und bestimmt den Plan zu einer vollständigen Umgestaltung verfolgte und in dem Franzosen Lescot einen geistvollen Ausführer fand. Wir können hier nicht jenen Bauplänen und ihrer Ausführung folgen, sie gehören dem gleichsam hier zum Durchbruch kommenden modernen Geiste an und sind auch, was die Massen betrifft, zum größten

Theile erst unter Louis XIII., XIV. und XV. ausgeführt. Nur auf zweierlei mache ich aufmerksam, was charakteristisch ist für die künstlerische Anschauung von Franz I. und sein Jahrhundert und uns den unmittelbaren Zusammenhang mit der Übergangsperiode aufweist, die wir in Orléans an den Civil- und Privatbauten näher kennen lernten. Erstens geht die ganze künstlerische Conception nicht von einem Façadenbau mit weitem Prospect und möglichster Breitenausdehnung aus, sondern von der Gliederung eines in sich abgeschlossenen Hofes. Es ist noch das vergrößerte Hôtel aus der engen Straße einer Stadt, es ist der Burghof mit seinem Palast, der zum Kunstwerk werden soll. Die Außenseite erscheint durchaus als Nebensache, hier ist große Einfachheit des Ornamentes, Unregelmäßigkeit, ja Buntheit der Theile erlaubt, selbst gefordert. Aber in einem mäßigen, rings umschlossenen Raume kann jene Architektur, welche in ihren Ornamenten zur feinsten Plastik geworden ist, welche der bildlichen Darstellung den größten Raum gewährt, wo die Correspondenz der Theile ebenfalls fast die der Glieder einer Statue wird, ihre Wirkung allein thun. Ist dafür aber nicht der Louvrehof auch zu groß, erscheinen die Ornamente am Vieux Louvre doch mehr als Zeichnungen, denn als Reliefs? Und haben die Späteren, ein Perrault, Lavau, Gabriel nicht an ihren Flügeln eine größere Wirkung hervorgebracht? Allerdings ist der Hof zu groß und das ist eben das Zweite, worauf ich hinweise; er war dem ursprünglichen Plane nach um das Vierfache kleiner angelegt. Ein Jahrhundert später, unter Louis XIV. hatte man von dem Wesentlichen des ersten Planes kein Bewußtsein mehr und so entstanden jene großen Schwierigkeiten, die neue Prachtfaçade auf dem einen Flügel zum Hofe selbst in Einklang zu setzen, auf dem andern das Äußere entsprechend dem Innern zu gliedern.

Wir sind dem mittelalterlichen Königthum in seinen monumentalen Wanderungen gefolgt, aber wir müssen uns gestehen, die Anschauung der Stätten und einzelner im modernen Leben gleichsam verlorener Posten gewann erst durch die hinzutretende historische Betrachtung Fleisch und Blut und Zusammenhang. Giebt es denn in Paris und seiner unmittelbaren Umgebung keinen Ort mehr, wo uns das Königthum als Ganzes, als große geschichtliche Reihe in entsprechen-

der Umgebung unmittelbare Anschauung werden könnte? Allerdings sind Fontainebleau, sind Versailles derartige Anlagen, in denen der monarchische Geist verkörpert ist, aber dies gilt nur für kurze Zeiträume des Übergangs in die moderne Zeit und für diese selbst und wir lernen gerade da das von der Hauptstadt und dem Leben der Nation sich trennende, sich isolirende Königthum in seinem feinen Kunstsinn, sowie seiner ungeheuren Verschwendung materieller Mittel kennen.

Ich hob bereits früher hervor, welchen sichern Schutz die Stätte des h. Dionysius dem Seelenheil der Könige Frankreichs gleichsam verbürgt habe und wie daher sie mehr und mehr zur königlichen Grabstätte geworden sei. St. Denis ist heutzutage der Ort, in welchem uns das französische Königthum in seiner Continuität und gleichsam im Lichte der göttlichen Weihe allein noch entgegentritt. Im Stein ausgehauen ist dort die Geschichte desselben an der langen Reihe der königlichen Todten zu lesen und die Geschichte der Kunst, die wenn irgend in einem Lande, in Frankreich dem persönlichen Interesse der Könige einen Hauptthebel ihrer Entwickelung zu verdanken hat, findet einen selten so zusammenhängenden Überblick über die Stile mehrerer Jahrhunderte.

An einem sonnigen Semptembernachmittag benutzte ich einen der stündlich von der Börse ausgehenden Omnibus, um an die Nordbahn und auf einem Localzuge derselben nach St. Denis zu kommen. Die bedeutenden Erddurchschnitte, die unmittelbar noch in der Stadt beginnen, weisen auf die Steigung des ganzen Terrains zwischen Montmartre und Butte Chaumont hin. Man fährt dann auf der über dem Seinethal liegenden Terrasse weiter; die einsame Chaussee ist unser nächster Augenpunkt. In einer Viertelstunde ist bereits die Station erreicht und die Zahl der Mitreisenden sichtlich Handwerker, kleine Geschäftsleute und Landleute zerstreut sich bald vom Bahnhof aus. Gärten und den viel tiefer liegenden Kanal zur Seite, welcher von der Ourcq über St. Denis zur Seine sich abzweigt, gelangt man durch eine noch wohl sichtbare Mauerumgränzung in das kleine Städtchen. Es ist ein merkwürdiger Contrast, diese stillen, nicht alterthümlich, sondern verkommen erscheinenden Gassen, diese kleinen, unscheinbaren Läden, die Bedeutungslosigkeit dessen, was hier gethan und getrieben wird, ge-

genüber der geschäftigen Unruhe, dem Glanz und der Bewegung der Hauptstadt, die wir vor einer Viertelstunde verlassen haben, zu sehen. Bald sind wir auf der einzigen breiten Hauptstraße des Ortes und uns fesselt bereits der Bau, dem zu Liebe wir für einen Nachmittag uns von Paris getrennt haben. Hier treffen einige der Mitreisenden wieder ein, fast nur Engländer, die der Custode als seine folgsame Heerde rasch herumzuführen bereit ist.

Die berühmte Abteikirche von St. Denis trägt in ihrer äußern Erscheinung, wie in ihrer innern architektonischen Gestaltung entschieden das Gepräge zweier für sie, wie für das ganze mittelalterliche Frankreich entscheidenden Zeiten: das der Regierung von Ludwig VII. und seines Reichsverwalters, des staatsmännischen Abt Suger von St. Denis und der Zeit von Ludwig dem Heiligen. Der Façadenbau gehört in seiner Einfachheit der ganzen Anordnung, in seinem den Spitzbogen bereits systematisch neben dem Rundbogen aufweisenden Stile wesentlich dem Bau von 1140—1144 an; ebenso der halbrunde Chorabschluß, umgeben von einem Rundgang und einem Kranze halbrunder Kapellnischen. Die Eintheilung der horizontal mit Zinnen abgeschlossenen Façade ist eine wohlberechnete. Dem in Rundbogen schließenden Mitttelportal entspricht eine Fenstergruppe, ebenfalls mit Rundbogen in der Mitte, während der Spitzbogen der Seitenportale sich auch in den zwei darübergestellten Fenstergruppen wiederholt. Ebenso passend ist der Wechsel der geöffneten und geschlossenen Fenster, sowie das Größenverhältniß, wodurch zwischen Portal und den Hauptfenstern der Eindruck einer leichten Galerie hervorgerufen wird. Ob die die Façade in ihren drei Hauptheilen begränzenden, immerhin sehr schlanken Pfeiler bereits ursprünglich ihre jetzige Form erhalten hatten, bezweifle ich fast. Über der Façade erheben sich die Thürme, von denen der eine in seiner Spitze nie vollendet war, der andere aber noch in der Restauration begriffen ist, nachdem der Blitz 1837 in die große Spitze eingeschlagen hatte und der untere Bau 1847 sogar ganz abgenommen werden mußte. Auch hier dieselbe Einfachheit der Anordnung in zwei Etagen und der Umgränzung. Der Südthurm hat in der oberen Etage drei Rundbogenfenster einfach durch je eine Säule geschieden, während der nördliche den Spitzbogen auch in

dem oberen Fensterpaare festhält. Ebenso ist in der Umgränzung manche Verschiedenheit: bei dem Südthurm ein mehr zinnenartiges, bei dem Nordthurm das auch in England erscheinende Spitzenornament.

Vergleichen wir den Eindruck, den diese Façade macht, mit dem der Façade von Notredame in Poitiers, so muß uns die große innerliche Verschiedenheit der aquitanischen und der gleichzeitigen Kunstübung von Isle de France auf das schärfste entgegentreten. Hier wie dort Spitzbogen und Rundbogen zusammen angewendet, aber dort der Spitzbogen nur als decorative Abwechselung in den Scheinportalen angebracht, sonst durchaus vermieden; dort das Streben, die ganze Façade zu einem bunten, reichen Teppich mit einer Überfülle plastischer Gestalten zu gestalten, Mauerflächen gar nicht mehr zu zeigen; hier dagegen systematischer Wechsel, aber schon Überwiegen des Spitzbogens, hier das Plastische ganz in die Bogenlaibungen gedrängt, die Mauerflächen reinlich abgegränzt, die architektonischen Hauptglieder als solche markirt.

Nehmen wir nun noch den so außerordentlich reich gegliederten, trefflich sich aufbauenden Chorabschluß mit den dort ebenfalls schon zur Herrschaft gekommenen, einfachen Spitzbogenfenstern hinzu, ferner das noch unverändert erhaltene Portal des nördlichen Kreuzschiffes, so sind hiermit die äußern Theile des Baus gegeben, welchen uns Suger selbst als ein das Ganze im Material, Technik und Grundplan leitender Bauherr und Baumeister anschaulich schildert. Im Innern der Kirche geben schon die Weitenverhältnisse, dann aber die architektonischen Glieder uns die Bestimmung der älteren Theile an die Hand. Die Vorhalle der Thurmfaçade und der hintere Chor mit der Chornische entsprechen sich durchaus an Weite, während die Pfeiler der Vierung auf einmal weiter auseinander treten und ihnen dann die Pfeilerreihen des Kirchenschiffes folgen. Dazu kommt die doppelte, verhältnißmäßig eng gestellte Säulenreihe, welche die Chornische umgiebt und kurze Spitzbogen trägt und ebenso die Profilbildung der Gewölbe und Pfeilerglieder der Vorhalle. Der Kryptenumgang, welcher uns bald durch seinen Reichthum plastischer Denkmäler mehr fesseln soll, gehört ebenfalls wesentlich der Anlage Sugers an. Hier begegnen uns noch Reste einer kleinen rundbogigen Arkadenreihe, die an die Mauer an-

gelehnt ist, hier Capitelle mit bildlichen Darstellungen und endlich meist rundbogige Öffnungen der Kapellen.

Alles dies läßt uns noch heute in St. Denis mit eigenen Augen die höchst interessanten Anfänge des gothischen Baustils verfolgen. Diese einfache Façade, dieser reiche Chorschluß, diese Säulen des Innern, nicht Pfeiler, sie sind die bestimmenden Grundformen der französischen Kathedralen geworden und der Weg von da läßt sich fast Schritt für Schritt verfolgen. Noch aber ist es nicht bestimmt aufgeklärt, wie Suger zu dieser glücklichen Verbindung des Spitzbogens, der in Sicilien bereits einen herrschenden Einfluß gewonnen, mit der reicheren Grundanlage des Ganzen, die wir recht wohl der großartigen Auffassung eines solchen Centralheiligthums zuschreiben können, kam. Man weiß allerdings von zwei Reisen desselben nach Italien, aber damit ist noch sehr wenig gesagt. In Oberitalien, in Florenz und Rom wird man vergeblich nach Bauten suchen, die in dieser Weise bestimmenden Einfluß auf ihn ausüben konnten.

Das Werk von Suger erscheint bereits nach achtzig Jahren vielfach gefährdet und ungesichert. Und so beginnt 1231 unter Abt Eudes Clement eine durchgreifende Bauerneuerung und Erweiterung. Ein halbes Jahrhundert ist daran fortgearbeitet worden und erst 1281 unter Mathieu de Vendôme vollendet. Das specielle Interesse des heiligen Ludwig war hierbei betheiligt: es sollten vereinigt im Centrum der Kirche und hoch erhoben die erneuerten Denkmäler seiner Vorgänger sich ordnen und zwischen ihnen das seinige und seiner ganzen Familie. Er war es, der bereits rückblickend auf die französische, vielfach zerstreute Königreihe für seine Nachfolger diese Ruhestätte mit einer einzigen Ausnahme zur feststehenden Regel erhob. Zunächst galt es den Chor überzuführen in einen weiteren Vierungsbau und so das Querschiff selbst mit diesem durch Anlage von großen offenen Kapellen zu verschmelzen. Der Boden ward bei dieser Gelegenheit bedeutend erhöht und durch mannigfaltigen Treppenbau der Anblick des Chores zu einem sehr reichen, malerisch sich ordnenden gestaltet. Dann ward von der Vierung aus das Hauptschiff durchaus neu, weiter und höher erbaut, war doch gerade dieser Theil, was Suger ausdrücklich hervorhebt, mit Erhaltung der ältern Umfangsmauern, sichtlich auch im ein=

fachen romanischen Stile, wohl noch mit flacher Decke von ihm ausgebeutet worden. So tritt man heutzutage aus der älteren Vorhalle in das hohe gothische Mittelschiff und die Vierung des jüngern Baus. Gegliederte Pfeiler tragen hier das Gewölbe, das sich im Mittelschiff immer noch mehr der Rundform nähert. Eine zierliche Galerie läuft über den Seitenschiffen und um die Vierung herum und giebt mit den weiten, immer noch streng behandelten Oberfenstern ein fast übermächtiges, heutzutage wieder durch die bunte Farbenwelt der Glasmalerei gebrochenes Licht.

Auch dieser Bau des 13. Jahrhunderts ist nicht unberührt geblieben. Mehr und mehr ward die schlanke Form zu einer breiteren, Langschiff und Transept verschmelzenden, umgewandelt. Es geschah dies hier, wie in allen großen gothischen Bauten durch Anlage von Kapellen an den Seitenhallen. Die Nordseite ist auf diese Weise zwischen den gewaltig verstärkten, in das Innere eingezogenen Strebepfeilern erweitert worden. In den letzten Jahrzehnten hat man dem entsprechend auf der Südseite einen, zum größten Theil gegen das Innere der Kirche ganz abgeschlossenen Winterchor angebaut. Die weitläufigen Klostergebäude zur Seite mußten einer Rococoanlage vom Anfang des vorigen Jahrhunderts weichen. An den Stätten der Stiftsherrn besteht jetzt eine Erziehungsanstalt für junge Damen, Töchter der Ehrenlegionäre.

Es ist für unsere Auffassung der Königsdenkmäler von St. Denis ein sehr wichtiger Haltepunkt, daß unter Ludwig dem Heiligen im Jahre 1263 die feierliche Übertragung der in der Kirche zerstreuten Königsgräber und Denkmale an ihre spätere Stelle, unter die Vierung statt fand, daß ferner alle älteren Denkmale hierbei erneuert, respective fehlende neu ergänzt sind. So beginnt für uns die Reihe authentischer, gleichzeitiger Werke erst mit der Zeit von Ludwig IX. Die zwei Denkmäler merovingischer Könige, die acht karolingischen, dann die kapetingischen bis Ludwig VI. gehören also dieser Erneuerung an; ein gemeinsamer Stoff unterscheidet sie von allen andern, nämlich fester Liaskalk, während Marmor und zwar weißer und schwarzer, Kupfer und Bronze alle späteren gleichzeitigen Werke charakterisiren. Philipp August, Ludwig VIII. und IX. waren in kostbaren Silbersarko-

phagen beigesetzt, wie auch die von den letzten ausdrücklich erwähnten Büsten in den heiligen Kapellen zu Paris und Poissy aus vergoldetem Silber oder Gold bestanden. Schon Ludwig VII. hatte von seiner letzten Gemahlin Adele, aber nicht in St. Denis, ein bewundertes Grabmal aus Silber und Kupfer mit Gold und Edelsteinschmuck erhalten. Sie sind alle aber später verschwunden. Wie dergleichen in der Zeit der englischen Kriege geschehen konnte, besonders während der Regierung des halbwahnsinnigen Karl VI., dafür liefert das kürzlich bekannt gemachte Verzeichniß der aus der heiligen Kapelle massenweis geraubten und von dem Bruder der Isabeau nach Baiern geschafften Kostbarkeiten den besten Beweis.

Während die künstlerische Bedeutung und Pracht der Denkmäler von Karl VIII. an sich auf das Großartigste steigert, findet sie mit Heinrich II. und Catharine von Medicis ihren Abschluß. Es war zuletzt noch ein gewaltiger Kuppelraum neben der Kirche als Kapelle der Valois für Heinrich II. erbaut worden, aber sie fiel der Lust des Regenten von Frankreich an kolossalen Gartenspielereien, künstlichen Ruinen u. dgl. zum Opfer. Für Heinrich IV. wurden von Seiten der Reichsstände dringende Vorschläge zu einem Nationaldenkmal in St. Denis gemacht, aber Maria von Medicis wies hartnäckig alle Anerbieten ab, da sie selbst ein solches auszuführen gedenke. Es ist bei dem Vorhaben, bei den Vorschlägen berühmter Architekten geblieben; Maria starb arm und verlassen in Köln und ihr Grab deckt eine Marmorplatte im Dom zu Köln. So ist der große Erneuerer Frankreichs, der erste der Bourbonen im einfachen Bleisarg lange in dem engen Raume der sogenannten Ceremoniengruft stehen geblieben; an ihn reihten sich in dem nun mit einer Mauer umschlossenen Mitteltheile der Krypta, zu dem man von jener einen engen Eingang grub, einförmig und dichtgedrängt die Bleisärge auf eisernen Rosten.

Wir müssen hierüber bemerken, daß eine eigenthümliche Sitte, welche bis an das Ende des 13. Jahrhunderts sich zurückverfolgen läßt, den Leichnam der Könige nicht ungetheilt der Grabstätte zu St. Denis mehr überließ, daß Herz und Eingeweide, ja selbst wohl, bei größeren Entfernungen des Ortes, wo der Tod stattgefunden, das Fleisch von den Gebeinen gelöst ward und die letztern allein unter dem Schutze

des h. Dionysius ruhten. So kam es, daß die jüngeren, vielfach bevorzugten Orden wetteiferten mit der alten Benediktinerabtei um den Glanz der königlichen Denkmäler: Dominikaner und Franciskaner zuerst, dann Jesuiten, Cölestiner und die Dames du Val de Grace. Das Kloster von St. Denis verlor ihnen gegenüber unter den Bourbonen seine hohe Stellung, Ludwig XIV. trug kein Bedenken, die Abtwürde einzuziehen und seine Einkünfte anders zu verwenden.

Aber der Grund für dieses Aufhören der monumentalen Königsgräber mit Heinrich IV. liegt doch noch tiefer; er beruht in der Umwandlung des Königthums und der Stellung der Kunst zum religiösen Leben. Der König selbst ward nicht mehr als ein unter dem Schirm der Kirche und seiner Heiligen Entschlafener, Betender, Begnadigter geehrt, sondern er selbst bei seinem Leben ist der Heros, der einem römischen Imperator gleich göttlich verehrte Monarch, als solcher will er mitten in der Gegenwart, auf Straßen, Brücken und Plätzen hoch zu Roß, von Viktorien gekrönt, Sklaven an sein Postament gefesselt erscheinen. Anspruchsvolle Denkmale erheben sich für ihn zu Triumphbogen, Pyramiden, Ehrensäulen.

Würden wir vor 1793 St. Denis besucht haben, so war uns vor den Stufen des hohen Chors in dem Anblick von 35 im Kreuz der Kirche versammelten, mannichfaltigen Denkmälern der volle Eindruck des mittelalterlichen französischen Königthums von Hugo Capet bis in das 16. Jahrhundert gegeben; als Vorläufer standen gleichsam die Repräsentanten der Merovinger und Karolinger da. Heute nach 60 Jahren ist der Anblick ein anderer, die unmittelbare Tradition ist zerschnitten und die Restauration, welche mit ungeheuern Geldmitteln, fast 8 Millionen Franken die Todtenstätte erneuert hat, ist viel weiteren Gesichtspunkten, einer wohl etikettirten, chronologischen Sammlung aller Denkmäler womöglich von Meroveus bis auf Ludwig XVIII. mit allen Nebenzweigen nachgegangen, die Kirche selbst ist zu einem höchst interessanten Repertorium von Kunstwerken aller Art, in Glasgemälden, Holzschnitzerei, Eisen, Bronze, Marmor, Mosaik geworden. Und das große Geschick der Franzosen im Arrangement, in der Verwendung sehr heterogener Stoffe zu einem gefälligen Ganzen hat sich auch hier glänzend bewährt. So wird der erste Eindruck der Kirche

unter dem bunten Lichte der alten und der umfangreichen neuen Glasgemälde, mit den reich ausgemalten Kapellen voll Kunstwerke fast aller Jahrhunderte von spätrömischer Zeit an, mit den wohlgeordneten Schranken, Gitterthüren, Chorstühlen, Altartafeln, mit den symmetrisch in Ecken gesetzten großen Denkmälern und endlich der geordneten Krypta ein einheitlicher und höchst bedeutender sein. Die meisten Beschauer verlassen sie in dem einfachen Glauben, hier nur den alten, treu erneuerten Zustand gefunden zu haben.

Es ist nicht andem. Zwischen heute und 1792 liegt für St. Denis eine tiefe, nicht wieder auszufüllende Kluft. Zur ersten Jahresfeier des 10. August 1792 ward im Nationalconvent von Barrère der Vorschlag einer gänzlichen, erbarmungslosen Zerstörung der Gräber der Extyrannen gemacht. Schon im August 1793, dann aber im Oktober, vom 12. bis 25., in den Tagen, wo das Haupt Marie Antoinette's fiel, ist der Beschluß ausgeführt worden. „Zu Franciade" (diesen Namen erhielt St. Denis), hieß es, „hat die Keule der Nation die Tyrannen selbst in ihren Gräbern erschlagen." Man muß den trockenen kurzgefaßten Verbalprozeß lesen, den ein Mitglied der dazu ernannten Commission, Don Poirier, ein früherer Benediktiner, abgefaßt hat und welcher in der musterhaft genauen Monographie des Baron von Guilhermy über St. Denis (Paris 1848) veröffentlicht ist, um lebendig das Furchtbare dieses Sacrilegiums, in ihm selbst aber die gewaltige Mahnung an die Nichtigkeit auch des Höchsten auf Erden, ausgesprochen durch die rohe Faust einer bestialischen Menge, zu durchfühlen. Alle Metalldenkmäler wurden in die Kanonengießerei geschickt, die Marmorwerke allerdings meist gerettet, aber nur mit groben Beschädigungen, Zerstörung der Inschriften, andere dienten als gewaltiger Trümmerhaufen, auf dem die Statue der Liberté sich vor der Kathedrale erhob. Mühsam öffnete man die Bleisärge, das Blei ward auf den Altar des Vaterlandes gelegt, die Fetzen von brokatenen Stoffen, die Diademe, Scepter und sogenannten Mains de justice in ihrem Zustand genau notirt, der Schmuck geraubt, die oft noch wohlerhaltenen Cadaver erst der neugierigen Menge stundenlang gezeigt und dann in die zwei großen Gruben des benachbarten Kirchhofes zwischen frische Kalklagen geworfen. Man brach überall die Platten des

Fußbodens auf, um neuen Schlachtopfern nachzuspüren; man nahm die Bleibekleidung des Daches ab, zerbrach die hohen Glasfenster mit ihren Malereien, um Metall zu erhalten. Es erschien nach ein Paar Jahren noch als das einzige Mittel der Erhaltung des Bauwerkes, die Kirche zur großen Markthalle mit Buden an beiden Seiten umzugestalten.

Aber an dieser Vernichtung des Nationalheiligthums ist unmittelbar der Funke einer neuen künstlerischen Anschauung entzündet worden. Und was half alle Profanirung der Revolution, als der größte Sohn eben dieser Revolution das Kapitel von St. Denis 1806 wiederherstellte und die Kirche zur Grabeskirche des neuen Imperatorenthums erhob? Es sollten alle Königsdenkmäler dahin wieder zurückkehren in vier neu zu erbauende Kapellen und vor allem eine kolossale Gruppe Kaiser Karls und seiner Angehörigen sich erheben. Ich erwähnte bereits die Erhaltung des größeren Theils der Steindenkmale; man verdankt sie dem kühnen und unermüdeten Eifer eines Mitgliedes der die Zerstörung überwachenden Commission, welche das Recht ausübte, die Kunstwerke, die nicht Metallwerth hatten, in Sicherheit zu bringen, dem Alex. Lenoir.

Die ausgeleerten Räume der Petits Augustins in Paris an der Seine füllten sich nun in buntester Reihe mit den Kunstschätzen von St. Denis, von St. Germain des Près, Ste. Geneviève, überhaupt aller Kirchen von Paris, dann der Kirchen und Abteien der Umgegend. Weiter und weiter dehnte sich der Kreis aus, welcher Grabdenkmale, Altarwerke, Chorstühle u. s. w. aus der allgemeinen Zerstörung nach Paris lieferte. Hier nun ist das Interesse an mittelalterlicher Kunst für Frankreich zuerst angeregt und concentrirt worden und die Publikationen von Lenoir und Millin ruhen auf der Wirkung dieser massenhaften, freilich noch wenig gegliederten Anschauung. Allerdings ging man sehr wenig kritisch mit dieser ungeheuern Sammlung um; es galt zu registriren, zu numeriren, zu benennen und wunderlich hat der Zufall hierbei gespielt. Als nun im Jahr 1816 die Rückgabe der Monumente an ihre früheren Besitzer beschlossen, das Gebäude der Ecole des beaux arts eingeräumt wurde, da wurde zugleich für das dem Lilienkönigthum zurückgegebene St. Denis die Vereinigung aller Kö-

nigsgräber daselbst bestimmt. An der Stelle von 31 Werken der Art haben wir nun 167 zu beschauen; 15 Kirchen haben zu dieser Sammlung noch beigesteuert. Man hat mit Gyps und Thon nachgeholfen und die große Zahl der noch in den Petits Augustins gebliebenen, aber nun auf offenem Hofe Wind und Wetter ausgesetzten Denkmäler mußte zur sonstigen Ergänzung dienen. Die Gebeine sind aus den Gruben neu hervorgeholt und nach Kräften geschieden worden, sie haben stumm über sich eine vorzeitige Auferstehung oft unter fremdem Namen ergehen lassen müssen.

Folgen wir nun unserem ungeduldigen Führer zu dieser jetzigen Aufstellung, zunächst hinab in den merkwürdigen Rundgang der Krypta mit seinen tiefen 7 Kapellen. Die wenig zahlreichen, aber an Kunstwerth hoch bedeutenden Werke, die der oberen Kirche verblieben sind und vier Seitenkapellen der Vierung füllen, schließen sich gut der unteren Reihe an, oder lassen sich auch bequem der Hauptmasse einfügen. Wir denken nicht daran, Schritt für Schritt diese Wanderung in der Erinnerung zu wiederholen und so ein ermüdendes Compendium von Königsgestalten, von falschen und richtigen zu liefern. Nein, markiren wir vor allem die künstlerisch hervortretenden Werke und die charakteristischen Unterschiede, die ganze Reihen von einander scheiden.

Eine breite Treppe führt jetzt auf der Nordseite herab in die neu gebrochenen Eingangsräume, wie man auf der andern Seite durch eben solche und auf einer gleichbreiten Treppe an das Tageslicht heraufsteigt. Die Merovinger und Karolinger füllen diese Eingangsräume.

Die auffallendste Erscheinung bildet unter ihnen jedenfalls die Grabtafel der Fredegunde. Auf Kalkstein ist die Gestalt jener verhängnißvollen Königin in einem nach den Füßen zu sich verjüngenden Rahmen durch ein Mosaik von Porphyr, Serpentin, weißem Marmor eingelegt; feine Kupferfäden umziehen das Ganze und bilden die wenigen, einförmigen Faltenlinien. Das ganze Gesicht, von einem Schleier sichtlich umrandet, bildet eine total leere Fläche, ebenso die gehobene, an die Brust gelegte linke Hand und die in Schnabelschuhe gekleideten Füße. Offenbar sollte hier die Bemalung an die Stelle des Mosaikes treten, das die Bekleidung und den Schmuck gleichsam körperlich, reliefartig aufgesetzt hat. Mit größter Sorgfalt ist der per-

len= oder rosettenartige Edelsteinschmuck an der hohen Krone, am Scepter, an der Agraffe und an dem breiten Rand des Mantels angegeben; dem entspricht auch die Ausführung des Rahmens. Von einem Verständniß der Falten ist keine Spur; es giebt nur zwei Hauptlinien derselben, die einen, welche über die Schulter herablaufen, und die andern, welche einen spitzen, nach unten gezogenen Winkel bilden an dem von dem Arm herabfallenden Theile des Mantels. Man hat lange Zeit das Werk als ein der Fredegunde gleichzeitiges betrachtet. Mit Unrecht; vielmehr kommen solche mosaicirte Grabsteine erst im 11. und 12. Jahrhundert und da mehrfach vor, das Umranden mit Kupferfäden ist geradezu eine zu jenen interessanten eingeschnittenen und ursprünglich mit anderem Metall, meist Silberfäden eingelegten Bronzeplatten flandrischer Technik die Einleitung bildende Erscheinung. Der Stil des Ganzen ist dabei so trocken und leblos, diese Sorgfalt der Ornamentirung so grell abstechend, wie es eben nur die Werke des 11. und 12. Jahrhunderts unter äußerlichem byzantinischen Einflusse haben.

Von den übrigen Königsgestalten gehört nur die von Childebert I., wie Fredegunde aus St. Germain des Prés stammend, dem noch starren, ganz befangenen Stile der frühromanischen Periode an. Zwar ist der Faltenwurf ein viel reicherer in dem einfachen Material, aber man wird unwillkürlich bei jenen parallel geschwungenen Falten um Arm, Leib und Beine an die gewunden canellirten Säulen Spätroms erinnert. Dagegen stehen alle andern Merovinger, Karolinger und die ersten Capetinger auf Einer Stufe künstlerischer Durchbildung; sie sind nicht alle gleich sorgfältig gearbeitet, man unterscheidet wohl, wo der Künstler gewisse Costümtraditionen in seinem Stile wiederholt und wo er frei und mit Lust das ihm Nahestehende, Individuellere gebildet hat, aber geschickte Hände einer entwickelten Kunst, die der Zeit eines Ludwig IX., haben alles gearbeitet. Durchgängig ruhen sie alle in voller Kleidung auf ziemlich enger Platte; unter dem Kopfe erhebt sich ein kleines viereckiges und einfaches Kissen, die Füße wohlbeschuht stehen gegen den angedeuteten Erdboden, selten auf einem Thiere. Das männliche Haupt wird durch ein starkes, strangartig gewelltes oder auch groß gelocktes Haar, welches fast bis auf die Schul-

tern herabfällt, umgeben. Über der Stirne zeigt sich regelmäßig eine scharfe Linie des gleich abgeschnittenen Vorderhaars. Ein Bart umgiebt Mund, Kinn und die unteren Wangen. Die Krone ist entweder ein nicht eben breites, mit Edelsteinen und niedrigem palmettenartigen Oberschmuck besetztes Band, oder sie gliedert sich selbst vieleckig und die Palmette wird zum entwickelten Blatt. Der Frauenkopf und Hals tritt in voller Freiheit heraus; das Schleiertuch umgränzt sie nur gleichsam und fällt frei auf die Schultern herab. Das Haar ist fein gewellt und wenig über der Stirn und an den Wangen sichtbar. Der Königsmantel umgränzt hoch vom Nacken beginnend, nur wenig die Schultern deckend, meist äußerlich die männliche und weibliche Gestalt. Ein breites Metallband mit Agraffen hält ihn vorn über der Brust zusammen; an diese greift fast durchgängig die gehobene linke Hand, während die andere das Scepter hält. Die eigentliche Kleidung besteht bei beiden aus einem doppelten Ärmelgewand; nur ist es bei den Männern kürzer, bei den Frauen deckt es die Füße selbst fast ganz. Ein breiter Gürtel hält die Taille zusammen, vorn schließt ihn zuweilen ein künstlich, in Thierform wohl gearbeitetes Schloß und lang hängen dann die Enden herab; die engen Unterärmel reichen über die weiten oberen hervor. Der Faltenwurf ist sehr frei, gern bauschig, fast zu viel gebrochen gearbeitet. Farbenreste beweisen zur Genüge, daß alle diese Statuen bemalt waren, und daß mancherlei Muster dabei die Gewandflächen bedeckt haben.

Ein wahres Musterpaar in dieser Reihe ist uns Robert I. und seine schöne Gemahlin, Constanze von Arles. Da wissen wir ausdrücklich, daß nach ihrem Tode keine Grabplatte gefertigt war; in ihnen haben die Künstler Ludwigs IX. ein treffliches neues Werk geschaffen. Leider fehlt uns ein solches ganz und gar für Ludwig VII. und für seinen großen Minister, Abt Suger. Jener ist jetzt durch eine neue Gypsbüste vertreten, dieser in dem Winterchor durch die Gestalt eines figurirten Capitells einer romanischen Säule. Glücklicherweise ist unter den wenigen alten Glasfenstern des Chores eines mit der Darstellung des Abtes, welcher in einfacher Mönchskleidung vor der Jungfrau kniet, und der Inschrift erhalten, jedoch giebt uns dies von der Persönlichkeit selbst keine individuelle Anschauung.

Mit der Familie Ludwig des Heiligen treten wir in eine neue Phase der künstlerischen Entwickelung an den Höhepunkt der mittelalterlichen, spirituellen Kunst heran. Anderes Material, andere Sitten, reichere Ausstattung und vor allem die Darstellung des dem Künstler gleichzeitigen, von ihm geschauten Lebens. Die erste Kryptenkapelle ist ihr eingeräumt und in der Kirche selbst ist die frühere Kapelle Notredame la Blanche ihrem religiösen und historischen Cultus gewidmet. Aber ein historischer Irrthum hat einen Karl V. und eine Johanne von Bourbon vom Portal der Celestiner zu Paris zu einem heiligen Ludwig und der Margarethe von Provence umgestempelt und ein falscher Heiliger hat hier schon seit Jahrzehnten die Gebete der Gläubigen empfangen. Der ächte Mittelpunkt des geheiligten Königthums fehlt in dieser glänzenden Reihe. Um so erfreulicher ist es, daß andere höchst interessante Denkmale seiner Familie uns erhalten sind. Ich hebe allein zwei Paare heraus, die auch ihrer Aufstellung nach an jenen beiden Orten getrennt sind.

Zwei emaillirte Kupferplatten, aus je 6 Stücken zusammengesetzt, gelten zwei früh verstorbenen Kindern Ludwigs IX., Johann († 1247) und Blanca († 1243). Die Erhaltung der ersteren ist ungleich besser und läßt einen bestimmten Gesammteindruck zurück. Die Gestalt ist von getriebenem Kupfer der Grundfläche aufgeniethet. In strenger, an das Gorgonenhaupt oder besser an die thronenden Madonnen der Mosaiken erinnernder Weise schaut uns das jugendliche Gesicht an, auf dem nur ein dünnes Diademband sich zeigt. Die rechte Hand ist an die Brust gehoben und zeigt ihre innere Fläche, die linke hält streng an den Leib geschlossen das Liliensceptер. Gleichförmig und fast faltenlos fällt über das untere Ärmelgewand das obere ärmellose, durchgängig mit Lilien und Burgen, den Wappen Frankreichs und Castiliens damascirt. Die reichgestickten Schuhe treten auf den ganz schematisch behandelten Löwen. Die Grundfläche selbst, aus der der Körper sich heraushebt, ist ein in feinen, noch durchaus dem romanischen Stile angehörigen Blumen-Arabesken gleichsam gewirkter Metallteppich. Auf einem blaugefärbten Grunde zeichnen sich die von gelben Fäden eingefaßten schwarzen Emailranken, die in grüne, weiße, rothe, blaue Blüthen enden, trefflich aus. Noch sind die Silhouetten

zweier Engel zu Häupten und vier im Brevier lesender Mönche zu beiden Seiten des Körpers erhalten; die dazugehörigen Reliefbilder sind verschwunden. Diese Technik bildet zu der eben betrachteten Mosaiktafel der Brunhilde eine interessante Entwickelung: das Steinmosaik ist zur mehrfarbigen Email geworden, die flache Zeichnung zum Relief, das plastische Element hat das rein Ornamentistische an die zweite Stelle gedrängt. Noch ist die Metallumrandung geblieben, die dieser Emailgattung den Namen cloisonné giebt. Der Stil selbst ist aber durch die Technik auf einer frühern, befangenen, mehr schematischen Stufe festgehalten worden.

Das andere Denkmälerpaar entstammt demselben Ort, der Abtei Royaumont. In Kalkstein ausgeführt, einst auf das reichste mit den Farben geschmückt, von denen der azurblaue Grund noch von Millin fast unversehrt gesehen ward, sind beide mit ihrem reichen Unterbau und der architektonischen Umgebung ein hocherfreuliches Zeugniß einer schwungvollen, durchgebildeten Kunst. Ein zweiter Sohn Ludwigs, Ludwig, welcher im 16. Jahre bereits starb, und der ebenfalls jung verstorbene Bruder des Heiligen, Philipp ist in ihnen verewigt. Betend falten sie die Hände auf ihrem Todtenbette, noch ist in ihnen das Leben nicht erloschen, man möchte still den Worten ihrer Lippen lauschen. Ihr jugendliches Haupt trägt durchaus individuelle Züge; es schmückt kein Diadem, aber goldig glänzte einst das kurzgeschnittene Haar. Das weite Obergewand, bei dem einen mit Ärmeln versehen, ist übersäet mit Sternen und Blüthen und legt sich in großen Falten um den jugendlichen Körper. Thiere ruhen zu Füßen. Und wie schließt noch bei dem einen der von zwei meisterhaft gearbeiteten Fialen umgebene Spitzbogen das Ganze als Rahmen! Um das Postament bewegt sich bereits der Leichenzug durch die fein gegliederten Arkaden. Leider ist bei beiden Denkmälern nur die eine Seite erhalten. In den sieben Bogen des einen wechseln lesende Mönche mit den den Chordienst gleichsam versehenden Engeln, in den acht des andern wandeln Bischöfe, Weltliche und Geistliche mit immer neuen Motiven tiefen Schmerzes, ihnen voraus bewegte sich auf dem fehlenden Vorderrelief der Sarg, getragen von den großen Baronen des Reiches, unter denen man König Heinrich III. von England als Vasall gern bemerkte. Auch

hier sind die Hauptglieder, wie die Kleeblattbogen und die füllenden Ornamente meisterlich im streng gothischen Stil gebildet.

Ausgezeichnete Technik und die individuelle Darstellung eines entwickelten religiösen und ritterlichen Lebens charakterisiren uns die Periode Ludwigs des Heiligen in der Kunst. Ihre Wirkung ist noch unverkennbar in den Grabgestalten der letzten dieses ersten Zweiges der Capetinger, einem Philipp III., IV., V., Karl IV. Wir können von körperlicher Schönheit dabei weniger sprechen, als von Feinheit des Ausdrucks und der Gliederung. Die äußere Erscheinung verändert sich zunächst an den nicht regierenden Fürsten: ein feiner Kettenpanzer umschließt die Gestalt, darüber der kurze Waffenrock, nur die Unterschenkel sind von glattem Beinharnisch geschützt. Ein breites, mit Ornamenten wohl versehenes Bandelier hängt tief um die Weichen, an ihm das Schwert, während das Lilienschild von langen über die Schulter gehenden Riemen getragen wird. Das Haupt ist ganz unbedeckt und durchaus bartlos. Ein reicher gothischer Baldachin erhebt sich zuweilen über der Gestalt. Die Frauentracht hüllt jetzt bereits den Kopf nonnenartig ein; Kinn, Hals und Wangen sind eng von einem faltigen Tuch bedeckt. Das Obergewand streckt sich gleichförmig ohne Gürtel in langen, weichen Falten, von den Schultern bis tief über die Füße. Der Stoff der Denkmäler ist weißer Marmor der Gestalt und schwarzer der Unterlage.

Mit den Valois beginnt für Frankreich nach der glänzenden Periode politischer Übermacht nach Außen, eines seltenen Aufschwunges des in Kunst und Wissenschaft, wie in neuen Orden und den Kreuzzügen sich aussprechenden religiösen Lebens, nach dem Heiligenschimmer, der die königliche Person umfloß, eine Zeit furchtbarer Zerrüttung, der äußern Bedrängniß, der innern Opposition mächtiger Barone, wie der vollen Demokratie der nordfranzösischen Städte. Eine harte Schule der Demüthigung des Lavirens zwischen feindlichen Gewalten ist den Königen nicht erspart. Das Ritterthum verliert seine religiöse Bedeutung; tüchtige Condottieri und geschickte Helden im Turnierspiel gehen aus ihnen hervor. Das Handwerk blüht in den Städten anspruchsvoll auf, handwerklich wird auch die Kunst.

In jener Denkmälerreihe von St. Denis ist der Reflex dieser Zeit

ganz unverkennbar: von Johann II. an bis Karl VII. herrscht ein gemeinsamer Charakter. Die Gesichtszüge werden markirter; das Gesicht selbst meist breiter, das Kinn fast plump, starke Falten an der Nasenwurzel, von der Nase zum Mund oder in die Wangen gehend, die Nase kurz gebogen, die Ohren groß und abstehend, das letztere veranlaßt durch die zurückgestrichenen, wie aufgebauschten Haare; der Bart kommt wieder zum Vorschein, aber kleinlich auf der Wange oder der Oberlippe. Karl VI. ist dafür ein wahrer Typus. Aber auch in andern Porträts der Zeit finden sich ähnliche Grundzüge. Die ganze äußere Erscheinung wird plumper. Die meist metallene Krone erhält ihre feststehende Form mit vier großen Lilien. Der Königsmantel öffnet sich nicht mehr frei, sondern deckt die ganze Vorderseite; zu dem Scepter kommt der Gerichtstab. Das Haar ist kurz gehalten, perrückenartig anliegend. An die Stelle der beweglichen Kettenrüstung treten nun schwere Panzer und Schienen von Eisenplatten. Noch enger zieht sich der sichtbare Theil des Frauengesichtes zusammen und steif gefaltete Ränder kommen zur Tracht hinzu. Die Arbeit ist entschieden handwerksmäßig, wenn auch geschickt. Man liebt es mehrere Stoffe zu verbinden: sparsam wohl nur das Gesicht von Marmor zu bilden, das Übrige von Kalkstein oder das Körperliche von weißem Marmor, die Gewänder in schwarzem darzustellen, von Metall Krone oder anderen Schmuck hinzuzufügen. Die treue Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit ist die Grundrichtung dieses ganzen Stiles.

Für den Überblick dieser Periode ist es nöthig, neben der Krypta die Kapelle des Täufer Johannes in der Kirche selbst aufzusuchen, welche mit der Ludwigskapelle correspondirt. Hier liegen heutzutage für sich allein vier tapfere und treue Kriegshelden und Freunde der drei Karls: Duguesclin († 1380), Santerre († 1402), Guillaume Duchâtel († 1420), Bureau de la Rivière († 1400). Ihre Herren hatten ausdrücklich ihre Beerdigung in der Kirche zu St. Denis sich zur Seite angeordnet; jetzt haben die Herren und Könige hinab in die Krypta wandern müssen.

Aus der bürgerlich mittelalterlichen Zeit der Karls treten wir mitten in die unter dem Glanze einer südlicheren Sonne gereifte Renaissance ein. Das menschlich Schöne beherrscht auf einmal den reli-

giösen Idealismus, wie den in der Noth geprüften Charakter. Leider fehlen uns gerade hier in St. Denis in den zwei hochwichtigen Gestalten von Louis XI. und Karl VIII. die Übergänge; jener hatte seine Ruhestätte an der Loire in Notredame de Cléry sich bestimmt, das heute dort restaurirte Denkmal würde uns aber nicht den gewünschten Aufschluß gewähren, es ist selbst erst an die Stelle des von den Hugenotten zerstörten getreten, das bronzene Bild des letzteren aber mit vier Engeln ist 1793 in die Kanonengießerei gewandert.

Ludwig XII. hatte bei den Celestinern zu Paris in eigener Kapelle für die Familie Orléans, die mit einem Sohne Karls V. sich abgezweigt und mit ihm auf den Thron kam, eine Reihe ausgezeichneter Denkmäler eröffnet; sie sind nur zum Theil und aus der ursprünglichen Anordnung gelöst nach St. Denis gelangt. Sehen wir uns nur die gemeinsame Grabtafel von dem Großvater Ludwigs XII., dem Louis de France duc d'Orléans und seiner Gemahlin, der schönen, jugendlichen Valentine von Mailand an, die im Jahre 1504 vollendet ward. Ein prachtvoller Lilienteppich ist ausgebreitet, doppelt schwellende Kopfkissen mit reichen Borden und Ecktrobbeln liegen darauf. Auf ihnen schläft das edle Paar mit noch gefalteten Händen den Todesschlaf: Ludwig mit großen, festen Zügen, aber dem Ausdruck des Todes in den tiefen Augenhöhlen und der schmalen Nase, Valentine dagegen in voller Frische des Lebens. Ein prachtvoller, weiter Hermelinmantel mit hängenden Ärmeln, eine pelzverbrämte anschließende Jacke über das langwallende Gewand deckt die Glieder in langen, gar nicht gebrochenen, eher etwas einförmigen Falten. Offenbar haben wir hier das Werk eines italienischen Künstlers im entwickelten Idealstil vor uns. Die Nischen des Sockels zeigen die feinste, architektonische Dekoration, wie sie uns an gleichzeitigen Grabdenkmalen in Florenz oder in der Maria del Popolo zu Rom begegnet. Unbedeutender sind die Apostel und Märtyrer, die sie füllen. Bezeichnend genug für die große Veränderung der ganzen Anschauung der Dinge ist die Inschrift des Denkmals: lasen wir bisher in gothischer Schrift die einfache altfranzösische Formel: cy gist oder cy dessoubs gist le roy oder très noble et tres puissant prince u. s. w. und den frommen Schluß: priez pour luy, pour same, so ist jetzt eine trefflich stilisirte

lateinische Votivtafel daraus geworden und in Hexametern wird auf die Ansprüche Valentinens auf Mailand hingewiesen, die nun unter Ludwig XII. verwirklicht seien.

Verlassen wir jetzt die Kryptenräume ganz; mit wenigen Ausnahmen, der Vase Franz des Ersten, den beiden ruhenden Gestalten von Heinrich II. und Catharina von Medicis, endlich der in Michelangeleskem Stile manierirten, halb sitzenden Statue von Karl von Valois, Grafen von Angoulème († 1650), ist alles werthlos; man hat nothdürftig und sehr willkürlich Büsten, Engel, Tugenden und Sarkophage zusammengesucht, um die Reihe glücklich bis zu Ludwig XVIII. zu vervollständigen. Aber oben in der Kirche erheben sich drei Grabmäler, zwei in eine Kapelle gedrängt, die dritte die andere ganz füllend, welche als die glänzendsten und interessantesten Zeugnisse der in Frankreich selbständig erfaßten Renaissance zu betrachten sind. In ihnen hat wirklich die Antike Fleisch und Blut wiedergewonnen, aber es ist nicht die strenge und erhabene attische Kunst, auch nicht der römische, trockenhistorische und allegorische Prunkstil, nein die Eleganz und Feinheit bei einer gewissen Überfülle der Dekoration, welche uns in den südfranzösischen Architektur- und Sculpturresten lebendig entgegentrat, welche die Funde campanischen Bodens, wie die Venus von Capua fast noch im erhöhten Grade zeigen. Immer noch wirkt aber der spät mittelalterliche, bürgerlich-fromme Sinn dabei fort und zugleich kündigt sich der fließende, auf malerische Wirkung berechnete, Massen von Stoff verlangende moderne Stil an.

Die Gesammtanlage der drei Grabmäler von Ludwig XII. und Anna von Bretagne, von Franz I. und Claude de France, von Heinrich II. und Catharina von Medicis ist sich sehr ähnlich. Stufen führen empor zu dem viereckigen Unterbau, reich mit Basis und Corniche von schwarzem Marmor gegliedert. In diesen sind Basreliefs eingelassen mit großen historischen oder auch allegorischen Darstellungen, die durchaus malerischen Principien im Relief folgen. Die Ecken desselben schmückten durchgängig Frauengestalten, die antiken Cardinaltugenden. Darüber erhebt sich die nach allen Seiten in Arkaden oder Säulenhallen geöffnete Grabkapelle; Statuetten der Apostel sind in die Öffnungen vertheilt. Über sie hinweg blickt man in das Innere

auf das elegant geschweifte oder reich gegliederte Todtenlager. Auf ihm ruht aber nicht mehr das königliche Paar im Königsmantel, mit Krone und Scepter, im langen, sorgfältig die Gestalt verhüllenden Gewand. Nein, der Tod hat die letzte Hülle irdischen Glanzes von ihnen abgezogen; nackt und bloß, nur auf das Leichentuch gelegt, so ruhen sie neben einander. Man sieht, die Kunst jener Zeit schrickt nicht zurück vor der vollen, furchtbaren Wahrheit irdischen Lebens, ja sie hat an dem ältesten Grabmal uns nicht die tiefen Schnitte erspart, welche zur Einbalsamirung nöthig waren. Aber sie hat mit wahrer Freude an den königlichen Todten ihre ganze Kenntniß von dem Wunderbau des menschlichen Körpers niedergelegt, sie hat es in weiterer, der antiken Anschauung ganz analoger Entwickelung doch erreicht, Anmuth und Schönheit über die Körper auszugießen. Über dem Todtenbette breitet sich die Kapellendecke als reich kassettirte Fläche oder als Tonnengewölbe, an dem auf das Zeugniß gleichsam hin der schreibenden Evangelisten Christus der Auferstandene in Relief über den Todten schwebt. Aber die Kapelle schließt nicht das Ganze ab, sie ist nach oben hin nur der Träger, der Körper eines Altars, dessen Oberfläche das Weihegeschenk erst der Gottheit darbringt. Auf der bekrönenden Platte knieen die Verherrlichten mit gefalteten Händen (wie es in der einen urkundlichen Bestellung heißt: en forme de prians) noch in Lebenswärme, in dem Prunke ihrer königlichen Würde vor dem Betstuhl, allein oder auch umgeben von früh verstorbenen Kindern.

Dies der gemeinsame Charakter der drei Grabmäler. Höchst belohnend ist aber eine vergleichende Betrachtung der plastischen Darstellungen. Ein Zeitraum von 40 Jahren liegt etwa zwischen dem ersten und spätesten Werke. Es ist urkundlich durch die Rechnungen jetzt festgestellt, daß das Mausoleum von Ludwig XII. nicht in Venedig, sondern in Tours von dem Bildhauer Jean Just, mit dem Beinamen auch des Florentiners, da er wahrscheinlich in Florenz sich ausgebildet, ausgeführt worden ist; die Jahreszahl 1517. 1518 ist an demselben mehrfach angebracht, 1531 war aber für den bereits erfolgten Transport nach St. Denis und die Arbeit nicht alles ausgezahlt. Heinrich II. ließ das Grabmal seines Vaters von dem Architekten des Louvre, Philibert Delorme, von den Bildhauern Pierre Bontemps, Bür-

ger zu Paris, Germain Pilon, Ambroise Perret ausführen; im Jahr 1552 wird bereits dafür ausgezahlt. Leider sind wir bis jetzt darüber nicht unterrichtet, wer die 2 Hauptgestalten gefertigt; die an Stil und Technik ihnen ganz ebenbürtigen Statuen der Söhne, sowie der Haupttheil der Basreliefs am Sockel, rühren aber urkundlich von Bontemps her. Derselbe Bontemps ist der Künstler jener höchst eleganten Marmorvase, welche das Herz von König Franz in der Abtei de Hautes Bruyères barg und jetzt unten in der Krypta steht, mit ihrem gleich trefflichen Postament; ebenso der eines berühmten Kamins mit den vier Jahreszeiten in Fontainebleau. Für Heinrich II. († 1559) selbst errichtete seine Gemahlin Catharina unter der dazu von Delorme erbauten Kuppel das dritte dieser Werke, dessen Ausführung ganz Germain Pilon anheimfällt; sowie er auch der Meister jener ruhenden Gestalten von Heinrich II. und Catharina ist, die wir unten in der Krypta erwähnten, und ebenso der drei Grazien, welche die Säule mit dem Herz Heinrichs II. bei den Celestinern in Paris umgaben. Sie stehen jetzt isolirt in der Abtheilung des Louvre für moderne Plastik. Jean Just, Pierre Bontemps, Germain Pilon können wir also als die künstlerischen Vertreter der drei Entwickelungsstufen in der Renaissance bezeichnen, deren wir uns hier schärfer bewußt werden wollen.

Dieser Ludwig XII. mit dem scharf gezeichneten Profile eines magern, gealterten, bartlosen Gesichtes, mit dem Ausdruck einer allem Idealen abgekehrten, aber klugen und festen Bürgerlichkeit, wie schließt er sorgfältig die knochigen Hände zum Gebet, mit seinen Gedanken auf etwas ihm gleichsam sichtbar Vorliegendes concentrirt! Die Haare, vorn in die Stirn gestrichen, fallen hinten in rundem Schnitt einfach um das Haupt. Anna von Bretagne ihm zur Seite hat ein jugendliches, volles, gutmüthiges, aber durchaus bürgerliches Gesicht. Die ganze Behandlung der Gewänder, vor allem des königlichen Mantels steht noch durchaus auf der Stufe des flandrischen Stiles, ist sichtlich ein sehr schwerer Stoff, stark gebauscht und in eine Menge scharfer, rechtwinkliger Falten unruhig gebrochen. Man kann seine volle Freude an diesem tüchtigen Naturalismus haben, der mit Liebe bürgerliche Erscheinungen erfaßt. Gesteigert bis zu den Gränzen des Häßlichen, fast Abschreckenden wird er aber in der Darstellung der

todten Körper: besonders die große Gestalt des Königs ist ein wahres Haut- und Knochenstudium.

Und nun tritt zu dieser nordischnationalen Behandlung auf einmal in der ganzen architektonischen Umgebung die vollste italienische Renaissance: wo man hinblickt auf die Pilaster, auf die Bogen, die Cornichen, die Sockel, alles ist bedeckt mit Masken, Greifen, Blattwerk, Instrumenten, Waffen. Es ist gleichsam das ganze Füllhorn der antiken Dekoration darüber ausgegossen. Und damit es ja recht römisch aussehe, fehlt selbst das SPQF nicht. Die Basreliefs sind den siegreichen Thaten in Italien entnommen: der Einzug in Mailand (1499), der Übergang über das Gebirge nach Genua, die Schlacht bei Agnadello, mit wahrhaft chronikenartiger Treue und Breite dargestellt, aber immer blickt die Antike durch in Triumphwagen, Trophäen, Anzügen, Feldzeichen. Ob nun der Jean Just wirklich beides, Statuen und Ornamentik, selbst gefertigt hat, ist schwer zu ermitteln, aber thatsächlich — und das ist das Interessante — bleibt es, daß beides für einander componirt ward, daß man in dem Porträt, der Statue noch der nationalen Schule folgte, während man im Ornament mit Feuereifer sich dem Fremden und Antiken in die Arme warf.

Ganz anders das Grabmal von Franz I. und Claude de France! Fünf Personen knieen hier auf der Oberfläche des Ganzen, die Eltern mit zwei kleinen Prinzen und einer Tochter. Die Regentin Luise von Savoyen, die von ihrem Sohne, dem König so hoch verehrt ward und auf ihn den dauerndsten Einfluß übte, war ebenfalls bei Bontemps bestellt worden, von ihrer Ausführung wissen wir nichts. Der ganze Habitus von Franz und Claude ist von dem eben besprochenen verschieden. Franz hat einen durchaus vornehmen und modernen Ausdruck; die hohe, kahle Stirn, das anliegende Haar, der wohlgehaltene Bart, der Ausdruck des Mundes, die gerade Haltung des Kopfes erwecken nicht eben Vertrauen, noch weniger zeugen sie von religiöser Sammlung, um so mehr von einer zur andern Natur gewordenen Bildung und von Stärke des Wollens, die nicht viel Schranken kennt (strenuitas Hectorea wird sie in einer Grabinschrift genannt). Dagegen ist das Gesicht seiner jung verstorbenen Gattin, Claude de France († 1524), ein sehr geistiges, ihre Augen sind nach

oben gewendet und sie blickt mit innerer Sicherheit und hohem Ernst nach einem über das Sichtbare Hinausliegenden. Man begreift vor diesem Bilde recht wohl, wie die wirklich fromme Königin bei ihrem Tode in den Ruf der Heiligkeit kommen konnte, Kerzen auf ihrem Sarg geopfert wurden und wunderbare Heilungen erzählt. Die ganze Gestalt der beiden ist einfach und klar in der Umhüllung ausgeprägt. Diese selbst aber frei von aller Manier und maßvoll behandelt. Dieselbe Treue und Natürlichkeit, dasselbe Maß giebt sich in den trefflich erhaltenen Knabengestalten der beiden Prinzen kund.

Die lange Reihenfolge historischer Darstellungen, Scenen aus der Schlacht von Marignano und dem Einzug in Mailand (1515), der Schlacht bei Cerisoles und dem Einzug in Carignan (1544) ist allerdings der eben betrachteten am Grabe Ludwigs XII. sehr ähnlich, aber viel freier von römischen Reminiscenzen, vor allem im Costüm. In den Schlachtgruppen, in den über die Zugbrücke sprengenden Reitern, in dem fechtend sich zurückziehenden kaiserlichen Heer ist eine über den Chronikenstil hinausgehende dramatische Lebendigkeit. Daneben ist die Architektur besonders der schmalen Ost- und Westfronten mit großer Fülle und Feinheit des ionischen Stiles aufgeführt und die biblischen Reliefs des Tonnengewölbes, ein Werk anderer Hände, verlassen die kirchliche Tradition gänzlich gegenüber einem allgemeinen Idealismus.

In der Marmorvase des König Franz hat Bontemps antike Gedankenwelt und antike Form auf das Glücklichste vollständig durchgeführt; der kirchliche Charakter ist dabei gänzlich verwischt. Die ganze Dekoration erinnert an den Stil der Rafaelischen Logen. In acht Reliefs sind Scenen der Instrumental- und Vokalmusik, der Lyrik und Astronomie, sowie der Plastik, der Zeichnung, der Architektur und der geographischen Wissenschaft dargestellt.

Wir gestehen unbedenklich diesen Werken von Bontemps und seinen Genossen die höchste Stelle in der Entwickelung der Renaissance zu, wie wir sie hier vor Augen haben. Es haben in maßvoller, wohl abgewogener Verwendung die drei heterogenen Elemente des nordischen Naturalismus, der antiken Idealität und der überreichen, Gesammtwirkung erstrebenden, modernen Erregtheit ihren richtigen Platz erhal-

ten. Man könnte sich denken, es sei in der That von da eine glückliche und allseitige Weiterentwickelung möglich gewesen.

Doch nein, das dritte große Denkmal, das Heinrichs II., aus den Händen von Germain Pilon hervorgegangen, ist der schlagendste Beweis dagegen. Allerdings zeigt sich eine Delikatesse der körperlichen und Gewandbehandlung selbst in dem strengeren Stoffe der Bronze, aus dem die sechs Hauptgestalten bestehen, die in Erstaunen setzt: man sehe sich nur das an feinen Zügen so reiche Gesicht von Heinrich II., den Fluß der langschleppenden Königsmäntel an, aber es ist die fromme Naivetät geschwunden, es ist vor allem die so gefährliche Einigung antiker typischer Formen und einer bewußten Gefühlserregtheit, also Sentimentalität vollständig erfolgt.

Sicherlich hat der Künstler das Wesen von Heinrich II. und Catharina von Medicis trefflich erfaßt. Die Handbewegung des ersteren ist sehr bezeichnend: er faltet sie nicht mehr einfach, nein die Rechte legt er wie reuig hingebend auf die eigene Brust, die Linke ist nicht ohne feine Manier ausgestreckt. Catharina hebt die Hände zum Falten weit vom Körper ab, mit Bewußtsein verrichtet sie diesen Akt, ihr Gesicht mit den festen, großen Zügen ist ganz darauf gerichtet ihn mit Energie durchzuführen. Die vier vom Denkmal getrennten Bronzestatuen der Tugenden tragen entschieden den Charakter der Koketterie. Noch mehr tritt aber das Weltliche und darin gesteigerte Gefühlsleben in den vier Reliefs hervor, die am Sockel die drei christlichen Tugenden aber um eine ächt römisch katholische, nämlich die der guten Werke vermehrt, uns vorführen. Die Liebe, die sich ihrer letzten Hülle entledigt, um einen Armen zu kleiden, sie wird fast zu einer schönen Hetäre. Aber welche Bewegung ist in den Gruppen der Bittenden, der Dürftigen, der auf das himmlische Jerusalem Schauenden! Das ist erhöht jene dramatische Richtung in den Schlachtbildern der Vorgänger.

Wir stehen hiermit an dem Schlusse unserer Wanderung durch St. Denis. Sie hat vor uns ein großes Stück französischer Geschichte vorübergeführt, nirgendswo in Frankreich ist das, was die Franzosen zu einer Nation, zu einer Einheit gemacht hat, was der Träger ihrer Ideale war, das Königthum noch so lebendig und zusammenhängend zu studiren, als unter den Gräbern von St. Denis! Und wahrlich

die bildende Kunst hat nicht die unbedeutendsten ihrer Kräfte dieser Ahnengalerie zugewendet. Die größten Kunstepochen Frankreichs, das 13. und 16. Jahrhundert, sind hier verkörpert. So viel reicher, so massenhafter die von Louis Philipp gegründete historische Galerie von Versailles ist, den einheitlichen Eindruck gewährt sie nicht; der durchgehende rothe Faden eines edeln und von einer höhern Hand geweihten Königthums ist dort nicht zu suchen, die Stätte selbst, die ganze Umgebung ist durchaus nicht verwachsen mit den aufgehäuften Schätzen.

Kehren wir zurück aus diesen stillen, sehr vereinsamten Räumen, aus der kleinen Stadt St. Denis in das unruhige Treiben von Paris!

Die Kirche war es, deren monumentale Entwickelung in Paris wir zunächst nach dem Königthum verfolgen wollten. Wir haben bereits zwei bedeutende Verkörperungen derselben kennen gelernt, la sainte Chapelle auf der Citéinsel und St. Denis bei Paris; nur die letztere haben wir uns architektonisch näher zergliedert und dabei die zwei Hauptzeiten ihrer stilmäßigen Durchbildung, die von Louis VII. und Louis IX. näher herausgehoben. Auch für Paris selbst sind wir durchaus auf diese und auf die an dem einzelnen Denkmal Schritt für Schritt erfolgende Entpuppung gleichsam des gothischen Stiles angewiesen. Die Gothik ist durchaus die künstlerische Signatur des mittelalterlichen Paris. Denken wir daran, welcher Fülle romanischer Werke wir im Süden und Westen Frankreichs begegnet sind, wie sie hier nicht etwa nur als halb zerstörte Ruinen einsam stehender Abteien erscheinen, sondern als die beherrschenden Bauwerke ganzer Städte, überschauen wir die nicht kleine Zahl von Rundbogenbauten der Normandie, versetzen wir uns endlich zurück an die Ufer des Rheines, hin in das heilige Köln, wo neben dem Höhepunkt gothischer Kunst der romanische Stil seine interessantesten Denkmale aufzuweisen hat, so muß uns die gänzliche Armuth von Paris für diese Epoche der Kunst entschieden auffallen.

Ich kenne nur ein einziges Beispiel des romanischen Stiles dort, es ist St. Germain des Prés, jene mächtige Abtei, die sich am längsten in sich abgeschlossen und in ihrer Selbständigkeit gegen den von der Cité ausgehenden Assimilationsproceß angestrebt hat — und doch ist auch sie durchaus kein hervorragendes Glied in der Reihe der roma-

nischen Bauten und selbst in ihrem Chor dem neuen Princip bereits anheimgefallen.

Wer von der Nähe des Institut de France der Straße der Petits Augustins, eben Bonaparte getauft, vorbei dem großen Hofe des Palais des Beaux arts in das Innere vom Stadttheil St. Germain folgt, wird sich bald vor einer eng gebauten, hohen Häusermasse finden, welche alle älteren Verkehrstraßen zu einem bedeutenden Umweg gezwungen hat und nur schmale, enge Zugänge in ihr Inneres einläßt, allerdings auch durch eine bedeckte Passage heute zertheilt ist. Ein neuer schmaler Durchbruch führt uns auf den kleinen Platz, an dessen einer Seite zwischen Häusern eingepreßt ein alter, schwerfälliger Thurm sich erhebt: der Thurm von St. Germain des Prés. Nur sein oberer, wenig schmalerer Absatz ist durch ein großes Fensterpaar nach allen vier Seiten und trennende Säulen mit korinthisirendem Capitell gegliedert, an den Ecken treten immer 2 Säulen zusammen. Ein einfacher, weitgestellter Zahnschnitt bekrönt das Ganze. Hierin correspondirt er mit den zwei den Beginn des Chores markirenden Thürmen ganz und gar, von denen wir an dem Eingang nichts ahnen, welche aber in vier Absätzen sich schlank verjüngen und bereits an den unteren Theilen denselben Zahnschnitt zeigen. Die untere, mit Strebepfeilern an den Ecken verstärkte Masse durchbricht ein hochalterthümliches Portal, in vier Absätzen sich perspectivisch verengend. Acht Gestalten, je vier an jeder Seite, bis zur ersten Revolution erhalten, vertraten architektonisch einst die Schäfte starker Säulen, deren Capitelle und förmliche Säulenbasen noch existiren. Die Capitelle haben entschieden in den Akanthusblättern, in den rund gebildeten Voluten das Gepräge des korinthischen, aber zwischendurch zeigen sich Sphinxe, Vögel und mancherlei menschliche Bildung.

Durch eine unscheinbare Vorhalle tritt man in das stattliche Kirchenschiff, das durch seine Ausdehnung nach jenem wenig versprechenden Zugang wahrhaft überrascht. Die Seitenarkaden öffnen sich in überhöhten, von schweren Halbsäulen getragenen Bogen. Zwischen den letzteren steigen im Mittelschiff die vorderen Halbsäulen hoch über den Pfeiler zwischen den Oberfenstern empor und schließen mit korinthischen Capitellen. Auf diesen sitzen dann die flachen Rippen des ein=

fachen, rundbogigen Kreuzgewölbes auf. Nur eine scharf hervortretende Platte der Fensterbänke markirt hier die Horizontale. Die Vierung liegt schon in der Mitte der Länge, da offenbar die Form der Kirche als Klosterkirche auf möglichste Vergrößerung des Chores berechnet ward. Dieser selbst aber bietet in seinem Abschluß eine bedeutend abweichende Form dar. Zwar ist dieser Abschluß noch halbrund, aber an ihn lehnen sich bereits fünf Kapellen, ebenfalls halbrund endend. An Stelle der stattlichen Pfeiler mit Halbsäulen und hoher Rundbogen dazwischen drängen sich dicke Rundsäulen mit kurzen Spitzbogen. Eine kleine, aber flach gebildete Arkade zieht sich darüber hin. Die auf den Akanthuscapitellen der Rundsäulen aufsetzenden Dienste gliedern sich zu je drei für die oberen Rippen des spitzbogigen Gewölbes.

Wir haben in diesem Chorschlusse bereits ganz dasselbe System, das uns in St. Denis begegnete. Mit Recht wird man denselben als eben vollendet zu denken haben, als Alexander III. 1163 feierlich die Consecration der Kirche vollzog. Ob das Schiff selbst mit den zwei Seitenthürmen und dem Façadenthurm dem Bau aber angehört, welcher unter Abt Morandus (seit 990) und unter der besonderen Gunst des König Robert unternommen und vollendet ward, scheint mir mehr als zweifelhaft. Der rohe Hauptkörper des Façadenthurmes weicht sicher soweit zurück; gerade der Erbauung eines Thurmes und des Aufhängens der Glocke rühmt sich der Abt in seiner Grabschrift. Aber weder eine figurirte, perspectivische Vorhalle noch die reiche, plastische Bildung der Capitelle im Inneren, noch weniger das ausgebildete Gewölbesystem für das Hauptschiff wüßte ich sonst irgendwo so früh nachzuweisen. Und wir können uns Paris gerade damals am Beginn der Capetinger Zeit nicht nothdürftig genug in seiner äußern Erscheinung denken, ja entschieden zurückstehend gegen die burgundische und die Rheingegend. Die Umwandelung flacher romanischer Basiliken in gewölbte ist aber eine aus dem 12. Jahrhundert immer häufiger, vor allem an den drei großen Domen des Mittelrheines wie an den Abteien der Normandie sich herausstellende Thatsache.

Wie mir wenigstens eine übersichtliche Anschauung der Außenseite der Kirche von keinem der Zugänge, z. B. dem zur Vierung führenden, zu

Theil geworden ist, so kann ich auch nicht berichten, in wiefern die großartigen, bis zur ersten Revolution stehenden Gebäude, die mit der Kirche die einst von Mauer und Graben umschlossene Abtei bildeten, gänzlich zerstört oder in Privatwohnungen verbaut sind. Das Letzte wird von wichtigen Theilen ausgesagt; so von der Chapelle Notredame, welche neben dem Chore der Kirche von dem berühmten Baumeister unter Ludwig IX., Pierre Montreuil († 1260) erbaut ward und diesem selbst als Ruhestatt diente. Gerade das 13. Jahrhundert hatte bewunderte Meisterwerke in den weltlichen Gebäuden der Abtei geschaffen: so ein Refektorium als einheitlichen Saal ohne Pfeilerstellung, aber in der Größe einer Kirche unter Abt Simon 1239—1244, so den Klostergang seit 1227, dessen Hauptseite allerdings 1557 mit antiken Säulenstellungen umgebaut ward, so den Schlafsaal, den Capitelsaal mit kühnem auf einer Mittelgruppe von vier leichten Säulen ruhenden Gewölbe. Die Abteiwohnung aus derselben Zeit hatte 1586 Kardinal Karl von Bourbon niederreißen und durch eine moderne ersetzen lassen.

Also auch die romanische Kirche St. Germain des Prés weist uns in ihrem Chor und den zugehörigen Klostergebäuden in die Gothik hinüber. Diese haben wir in ihren Hauptentwickelungsmomenten näher zu markiren und an Hauptbeispielen zu belegen. Es handelt sich um die Zeit von Louis VII. und Abt Suger, dann vor allem um die Glanzperiode von Louis IX. Während nun in untergeordneter Weise für kirchliche Bauten die für Deutschland gerade so überaus reiche Zeit der völlig entfalteten, üppigen Gothik im 14. und 15. Jahrhundert in Betracht kommt, haben wir dagegen als dritte Hauptgruppe die Kirchen des 16. Jahrhunderts zu nennen, in deren gothische Gesammtanlagen sich antike Formen fügten.

Die hohe Verehrung der Jungfrau Maria, welche im Abendlande gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts ihren ersten Anfangspunkt in einer Kirchengründung (Maria Maggiore zu Rom), sechs Jahrhunderte später durch die Feststellung ihres officium und eines bestimmten ihr geweihten Tages den legalen Abschluß erhielt, datirt für Paris speciell aus den späteren Carolingerzeiten. Bei der Belagerung von Paris durch die Normannen (886) hatte das Gebet des Bischof Gozelin zu der Jungfrau und Gottesgebährerin, zu „dem leuchtenden

Morgenstern" rasche Wirkung gehabt. Abbo preist sie dafür, die erhabene Maria, der die Stadt geweiht sei, unter deren Schutz sie sicher leben, mit der ganzen Fülle der auf sie concentrirten Gleichnisse und Beinamen. Im Jahre 945 hatten bei einer verheerenden Epidemie, genannt le feu sacré, le mal des ardents die davon Ergriffenen allein Hülfe und Genesung in der Kirche der Maria gefunden; Herzog Hugo hatte die dort zusammengedrängte Menge täglich gespeist. So überstrahlte mehr und mehr die Himmelskönigin den benachbarten Ersten der Märtyrer Stephanus, dessen Kirche gerade während jener Belagerung noch Hauptkirche gewesen zu sein scheint. Sehr bald aber, im 10. Jahrhundert setzen die Bischöfe ausdrücklich ihrem Titel hinzu, daß sie Bischöfe der Kirche der Jungfrau Maria in Paris seien. Nachdem das Neugewonnene bereits durchgedrungen war, gab man diese specielle Bezeichnung wieder auf. Unter ihren Schutz stellen sich gleichsam die übrigen Heiligen von Paris, indem man Reliquien derselben, so von St. Etienne, St. Germain, St. Denis, St. Marcel, St. Cloud in die neue Kathedrale überträgt.

Notredame von Paris gewinnt mit der steigenden materiellen Macht des Bischofes, mit dem Ansehen der Könige, die hier ihre Gebete hielten, die Messe hörten, ihre Gelübde erfüllten, ihre États généraux versammelten (so 1302), mit dem merkwürdigen wissenschaftlichen Leben, das gleichsam unter ihren Augen sich sammelte, ein weit über die Stadt, über die Gränzen des Bisthums hinausgehendes Ansehen, sie ward für ganz Frankreich die Vertreterin des Frauendienstes, nach seiner mehr ritterlichen, wie rein spiritualistischen Seite. In diesem umfassenden Sinn, mit einer die eigenen Kräfte fast überschätzenden Kühnheit hat Bischof Maurice de Sully den großen, jetzigen Bau um 1160 mit dem erzbischöflichen Palaste daneben und dessen Doppelkapelle begonnen. Seinen Zeitgenossen erschien es als ein Unternehmen, dessen Ende nicht abzusehen sei; Cäsarius von Heisterbach findet den Eifer übermäßig. Aber der Bischof ließ sich nicht irren: im Jahr 1182 war das Chor vollendet und sofort ward der Hochaltar eingeweiht. Jetzt noch giebt er sich durch eine etwas geringere Breite als den älteren Theil zu erkennen. Mit voller Strenge ist hier die Rundung in der eigentlichen Chornische, in den doppelten Umgängen, endlich dem Ka-

pellenkranz durchgeführt. König Philipp August bestätigte 1190 durch eine ausführliche Urkunde alle Schenkungen der Vorgänger und fügte neue hinzu. Unermüdet ward das Werk unter Odo, Sully's Nachfolger fortgesetzt. Die Kirche St. Etienne verschwand vor dem Bau der Kreuzflügel. Für das Portal des einen derselben bezeichnet eine Inschrift das Jahr 1257 als Beginn und einen Johannes als Meister. Wann die Façade vollendet ward, ist unbekannt, jedenfalls nach dem Tode Philipp Augusts (1223), an den Sculpturen des Chores ward noch 1351 gearbeitet. Also zwei Jahrhunderte sind über der Vollendung des Werkes von Maurice Sully hingegangen, aber sie ist auch vollendet und zwar nach einem durchaus einheitlichen Plan. Gerade dies giebt ihr in unseren Augen einen besonderen Werth. Wir haben es mit dem durchgeführten Entwurfe Eines genialen Geistes zu thun.

Als ich an einem der ersten Tage meines Aufenthalts in Paris, mich absichtlich der Führung des Zufalls überlassend, nach fast stundenlangem Herumstreifen in dem Straßenlabyrinth der alten Ville endlich bei dem Hôtel de ville wieder ein offenes Terrain gewann und nun über den breiteren Seinearm der Arcolestraße folgend vor der Façade von Notredame stand, hat diese durch ihre merkwürdige Einheit und Übersichtlichkeit, durch die Strenge ihrer Formen mich wahrhaft überrascht. Dieser erste Eindruck ist mir bei öfterer Wiederkehr und den verschiedenartigsten Ansichten durchaus geblieben. Wie gliedert sich das Ganze einfach in drei Hauptmassen, Portal, Rosette und Fenster und endlich Thurmkörper! Eine zierliche, moderne Säulengalerie mit Kleeblattbogen zieht sich über den Portalen hin, leicht schoßt eine andere über dem Rosettenraum empor und gewinnt bereits die zu den Thürmen überführenden Verhältnisse. Die Thürme selbst sind durch je ein hohes Fensterpaar der Mauermasse entledigt und gliedern ihre Eckpfeiler als schlanke Arkadenpolygone. Diese letzteren stimmen allerdings nicht zu der scharfen Linienumgränzung der unteren Theile, noch weniger jener durchgängige Kräuselschmuck von Bossen, der an Säulen und Bogen hinaufkriecht.

In höchst bescheidener Weise sind die die Façade der Länge nach in drei Theile theilenden Strebepfeiler gebildet: da ist von Zusam-

mensetzung keine Rede, ebensowenig von jenem pyramidalen Sich-verjüngen und Aushauchen gleichsam der eigenen Kraft in einer Menge Baldachine und Fialen; sie lassen sich ruhig von jenen Arkadenräumen umschließen. Und nun die Bildung der das Innere und Äußere vermittelnden Theile! Kein hoher Giebel isolirt für sich das einzelne Portal; ein einfaches Dreiecksgesims deutet allerdings bei dem einen, etwas niedrigeren aber breiteren Stufenportal den Gedanken daran an. Die Gruppenbildung der Fenster ist noch nicht in völliger Vernichtung der Mauertheile zu künstlichen Gruppen fortgegangen. Rosette und Fensterpaar bleibt noch wohl geschieden. Und in der Fülle dieser Rosetten von den kleinen kleeblattförmigen der Ecken zu den mittleren der Fensterpaare und zu der prachtvollen, vielbewunderten Hauptrosette, welcher durchgehende Charakter! Der Spitzbogen hat hier noch keinen Eingang gefunden, Rund- oder Kleeblattbogen herrschen. Wo er dagegen in den großen Formen auftritt, hält er bis auf die Thurmfenster breite Verhältnisse fest. Eben dies durchgehende Gleichgewicht zwischen Höhe und Breite läßt uns auch den Horizontalabschluß der Thürme in der Nähe weniger auffallend erscheinen, während er in der Ferne durchaus unkünstlerisch wirkt.

Die Plastik, welche bekanntlich in so riesenhafter Fülle die großen gothischen Kathedralen Nordfrankreichs besetzt und zu weltgeschichtlichen Compendien umgewandelt hat, mußte der architektonischen Strenge und Einfachheit von Notredame sich fügen. Sie beschränkt sich an der Façade auf die drei Portale, die wenigen Baldachine der Strebepfeiler und endlich die untere, leichte Arkade. Acht und zwanzig Könige bis auf Philipp August füllten die letztern nach allgemeiner Sitte, die Wohlthäter und Schützer der Kirche an der Façade anzubringen; sie sind Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört. Eben war man beschäftigt, die Pappfiguren, die ihre Stelle zu einer bestimmten Feierlichkeit versehen hatten, an Stricken wieder herabzulassen.

Die großen Reliefdarstellungen der Thürfelder, an drei Reihen übereinander aufsteigend und in kleine Gruppen geschieden, welche das jüngste Gericht, das Leben und den Tod der Maria, die Geburt Christi darstellen, haben, wie es scheint, weniger durch die Revolution, als durch die Schmeichelei gegen die allerhöchsten Herren der Erde gelitten.

Man hatte wenigstens in die mittlere, die heilige und priesterliche Thüre, einen hohen Bogen eingebrochen und diesen auf moderne Säulen gesetzt. Hier mitten unter dem Weltenrichter, unter den zagenden und bangenden Gestalten ist das Bourbonenwappen anspruchsvoll eingefügt. Die genauere Betrachtung dieser Reliefs und ihrer Umgebung an Heiligen, Propheten, Königen, Jungfrauen, Märtyrer, dann den wandelnden Erscheinungen des Himmelslichtes in den zwölf Zeichen mit den entsprechenden menschlichen Beschäftigungen war mir durch die umfassenden Restaurationsarbeiten und ihre Verschläge unmöglich gemacht.

Treten wir in das Innere von Notredame, so haben die Sansculotten der neunziger Jahre der ungehemmten Erfassung des eigentlichen Gebäudes einen entschiedenen Dienst geleistet. Verschwunden sind die anspruchsvollen Bilder der französischen Schule eines Lesueur, Lebrun, welche ein jährliches Geschenk der Goldschmiedzunft, die Intercolumnien häßlich verdeckten, verschwunden ist der ganze kostbare, aber durchaus zopfige Aufbau des Hochaltars und der Chorstühle, verschwunden die Mausoleen mit Sensenmännern und trauernden Genien. Eine auffallende Einfachheit herrscht hier in allem Kirchengeräth und die Schranken des Chores, der Sitz des Erzbischofs, der Altar kündigt uns nicht an, daß wir in der Kathedrale von Paris stehen. Um so vernehmlicher spricht aber der Säulenwald der fünf Schiffe und der Kapellenreihen, die stolze Höhe (104 Fuß) des Mittelschiffes, der wahrhaft malerische, immer sich verändernde Durchblick durch alle diese Räume. Und nicht allein Größe und Mannigfaltigkeit, vor allem auch die Menge und Tüchtigkeit der Arbeit, die mit dem Äußern correspondirende Einfachheit ist es, welche uns gegen jene Zeiten ihrer Entstehung und ihren dombauenden Drang mit hoher Achtung erfüllt.

Sehen wir uns nur das allerdings schematische Blätterwerk der Säulencapitelle, die Zwickel und Gesimse mit Kleeblatt, Weinlaub, Ahorn an! Und im Aufriß der Seitenflächen des Mittelschiffes ist an der umlaufenden Galerie, wie an den darüber sich erhebenden Fenstern durchaus noch jenes einfachste Gruppensystem zu zwei oder drei mit Wandfüllung festgehalten, wie an der Façade. Die Gewölbgurte sind flach gebildet. Trotzdem wird es uns nicht schwer fallen in dieser Einheit die Spuren der Fortentwickelung zu erkennen. Im Chor noch

Digitized by Google

lauter Rundsäulen mit schwerem runden Fußgesims, dort nur Zweitheilung der Galerieöffnung, dort die Oberfenster mit ganz nacktem Rosettenrund; im Mittelschiff zwar noch die Rundsäule, aber die Galerie um eines mehr gegliedert, in den Seitenschiffen Wechsel von Rundsäule und Säulenbündel, vieleckige Basen neben Runden, am reichsten behandelt die Bogengurte der Kapellen. Auch die Rosetten des Querschiffes stehen nicht blos absichtlich an Gliederung weit der vierzig Fuß in Durchmesser haltenden Prachtrosette der Façade nach.

Eine strenge, tüchtige Schule hat das Baugewerk von Paris und mit ihm das Auge der nach Notredame einst strömenden Menge durchgemacht. Ich begreife es aber sehr wohl, daß heutzutage auch die kircheneifrige Masse von jenen einfachen Räumen sich fernhält und sich andern, glänzenderen, ihr homogeneren Kirchen zuwendet, die mit dem Büßergewand des Mittelalters die Eleganz und Buntheit eines modernen Boudoirs zu verbinden wissen.

Wir brauchen nicht die Citéinsel zu verlassen, um von Ludwig VII. und Bischof Maurice Sully zu Ludwig IX. und seinem Baumeister Eudes von Montreuil zu gelangen. Kathedrale und Palais sind die zwei Marksteine der Cité, jene oben, dieses unten am Ende der ältesten Stadt. Wir gehen sofort durch den Hof des Palais zu der Sainte Chapelle.

Doppelkapellen sind für den mit mittelalterlicher Archäologie nur etwas Vertrauten nichts Ungewöhnliches mehr, mögen sie nun einem vornehmen Herrensitz oder einem reichen Damenstift gehört haben. Es spricht sich darin so scharf und offenherzig die feudale Ansicht des Mittelalters aus, die in der Privatkapelle die Abstufung vom Freien zum Hörigen (serf), vom Herrn zum niedern Ministerialen auch auf die Beziehung zum Himmel überträgt, und daher in denselben Mauern eine untere und obere Kapelle, meist jedoch mit geöffnetem Mitteltheil des Bodens construirt, so daß beide Theile dieselbe Messe hören können. Wir hätten bis 1831 neben Notredame die vom alten erzbischöflichen Palast noch erhaltene Doppelkapelle aufsuchen können, in deren oberem Theile der Erzbischof täglich Messe hörte, wo feierliche Versammlungen, Disputationen gehalten wurden, während in dem unteren die Urtheile des erzbischöflichen Gerichtes verkündet, dem Gesinde und den Gefangenen

Gottesdienst gehalten wurde. So war auch in dem königlichen Palais die Existenz einer solchen Privatkapelle und zwar als Doppelkapelle fast sicher vorauszusetzen.

Aber als Ludwig IX. an Stelle der alten, von König Robert erbauten Kapelle St. Nicola im J. 1239 eine neue zu bauen unternahm, da war ein ganz neuer Gesichtspunkt hinzugekommen, derselbe der Hunderttausende nach dem Orient, in das heilige Land getrieben hatte, der gerade Ludwigs IX. Seele tief erfüllte. Das bedrängte lateinische Kaiserthum in Byzanz griff, um aus dem Westen sich Hülfe zu suchen, zu dem letzten Mittel, die hochgehaltenen Reliquien, die angeblich von Helena gesammelt, das östliche Rom als christliche Metropole gleichsam darstellte, zu verschenken oder besser zu verkaufen. Die Dornenkrone, schon fast in den Händen der Venetianer, ward Ludwig angeboten und in feierlicher Gesandtschaft 1239 glücklich nach Frankreich gebracht. Bis nach Troyes zog der König mit seiner Mutter Blanca und seinen Brüdern ihr entgegen und begleitete von da die kostbare Gabe von Stadt zu Stadt. Barfuß, in einfacher Tunika, barhaupt, so trug er von St. Antoine mit seinem Bruder die Bahre mit der Krone, gefolgt von einer Reihe von Bischöfen, Äbten und Herren bis nach Notredame. Sichtlich leibhaftig war ja nun in Paris im Besitz des Königs die himmlische Krone des wahren Jerusalems.

Für sie ward nun die neue, die heilige Kapelle bei dem Palais erbaut; die Jungfrau Maria mußte mit dem unteren Theil vorlieb nehmen. Zu der Krone aber kamen 1247 durch eine förmliche Verkaufsurkunde die weiteren Reliquien des Leidens Christi hinzu, ein sehr großes Stück des Kreuzes, Schwamm, Lanzenspitze, Dornenscepter, Purpurmantel. Die Zahl der Geistlichen stieg schon unter Ludwig auf 21, unter Karl V. hatte die Ste. Chapelle bereits ein unmittelbar unter dem Papst stehendes Kapitel und der Grand maitre oder Trésorier desselben war eine der höchsten geistlichen Würden. Es entstand ein förmlicher Wetteifer der folgenden Könige und der großen Lehnsträger, in ihren Lieblingspalais ähnliche Stes Chapelles zu gründen: so in Vincennes, in Vivier, Dijon, Bourges, Mans, Chateaudun.

Es ist wohl klar, daß auch die äußere Erscheinung, die künstlerische Durchbildung der Sainte Chapelle bedingt war durch jene religiöse

Begeisterung, die gleichsam nach Paris die Leidenstätte selbst übertragen sah, daß, so wenig bedeutend die Größenverhältnisse waren, doch das Werk des Eudes von Montreuil ein weit in seiner Wirkung über Paris hinaus reichender Musterbau werden konnte.

Als ein hoher schlanker, polygonalender Chor erhebt er sich zu 120 Fuß über die umgebenden Gebäude, leider fehlt ihm der Glockenthurm, der bis in das 17. Jahrhundert ihn zierte. Ein starkes Gesims markirt die fast nur als ein sehr hohes Sockel erscheinende untere Abtheilung, in die einfache, kleine, breite Fenster ein mäßiges Licht fallen lassen. Die Mauermasse herrscht hier durchgängig zwischen den starken Strebepfeilern vor, während über einer niedrigen, oberen Mauer der ganze weitere Bau sich in ein großes System von gewaltigen Fenstern und Strebepfeilern auflöst. Noch sind die Fenster streng gebildet, aber bereits vierfach und mit drei Rosetten gegliedert; über ihnen erheben sich Wimperge, aber sie wagen sich über die Horizontale des oberen Abschlusses wenig heraus. Die Pfeiler, wenig sich verjüngend enden in sehr reich gebildete, aber verhältnißmäßig noch breite Fialen.

Der Westseite ist in sehr glücklicher Weise eine in je drei Bogen sich öffnende, doppelte Vorhalle vorgeschoben, die der zurücktretende Hauptkörper mit einer großen Rosette und dem zwischen zwei Fialenthürmchen emporgehobenen Giebel vollständig beherrscht. Eine sehr elegante Galerie schließt den Vorbau horizontal ab, ähnlich eine zweite das Rosettenquadrat. Die Treppe steigt jetzt in der unteren Halle unmittelbar empor, früher war ein Treppenhaus zur Seite angebaut, das aber die schlanke, elegante Erscheinung des Ganzen entschieden beeinträchtigte. Unwillkürlich belebt sich dem Beschauer der Anblick dieser weiten, prachtvollen Vorhalle durch die Gestalt des im Königsornat alle Charfreitage vortretenden Ludwig, der umgeben von seinem ganzen Hofstaat die Leidenszeichen persönlich der unten auf dem Platze harrenden Menge vorzeigte. Eine bedeutungsvolle Sitte, die viele der späteren Könige treu beobachtet haben.

Noch war alles in vollster Thätigkeit, den Bau in seinem Innern, in den Sculpturen der Vorhalle, dem Anstrich der Wände, dem Holzschmuck, dem Mosaiciren des Fußbodens zu restauriren, als ich am vorletzten Tage meines Aufenthalts in Paris glücklich, trotz des gege-

denen Verbotes Fremde einzulassen, Eingang fand. Ein düsterer Regenhimmel dämpfte jeden Farbenglanz und ließ besonders die untere Kapelle nur im Halbdunkel erscheinen. Aber mit wahrer Freude wandelt man hier zwischen der doppelten Reihe meisterhaft leichter, gothischer Säulenbündel, zu denen die Decke gleichsam nur spielend mit ihren Gewölbgipfeln herabsteigt. Und doch tragen sie den hohen, oberen Bau. Wie schwingen sich hier oben aber die schlanken Säulen der Halbpfeiler zwischen den von Farbengluth erfüllten weiten Fenstern zu den Rippen des einheitlichen Gewölbzeltes empor und bilden so im Chor endlich zusammenfüllend, das kostbare Gehäuse für den hochverehrten, königlichen Schatz! Man hat hier nach den erhaltenen Überresten alles in Farben restaurirt, vom Fußboden bis zur Sternendecke. Unter den Fenstern ziehen sich farbige Wappenbilder hin, vor allem die französische Lilie und die Burg Kastiliens, an Ludwig IX. und seine mütterliche Vormünderin, Blanca von Kastilien erinnernd. An den Halbpfeilern sind die Apostel plastisch und in Gold und Farben prangend hergestellt. Die Glasmalereien, zum großen Theil noch aus dem 13. Jahrhundert erhalten, stellen in Rankenwerk emporsteigend kleine vorbildliche Scenen der Geschichte des alten Testamentes dar.

Allerdings mag bei heller Beleuchtung dieser Farbenreichthum für unser Auge fast verwirrend wirken, aber im Sinne der ursprünglichen Anlage lag er, wie er auch nachzuweisen ist, ganz und gar. Es sollte ja das Ganze gleichsam einen goldenen Reliquienschrein bilden. Tritt man wieder heraus in die offene Halle, umschreitet den Chorschluß, überall erregt die Schärfe der Gliederung das leichte, ganz frei gebildete Laubwerk, der schlanke Charakter des Ganzen freudige Bewunderung. Der Fortschritt des Stiles von Notredame ist unverkennbar, es ist jeder Theil eines gothischen Baus zu seinem Recht gelangt — und doch hat der französische Sinn die horizontale Linie, die zur Übersichtlichkeit, zum Herstellen des Bildrahmens so wichtig ist, noch scharf markirt.

Wir könnten von der Kunst eines Eudes von Montreuil noch manche, jährlich aber mehr schwindende Spur in Paris aufsuchen. Die größten Werke aber, wie die Abteikirche St. Antoine, wie St. Croix

dela Bretonnerie (1254—58 erbaut), wie die Karthause sind von dem Boden der Stadt verschwunden, über die Fundamente der letzteren breitet sich der Luxembourggarten aus. Es kommt auch uns nur darauf an die charakteristischen Beispiele der Entwickelung aufzustellen.

Ich hob gleich beim Beginn unserer Pariser Kirchenwanderung hervor, wie wenig das erste Jahrhundert der Valois, die Zeit von Karl V., VI., VII. in bedeutenden kirchlichen Unternehmungen vertreten sei; der Grund liegt in der allgemeinen Zerrüttung Frankreichs durch die englischen Kriege, speciell in der Ohnmacht der Könige in Paris und der Spaltung der Stadtentwickelung durch das sich emancipirende Bürgerthum gegenüber der Cité und Université. Allerdings mußte auch der bürgerliche Freiheits- und Organisationsdrang sich in kirchlicher Form, in kirchlichen Brüderschaften und Stiftungen aussprechen. Noch heute steht als ein gewaltiger Denkstein jener Zeit einsam im engen, schmutzigen Quartier der Fleischer (de la Boucherie) der Thurm S. Jacques; seine Kirche, der er aber nur einfach zur Seite gestellt war, hat er verloren mit dem Kapellenkranz, dem reichsten Familienarchiv gleichsam des bürgerlichen Paris. Er gehört dem großen Neubau von 1374 an, ist aber erst unter Franz I. vollendet worden. Die riesenhaften Straßendurchbrüche, die so eben vom Louvre in das Herz des alten Paris geführt werden, lassen ihn auf einmal in weiter Ferne innerhalb der Stadt selbst sichtbar werden.

Zwischen mächtigen Strebepfeilern steigt er empor, seine Wände in zwei ungeheuern Fensterpaaren öffnend, mit Spitzbogenornamenten reich überkleidet, abgeschlossen durch ein Gesims, über das aber nothwendig das Auge nach der hohen, ragenden Spitze sucht. Vergleichen wir ihn mit jenen zwei, ebenfalls isolirten gothischen Thürmen von Bordeaux, die ja noch direkter unter englischem Einfluß errichtet sind, so kann er an Größe und Massenhaftigkeit, durchaus aber nicht an Schönheit der Einzelarbeit und an Gliederung in Etagen mit ihnen wetteifern. Und wollen wir uns des nordischen Charakters von Paris recht lebendig bewußt werden, so stellen wir nur jenen Campanile von Florenz, ebenfalls das Wahrzeichen der republikanischen Blüthe aus ziemlich derselben Zeit, daneben. Schon der Stoff, die Fülle plastischer Darstellung, die wohlberechnete Einrahmung des Ganzen, das

mäßige durch Farbe des Steines gehobene Profil aller Hauptglieder zeigt uns die Aristokratie der Bildung, des Anstandes, bewußter wissenschaftlicher und künstlerischer Anschauung, die in Italien überhaupt und vor allem in Florenz so frühzeitig durchdrang, gegenüber einem nordischen, kräftigen, nach voller Unabhängigkeit strebenden, aber handwerklichen Bürgersinn.

Jedoch eine Kirche können wir als Vertreterin dieser Epoche sehr wohl bezeichnen, welche mit ihren Langseiten und Chor versteckt liegt in den engen Gassen des ihr einst gehörigen Bourg, deren Façade aber im Laufe dieses Jahrhunderts breit und stattlich geöffnet ist gegen den Louvreplatz. Wir kennen ja bereits St. Germain l'Auxerrois in seiner weit in Merovingerzeit zurückreichenden religiösen und politischen Bedeutung, jetzt gilt es nur kurz sie als Bauwerk zu charakterisiren. Als solches ist sie entschieden influenzirt von der steigenden Bedeutung des Louvre als neuer, feudaler Mittelpunkt des Königthums; der Louvre gehörte in den Bereich des Pfarrsprengels von St. Germain, diese ward später die eigentlich königliche Pfarrkirche und so nahmen die Könige unmittelbaren Antheil an dem Ausbau, haben fast alle großen und bedeutenden Menschen, die dem Louvre als Baumeister, Maler, später als Gelehrte und Glieder der in Louvre tagenden Akademie angehörten, ihre Grabstätte in St. Germain gefunden.

Der älteste Theil ist jedenfalls der einzige, auf der Südseite beim Beginne des Chores stehende, aber seiner Spitze beraubte Thurm, der frühgothische Formen, ja im umlaufenden Fries noch Rundbogen zeigt. Mit Recht wird man die Anlage eines zweiten Thurmes an der nördlichen Seite wenigstens projektirt zu denken haben. Von da ist der Neubau des Chores zuerst erfolgt in der Notredame entschieden nachgebildeten Weise: fünfschiffig, mit Rundsäulen, auf denen kurze Spitzbogen aufruhen, im Inneren halbrund endend. Der äußere Abschluß dagegen ist hier polygon und zwar durch ein abgestumpftes Zehneck gebildet: offenbar ein Auskunftsmittel bei der Enge des Raumes, als das kirchliche Bedürfniß den Kapellenkranz allmälig um die ganze Kirche legte, wodurch diese eine unverhältnißmäßige Breite erhielt und vor allem die Strebebögen ihre nach oben widerstrebende Kraft verloren. Das führte dann zu einer sehr künstlichen Gewölbanlage der mittleren

Endkapelle. Der Chor macht heutzutage dazu noch einen um so merkwürdigeren Eindruck, da diese gothischen Rundsäulen im vorigen Jahrhundert, als das Collegiatstift aufgehoben und somit der Chorabschluß entfernt ward, in modernster Weise cannellirt und mit Blumenguirlanden als Capitell umgeben und entsprechend die darüber sich erhebenden Fensterpfeiler dekorirt wurden. Querschiff und Schiff der Kirche sind bereits als dritter Bautheil in den Formen des funfzehnten Jahrhunderts gebildet. Massenhafte, schlankgerippte Pfeiler gehen unmittelbar ohne allen Fries in die hohen Spitzbogen über, die aus dem Mittelschiff in die Seitenhallen führen. In diesen ist zwar die Rundform des Pfeilers noch beibehalten, aber er ist schlanker und leichter geworden. Der Eindruck des Innern ist jetzt durch die volle Restauration der Glasmalereien in den sehr breiten und hohen Oberfenstern ganz dem ursprünglichen nahe gebracht; im Querschiff sind die des funfzehnten Jahrhunderts auch noch wohl erhalten.

Der bestimmte Charakter der Kirche wird aber endlich an der Façade durch die breit sich vorlagernde, mit dem größten Reichthume von Formen und Farben gebildete Vorhalle aufgeprägt. Wir fanden eine solche bereits bei der Sainte Chapelle, dort aber zugleich auch den bestimmten Grund in jener alljährlich erfolgenden Ausstellung der Reliquien. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie hier in St. Germain zwei Jahrhunderte später das Beispiel mit ausgesuchter Pracht befolgt wird, zunächst ohne solchen Grund, soweit mir bekannt. Die Verschmelzung der Halle mit den Thürmen und dem Aufriß der Kirchenschiffe in der gothischen Façade wird aufgegeben, die Façadenthürme läßt man bei Seite, die Halle wird wieder, wie bei der Basilika selbständig, aber nun offenbar den prachtvollen Lauben und Altanvorbauten weltlicher Gebäude analog gebildet. Ist hierin nicht schon ein Anfang zu jenem System der späteren Renaissance gegeben, jeder Kirche ein glänzendes Vestibule von Säulen vorzubaun? Bei St. Germain wirkt sie aber entschieden günstig, um die übermäßige Breite der Kirche zu verdecken, oder besser gleichsam für sich zu gliedern. Fünf Portale, ohne Unterbrechung aus den Pfeilern in die Bogen übergehend, führen in das Innere hinein. Vor ihnen sind die drei mittleren gleich hoch gezogen, aber unter diesen haben die zwei äußeren ein bedeutend

schlankeres Verhältniß, ganz so wie bei der Ste Chapelle. Die äußersten Portale rechts und links sind als untergeordnete, breitere scharf abgesondert. Zwischen ihnen steigen schlanke, reich geschmückte Fialen auf, unter Baldachinen Statuen zeigend. Diese, sowie der ganze Farbenschmuck des Innern, die blaue, goldbesäete Sternendecke z. B., sind jetzt wieder hergestellt. Überrascht wird man aber, wenn man das einzige Portal der Kirche dann ins Auge faßt. Höchst bescheiden ist dieses im strengen gothischen Stile gebildet. Je vier Halbsäulen tragen die Wulste der ziemlich steilen Portalöffnung, aber an die Stelle von drei hoch abgeschnittenen Schäften sind Statuen gestellt, die glücklich der Zerstörung entgingen: König Childebert, Königin Ultrogotha, durch spätgothische Inschriften so benannt, ein Diakonus Wulfram und gegenüber ein Engel, Genovefa und ein Bischof. So gehört das Portal den ältesten Bautheilen an und ist, wie so häufig von dem vom Chor ausgehenden Umbau als der äußerste, westliche Theil nicht mehr berührt worden oder wie hier in der Vorhalle versteckt.

Ich wies bereits auf eine vierte Entwickelung des gothischen Stiles, als eine in Paris reich und eigenthümlich vertretene hin. Sie fällt fast durchgängig der Zeit von Franz I. anheim und ist unter lebendiger Theilnahme des kunstsinnigen Königes selbst zu ihrer Consolidirung gekommen. Der Rigorist des klassischen oder des gothischen Stiles wird allerdings von dieser Gruppe der Bauwerke sich mit einem von vorn herein verwerfenden Urtheil wegwenden, und doch ist sie nicht blos für die kulturgeschichtliche Betrachtung von hohem Interesse, die in den Zeiten des Übergangs, des Umschwunges der ganzen Weltanschauung die in einanderlaufenden Fäden der alten und neuen Zeit genau zu verfolgen und die Ansatzpunkte des neuen Gespinnstes gleichsam zu fixiren im Stande ist, sondern ein sehr bedeutendes praktisches Interesse waltet dabei. Wie hat man damals in der Zeit der ersten begeisterten Aufnahme klassischer Formen in Kunst, wie in Sprache und Denken, die Bedürfnisse der christlichen und zugleich nordischen Welt mit jenen verschmolzen? Worin liegen die Anfänge zu den großen Verirrungen der späteren Renaissance und des Rococo, aber was ist auch innere Nothwendigkeit gewesen? Das ist ja noch heutzutage auch der Kern- und Streitpunkt einer modernen Baukunst. Verken-

nen wollen wir dabei nicht, daß wir heute auf wissenschaftlichem Wege zu einem ganz anders umfassenden, besonders das ächt Griechische als Grundnorm des Antiken erkennenden Überblicke der Baustile gelangt sind, als man damals irgend geahnt hat, und doch ist der gewaltige Hauch jenes klassischen Geistes gleichzeitig mit dem der religiösen Erneuerung, wie er damals durch die gebildete Welt zog, für uns in seiner Unmittelbarkeit und Stärke eine schwer ganz zu begreifende Erscheinung.

Das Material zur richtigen Erkennung dieses Umschwunges auf dem Gebiete der Kunst ist noch wenig gesammelt und gesichtet. Kommt es doch also zunächst in der Architektur nicht nur darauf an zu fragen, welches sind die ältesten Renaissancebauten eines Landes, sondern, welcher Art sind sie? Steht hier das kirchliche und weltliche, das fürstliche und bürgerliche auf gleicher Linie? Und wo kommt zuerst, wo zuletzt die Antike im Bauwerk zum Vorschein, im Ornament, in den constructiven Theilen, in der ganzen Disposition? Wir haben auf unserer Wanderung schon auf einzelne, hier einschlagende Erscheinungen näher aufmerksam gemacht: der gothische Dom von Orléans noch im 17. Jahrhundert stilmäßig erneuert, unmittelbar dabei die Renaissance der Schlösser des Loirethales und der Privathäuser in Orléans; in Paris der Louvrebau und für die Entwickelung der Tektonik und Plastik die Grabmäler von St. Denis.

Die bedeutende Gruppe von Kirchen, welche wir hier im Auge haben, trägt schon ihrer ursprünglichen Bestimmung nach ein gemeinsames Gepräge und ist derselben bis heute fast durchgängig treu geblieben. Sie sind nämlich Pfarrkirchen, abgezweigt bei dem großen Wachsthum der Stadt von der Kathedrale oder den großen Abteien und allmälig selbst wieder zu Mittelpunkten bedeutender Sprengel mit Nebenkirchen und Kapellen herangewachsen. Und als solche bilden sie jetzt noch den ständigen Mittelpunkt des bürgerlichen Kirchenlebens: da sind die Messen am fleißigsten besucht, da wird getauft, getraut, gebeichtet, da Todtenämter gehalten. Es ist kein besonders elegantes, auserwähltes Publikum da versammelt, nicht der Fremdenbesuch stark, aber die meist benachbarten Märkte führen des Morgens regelmäßig Marktgänger und Marktgängerinnen herein.

Ich nenne hier zunächst St. Eustache als eine Art Musterbeispiel, am Eingange des Hallenquartiers gelegen. Seit 1213 als eine Kapelle der h. Agnes erwähnt, seit 1223 dem Eustachius geweiht, dessen Reliquien damals nach St. Denis kamen, durch Privatstiftungen sehr bereichert, von Brüderschaften besucht, ward sie im Jahr 1532 in einem vollständigen Neubau bedeutend erweitert. Hundert Jahre vergingen über der Vollendung, aber kaum war sie 1637 geweiht, als bereits die vollständig zur Herrschaft gelangte Renaissance auf eine andere Gestaltung des Äußern drang. Seitdem ward Geld für eine solche Umwandlung gesammelt, aber erst 1754—72 die moderne Façade der Kirche vorgeschoben. Hierher gehört ferner auf dem rechten Seineufer die so besuchte, uralte Pfarrkirche St. Merry (unter Franz I. neu gebaut), ferner die leider zerstörte Pfarrkirche St. Sauveur an der Rue St. Denis, eine Abzweigung der Abtei St. Germain l'Auxerrois, nach der Abbildung in seiner Façade ein sehr elegantes Beispiel dieses Stiles, von 1537—1571 vollendet, dann ihren Hauptteilen nach St. Laurent (1548 bedeutend erweitert), endlich die alte, mit sehr ausgedehntem Pfarrsprengel und eigener Taufkirche begabte Kirche St. Gervais (Hauptanlage 1212—1420, Erneuerung 1581, davor eine moderne, bewunderte Façade von 1616).

Das linke Seineufer besitzt in der zu St. Geneviève gehörigen Pfarrkirche St. Etienne du Mont einen St. Eustache gleichkommenden Musterbau. Im Jahr 1491 ward der Neubau beschlossen, unter Franz I. der Hauptsache nach durchgeführt; 1610 ward aber bereits der Grundstein zu der im Sinne eines Rubens angeordneten modernen Façade gelegt. Die Kapellenseiten von St. Severin, in dem Jahre 1489 begonnen, die Pfarrkirche St. Médard seit 1561 mit Hugenottengeldern ganz erneuert und erweitert, sowie mehrere sehr bedeutende Kirchenanlagen gehören hierher, welche aber entweder gänzlich zerstört oder anderem Gebrauche anheimgefallen sind: so die nie ganz vollendete Kirche der Abtei St. Victor, seit 1517 umgebaut, der Hauptteil von St. Benoit, seit 1832 in ein Theater verwandelt, die abgebrochene ältere Kirche St. Sulpice.

Was sind nun die gemeinsamen charakteristischen Merkmale dieser Architektur? Zunächst eine gothische Gesammtanlage, mit poly-

gonem Chorschluß, markirter Kreuzbildung, bedeutender Breitenausdehnung durch die Kapellenbauten, Thurmbauten neben der Vierung ähnlich denen italienischer Basiliken. Die Construction ist noch berechnet auf das Gewölbe, daher hohe Pfeiler im Innern und Strebepfeiler nach Außen. Das Gewölbe selbst wird sehr weit gespannt und steigt oft in höchst künstlicher Weise in freischwebenden Schlußsteinen nieder; diese werden wohl gar zu förmlichen Miniaturkirchen (Chapelle de la Vierge in St. Gervais); es erinnert dies ganz und gar an die spielenden Formen der Alhambra. Indem die Fenster außerordentlich breit werden, die Pfeiler höher emporsteigen und so die Mauerflächen sehr reduciren, fällt die zierliche Zwischengalerie weg oder sie schließt sich allerdings unorganisch eingefügt als ein prunkender Bau um die Rundpfeiler und steigt wohl in mancherlei Windungen zur Erde nieder (St. Etienne). Der Lettner, bekanntlich einer der Hauptpunkte spätgothischer Ornamentik, wird in weitestem Bogen gespannt und horizontal scharf abgetheilt. Der Spitzbogen der Fenster und Thüren zeigt die mannigfaltigsten Umbildungen in den breitgedrückten und in den Kielbogen. Auch kommt nun der Rundbogen wieder zu voller Anwendung, bald nur eine Gruppe von Spitzbogen umschließend, bald ganz durchgeführt, meist nur als flaches Bogensegment erscheinend. Selbst die großen Scheidebogen der Kirchenschiffe gehen zur Rundung ganz über (St. Eustache, St. Etienne). Die Formen erinnern dabei öfters an die der florentiner Architektur des Orcagna und des Brunelleschi. Einfachheit in der Gruppirung wird gleichzeitig der größten Üppigkeit zum durchgeführten Princip (St. Sauveur).

Am entschiedensten macht sich der zur Antike zurückkehrende Geist in den rein dekorativen Theilen geltend: man kann sagen, noch umranken nur moderne Formen mittelalterliche Constructionen, sehr bald müssen sie diese constructiven Theile selbst umwandeln. Das zeigt sich am schärfsten in den Spitzgiebeln, in Pfeilern und Strebepfeilern. Die ersten werden zu abgeschlossenen Dreiecken, mehrfach mit Runden gefüllt, die Strebepfeiler nähern sich den Lissenen, die Baldachine der Form kleiner Säulentempel, sie erhalten eine Art Capitell, horizontale, fein im Relief gearbeitete Bänder verbinden mehrere; nur als Zeichnung tritt an den Pfeilern Säulen- und Gebälkbau auf (altes

Portal von St. Eustache). Die inneren Gewölbpfeiler imponiren noch durch ihre Gesammtmasse und freies Aufstreben; noch ist der Fuß gothisch gebildet, aber am Hauptkörper heben sich statt Rundsäulen zwischen Hohlkehlen im feinen Relief antike Pilaster ab, zwischen den Oberfenstern treten auch Halbsäulen an deren Stelle (St. Eustache) und ist der Hauptkörper selbst ein einfacher Cylinder geblieben, doch zieht sich schon der Eierstab als Capitellfries um seinen oberen Schluß (St. Etienne).

Während man ein Jahrhundert später Massen von constructiven Theilen des antiken Baus in einen viereckigen Raum oder höchstens ein Tonnengewölbe einschachtelt und dazu womöglich auch das Größte in vergänglichem Stoffe, in Stuck bildet, zeichnet die Bescheidenheit, die eben das Dekorative auch nur als solches ausgeben will, und die tüchtige feine Arbeit im Steinmaterial gerade diese Frührenaissance aus. Auch der Farbenschmuck des Mittelalters wird beibehalten. In St. Eustache waren soeben große Gerüste aufgestellt, um Pfeiler und Gewölbe wieder in reichster Weise, meist grün, braun, gold zu bemalen.

Wir schließen hiermit unsere Kirchenwanderung durch das mittelalterliche Paris. Eine mehrjährige, gründliche Lokalforschung würde eine Fülle des interessantesten Details uns noch an die Hand geben, um das ganze reiche Kirchenleben von Paris in seinen sichtbaren Überresten zu überschauen. Denken wir nur an das eine Faktum, daß auf der Cité allein sich 21 Kirchen befanden, indem fast jede bedeutende Abtei und Pfarre des übrigen Paris im Centrum gleichsam eine Vertretung ihrer selbst zu besitzen wünschte. Aber die Kirche des Mittelalters ist nicht allein innerhalb der Kirchenwände zu suchen: gemeinsames Leben, Schule und Armen- und Krankenpflege, das sind die drei Hauptrichtungen, nach denen sie gleichsam ihre Rechte durch die mittelalterliche Gesellschaft sendet. Ich kann den letzten Punkt hier nur erwähnen, da mir die persönliche Kenntniß des jetzigen, so großartig eingerichteten Armen-, Kranken- und Gefängnißwesens abgeht und von da aus nur die geschichtlichen Notizen über die mittelalterlichen Institutionen der Art Leben und Schärfe erhalten. Aber welcher auch noch so flüchtige Reisende wird nicht etwa bei einem Gange nach dem

Jardin des plantes nach der Bestimmung jener beiden, langen Façaden fragen, die der Kathedrale nahe den einen Seinearm weithin umschließen und unter sich durch Brücken verbunden sind? Das Hôtel Dieu reicht urkundlich bis Anfang des 9. Jahrhunderts zurück und ist von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen, so daß es jetzt die Bevölkerung einer kleinen Stadt an Kranken in sich schließt. Und welche umsichtige Fürsorge für eine bestimmte Gattung von Kranken spricht sich in der Stiftung Ludwigs des Heiligen aus, welche 300 Blinde mit ebensoviel Sehenden zu einer großen Hausgemeinde vereinte, in den sogenannten Quinze-vingts? Wie Hospitäler für Kranke und Pilger an der großen Straße St. Denis sich häuften, haben wir bereits früher erwähnt.

Das Klosterleben war es, wie wir sahen, das um die Cité neue Centra für Landbau, Handel, Gewerbe schuf. Die große zweite Epoche des Klosterlebens, welche mit der Congregation von Clugny beginnend ihren vollen Ausdruck in den Schülern des h. Franciscus und Dominicus fand und welche zugleich die wichtige Erscheinung der geistlichen Ritterorden zeitigte, hat, wenn irgend in einer Stadt, gerade in Paris ihre vollste geistige Wirkung ausgeübt und zu ihrer Gestaltung und äußeren Erscheinung entscheidend beigetragen. Es galt nicht sowohl äußerlich ganz neue Regionen der Stadt zuzuführen, obgleich auch dies der Fall war, als das Innere zu gliedern und bestimmten Theilen ihr Gepräge zu geben.

Die Templer, von zwei Nordfranzosen 1118 gestiftet und auf dem Concil zu Troyes 1128 bestätigt, müssen sehr bald unter Ludwig VII. festen Besitz in Paris gewonnen haben. Bereits 1147 hielten sie ein Kapitel daselbst im Beisein des Pabstes und Königs. 1182 wird schon ein Streit zwischen ihnen und den Fleischern verhandelt wegen Anlegung einer Fleischbank. Seit 1205 wird urkundlich das Haus der Templer erwähnt. Der Abtei St. Martin benachbart umschloß eine starke Mauer mit Thürmen den Bezirk des Temple mit einer Marienkirche, Markt und Gärten. 1306 ward der 150 Fuß hohe, viereckige Thurm, umgeben von einer Mauer mit vier Rundthürmen als ächt mittelalterliches Centrum dieser Burganlage erbaut, welcher unverändert zwischen den übrigen modernisirten Gebäuden noch in die

Neuzeit hereinragte und durch die letzte Gefangenschaft von Ludwig XVI. vor seiner Vernichtung traurige Berühmtheit erlangt hat. Auch die Kirche, welche ebenfalls in der Revolution zerstört ist, bot mitten in der Längenanlage der entwickelten Gothik noch die ursprüngliche Kreisstellung einfacher Pfeiler mit einer Kuppel dar, bekanntlich nach jener interessanten, vom Orient neu angeregten Aufnahme der Rundbauten mit Einführung gothischer Details, die alle Templerkirchen charakterisiren. In die Erbschaft der Templer, deren edler Großmeister auf einer Sandinsel nahe der Cité, jetzt ihrem unteren Endpunkt (Place Dauphine) den Scheiterhaufen bestieg, trat 1313 der ältere Johanniterorden und sein Großprior für Frankreich residirte nun im Temple zu Paris. Im 17. Jahrhundert erbaute sich dieser einen prachtvollen Palast mit dorischer Vorhalle vor dem Vorhof. Der ganze mauerumschlossene Bezirk aber barg in sich fast die Bevölkerung einer Stadt (3—4000 Menschen); zu den zahlreichen Rittern und Würdenträgern kamen Handwerker aller Art, die sich dadurch der städtischen Gerichtsbarkeit und Abgaben entzogen und endlich Schuldner, die hier gegen die Verfolgungen ihre Gläubiger sicher gestellt waren. Die weite Culture du Temple außerhalb der Mauern füllte sich mit Häusern. Im August jedes Jahr belebten sich die Markthallen des Temple zum regsten Treiben; ein großer Jahrmarkt ward hier gehalten. Der Marktverkehr ist geblieben, in zwei großen Hallenvierecks entfaltet der Trödelhandel seine mannigfaltigen Schätze, die wie ihre Verkäuferinnen oft nach wunderbarstem Schicksalswandel hier angelangt sind, um noch einmal für andere Schichten menschlicher Gesellschaft eine neue Rolle zu spielen. Straßen haben die Gärten, den stolzen Mauernkranz durchzogen und ein Kloster ist nun als ein letzter Zufluchtsort, vielleicht ein Correctivmittel eröffnet. Der Name des Temple haftet aber für immer an einer der Hauptstraßen von Paris und einer Vorstadt.

Eine kleine Kapelle des h. Victor und die Celle dabei, in die sich wohl Einzelne zu strengerer Bußübung einschlossen, auf dem linken Seineufer und weit außerhalb städtischen Anbaus gelegen, ward 1113 zur Abtei regulirter Canonici gemacht und ein hochgesteigertes religiöses und literarisches Leben concentrirte sich dort unter strengen Formen. Heute suchen wir vergebens die fensterreiche, in drei Etagen

emporsteigende Kirche, die Bibliotheksgebäude mit ihren Manuscriptenschätzen in der Rue St. Victor.

Die Cistercienser, auf burgundischem Boden als Orden seit 1098 erwachsen, durch Bernhard von Clairvaux zu einer über ganz Europa sich rasch ausbreitenden, das Gesetz der Charitas mit Begeisterung predigenden Macht gesteigert, haben sich ursprünglich principmäßig von den Städten ferngehalten, erst eine zweite jüngere Gründungsreihe schließt sich hier der Weise der Franciskaner und Dominikaner an. So sind die zwei Cistercienserstiftungen von Paris jüngeren Datums: das Frauenkloster St. Antoine weit vor dem damaligen Abschlusse der Stadt gelegen, nahm 1204 Cistercienserregel an und ward in seiner selbständigen, an Landbesitz reichen Stellung 1223 von Ludwig IX. bestätigt. Seine Bedeutung für die Stadterweiterung lernten wir bereits kennen. Die Bernardiner schräg gegenüber auf dem anderen Seineufer sind zunächst nur ein 1244 gestiftetes Collegium für Cistercienser aus Clairvaux, die in Paris ihre Studien machen wollten, erst 1320 wurde es mit vollen Rechten als Kloster ausgestattet und neu in größerem Stile erbaut. St. Antoine ist zu einem Hospital geworden, seine Kirche ist zerstört, die Bernhardiner sind gänzlich bis auf den Straßennamen verschwunden.

Mit der Regierung Ludwigs des Heiligen tritt in aller Fülle der neue, hochgesteigerte Drang nach klösterlichen Verbindungen und zwar mitten in dem weltlichen Treiben der Städte organisirend für Paris auf. Man muß staunen, welche Zahl von Stiftungen sich hier auf wenige Jahrzehnte zusammendrängen. Da sind es vor allem die zwei von Blanka und Ludwig hochbegünstigten Orden der Dominikaner und Franciskaner: 1217 siedeln die ersten Schüler der Dominicus sich in Paris an; 1218 erhalten sie bereits das kleine Hospital St. Quentin am Berg der Genovefa, die dabei befindliche Kapelle St. Jacques wird nun durch die Liberalität Ludwigs zur stattlichen Kirche und weitläufige Bauten für Wohnungen und Lehrsäle schlossen sich daran; ein Theil der Stadtmauer kommt in ihre Hände und weit über dieselbe in die Fossés de St. Jacques und in den jetzigen Luxembourggarten erstrecken sich ihre Besitzungen. Der Name der großen vom Petit Pont bis zum Observatoir führenden Straße St. Jacques ist der Kirche ent-

lehnt und in ganz Frankreich trugen die Dominikaner die Bezeichnung les Jacobins.

Erst im Jahre 1230 gelang es dagegen den Franciskanern (den Cordeliers oder Frères Mineurs) auf dem Boden der Abtei St. Germain des Près, aber innerhalb des Mauerschlusses der Stadt, einen Platz zunächst geliehen zu erhalten; 1240 bekamen sie die Erlaubniß zur Erbauung einer Kirche, die Louis IX. bis 1262 vollenden ließ unter dem Namen Ste. Madeleine. Auch sie nehmen nun einen bedeutenden Theil der Mauergränze von der Porte d'Enfer an ein. Weitläufige Lehrsäle und große Klostergebäude wurden durch Karl V., dann Anna von Bretagne hinzugefügt. Ein Brand hatte 1580 die Kirche zerstört und so ist diese unter Heinrich III. neu erbaut worden im größten Maßstabe. Bei den Cordeliers zu ruhen war ein sehr erstrebtes Vorrecht; eine Reihe von Königinnen sind dort begraben. Was ist jetzt aus diesen Anlagen geworden? Die gegenüberliegende Ecole de Medecine hat ihre Attractionskraft ausgeübt. Nur ein Stück Mauer ist von der Kirche übrig geblieben, an ihrer Stelle öffnet sich ein durch eine Fontäne geschmückter Platz. Der große Klosterhof aber mit seinen angränzenden Sälen ist zur Klinik verwendet und das durch seine Größe berühmte Refektorium birgt jetzt die Schätze des Musée Dupuytren.

Zu diesen zwei wichtigsten Orden kommen die Trinitarier, seit 1199 bestätigt, 1209 in Paris bereits ansässig und hier nach einer Kapelle Mathuriner genannt. Ihre Baulichkeiten verdanken sie der Liberalität von Louis IX. Hier war der sichtliche Centralpunkt der Universität, von dem 13. Jahrhundert bis 1764 hielt sie ihre großen Versammlungen in einem der Sääle des Ordenshauses. Nur der Straßenname les Mathurins erinnert uns jetzt an diesen Orden, dessen der Befreiung der Christensklaven aus den Händen der Ungläubigen gewidmete Thätigkeit mir an jenem zwischen einsamen Vignen des Cäliusberges in Rom gelegenen Portal einst lebhaft entgegengetreten war. Das Zeichen des blau und rothen Kreuzes trägt es noch an sich und die kunstvolle Mosaik der Cosmaten zeigt die zu dem thronenden Christus hingeführten Sklaven. Eines der vielen Beweise, wie treu der

Boden Roms noch bewahrt, was im immer drängenden Leben der modernen Weltstädte nothwendig untergegangen.

Zwischen Mathurinern und Cordeliers faßten die Prämonstratenser seit 1252 festen Fuß in der Rue de la Hautefeuille und erwarben sich mit der Zeit ein großes Häusercarré (île de maisons mit einem dem römischen insula adäquaten Ausdruck), spät erst eine kleine Kirche. Die Beziehung zur Universität, die Bildung der jungen Prämonstratenser war hier zunächst der Zweck. Fünf Jahre später nahmen die Karthäuser auf die besondere Einladung von Louis IX. Besitz von einem öden und angeblich von Dämonen bewohnten königlichen Gebäude, Maison Vauvert; die Dämonen schwanden und 26 Cellen umgaben den zweiten Klosterhof der Karthause. Die großen, einförmigen Baumalleen des Luxembourggarten, welche nach dem Observatoire sich hinziehen, haben die Stelle der Karthause eingenommen; in der Louvregalerie aber sind die großen Bilder aus dem Leben des h. Bruno von Lesueur versetzt, welche die Wandarkaden des hintersten Klosterhofes füllten. Eine ähnliche Wanderung von dem rechten auf das linke Seineufer machten die Carmeliter, deren erste Vertreter mit Ludwig 1254 aus dem heiligen Lande gekommen und 1259 an dem Quai des Celestins festen Besitz gewonnen hatten. Im Jahre 1309 gründeten sie in der fast ganz mit akademischen Anstalten besetzten Rue de la Montagne de Ste Geneviève ihr großes, weitläufiges Kloster. Fügen wir endlich noch die Ansiedelung der Großen Augustiner seit 1259 hinzu, welche aber erst 1281 zur Bildung eines Collegs, d. h. einer akademischen Bildungsanstalt für ihre Ordensmitglieder ermächtigt wurden und deshalb in den Stadttheil der Université von ihrem kleinen Besitzthum im Faubourg Montmartre sich übersiedelten, um hier endlich 1309 nach neuer Ortsveränderung unmittelbar an dem Seinequai bei dem späteren Pontneuf ihre Kirche und Hörsäle zu gründen, so haben wir auf dem linken Seineufer die große Gruppe der Klosterstiftungen des 13. Jahrhunderts überschaut.

Aber auch das rechte Ufer sah unter der Fürsorge von Louis IX. mehrere wichtige Anlagen erstehen. Im Jahre 1229 siedelten sich im Bereiche der Kirche St. Paul die regulirten Canonici des strengen Ordens der h. Catharine du Val des Ecoliers an, speciell gelehrten

Studien hingegeben, wetteifernd von der königlichen Familie und der Corporation der Leibwache, der sergents d'armes unterstützt. Die Servi B. Mariä Virginis oder Weißmäntel (Blancs manteaux), seit 1258 im Quartier St. Avoie etablirt, fanden in dem Eremitenorden der Guillelmisten nach ihrer baldigen Auflösung ihre Nachfolger und diese gingen in die reformirte, große Congregation St. Maur im 17. Jahrhundert auf. Ihre Rococokirche ist als Pfarrkirche noch wohl erhalten. Ihnen ganz benachbart erhielten die kürzlich auf dem malerischen Felsen Huy im Maasthale gestifteten regulirten Canonici de la sainte croix de la Bretonnerie, die sogenannten Kreuzträger (Porte-croix) von Ludwig IX. vor 1258 Grund und Boden; der Baumeister des Königs erbaute ihre Kirche. Eine Passage neben der protestantischen Kirche führt jetzt durch die Klosteranlage. Und endlich hatte die merkwürdige Genossenschaft der Beguinen, deren ausgedehnte Höfe noch heute in Gent, Brügge, Antwerpen dem Fremden sich öffnen, in derselben Gegend von Paris ihre Stiftung seit 1231.

Doch wozu, höre ich wohl fragen, diese lange Aufzählung nun verschollener Orden, wozu das mühsame Aufsuchen ihrer Überreste auf dem Boden des modernen Paris? Das Kunstinteresse ist sehr wenig dabei betheiligt, uns öffnen sich nicht mehr diese bewunderten Kreuzgänge, Refektorien, Domitorien, diese Kapellen und heimlichen, rings umschlossenen Gärten. Und ist denn der Gewinn für das Culturleben von Paris aus ihnen allen, aus diesen, sich gegenseitig oft neidisch bekämpfenden, in thätigem Müssiggang sich erschöpfenden Congregationen der Rede werth gewesen? Allerdings würden diese Einwürfe gerecht sein, wenn nicht in der Fülle dieser gleichzeitigen Stiftungen, die den verschiedensten Gegenden entstammen, die verschiedensten auch national getrennten Individualitäten auf einen Boden zusammenführten, verschiedene Ziele des geistlichen Lebens verfolgten, schon ein Beweis für die Universalität des damaligen, von Ludwig dem Heiligen geleiteten Pariser Lebens läge, wenn vor allem zweitens nicht der bei weitem größte Theil von allen diesen Stiftungen sich gruppirt hätte um Einen Mittelpunkt, um die mittelalterliche Wissenschaft als Ganzes und ihre äußere Form, die Universität.

Fragt man in unseren modernen Hauptstädten nach der Univer-

sität, so zeigt man uns ein großes modernes Gebäude, mit einer Reihe Hörsäle, die den Vorträgen der verschiedensten Disciplinen im Laufe des Tages dienen, mit einer Aula für die Gesammtfeierlichkeiten, vielleicht mit Promotionsälen, mit Sammlungen der verschiedensten Art, mit den Verwaltungsbureaus wohl ausgestattet. Zerstreut an den Enden der Stadt finden sich die großen, praktischen Anstalten für Medecin, Astronomie, Botanik, Archäologie. Ihr Zusammenhang mit jenem Universitätsgebäude ist meist nicht im Geringsten markirt, noch weniger der Zusammenhang dieses mit irgend kirchlichem Wesen. Wir sehen die abstrakte Idee der Wissenschaft unter der gehörigen Zucht des Staates hier gleichsam verkörpert und von dieser Gesammtidee selbst noch einzelne wissenschaftliche Disciplinen sich loslösend. Und das Interesse in der Bevölkerung für die Universität tritt nur vereinzelt in der ganzen Stadt bei denen auf, deren Lebenserwerb auf den Studenten berechnet ist. Höchstens daß in Zeiten großer politischer Aufregung das akademische Corps zur begeisternden, fortreißenden oder mäßigenden, gern gesehenen Macht wird! In dem Studenten selbst tritt allerdings das Gefühl der Einheit, wenn auch weniger auf dem Boden der Geselligkeit, doch hie und da in dem gemeinsamen Interesse für bedeutende Lehrerpersönlichkeiten an den Tag.

Ein reines Gegenbild bieten die alten Universitäten unserer kleinen Städte. Da kann man sagen, ist die ganze Stadt, bewußt oder unbewußt, wohl oder übel mit der Universität verwachsen. Vom Aufwärter bis hinauf zum Kaufmann und Beamten, alles hat ein Interesse an der Frequenz, an dem Beifall dieses oder jenes Docenten, an den Feiern und Verlusten der Anstalt. Und wo ist da das sichtbare Centrum? Man kann längere Zeit daselbst schon sich aufgehalten haben, ohne sich darüber klar geworden zu sein. Über die Stadt zerstreut sind die Auditorien, die medecinischen und sonstigen Anstalten und Sammlungen; die ganze Stadt ist Universität. Man kann kühnlich in jedem stattlicheren Gebäude eine Beziehung zur Akademie annehmen. Wenigstens hat da irgend ein berühmter Professor, etwa ein Ordinarius der Juristenfakultät gewohnt. Oder dieses kasernenartige Gebäude war allein auf Studenten berechnet. Straßennamen folgen wohl dem Namen gewisser Hauptcollegia. Das eigentliche, so wenig

hervortretende Centrum ist endlich von uns gefunden, aber nicht als Ein großes Gebäude, sondern als eine ganze, oft sehr gedrängte Gruppe mit Kirche, abgeschlossenen Höfen, nothdürftig erneuerten Räumen, deren erste Anlage sich aber als eine sehr massive und dauernde erwiesen: es ist ein alter Kloster- oder Stiftsbau. Und noch haben meist unverstanden kirchliche Gebräuche mannigfaltiger Art sich erhalten: hell läutet das Glöcklein zu den Promotionen, noch zieht das Corpus academicum in Amtstracht über den Klosterhof, noch sind ihm in der Kirche die domherrnartigen Plätze angewiesen, noch tritt wohl ein Professor der Eloquenz auf die Kanzel zur lateinischen Trauerrede. Aber wir müssen uns gestehen, diese akademische Atmosphäre, welche über einer solchen Stadt herrscht, dieses unbewußt in Sitte, Sprache, Ansichten sich ausprägende Einheitsgefühl aller Studirenden und Docenten in dem Begriff der Universität, das durch das Mittelglied der sogenannten Universitätsverwandten, als da sind Buchdrucker, Buchhändler u. s. w., sich auf eine ganze Stadt verbreitet, es fängt an mehr und mehr nur historisch zu werden.

Frische, neue, mit der Universität verbundene Institute bilden wirkliche Mittelpunkte des Interesses und die einst Tausende füllende Idee der Einheit aller Wissenschaft, bei aller bunten Mannigfaltigkeit, bei allem corporativen Geist, sie schwindet tagtäglich mehr.

Kehren wir nun mit dem Bewußtsein dieses Gegensatzes modernen und alten Universitätslebens zurück auf den Boden von Paris. Wie ist heute die Erscheinung desselben dort und gelingt es uns den Faden zurückzufinden zu jener Pariser hohen Schule, die, man kann sagen, drei Jahrhunderte lang der Heerd nicht allein des französischen, sondern des ganzen transalpinen wissenschaftlichen Lebens war? Wir haben die Seine vom Louvre aus auf dem Pont des arts überschritten, vor uns die Kuppel des Institutes und seine weit geöffneten, gebogenen Flügel, daneben die mächtige Façade des großen Münzgebäudes. Jeder Gang Seine aufwärts oder Seine abwärts bis etwa zum Pont Royal bietet, abgesehen von dem weiteren oft im Abendschimmer wunderbar farbigen und großartigen Blick auf die von Notredame überragten Häusermassen der Cité und die umschließenden Seinearme oder den reichbelebten Fluß hinab zu dem Grün des Tuile-

riengartens dicht neben uns rechts und links die interessanteste Augenbeschäftigung. Hier in unabsehbaren Reihen die großen Kasten gefüllt mit antiquarischen Büchern, alten und neusten, guten alten Bekannten und wahren Seltenheiten, dort Laden an Laden gedrängt Bilder aller Art, alte und neue, oft eine wahre Trödelbude alten Gerümpels, dazwischen aber auserlesene Sammlungen trefflicher Kupferstiche, alter Holzschnitte, größere antiquarische Buchläden. Wahrlich eine lockende Versuchung für einen deutschen Gelehrten und Kunstliebhaber, stundenlang mit den Augen zu kosten, zu blättern, hie und da hängen zu bleiben! Es knüpft sich wohl selbst eine Art freundschaftliches Verhältniß mit einem der älteren Kunsthändler, der eine tiefere, solide Neigung für gewisse Zweige des Kunsthandels bemerkt hat, an.

Aber wir wollen heute hier nicht hängen bleiben, auch nicht die interessanten architektonischen Zeichnungen, das lockende Material jeglicher Art, an Papier, Farben, Instrumenten uns betrachten, die gleich nahe dem Quai in der hier mündenden Straße des Petits Augustins genügend die Nähe der großartigen Kunstschule des Palais des Beaux arts ankündigen. Nein wir müssen der Seine etwas aufwärts folgen, um uns dann schräg in die unmittelbar hinter dem modernisirten Quai des Augustins in das Innere der Stadt zu schlagen. Es ist das berühmte Quartier Latin, das wir betreten, die Université im alten Sprachgebrauch. Fächerförmig ist es von dem naheliegenden Centrum Pont St. Michel und Petit Pont bis zu jenem, eine scharfe Gränze bildenden Straßenzuge, welcher als Fossés noch bezeichnet wird, ausgebreitet. Vier bis fünf Straßen bilden die Hauptradien, so André des Arcs, Hautefeuille, de la Harpe, St. Jacques, Galande und Place Maubert und ihrer für uns wichtigsten Fortsetzung Montagne Ste Geneviève. Zwischen ihnen strecken sich schmale Gassen, wohl als Sackgassen wirklich endend in verworrenen Höfen, oder diese ihre ursprüngliche Anlage noch deutlich kundgebend. Ungleichmäßiger sind die der Seine parallel gehenden Querstraßen vertheilt, bald dicht gedrängt, bald ungeheure Häuserinseln umfassend. Dabei folgt Name auf Name in derselben Richtung, ein Beweis für die frühere Isolirung und Gliederung.

Es bedarf keines sehr scharfen Beobachters, um zu bemerken, wie

dieser Stadttheil noch jetzt seine merkwürdig ausgeprägte Physiognomie besitzt. Bestimmte Mittelpunkte regeln alles, Gewerbe, Handel, Gasthöfe, Restaurationen, Hauseinrichtungen. Die Eleganz der Boulevards, die weitläufigen Räume des Faubourg St. Germain, aber auch der Schmutz der innern Ville, das unaufhörliche Gerassel der niedrigen, mit Waaren beladenen Wagen ist verschwunden, aber Industrie und Kunst scheuen die Nähe der wissenschaftlichen Anstalten nicht, sie fügen sich nur ihren Bedürfnissen; das Handwerk selbst tritt hier noch ursprünglicher, noch weniger als Arbeiten für die Schaustellung im Laden uns entgegen. Wir sind in der Nähe der École de Medecine, diesem prachtvollen ionischen Säulenhof und der hohen Kuppel des anatomischen Theaters: was drängt sich nicht da von Läden chirurgischer Instrumente, künstlicher Glieder, von Buchläden, die nur der Medecin und den Naturwissenschaften gewidmet sind? In großen Buchstaben werden hier Repetitorien, um in so und soviel Monaten das Examen zu machen, dort anatomische Privatübungen angekündigt. Weit und breit in den hierher führenden Straßen wohnen Hunderte, die lehrend und lernend, irgendwie vorbereitend für diesen Mittelpunkt streben und arbeiten. Ein ganz anderes Bild gewährt uns die enge Sorbonnestraße und der Platz dabei mit seiner hohen Rococofaçade der von Richelieu neu erbauten Kirche. Die ausgedehnten, äußerlich schmucklosen und ernsten Räume geben als die eines geistlichen Seminars sich ursprünglich kund, aber sie bergen neben der katholischen Theologie auch noch die beiden Fakultäten der exakten und historischen Wissenschaften.

Die Hauptpulsader des ganzen Quartier ist die Straße St. Jacques, die ächte und älteste Buchdruckerstraße seit den Zeiten eines Ulrich Gering, Jakob Kranz und Michel Freiburger (1469). Die Literatur, alte und neue, die eleganten Lehrbücher der exakten Wissenschaften finden hier in den Schaaren von jungen Leuten, die den historischen, ästhetischen, philosophischen, mathematischen Vorlesungen im Collège de France zuströmen, ihre besten Abnehmer. Im einfachen, klassischen Stile der Regierungszeit Ludwigs **XVI.** erbaut, öffnet ihnen dieses sein Portal zwischen hohen Gittern, nachdem sie wenig weiter aufwärts das Collège Louis le Grand, eines der

besuchtesten Obergymnasien Frankreichs entlassen hat. Folgen wir St. Jacques noch höher hinauf, so tritt uns zur Linken bereits das Riesenportal des Pantheon entgegen. Sein Erbauer Soufflot ist in dem Namen der zu dem Pantheonplatze führenden Querstraße verewigt. Diese kündigt in ihren Läden, ihren Caffés entschieden einen neuen wissenschaftlichen Mittelpunkt an, aber die Literatur und die kolossalen Anzeigen haben sich total geändert. Wir sind im Bereiche der Jurisprudenz und in wenig Schritten würden wir vereinigt finden, was zur Ausrüstung eines angehenden Juristen irgend nöthig wäre. Da drüben, jene wunderliche Façade im Kreissegment der ganzen, auf das Pantheon berechneten Platzrundung ist der allgemeine Magnet, dort sind die Ecoles de droit, nur eben jetzt noch geschlossen. Und daneben lockt die berühmte Bibliothek Ste Geneviève. Gegenüber St. Etienne du Mont, an der Stelle der Klostergebäude von Ste Geneviève ist das Collège Henri IV. (jetzt Napoléon) als ein zweites Gymnasium in diesem Bezirk errichtet. Ein drittes Gymnasium liegt ebenfalls nahe, in der Rue de la Harpe, das Collège St. Louis. Weiter hinab an der Montagne Ste Geneviève umschließen einen Hof die modernen, weitläufigen Gebäude der Ecole Polytechnique, die wahre Pflanzschule der großen industriellen Bildung, welche die Kräfte der Erde dem Menschen und seinem Verkehr dienstbar macht, die Musteranstalt für alle derartige Institute in Deutschland. Welche wichtige politische Stelle die Polytechniker in der letzten Revolution gespielt haben, ist bekannt genug.

Wir durchwandern recht stille Straßen hinter den Halles aux vins, wahren Sammelplätzen kleinerer Pensionate; schon künden uns die Namen der Straßen ein neues wissenschaftliches Centrum an: Jussieu, der große Botaniker, Guy la Brosse, der Leibarzt von Ludwig XIII., Geoffroy St. Hilaire, der phantasievolle vergleichende Anaton, Cuvier und Buffon, sie umschließen gleichsam den gewaltigen Jardin des Plantes mit den großen Sammlungen der descriptiven Naturwissenschaft und den Hörsäälen für alle Zweige derselben. Wir stehen hier ziemlich an der Gränze der Stadt nach Süden, aber noch nicht am Ziele unsrer wissenschaftlichen Wanderung. Ist es hier die Erde mit ihren Organismen, die in einer Art Miniaturbild nicht

blos Studirenden, nein der ganzen Bevölkerung gleichsam dargeboten wird, so weist uns jenes festungsartige Gebäude, auch eine Schöpfung von Ludwig XIV., auf dem höchsten, westlichen Punkt dieses Stadttheiles, zu dem die Rue St. Jacques gerade hinführt, auf die Betrachtung des Himmels hin. Die Sternwarte von Paris ist nicht als eine Sammlung ausgezeichneter Instrumente, nein als der Ort der größten neuern Entdeckungen und zugleich die Stätte jener berühmten Vorlesungen Aragos, die Herren und Damen aus ganz Paris versammelten, bedeutend. Zwischen dem Observatoire aber und dem Pantheon haben die große Centralschule des Bergbaus und die der Pharmacie noch ihren Platz. Rechnen wir endlich noch die großen medecinischen Anstalten hinzu, von der Charité bis zur Salpetrière, dann jene Mutteranstalt des Taubstummenunterrichts, ferner die wichtigen, die theologische Fakultät weit überragenden Anstalten für Bildung katholischer Geistlicher und Missionäre, vor allem das Seminaire St. Sulpice, die alle in ihrem Lokal mehr oder weniger nahe dem Quartier latin sich anschließen, so müssen wir sagen, eine Concentration des wissenschaftlichen Lebens in allen seinen Beziehungen, mit Ausnahme der großen Nationalbibliothek und des Nationalarchives, ist hier in Einem Stadttheil gegeben, wie nirgends in der Welt; es ist das materiell eine wahre Universitas literarum.

Aber sind diese Anstalten auch in ihren Rechten, Sitten, vor allem in der Anschauung der Lehrer und Lernenden ein großer Gesammtkörper, bilden sie als solche eine feste, selbständige Macht? Wir müssen dies entschieden verneinen. Es giebt nur Fachschulen (écoles speciales), freilich der großartigsten Art und daneben das bewegliche, wechselnde Element der Vorträge vor einem gemischten Publikum, vor Herren und Damen. Wohl bildet die eine Fachschule zugleich auch eine Vorstufe für die andere, wie die Faculté ès sciences für Medecin, die Faculté ès lettres für Juristen, aber rein das Examen, die Nothwendigkeit sich das Baccalaureat zu erwerben ist hier die Brücke. Alle diese Anstalten, außer dem großen wissenschaftlichen Körper des Institut de France, stehen unter der Allmacht der Université, jenes Unterrichtsrathes, der vom Staatsoberhaupt über alle Schulanstalten Frankreichs gesetzt ist und frei über Personen wie die speciellsten Unterrichts-

objekte verfügt. Von corporativem Leben ist dabei keine Rede. Nur eine Gewalt ist es, welche an dieser politischen Schuldespotie fortwährend rüttelt, die Kirche: hat sie bereits die theologischen Fakultäten durch Priesterseminare paralysirt, so kämpft sie immer um die freie Errichtung kleiner Seminare oder geistlicher Secundärschulen, welche mit den Lycées und Collèges gefährlich concurriren.

So können wir aussprechen: das Bild des academischen Lebens, wie es uns im Quartier latin zu Paris entgegentritt, ist heutzutage ein unendlich reiches Conglomerat von Specialanstalten unter sich nicht organisch verbunden, nur nach oben gleich unter die jedesmalige Staatsgewalt gestellt, mit Ausnahme der theologischen Studien. Aber müssen wir auch nicht gleich weiter hinzufügen: alle diese Specialanstalten, die jetzigen Träger des wissenschaftlichen Lebens, sind erst Schöpfungen der modernen Zeit, eines Ludwig XIV., XV., dann Napoleons und der Restauration, kein sichtbares Band verknüpft sie mit der mittelalterlichen Universität? So scheint es allerdings, schon wenn wir die Gebäude selbst mit ihren Kuppeln und Säulenhallen, ihren Wappen und Inschriften uns ansehen.

Und doch hat uns jene Wanderung von der nicht so zufälligen oder ganz auf Staatsbefehl erfolgten Zusammenlegung dieser Anstalten, von der durch sie auf ihre Umgebung sichtlich seit langer Zeit ausgeübten organisirenden Kraft überzeugt. Ist die Nähe bestimmter Kirchen, sind die Namen von Straßen dabei reine Zufälligkeit? Und wäre es uns vergönnt in jenen engen Straßen das Innere der Häuser, jener weitgedehnten Höfe zu untersuchen, so würden uns merkwürdige Reste der Vergangenheit entgegentreten: sichtlich große, jetzt zertheilte Gebäude, mit neu eingezogenen Entresols, in Werkstätten verwandelte Hallen, hie und da ein Portal im reichsten gothischen Stil, ein Treppenhaus, Reste von Gewölbansätzen. Jetzige Theater sind offenbar aus Kirchen, Gefängnisse aus Schulgebäuden hervorgegangen. Freilich zerstört hierin die immer rege, aber jetzt von oben künstlich gesteigerte Baulust jahraus jahrein oft muthwillig das Schönste. Eine aufmerksame und anhaltende Beobachtung des Lebens der Studirenden im Hause, wie auf den großen, von ihnen vor allem besuchten Vergnü-

gungslokalen würde zu schlagenden Analogien mit der Vergangenheit reichen Stoff geben.

Versuchen wir es nun sieben Jahrhunderte zurückzugreifen und die Form des wissenschaftlichen Lebens, wie es auf eben diesem Boden seitdem gewurzelt hat, in ihren Hauptphasen kurz anzudeuten. Die Kirche war die alleinige Inhaberin des Restes römischer Bildung geblieben und sie pflegte diese an ihren Mittelpunkten durch eigens dazu bestimmte Glieder der Kapitel. Der Klosterhof (le cloître) mit einer daran liegenden Räumlichkeit, früher die Vorhalle zur Kirche selbst (le parvis), waren die Stätten des Unterrichts im Trivium und Quadrivium, dann auch in der Auslegung der heiligen Schriften und einzelner Kirchenväter. In Frankreich, welches unbestritten die Mission im Mittelalter erfüllt hat, die römische Cultur durch die Kirche dem germanischen Norden zum lebendigen Eigenthum zu machen, haben diese Schulen unter den Karolingern und ersten Kapetingern eine frühe feste Consistenz und eine weit über den nächsten Kirchensprengel hinausgehende Bedeutung gewonnen: aber es war durchaus nicht Paris, das hier zuerst in den Vordergrund trat. Rheims, Laon, normannische Klöster wie Bec standen weit voran. Dorthin ging man sogar aus Italien. Gleichzeitig aber der entschiedenen Hebung der königlichen Macht und den Anfängen wirklicher Staatsverwaltung unter Ludwig VI. tritt die Schule von Paris aus ihrer Mittelstellung heraus. Bereits fing damals die Menge und der Lärm der Ecoliers, welche in einem Hause am Parvis, dann im Cloître ihren Mittelpunkt hatten, den Canonici lästig zu werden an; nach mannigfachem Streite wurden die Schulen auf das linke Seineufer neben das Hôtel Dieu auf einen Bauplatz und Landungsplatz des von der oberen Seine verschifften Holzes (la Bûcherie) verlegt. Im Anfang des 13. Jahrhunderts (1202) wurde der angränzende Bezirk (Clos Mauvoisin) zu Bauplätzen veräußert und auf diesem, in der Rue Fouare (Strohgasse) ist fortan das Centrum der Hörsääle. Gleichzeitig mit der Schule an Notredame ist die im klösterlichen Bezirk von Ste Geneviève gewachsen. Und offenbar hat der Wetteifer der beiden kirchlichen, von einander unabhängigen, aber mit ihrem Bezirke einander berührenden Gewalten zur Ausdehnung der Schulen, zunächst der leichten Erthei=

lung von Erlaubnissen solche zu eröffnen außerordentlich beigetragen. Johann von Salisbury schildert bereits die große Zahl von Lehrern in beiden Bezirken.

Von der größten Bedeutung war es, daß ein drittes Centrum sich bildete, die junge Abtei St. Victor und zwar durch eine geistige Bewegung in der Schule selbst, durch eine Secession gleichsam eines Princips. Es ist die christliche Mystik, angelehnt an die Areopagitica des nun als ältesten Bischofs von Paris festgeglaubten Dionysius, welche im Archidiakonus der Kathedrale, Wilhelm von Champeaux in Conflikt gerieth mit der nach wissenschaftlicher Begründung strebenden Dialektik seines Schülers Abälard. Wilhelm von Champeaux verläßt seine Stelle und zieht sich in jene Klause von St. Victor zurück, die aber durch ihn zur belebten Lehrstätte wird. St. Victor und der Genovefaberg, wo Abälard lehrt, werden nun geistige Gegensätze. Mehr und mehr sieht sich der ganze, ja durchaus auf privatem Wege, aber unter der Auctorität des Kanzlers von Notredame oder Ste Geneviève gebildete Kreis von Lehrcursen hingedrängt auf die Bearbeitung der dem kirchlichen Glauben zu Grunde liegenden oder untergeschobenen Begriffe, auf die Vereinigung der aristotelischen und kirchlichen Weltanschauung. Dasselbe Objekt ward hier zur begrifflichen Form des Denkens, dort zur wahren Realität der im lebendigen Gefühl das Urwesen der Dinge schauenden Mystik. Männer wie Hugo von St. Victor († 1141), Richard von St. Victor († 1173), Walther von St. Victor (um 1180), wie Petrus Lombardus († 1164), wie Almerich von Bene in ihren Gegensätzen, haben in der Schule von Paris gleichsam alle speculative und logisch ordnende Kraft der damaligen Kirche concentrirt.

So ist sie am Ende des zwölften Jahrhunderts, unter Philipp August bereits zur ächten Universität des kirchlichen Mittelalters erwachsen, universal in den Nationen, welche hier zusammenströmten zur „Leuchte dieser Welt“, universal in dem Ziele, das Allen als ein nothwendig einheitliches vorschwebte. In der That war das spätere Wappen, die aus dem Himmel von göttlicher Hand gereichte heilige Schrift umgeben von den Lilien Frankreichs im vollsten Sinne dies einheitliche Ziel. Allerdings galt es nun nicht allein scholastische Theo=

logie, nein auch Jurisprudenz und Medecin zu behandeln, aber diese beide als Glieder in kirchlichem Systeme. Das kanonische Recht, die Decretalen werden exegesirt, das weltliche, das römische Recht ist streng verpönt, ja es ist nicht gelehrt worden bis auf Ludwig XIV. (1679). Und Ärzte sind natürlich Geistliche; an den Thüren gewisser Kirchen, zu gewissen Stunden wird als ein Gotteswerk der Kranke behandelt; kleine Verschläge, zu Häusern erwachsend bilden daneben die Vorläufer der modernen Kliniken. Mit Mistrauen sieht aber die Kirche den ärztlichen Beruf noch an und verbietet den Klostergeistlichen das Studium öfters. Innocenz III. war es, welcher die ganze Bedeutung dieser nicht künstlich gemachten, nein aus freien, privaten Bedürfnissen und innerem Drange hervorgegangenen, noch sehr formlosen oder formenarmen Concentration des wissenschaftlichen Lebens erkannte und ihr nun eine bestimmte rechtliche Stellung und Gliederung gab. Unmittelbar von dem päbstlichen Stuhle hängt dieses Studium generale in seinen Statuten ab, frei in der Verfassung über jegliche Einmischung der bischöflichen oder königlichen Gewalt gestellt, es wird gleichsam die Universität der römischen Kirche in ihrer weitgreifendsten Bedeutung. Allerdings sind Notredame und Ste Geneviève Besitzerinnen des Grund und Bodens der Université, sie geben durch ihre Kanzler dem Einzelnen die Concession als Lehrer (docteur régent später genannt) aufzutreten. Noch bis in die späteste Zeit ward in einer Kapelle von Ste Geneviève das Magisterium der freien Künste ertheilt.

Die ganze innere Verfassung ruht zunächst in den Nationen, als dem natürlichsten Bande der Ecoliers. Es sind ihrer vier, France, Picardie, Normandie und Angleterre; an Stelle der letzteren trat in der Zeit von Karl VII. Allemagne. Nach ihnen sammeln sich auch die Schulen verschiedener Fächer in gewissen Häusern zuerst. Als ein Überrest dieser ältesten Collèges bestand noch später in der Rue Fouare das Collège de Picardie, d. h. ein Verein von Hörsälen, nicht von Zusammenlebenden. Die Nationen wählen allvierteljährlich den Rektor und dabei die drei Beamten. Eine feierliche Procession der ganzen Université zu einer vom Rektor bestimmten Kirche kündet die neue Wahl an. Von einer Scheidung der Fakultäten ist noch nicht die Rede.

Wir können uns die ganzen baulichen Einrichtungen nicht ärmlich und provisorisch genug denken: die Sääle, den Fußboden mit Stroh belegt, worauf die Zuhörer sitzen, das Ganze noch Nothdurftbauten von Holz und Lehm. Aber rasch mochten bei dem Zusammenströmen von Tausenden um die Rue Fouare und den Platz Maubert, um den Berg Ste Geneviève die Gassen sich mehren. Und unter dem Schutze der Universität siedeln sich Pergamenthändler (Parchemineurs), Abschreiber (Libraires), Handschriftenmaler (Illumineurs) an. Das gesellige Leben selbst trug alle Excentricitäten in offener und ungebundenster Weise mit sich und ein strenger Sittenrichter des jetzigen Pariser Studentenlebens kann in den Klagen über die Zügellosigkeit jener Zeit einigen Trost finden. Die Ecoliers fühlen sich durchaus als einheitliche Corporation, so führen sie ihre Kämpfe mit den Vorstädtern von St. Marcel, mit den Untergebenen von St. Germain des Prés. Und das Petit Châtelet, jener Brückenkopf nach der Cité hin war zugleich Gefängniß und verschließbares Thor, um Université und Cité zu trennen.

Bereits im Verlauf des 13. Jahrhunderts gewinnt aber das Universitätsleben von Paris eine neue Gestalt: der corporative Geist, wie er gerade in den städtischen Verhältnissen jetzt die einzelnen, vielfach schwankenden Gliederungen rechtlich fixirt, macht sich auch innerhalb jener großen Universitätskreise geltend. Die so gewaltige Steigerung des streng kirchlichen Lebens und die in einem oft unbewußten Gegensatze dazu stehenden Anfänge der weltlichen Wissenschaft sind sondernde Elemente. Ordnung und materielle Fürsorge gestaltet das bisher ungeregelte Schülerleben um. Zwei hochwichtige Institutionen sind es, welche nun durchdringen: die Sonderung der Fakultäten und die Gründung der Collegia als erziehender Gemeinschaften. Nichts hat hier tiefer eingegriffen, als jene Ordensgründungen in der Zeit Ludwigs des Heiligen. Wir sahen bereits, wie gerade auf dem linken Seineufer ihre wichtigsten Niederlassungen sich befanden oder dahin übertragen wurden. Geschützt von der päbstlichen Auctorität, deren eifrigste Vorkämpfer sie waren, wagen es die Dominikaner, dann die Franciskaner Hörsäle bei einer Suspension der akademischen Vorlesungen zu eröffnen, ohne die Berechtigung dazu erhalten zu haben. Der

heftige Streit endet damit, daß durch päbstlichen Entscheid auch den übrigen neuen Orden das Recht theologischer Vorlesungen zugesprochen wird und daß so aus dem allgemeinen Nationenverbande sich zuerst das theologische Studium als besondere Corporation mit einem aus ihrer Mitte gewählten Doyen absondert, in dem die vier Bettelorden (Mendiants) eine hervorragende Stellung einnehmen. So vertheilen sich die Hörsääle der Theologen auf verschiedene Punkte und der Gedanke lag nahe auch den nicht in einem Orden Befindlichen eine klösterliche Vereinigung zu bieten. Bereits im Jahre 1270 hat das medecinische und juristische Studium sich zu solcher engern Vereinigung consolidirt, jenes hat in der ältesten Universitätsstraße der Rue de la Bûcherie seine Hörsäle vereinigt, dieses in der Straße St. Jean de Beauvais. Es bleiben nun noch die Artes, also jener erste Ausgangspunkt der ganzen Hochschule, jetzt nun freilich ganz aus der grammatischen zu einer dialektischen Übung geworden, als der Bereich der vier Nationen: in ihnen ruht noch die Ausübung der Rektorwahl, sie erscheinen in allen Erlassen als der eigentliche Kern des Ganzen; nie haben daher die Artes, also die philosophische Fakultät einen Dekan gehabt. Die Rue de Fouare bleibt ihr alter Sitz. Noch 1457 erklärt die Fakultät niemand als docteur régent anerkennen zu wollen, der nicht in der Rue Fouare Logik, Physik, Metaphysik lese.

Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts schreitet die corporative Gliederung der Nationen in bestimmten Gebäuden merkwürdig rasch fort, wo eine bestimmte Anzahl unter Magistri zusammenleben, eine gewisse Geldunterstützung erhalten und an eine strenge, kirchliche Hausregel gebunden sind. Es ist nicht zunächst darauf abgesehen, hier unmittelbar selbst akademische Hörsäle einzurichten, aber reicher dotirte Anstalten streben bald danach Docteurs Régents zu gewinnen, die speciell ihnen ihre Thätigkeit widmen. Und so ragen allmälig aus der großen Zahl von Collèges (44 führt Sauval an) einzelne als Universitäten oder Fakultäten im Kleinen gleichsam heraus. Man kann sagen, fast keine Nation Europas, keine Landschaft Frankreichs, keine ihrer großen Städte, die nicht in Paris durch Collèges vertreten waren: so gab es solche des Allemands (seit 1353), de Suède (seit 1333), des Lombards oder d'Italie (seit 1339), des Ecossais (seit 1323),

dann wieder war Navarre, la Marche, Burgund, dann Städte wie Arras, Laon, Lisieux, Cambrai, Rheims, Bayeux, Narbonne, Tours, Autun vertreten. Und wenn man denkt, daß die meisten in sehr wenig Straßen zusammengedrängt waren, wie in St. Victor, la Harpe, Montagne Ste Geneviève, Foin, daß sie ihre von Hallen umgebenen Höfe, ihre Kapellen besaßen, so ist die äußere Erscheinung der Université seitdem höchst mannigfaltig gewesen. Unter jenen hervorragenden Anstalten, auf die ich hinwies, nenne ich nur zwei: die Sorbonne und das Collège de Navarre. Jene ist von dem Kaplan Ludwigs des Heiligen, Robert aus Sorbon für Weltgeistliche aller Länder gestiftet, um ungestört die akademischen Grade sich erwerben zu können; eine Vorbereitungsanstalt für den philosophischen Cursus schloß sich als petite Sorbonne bald an. Es stehen diese pauperes magistri de vico ad portas (die Gasse war von beiden Seiten geschlossen) sichtlich in einem innern Gegensatz zu den an der theologischen Fakultät participirenden Mönchsorden; in freien Formen als hôtes und associés haben sie unter einem Provisor zusammengelebt, berühmte Theologen sind aus ihrer Mitte hervorgegangen, sie haben die freie Stellung der gallischen Kirche dem Pabste gegenüber auf den Concilen gelehrt und erkämpft. Erst mit Anfang des 16. Jahrhunderts schließen sie sich als theologische Anstalt in der Universität durch Errichtung einer Reihe von Lehrstühlen ab. Das Collège de Navarre hingegen, 1304 von Johanna von Navarra, der Frau Philipps des Schönen in ihrem Testament mit sehr bedeutenden Geldmitteln gestiftet, wuchs in seinen für die drei Stufen der Grammatik, Philosophie, Theologie berechneten Abtheilungen zur Hauptbildungsanstalt des französischen Adels heran, die ein Heinrich III. und IV. besuchten. Auch hier wurden erst spät Lehrstühle für die eigentlichen Fakultätsstudien gegründet. Die Schule des Adels ist nun zur hohen Schule des dritten Standes geworden, das Collège de Navarre hat der Ecole Polytechnique weichen müssen.

Wie in dieser zweiten Periode des Pariser Universitätslebens noch die Gesammtcorporation alle einzelnen Institute beherrscht und nach Außen als Einheit erscheinen läßt, so hat es seine berühmtesten Lehrer in dem, wie wir sahen, seine Existenz zuerst bedingenden Gebiete der

Scholastik, also jener Verbindung von Philosophie und Theologie aufzuweisen. Der bereits angebahnte Gegensatz tritt nun in den zwei Orden der Dominikaner und Franciskaner scharf zu Tage, nachdem schon vorher in einem Vincenz von Beauvais († 1264) der Versuch einer Wissenschaft des ganzen Kosmos gemacht ist. Alles, was Franciskaner und Dominikaner Großes und Talentvolles besaßen, maß sich hier in Paris, erhielt hier erst seinen Stempel der Anerkennung. Ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquino, ein Duns Scotus, ein Wilhelm von Occam haben hier gelehrt.

Aber die englischen Kriege haben die Universität in ihrer Treue gegen das Königthum, das sie geschützt, erschüttert und die rasch wachsende Macht desselben, als es aus diesem siegreich hervorging, hat mit kecker Hand ein Privilegium nach dem andern geschmälert. Und doch, welche politische Wichtigkeit besaß sie noch in den Zeiten der Hugenottenkämpfe! Wie entscheidend war jenes merkwürdige Aktenstück vom Jahre 1595, worin sie den noch vom Banne nicht gelösten Heinrich IV. anerkannte! Inzwischen hatte der Anfang jener Umwandelung, den ich eben in der Isolirung eigener akademischer Curse in den Collegien andeutete, den bedeutendsten Fortgang gefunden: die klassischen Studien, verachtet, perhorrescirt von den Philosophen der Universität, der neue Orden des 16. Jahrhunderts, endlich das moderne, Cultur durch Staatseinrichtungen verbreitende Königthum vereinigten sich zu neuen, großartigen Anstalten, deren Concurrenz die Universität kaum ertrug, die sie dann nachahmen oder geradezu in ihren Schooß aufnehmen mußte. Und das Eine, große, einigende Princip, das der philosophischen Spekulation in den Gränzen des kirchlichen Glaubens, war in seiner bisherigen Fassung durch das Studium des ächten Aristoteles und des Plato, dann vor allem durch die große reformatorische Bewegung in der Kirche erschüttert. Der Versuch es zu regeneriren in reformatorischer Weise durch Petrus Ramus endete mit dem Tode desselben in der Bartholomäusnacht. Seitdem hat das neue philosophische Leben Frankreichs, soweit es überhaupt existirte, außerhalb der Universität gestanden.

Das Collège Royale oder Collège de France ward von Franz I. 1530 eingerichtet mit 12 Professoren und 600 Schülern für

die eigentlichen Humanitätsstudien: Griechisch, Lateinisch, Hebräisch. Gute Gehalte, Ehren am königlichen Hofe, mancherlei Gerechtsame zeichneten jene aus gegenüber den unbesoldeten Docteurs-régents der Universität, der Unterricht war unentgeldlich gegenüber der Unzahl von Abgaben, die nach und nach auf die Ecoliers sich gehäuft. Die Zahl der Lehrstühle ward vermehrt: zu den klassischen Sprachen kamen orientalische, und die französische, dann eine gleiche Zahl Stellen für die mathematischen Wissenschaften, sogar selbst für Medecin und Jurisprudenz. Dies war die Pflanzstätte der im 16. Jahrhundert über Frankreich so rasch und in so trefflicher Weise sich verbreitenden klassischen Bildung, dies zugleich die Schule einer dem neuen Königthum treu ergebenen Gesinnung. Erst unter Ludwig XIII. ward der Bau für das Collège vollendet, aber schon 1774 trat dann der jetzige an seine Stelle.

Die Jesuiten, bereits 1540 in Paris erscheinend, begannen ihren vom König und dann auch dem Parlament bestätigten Lehrcurs im Jahr 1561, natürlich im Sinne der modernen Bildung und der katholischen Reaktion. Sie haben dann besonders der Gunst Ludwigs XIV. sich erfreut und ihr Collège, zur königlichen Stiftung erhoben, den Namen Louis le Grand an der Spitze tragend, verstand es einen vollständigen Universitätscursus darzustellen. Nach der Auflösung des Ordens wird die Stiftung zum Collège générale erhoben; alle verlassenen oder verfallenen, landschaftlichen Collegia werden aufgelöst und mit diesem verschmolzen.

Inzwischen hatte auch neben der medecinischen Fakultät sich eine engere medecinische Corporation nach wechselnden Schicksalen Bahn gebrochen. Schon von Jean Pitard, dem Arzt Ludwigs IX., war eine Vereinigung der Chirurgen gestiftet unter dem Schutze des heiligen Cosmas und Damianus, 1436 schloß sie sich als ein Collegium an die Universität an, aber später ausgestoßen durch die Verbindung der Chirurgie mit der Barbierzunft, erstand sie 1731 als königliche Akademie der Chirurgie mit neuem Glanze; gleichberechtigt bald den zwei oben genannten Anstalten. Immer verlassener ward das anatomische Theater in der Straße de la Bûcherie, immer reicher an Lehrkräften (vor der Revolution 17 Professoren und 20 Adjoints), an glänzenden Ein-

richtungen die Akademie und so ist diese in der Revolution zur École de medecine geworden.

Ein neuer Mittelpunkt des wissenschaftlichen Unterrichts ward endlich in dem unter Ludwig XIII. 1626 gestifteten Jardin du Roi gegründet. Ohne allen Connex mit der Universität wurde hier die Naturkunde im Anblick der Objekte selbst, zu deren Sammlung die berühmtesten Reisenden fast aller Nationen beisteuerten, zu einem großartigen Verein von wissenschaftlichen Disciplinen, die von dem Bau des Menschen bis zum Gestein die ganze irdische Welt umfaßten.

Dazu kam noch, daß der im französischen Leben fortwährend lebendige Drang nach freier geselliger Verbindung zu literarischen Zwecken einen festen Mittelpunkt unter der Sonne der modernen Despotie erhielt in der Gründung der Academie française (seit 1633), daß hier aller wissenschaftlicher Ehrgeiz, alle größeren wissenschaftlichen Unternehmungen sich concentrirten, daß nun ein untrüglicher Areopag, losgelöst von der Wechselwirkung mit einer begeisterungsfähigen Jugend vom Louvre aus seine Urtheile sprach.

So sehen wir, wird die Universität von Paris gleichsam ausgehülst, mehr und mehr eines der gleichzeitigen Entwickelung der Wissenschaft entsprechenden Inhaltes entkleidet, die zuerst an ihr emporrankenden Schlingpflanzen jugendlicher Stiftungen haben den alten, einst so weithin schattengebenden Baum ertödtet. Noch sind die Formen da, noch wird hie und da in der Rue Fouare, bei den Mathurinern, im Kloster Ste Geneviève, bei den Augustinern ein formeller Akt vorgenommen, noch wohnen in den Collegien Studirende unter religiösen Vorschriften zusammen, die Kraft, das Leben pulsirt aber da nicht mehr, der wissenschaftliche Drang sucht andere Bahnen. Die Revolution und dann die Napoleonische Neuordnung, sie hat nur das längst begonnene Werk vollendet, hat nur offen die Fachschulen von dem leeren Namen einer Gesammtheit, einer Universität losgelöst. Und so wandeln wir heute auf dem Boden des Quartier Latin allerdings zwischen den Trümmern jener einheitlichen einst über die christliche Welt dominirenden Universität von Paris, aber umgeben von den blühenden Bildungsschulen der modernen, vielzerspaltenen, kaum encyclopädisch sich zusammenfindenden Wissenschaft.

Noch Ein wichtiger Kreis des mittelalterlichen Lebens ist für das Gesammtbild des alten Paris der Betrachtung unerläßlich: ausgeprägt, wie wir oben schon hervorhoben, lokal in dem dritten Haupttheil des Ganzen. La Ville und die Entwickelung des Bürgerthums sind ebenso unzertrennlich verbunden, als Université und das wissenschaftliche Leben.

Von der Ecke des Tour de l'Horloge führt die alte Brücke Pont au change jetzt frei und luftig an den Ausgangspunkt der städtischen Entwickelung. Einst bildete sie selbst einen sehr wichtigen Streitpunkt zwischen Bischof und der alten Fleischerinnung und war seit Ludwig VII. der Mittelpunkt des großen Geldverkehrs in ihren, sie beengenden Häuserreihen. In einen offenen Platz endet hier die Hauptader des Pariser Verkehrslebens in der Ville, die Straße St. Denis. Eine pomphafte Säule erhebt sich hier seit 1805 an seiner Basis umfaßt von den vier alten Cardinaltugenden, auf ihr reicht eine Victoria den Siegeskranz der alten Lutetia Parisiorum gleichsam hinüber; seine Lorbeeren waren auf den Feldern von Austerlitz und Jena gepflückt. Aber der Name des Platzes weist noch auf das feste Gebäude hin, das einst von Rundthürmen umgeben, sein Thor der Seine zukehrte. Der Châtelet oder speciell le grand Châtelet erhob sich hier. Wir sind in Orléans an der Brücke einem Gebäude gleichen Namens und gleicher Bestimmung begegnet, aber allerdings ist der Châtelet von Paris zu einem in ganz Frankreich hoch respektirten geworden.

Die unmittelbare Stellung, in welcher sich Paris den kapetingischen Königen als seinen Grafen gegenüber befand, hat die rechtliche Entwickelung desjenigen Stadttheils, der nicht unter der geistlichen Gewalt des Bischofs, einer der Abteien oder des Rektors der Universität, auch hie und da einzelner auswärtiger Seigneurs stand, bestimmt. Gab es auch in späterer Zeit noch einzelne Fälle, wo der König als Graf persönlich Gericht hielt, so vertrat doch regelmäßig seine Stelle als Richter, als Führer des Heerbanns, als Gesammteinnehmer der königlichen Steuern und Gefälle der von ihm gewählte Prévôt (Praepositus). Im 11. Jahrhundert erscheinen bereits Prévôts, ihre Gewalt aber erhielt erst volle Feststellung unter Ludwig IX., wo das Princip der Verpachtung dieser Stelle für Paris ganz aufgegeben ward

und der Prévôt nun stets gewählt wird. Dazu ernannt zu werden galt als ein Gegenstand großen Wetteifers bei der Noblesse. Bei dem Wachsthum der Hauptstadt, bei dem Wachsthum zugleich der Zahl der auch in den übrigen in der Stadt gebietenden Seigneurien ausgenommenen königlichen Rechtsfälle, stieg seine Bedeutung mehr und mehr; dazu kam, daß die vom König in den übrigen Theilen des Landes persönlich Eximirten unter die erste Instanz des Prévôt von Paris fielen.

Die vielfältigen Geschäfte nach drei Branchen hin hatten natürlich die entsprechende Gliederung des Lokales zur Folge. Aus dem einfachen Brückenkopfsthurm ward ein großes Gebäude mit vielen Räumlichkeiten. Man war stolz darauf ein Zimmer des Cäsar aufzuweisen, mußte doch dieser als Stifter der Prévôté gelten. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts geht nun allerdings eine große Veränderung mit diesem Institut vor sich: die Rechtspflege ward nur im Namen des Prévôt von rechtskundigen Männern geübt, aber dafür fielen seit Ludwig XIV. alle sonst noch in der Ville geltenden Specialgerichte weg, ein eigenes Präsidialgericht, etwa eine zweite Instanz ward in das Châtelet hineingesetzt, die Militärgewalt fiel zum größten Theil an die neue Würde des Gouverneurs von Île de France, neben dem Prévôt wurden für gewisse Einnahmen eigene Beamte (Receveurs) angestellt. Bei alledem war der Prévôt von Paris in dem grand Châtelet, das zum größten Theil durch den Neubau von 1684 seinen mittelalterlichen Charakter verloren hatte, ein hoch angesehener und gesuchter Posten.

Ich nannte das Châtelet den Ausgangspunkt der städtischen Entwickelung und in der That können wir von hier aus bei einer Wanderung nördlich bis zur Kirche St. Eustache und südwestlich zum Hôtel de Ville uns die Hauptmomente derselben an bestimmten Marksteinen wohl vergegenwärtigen. Wahrlich wer bei einem düstern Novembernachmittag sich zwischen die engen und hohen Häusercarrés, auf Gassen, die geradezu in flüssigen und durch den sich drängenden Verkehr fortwährend im Aufspritzen erhaltenen Koth verwandelt sind, durchschlägt, und endlich auf dem Marché des Innocents oder bei dem jetzt weit sich öffnenden Platz St. Eustache anlangt, der wird diese altstäd-

tische Physiognomie in ihrer grellsten Erscheinung kennen lernen. Aber plötzlich bricht auf dem Wege die Tradition ab: ein weiter Durchblick, aufgerissenes Straßenpflaster, Bretterverschläge, die geradezu gespensterhaften schwarzen Kaminstreifen an himmelhohen, fensterlosen Wänden, halbdurchgeschnittene Häuser, alles dies weist auf die unbarmherzig mit der Vergangenheit waltende Energie einer Regierung hin, die die Gesundheitspolizei, die Stadtverschönerung, vor allem aber die militärische Beherrschung einer immer gährenden Volksmasse durch gewaltige Geschützfeuer meisterlich handhabt. So wird hier in Kurzem mit der neuen Rue Rivoli rechtwinklig eine andere sich schneiden und direkt von St. Eustache nach dem Quai de la Megisserie führen. Eilen wir daher, jene Marksteine noch rasch in ihrer alten Umgebung näher zu fixiren.

Da ist gleich in der Nähe des Platzes du Châtelet umschlossen von Häusermassen ein festungsartiges, mit Strebepfeilern gesichertes, düsteres Gebäude, dessen gothische, reiche Verzierungen allein im Hofe sich zeigen. Jetzt die Mairie des vierten Arrondissements, war es bis Ludwig XV. das Hôtel des Chevalier du Guet, der Mittelpunkt der städtischen Militärwache, welche ursprünglich abwechselnd von den Zünften der Stadt versehen ward, aber mehr und mehr in die Hände der zur Beaufsichtigung gebildeten, an Zahl bis über Tausend gemehrten Militärcompagnie überging. Ein weißer Stern auf den blaugrünen Reitröcken zeichnete sie aus.

Unmittelbar an das Thor des Châtelet nach Außen zu schloß sich ein Häuserquartier an, das die Kirche St. Jacques in sich umfassend eine trotzige, auf ihre Privilegien pochende Bevölkerung besaß und in den Zeiten eines Karls V., VI., VII. der Schauplatz der blutigsten und rohsten Gewaltthaten (die Jacqueries, die Cabochiens von 1413) war. Die Fleischer (bouchers) hatten außer ihrer Halle auf der Citéinsel die Erlaubniß eine neue in der wachsenden Ville unmittelbar beim Châtelet zu errichten, von Ludwig VI. erhalten. Neunzehn Familien, in denen dieses Privilegium erblich war, bildeten unter eigener Gerichtsbarkeit eine förmliche Commune für sich. Eifersüchtig ward jeder Versuch überwacht in einem andern Stadtterritorium eine solche Fleischbank zu errichten. Zwar reichte ihr Arm nicht soweit, in dem

ganz eximirten Bezirk des Temple eine derartige Gründung zu verhindern, aber doch ward nicht geruht, bis durch ein neues Privilegium zur Ausgleichung der Verkauf der Süßwasserfische ihnen gegeben ward. Aber der Eifer, mit dem die Fleischer sich der burgundisch-englischen Partei angeschlossen hatten und der ihre mit wichtigem Asylrecht begabte Kirche St. Jacques zu einem wahren Revolutionstribunal und einer Verbrecherwohnung gemacht hatte, hatte 1416 die gänzliche Schleifung der Grande Boucherie und die Aufhebung ihrer Privilegien zufolge. Dennoch wußten diese neunzehn Familien bereits 1418 die Neuconstituirung zu erreichen und blieben bis zur Revolution im Besitze ihrer Bänke.

Wir müssen heutzutage weiter in das Innere dringen und zwar bis auf den Platz St. Eustache, wo soeben durch das Wegreißen ganzer Häuserreihen ein ungeheurer zusammenhängender Raum geschaffen wird, um in den langen Reihen der feststehenden Fleischerhallen einen anschaulichen Begriff von dem Fleischverbrauch der Hauptstadt zu gewinnen. Und hier ist es, wo seit ein Paar Jahren die gefährliche Concurrenz des Marché à la criée, der Versteigerung größerer Fleischtheile ohne Dazwischentreten der Fleischer, die hohen Preise der letzteren herabdrückt.

Im zwölften Jahrhunderte bildete das Quartier der Hallen, in dem wir uns jetzt befinden, ein offenes, großes Feld zwischen der Stadt und den verschiedenen Bourgs, Campelli, Petits Champs genannt. Verschiedene Herren machten Ansprüche darauf. Da machte es Ludwig VI. zu einem gleichsam neutralen Verkehrsplatz und Philipp August richtete diesen zu einem förmlichen Markt ein, indem er ihn ganz analog einem römischen Forum mit Mauern umschloß und an den Seiten Hallen anlegte. Aus der Cité ward nun das Recht des Marktes von St. Ladre darauf übertragen. Der Verkehr steigerte sich an diesem Punkte, wo der Assimilationsproceß der großen Bourgs mit der Ville seit Philipp August Statt fand, außerordentlich. Die verschiedenen Gewerbe erbauten sich ihre festen Hallen, aus den Holzhallen wurden Gebäude, aus den Budenreihen Gassen und so wuchsen noch heutzutage die Straßennamen, wie die Toilerie, Lingerie, Cordonnerie, Friperie, Poterie, Fromagerie, Tonnellerie, Ferronnerie diese

wohlgeschiedenen Gewerbniederlagen auf. Die Industrie fremder Städte suchte auf diesem Terrain festen Fuß zu fassen, so gab es denn Hallen von Amiens, Beauvais, Douai u. a.

Heutzutage ist aller Glanz der modernen Industrie auf die Boulevards längst gewandert, aber der Lederhandel, die Tuchhalle, auch die bescheidneren Artikel in dem großen Felde der Lingerie, des Weißzeugs finden sich noch hier neben den Hallen der Eier, der Butter, der Flußwasser- und Seefische, der Austern, der Erdfrüchte, der großartigen Kuppel der Getreidehallen und vor allem des großen Gemüse- und Fruchtmarkts. Wer kennt den Letzteren nicht unter dem Namen des Marché des Innocents? Und doch mögen nur wenige der Tausende, die hier zwischen den unzähligen, regenschirmartigen Zelten, unter den nicht endenden Haufen der grünen Gemüse, der herrlichen Früchte, unter all dem Dampf und Qualm bratender Pfannen voll Fleisch, Kastanien, Kartoffel, unter dem fortwährenden Rauschen der aus dem zierlichen Mitteltempel stürzenden Wasserfluthen sich herumtreiben, ahnen, welch anderer Bestimmung vor noch nicht drei Menschenaltern dieser große, von hohen Häusern umschlossene Platz diente.

Die unschuldigen Kindlein haben bekanntlich in der Kirche allein neben den Makkabäerbrüdern unter den vorchristlichen Gestalten eine Heiligenverehrung erlangt; ihr Tod war es, der sie heiligte, der sie vor allem zu Heiligen der Todtenstätten eignete. Und so finden wir bereits unter Ludwig VII. hier auf dem Felde einen Kirchhof für die zerstreut Wohnenden, vor allem auch für den Bourg St. Germain mit der Kapelle der Innocents. Büßerinnen zogen sich auf Zeiten als Reclusae hierhin zurück. Aus der Kapelle erwuchs eine stattliche Kirche, der offene Kirchhof ward mit einer Mauer umschlossen, an die Mauer legte man rings umlaufende Hallen (Charniers) an, die Hallen füllten sich mit Denkmälern, Kalvarienbergen, hohe Kreuze und einzelne Steinpyramiden standen zerstreut auf der Gräberstätte. Hier an dieser Todtenstätte selbst war es, daß im Jahre 1424 der Todtentanz (la danse macabre), diese universale Darstellung der menschlichen Gesellschaft in ihren Abstufungen und in ihrem ausgleichenden Ende wirklich auf einem Gerüste, wie es heißt, vom Monat August bis zu den

nächsten Fasten, also Mitte Februar dargestellt ward. Diese Darstellungen wurden oft wiederholt unter der Leitung der Franciskaner und bedeckten dauernd im Bilde dann die eine Wand. Von demselben Gerüste dieses Schauspieles predigte der Bettelmönch Richart 1429 Buße und hunderte von Frauen legten tiefbewegt damals ihren Schmuck ab. Indessen drängte sich um diese Todtenstätte das regste Handelsleben; hoch thürmten sich die Häuser und jeder Quadratschuh Boden ward ein Capital. Doch noch bis 1780 hat man hier Todte begraben. Da mußten die seit 6 Jahrhunderten hier aufgeschichteten Gebeine dem lebenden Geschlecht weichen; in die Katakomben wurden sie aufgeschichtet, die Todtenhallen brach man ab und in die Mitte des großen Platzes ward nun die für eine Ecke der St. Denisstraße im Jahre 1551 erbaute und von Goujon reich geschmückte Fontäne übertragen. Man mußte zu den drei Seiten eine vierte hinzufügen, man hat die Wassermenge, um den Marktbedürfnissen zu genügen, außerordentlich vermehrt, so daß dieses sich jetzt kaskadenartig über die feinen Reliefs des Postaments in die großen Wasserbehälter stürzt. Es hat heutzutage seine Schwierigkeit den von Verkäufern umdrängten, beschmutzten, zierlichen Bau zu betrachten. Seine Wirkung, die ja vor allem in dem plastischen Detail beruht, geht auf dem großen Raume ganz verloren. Wieder ein Beweis für meine früher schon ausgesprochene Ansicht über die Berechnung der ersten Renaissancewerke auf enge, stille, wohlumschlossene Umgebungen.

Aber hat die bürgerliche Entwickelung von Paris sich nur in dem eigentlich handwerklichen Gebiete bewegt? Ist die hohe, politische Rolle, die Paris als Stadt gespielt hat, nur in den engbeschlossenen Gerechtsamen und den rohen Ausbrüchen etwa der Fleischerzunft, in den wohlgeschiedenen Straßen der einzelnen Innungen und ihren Verkaufshallen, in ihren durch den Prévôt Etienne Boileau unter Ludwig dem Heiligen zuerst gesammelten und bestätigten Etablissements im Livre des métiers gegenüber dem königlichen Prévôt zu suchen? Nein, noch fehlt uns gerade bei unserer Wanderung die Verkörperung der Spitze des municipalen Lebens; es fehlt uns das constituirende Element der bürgerlichen Gesellschaft von Paris.

Wir sahen, wie die ursprüngliche Bedeutung von Paris in gal-

lischer und römischer Periode auf seiner insularen Lage, auf seinem Wasserverkehr basirte. Dieser Wasserverkehr ist es, welcher mit dem neuen Aufblühen von Paris unter den Capetingern eine in ihrer Exclusivität kaum jetzt geahnte Höhe erreichte. Die Marchands de l'eau hansez de Paris, eine aus germanischer Grundlage erwachsene Hansa von Kaufleuten für den Wasserverkehr, erhalten bereits unter Ludwig VII. die ausdrückliche Bestätigung ihres Monopols, allein den Handel auf der Seine von unterhalb Paris, dann sogar von oberhalb zur Stadt hin zu treiben, selbst eine bedeutende Strecke auf den zwei Nebenflüssen der Seine ward in diesen Kreis mit eingeschlossen; sie erhalten eine selbständige Jurisdiktion in Sachen des Handels und eine Vertretung in dem selbstgewählten Prévôt und den ihm zur Seite stehenden Echevins. Es ist nun interessant zu sehen, wie auf der einen Seite dieser Handelsbund mit seinen Vertretern einzig und allein die selbständige Seite der Ville repräsentirt, seine Echevins die Echevins überhaupt werden, und wie auf der andern das größte Streben unter den gewerblichen Innungen entstehen mußte in den Bereich derselben aufgenommen zu werden. So schwanken auch die Bestandtheile der sechs corps oder confrèries, die selbst oft in viele, bis zwanzig Unterabtheilungen zerfallend zusammen die Handelshansa bilden. Feststehen vor allem die Tuchhändler (drapiers), die Kramer (merciers), die Specereihändler (épiciers), die Rauchwaarenhändler (fourreurs), die Strickwaarenhändler (bonnetiers) und die Goldarbeiter (orfèvres). Das Wappen der Hansa, ein auf dem Wasser fahrendes Schiff (nef), das Segel vom Wind gebläht, auf einem Lilienfeld ward zum Wappen der Stadt (la nef de Paris).

Prévôt und Echevins umgaben sich natürlich mit einer Anzahl von Beamten der Kanzlei (clergie) und Dienern der Amtsgewalt. Es galt ein Haus als Mittelpunkt ihrer Thätigkeit zu gewinnen. Das ursprüngliche Gildenhaus (maison de la marchandise) konnte bald nicht mehr genügen, man setzte sich dann ganz in der Nähe des Châtelet fest, in dem sogenannten Parlouer aux Bourgeois. Im Jahr 1357 ward an dem Grèveplatz, einem Hauptlandungsplatz für Getreide und dem Markt des Weinhandels ein Haus gekauft und dieses ist seitdem im Gegensatz zum Grand Châtelet als municipaler Mittelpunkt geblieben.

Vor ihm wurden die meisten Todesurtheile vollzogen. Von hier aus — denn das Hôtel de ville war zugleich die Wohnung für den Prévôt des marchands de l'eau — herrschte Etienne Marcel 1357 unumschränkt über Paris, ja fast über Frankreich. Im Jahre 1382 wurde nach einem neuen Aufstand die ganze städtische Verfassung aufgehoben und die Würde eines Prévôt des marchands mit dem des Prévôt de Paris vereinigt, doch nur auf kurze Zeit, lang genug freilich, um den Urkundenschatz der Prévôté fast ganz zu zerstreuen. Seit 1415 hat der Prévôt des marchands, nun ohne Beziehung zur Hansa des Wasserverkehrs, mit den Echevins wieder seine geregelte Thätigkeit geübt und ist bis zur Revolution von 1789 an der Spitze des städtischen Wesens gestanden, natürlich mehr und mehr beschränkt durch die königlichen Beamten.

Das jetzige Hôtel de ville führt uns in seiner architektonischen Erscheinung nicht bis in jene aufgeregten, blutigen Zeiten der Pariser Demokratie des 15. Jahrhunderts zurück. Es ist ein Werk aus dem Schlusse der Periode, die wir näher zu schildern versuchten. Man hatte im Jahre 1532 beschlossen ein neues, größeres Hôtel de ville bei dem raschen Wachsthum der Stadt zu erbauen. Und es war dies, was für uns interessant ist, begonnen im gothischen Stile, also wohl ähnlich jenem Hôtel de ville von Orléans. Da bricht sich auch hier im städtischen Bau, offenbar durch den Einfluß jenes prachtvollen Louvrebaus, der moderne Sinn für die Renaissance Bahn. Ein neuer Plan ward 1549 von Domenico Boccadoro aus Cortona dem König Heinrich II. vorgelegt, man reißt das schon zum zweiten Stock Gediehene wieder ein und so ward bis 1605, zu der wichtigen Prevotalverwaltung von François Miron an dem neuen Werk gebaut. Doch hüten wir uns die jetzige Façade und den jetzigen Umfang als den dieses Baus zu betrachten. Häuser zu beiden Seiten sind weithin abgebrochen, zwei Flügel dafür der Façade angesetzt und so entsprechend das ganze Viereck mit Nebenhöfen vermehrt worden. Den Stil hat man aber treu festgehalten. Korinthische Halbsäulen auf hohen Postamenten tragen das Gebälk und darauf zwischen den Fenstern kandelaberartige Stützen für Nischen, die mit den berühmten Männern alter und neuer Zeit sich füllen, also doch in der Hauptanlage an jene Balda-

chinreihe des gothischen Stadthauses erinnernd. Noch ist der Bogen aber nur dekorativ zwischen jener Säulenstellung festgehalten. Viereckige Fenster sind hineingesetzt. Reiche Ornamentik drängt sich an den Pavillons zusammen, besonders an den hier ebenfalls noch beibehaltenen Erkern. Mir machte das Ganze den Eindruck einer schon übervollen, auf Massenwirkung berechneten Renaissanceanlage.

Eine Anschauung der innern Räume habe ich nicht gewonnen, da der Eintritt untersagt war. Die Höfe waren angefüllt mit Steinarbeitern und Gerüsten; mit angestrengter Thätigkeit ward an der Vollendung des Ganzen gearbeitet. Eben wurden an der einen Seite noch Häuser eingerissen, um so das Gebäude ganz frei zu stellen und es zum Augenpunkt der neuen Straßendurchbrüche zu machen. Obgleich kein Prévôt des marchands, keine Schöffen mit ihren Greffiers und Sergents mehr hier tagen, kein selbständiges Handelsgericht hier gehalten wird, sondern der Präfekt des Seinedepartements von da die zwölf Mairien der Stadt autokratisch dirigirt, so hat das Hôtel de ville seine revolutionäre Bedeutung in allen Revolutionen seit 1789 bewährt: fast alle wichtigen und entscheidenden Akte derselben sind hier ausgesprochen, der erbittertste Kampf hier gekämpft worden. Die Militärherrschaft weiß daher sehr wohl, wie wichtig eine solche Isolirung und Offenstellung ist.

Ehe wir von dem mittelalterlichen Paris scheiden, verlohnt es sich wohl der Mühe dem künstlerischen Ausdrucke des Privatlebens etwas nachzugehen und ihn wenigstens an einem Hauptbeispiel, wo er noch mächtig und unversehrt durch alle die umwandelnden Phasen eines weltstädtischen Lebens sich erhalten hat, sich zur Anschauung zu bringen. Zwar sind noch hie und da, besonders in der Rue St. Denis, dann in dem Quartier St. Paul einzelne Façaden alter Kaufmannshäuser in der ersten Renaissance, einzelne Erker an den Ecken erhalten, aber im Durchschnitt ist das bürgerliche Privatleben in seiner Erscheinung gänzlich geschwunden. Dagegen begegnen uns einzelne jener Hôtels, die seit dem 14. Jahrhundert in raschen Progressionen wachsend die großen Lehnsträger weltlichen und geistlichen Standes in der Hauptstadt sich zum zeitweisen, ja oft ständigen Aufenthalte erbauten. Da ist es fast keine Familie des hohen Adels, keine

bedeutende Abtei, kein mächtiger Bischofssitz, der nicht in Paris ein solches Hôtel besessen. Und hier hinter Mauern mit hohen Zinnen, hinter Thoren, flankirt von zierlichen Thürmen umgab eine ganze Gruppe von Gebäuden den Hof, gestaltete die mittelalterliche Kunst vom mosaicirten Boden bis zu den reich verzierten Schornsteinen, von der innern Täfelung und den großen Kaminbauten bis zum zierlichsten Sessel, ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk. In dieser Weise ist das Hôtel de la Tremouille oder die „goldene Krone", auch la maison aux créneaux genannt, in der Rue des Bourdonnais erbaut von dem ausgezeichneten Kriegsheld Louis de la Tremouille vor 1499. Das Hôtel Clisson, 1383 vom Connetable Clisson gegründet, hat allerdings unter den Guise (seit 1553), dann den Rohan (seit 1697) eine ungeheure Erweiterung und Umwandelung in Säulenhöfe und moderne Pavillons erfahren, aber dennoch ist das merkwürdige Thurmportal zur Ecole des chartes, welche mit der großartigen Anstalt des Nationalarchives sich darin befindet, von dem ursprünglichen Bau erhalten. Ein ähnlich reicher Eingang weist uns nahe dem Celestinerquai auf den einstigen Sitz der Erzbischöfe von Sens hin. Aber noch eines dieser Hôtels und zwar nicht in dem Umkreis der einstigen Residenz der Valois bei St. Paul, sondern mitten in dem Quartier Latin, unmittelbar nahe dem akademischen Centrum bei den Mathurinern ist uns als ein Modell gleichsam erhalten: es ist das Hôtel de Cluny.

Man würde in der engen Straße des Mathurins St. Jacques leicht achtlos an der dunkeln, hohen Mauer des Hôtel mit dem allerdings breiten und mit feinem Stabwerk umgebenen Thorwege vorübergehen, wäre nicht die Wache an demselben ein Zeichen eines öffentlichen Gebäudes und hörten wir nicht das laute Hämmern der Maurer, die so eben beschäftigt sind die Mauer mit starken Zinnen wieder auszustatten. Treten wir ein: glücklicherweise ist es ein dem Fremden bestimmter Tag, unsere Pässe werden angesehen und die Namen eingetragen, aber noch hat die Glocke zwölf nicht geschlagen und so haben wir Muße uns die Umgebung, in die wir eingetreten, erst näher anzusehen. Eine Anzahl Fremde gehen bereits auf und ab oder haben sich auf die daliegenden Steine gesetzt, es sind fast durchgängig Engländer, wir sind die einzigen Deutschen. Es ist das nicht zufällig am

heutigen Tage so: bei einer Wiederholung des Besuches würden wir es ebenso finden, während in der großen Louvregalerie oft die deutsche Sprache unter der Fremdenschaar als herrschende erscheint.

In der That ist das Interesse an der mittelalterlichen Kunst bei den Engländern viel allgemeiner angeregt als bei uns: viel liegt entschieden darin, daß wie die ganzen Formen des privaten und öffentlichen Lebens Englands überhaupt, so jener mittelalterliche Wohlstand des Bürgerthums, jene solide Pracht der Edelsitze viel unversehrter in die Gegenwart herüber gerettet ist, als in einem anderen Lande Europas; es ist bekannt, daß nirgends der gothische Stil sich so lange und in allen Schichten der Gesellschaft herrschend erwiesen hat, als gerade in England und daß er dort zuerst wieder wissenschaftlich erneuert ward. Es ist daher die ganze Schicht der gebildeten Welt, die bei uns, wir wollen es offen gestehen, mehr oder weniger auf dem Standpunkte einer recht unhistorischen, kosmopolitischen Classicität steht, dort viel empfänglicher gewesen für das Verständniß dieser wissenschaftlichen Reproduktion der eignen Vergangenheit. Zeitschriften, eine Menge trefflicher Publikationen, Reisehandbücher haben das Ihrige schon gethan, um auch auf das Entlegnere, weniger Bekannte aufmerksam zu machen. Und dies, mag es auch ein sehr vereinzeltes Interesse wirklich nur verdienen, hat für den englischen, mit vollem Ernste Specialitäten sich hingebenden Nationalcharakter eine eigene Anziehungskraft.

Doch von den schaulustigen Besuchern zu dem schauenswerthen Gebäude selbst! Der Hof ist ein unregelmäßiges langgestrecktes Viereck, in unserem Rücken von der Zinnenmauer nach der Straße hin, vor uns von dem Hauptkörper und den zwei an die Straße heranreichenden Seitenflügeln umgeben. Ein Gang quer durch das Hauptgebäude führt uns in den grünen, zu einem Garten umgewandelten Hinterhof, in den ein dritter, aber noch kürzerer Flügel hereinragt und hier durch seinen runden Ausbau der ersten Etage die darin befindliche Kapelle ankündigt. Zu dem Parterre und einer Etage kommt als ein sehr charakteristischer Horizontalabschluß eine hohe, äußerst elegante Balustrade hinzu. Das Dach selbst aber wird vielfach unterbrochen durch die hohen, in durchbrochener Arbeit gebildeten Wände, welche die sehr star-

ken Lukengiebel verdecken und zugleich öffnen. Die ganze Gliederung zeugt von dem feinsten Geschmack bei großer Solidität des Stoffes. Im Parterre ist eine offene Spitzbogenhalle, die an dem einen Seitenflügel bis an die innere Ecke sich zieht, von der glücklichsten Wirkung. Man sieht, es ist die Vorhalle zu einem vornehmen Herrenhause, wo fortwährend Dienerschaft weilt, wo unbemerkt zahlreiche Gäste ab- und zugehen. Ein glückliches Gegenbild gegen jene weiten, zugigen Säulenvorbauten der folgenden, ja noch unserer Zeit, die nur dazu bestimmt scheinen, den Eintritt, zu dem sie einladen, dann schnöde abzuwehren. Die Bogen sind als Kielbogen emporgezogen und ihre Laibung löst sich vielgegliedert unmerkbar von den Pfeilern. Der Mauerkörper des Gebäudes ist durch horizontale und senkrechte Glieder sehr glücklich eingetheilt, ebenso die viereckigen Fenster mit solchen umfaßt und unter einander doppelt verbunden. Das Dachgesims, die vorstehenden Wassergüsse, dann die Balustrade erinnern in der feinen Berechnung der auf einander folgenden Glieder durchaus an gleichzeitige antikisirende Gesimse florentinischer Paläste, aber halten noch fest an der gothischen Formenwelt. So sind die Fenster jener Dachgiebel zwar viereckig gebildet, aber mit dem Spitzbogendreieck überhöht. Gedrehte Säule, einzelne tragende Halbgestalten, aber immer noch in der Weise romanischer Capitellfiguren gebildet, endlich ein wahres Spitzengewebe von durchbrochener Arbeit bilden die Fensterwand. Ein polygoner Thurm ist unsymmetrisch dem Hauptgebäude eingefügt, der Haupttreppenthurm. An ihm tritt ein Wappen stattlich heraus, daneben Pilgerstab und Muschel und eine Inschrift zieht sich auf einem geschwungenen Bande herum. Es ist das Wappen der Chaumont. Wir erhalten hiermit zugleich Aufschluß über den Erbauer und seine Zeit.

Im Jahre 1340 war das nach und nach, wie wir früher schon erwähnten, ganz geschmälerte und mit Häusern, Collegien u. dgl. vielfach besetzte Territorium des römischen Thermenpalastes durch Peter von Chalus in den Besitz des Ordens von Clugny gekommen. Johann von Bourbon, natürlicher Sohn des Herzogs von Bourbon, faßte als Abt von Cluny den Plan auf diesem Raum ein stattliches Palais sich zu erbauen; zu diesem Zwecke sind, so scheint es, damals große

Theile des antiken Baus zerstört worden; das jetzige Gebäude ist durchaus auf antiken Grundmauern errichtet. Sein Tod im Jahre 1480 hinderte die weitere Ausführung. Diese fiel dem Neffen des großen Kardinals und Ministers von Ludwig XII., Georges d'Amboise, dem Bruder des Kriegshelden und Gouverneurs von Mailand, Charles d'Amboise, Jacques d'Amboise zu, welcher erst Abt von Cluny, dann Bischof von Clermont war. Dieser bestimmte die Einkünfte einer ganzen Priorei in England diesem Bau und so ist derselbe unter Ludwig XII. ganz vollendet worden. Also erhob sich hier unter einem Chaumont ein Muster städtischen Baus, während zu gleicher Zeit die Schlösser von Chaumont und Meillant in der Loiregegend von denselben Chaumonts und zwar auch noch in dem eleganten, spät gothischen Stile mit ganz überraschender Übereinstimmung einzelner Theile erbaut wurden. Dieselbe Familie war es aber auch, die zuerst einen großen, italienischen Künstler, Leonardo da Vinci an Frankreich zu fesseln suchte.

Das Hôtel de Cluny ward gleich nach seiner Vollendung den Königen von Frankreich, meist für vornehme Gäste zur Verfügung gestellt; Jakob von Schottland, lothringische Herzöge, dann päbstliche Nuntien haben hier gewohnt und die Königin Maria, die junge Wittwe von Ludwig XII. hielt hier 1517 ihre Trauerzeit ab, nach alter Sitte in weißer Tracht, daher noch heute im Hôtel ein Zimmer das der Reine Blanche genannt wird. Ein günstiges Gestirn waltete über diesem etwas versteckten und von den großen Neubauten entlegenen Hôtel; unversehrt stand es bis unter Ludwig XVI. Die Revolution brachte natürlich auch dies Gebäude durch öffentlichen Verkauf in Privathände; Werkstätten wurden eingerichtet. In der Kapelle wurden anatomische Demonstrationen gemacht, dann arbeitete eine Buchdruckerpresse darin. Da erwarb einer der unermüdetsten Sammler und Kunsthistoriker des Mittelalters, du Sommerard, das ganze Gebäude und stellte hier seine Sammlung auf. Der Staat kaufte aus dem Nachlaß desselben beides an und es begannen seitdem die bedeutenden Restaurationsarbeiten, welche das Ganze als ein Museum nationaler Alterthümer würdig ausstatten sollen. Und in der That ist dieses Ziel auch schon großen Theils erreicht und hier ein Museum gebildet, welches

eine der reichsten Übersichten der auf national-französischem und dem angränzenden Schweizer und flandrischen Boden einander folgenden Kunstentwickelungen gewährt, welches uns, wie selten, einen Blick eröffnet in den ganzen Reichthum der von Kunst erfüllten handwerklichen Thätigkeit des Mittelalters. Wir können nach seiner monumentalen Seite das germanische Museum in Nürnberg allerdings nur als ein werdendes ihm zur Seite stellen. Nicht Curiositätenkrämerei ist der Geist, welcher durch diese Räume weht, sondern warme Begeisterung für die nationale Vorzeit und wissenschaftlicher Sinn für Anordnung und Benutzung.

Wir treten in die Parterreräume ein: fünf Zimmer schließen sich hier an einander. Wo wir hinblicken, ist mit Geschick und Eleganz das vom Lokal an die Hand Gegebene zu einem Erfreuenden und Belehrenden benutzt worden. Fußboden und Decke, Thürumfassungen, Wandtäfelung, die Scheiben der Fenster, der Stuhl in der Ecke, die großen Schränke, der Tisch in der Mitte, alles will unmittelbar in bestimmtem Stile wirken. Natürlich sind dann auch größere Aufstellungen in Glaskasten mehr sammlungsartig eingefügt. Die Arbeiten in Holz nehmen in den ersten Zimmern vor allem unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Schränke für weltliche und heilige Zwecke, Betpulte, Sitze, Magistralbänke, Ruhestühle, Credenztische, Kamin- und Spiegelumfassungen, ganze Thürflügel, und dann wieder die eigentliche Kunstschnitzerei in Heiligenschreinen. Damit wechseln Arbeiten in gewöhnlichem Stein, in Marmor, in Alabaster, ganze Statuen und Reliefs. Und welche Fülle von Stahl- und Eisenwaaren sind dort in jenen Kästen ausgestellt! Schlösser, Schlüssel, Thürklopfer, Thürverzierungen sind zu wahren Kunstwerken geworden. Durchbrochen gearbeitet in einer Arabeskenfülle Embleme und Devisen, den Salamander von Franz I., den zunehmenden Mond von Heinrich II. bergend kündet das Schloß seine fürstliche Abkunft aus dem Schlosse Anet an! Drehen wir uns um nach den Fenstern, da zieht sich eine ganze Heiligengeschichte durch die bunten Glasfenster, da begrüßen uns schweizerische Wappen und deutsche Sprüche. Das fünfte Parterrezimmer ist ringsumgeben von großartigen Gobelins und gemalten Ledertapeten. Ein Prachtkamin mit freien Figuren erhebt sich mitten darin.

Steigen wir die Treppe nach oben hinauf, so gilt es die Augen rechts und links noch wenden auf Reliefsculpturen und oben auf dem Corridor setzt sich dies fort. Das Elfenbein tritt an die Stelle des Steines oder Stuckes. In der oberen Zimmerreihe hat die Malerei vor allem ihren Sitz aufgeschlagen: eine große Reihe wichtiger Tafelgemälde, dann aber Miniaturen, vor allem die Malerei auf metallinischen oder Thonstoffen macht sich geltend. Für Email, in ihrer ganzen Entwickelung, für die Gefäßmalerei der Urbinaten, für französisches Porcellan, venetianisches Glas sind hier die interessantesten Studien zu machen. Und daneben wollen weniger umfangreiche Werke aus edeln Metallen, Leuchter, Schalen, Filigrankreuze, Uhren, auch Waffen näher betrachtet sein. Im hintersten Zimmer begegnet uns noch einmal ein mittelalterliches Mobiliar, vor allem der Prachtbau eines Bettes. Victoria und Mars tragen den Baldachin desselben, in Hautrelief sind die Hauptthеile geschnitzt, von Delphinen überragt, eine herzogliche Krone ist mehrfach angebracht. Daneben ist eine Reihe von kostbaren Truhen aufgestellt, mit Säulen und Pilastern aufgebaut, dazwischen Masken, Wappen, mythologische oder heilige Scenen ausgearbeitet. Die Beziehung als hochzeitliche Geschenke ist häufig durch den Gegenstand der Darstellung ausgesprochen.

Jedoch das menschliche Auge ermüdet unter der Fülle der gebotenen Objekte. Wandern wir daher die obere Zimmerreihe zurück und suchen die Kapelle auf, welche, wie wir bereits bemerkten, in dem kurzen, hinteren Flügel des Gebäudes sich befindet. Von einem runden Mittelpfeiler steigen kühn die schlanken Gewölbrippen nach allen Seiten auf, zwischen sich die farbenreichen Deckenfelder spannend. An den Wänden öffnen sich zwölf gothische Nischen, einst gefüllt mit den knieenden Statuen der ganzen Familie von Jacques d'Amboise. Der Altar ist in dem Ausbau der Fensterwand gestellt und das Licht bricht sich auch hier farbig durch auserlesene, neu eingefügte Glasgemälde. Eine nähere Betrachtung läßt uns in der Altarbekleidung, den Meßgewändern, den Betstühlen eine auserlesene Sammlung entdecken. Aus der Kapelle führt eine freie, zierliche Steintreppe in einen Parterreraum, der ebenfalls gewölbt ist mit einem den oberen unterstützenden unteren Pfeiler. Der Durchgang ist jetzt in ihm aus dem Garten des Hôtel

in die römischen Thermen gegeben, die wir bereits kennen gelernt haben. Ist dieser untere Raum aber nicht ursprünglich ein integrirender Theil der Kapelle als einer Doppelkapelle gewesen?

Wahrlich ein reiches Feld des Specialstudiums ist in dieser Sammlung gegeben von den celtischen Funden, von römischen und altjüdischen Inschriften bis zu den Schmucksachen des 17. Jahrhunderts! Und jedem unbefangenen Besucher wird der Totaleindruck, wie ich ihn eben zu schildern versuchte, nachhaltig und bedeutsam bleiben. Aber ist die Sammlung nicht nach ihren Hauptgruppen noch etwas schärfer zu charakterisiren? Und sind nicht einige wahrhaft bedeutsame Werke aus der ganzen Menge zunächst heraus zu heben?

Im Ganzen trägt die Sammlung den Charakter einer auf privatem Wege entstandenen noch vielfach an der Stirne. Es spricht sich dies vornehmlich in den bestimmten Lokalitäten aus, denen ein großer Theil der Gegenstände entstammt: so sind es Trümmer gerettet aus Pariser Kirchen, aus Corbeil, eine sehr wichtige Reihe aus dem Hôtel Dieu der Stadt Provins, dann aus den Schlössern Anet, Ecouen, Villepreux, einiges aus der Loiregegend und aus Dijon, mancherlei aus Belgien, vom Niederrhein aus Köln, dann aber sehr viel aus der Schweiz, wie es scheint aus Basellandschaft und aus den inneren Cantonen. Der Limousin ist allerdings sehr reich durch die prachtvollen Emailarbeiten vertreten, sonst hat der Süden Frankreichs noch wenig beigesteuert, bis auf einzelne Gypsabgüsse. Diese halten wir für einen ganz besonders wichtigen Theil der Sammlung, der jetzt unter dem Schutze einer so starken Centralmacht, wie ihn der Staat in Frankreich darstellt, rasch wachsen und so auf einem Punkte, ohne die Provinzen zu berauben, eine höchst lehrreiche Übersicht der nationalen Kunst ermöglichen kann. Unter den Kunstperioden selbst ist aber — und dies liegt in der bereits von uns schon mehrfach angedeuteten Blüthe und massenhaften Produktion jener Zeit begründet — die Übergangszeit aus der Gothik in die Renaissance und diese selbst in ihrer frühsten Erscheinung am reichsten vertreten.

Unter den architektonischen Theilen sind die zwölf figurirten Capitelle aus St. Germain des Prés, die 15 fragmentirten Statuen von der Pariser Notredamekirche besonders zu nennen. Aber wie freute

ich mich aus St. Nazaire in Carcassonne, aus Notredame la grand in Poitiers, aus Civray und Moissac Gypsabgüsse von Grabtafeln und architektonischen Reliefschmuck zu finden! Die altchristliche Periode ist durch zwei runde Elfenbeinkapseln, die zur Aufbewahrung der Hostien dienten, vertreten (No. 385. 386 des Katalogs von 1852) mit vier Scenen wunderbarer Heilung Christi die eine, mit vier Evangelisten und zwei Aposteln die andere. Elfenbeintafeln, als Deckelschmuck heiliger Schriften und kostbarer Schreibtafeln, als Aufsatz von Altären dienend führen uns dann hinüber in die Periode byzantinischer und frühromanischer Kunstübung. Unter den 11 hier vorhandenen Exemplaren (No. 387—397) erregt das eine durch die historische Beziehung ein specielles Interesse: Christus in der Mitte auf einem Piedestal stehend setzt zwei kleineren, in demüthiger Stellung ihm zur Rechten und Linken befindlichen Gestalten in byzantinischem Königschmuck Kronen auf. Zu den Stufen ist eine kleine Gestalt hingeworfen. Die theilweis spätgriechischen, theilweis lateinischen Inschriften erweisen uns Kaiser Otto (II.) und Theophano als die gekrönten, jene kleine Gestalt als einen gewissen Johannes. Der Stil zeichnet sich durchaus nicht vor der Leblosigkeit, der runden Faltensymmetrie gleichzeitiger Werke aus. Ein Tafelnpaar (No. 392. 393) ist auf beiden Seiten mit Darstellungen versehen und es scheint allerdings, daß eine frühere Arbeit für einen anderen Zweck neu benutzt ward. Die älteren, mehr verletzten Seiten haben hier Christus am Kreuz, dort Christus als thronend, umgeben von vier Engeln zum Mittelpunkt. Die besser erhaltenen hingegen weisen übereinander je zwei Kämpfe mit Thieren auf, die mit Recht auf Theile des Thierkreises, auf Wassermann und Löwe, auf Schütz und Steinbock bezogen werden; ein Baum breitet unten bei beiden seine Zweige aus und den Rand beleben thierische Wundergestalten zwischen Blätterwerk.

Entschieden der einheimischen romanischen Kunstübung gehören die Reliquienkästen von Elfenbein, zunächst viereckig, spätere achteckig an, welche von einer ganzen Fülle heiliger Gestalten in Arkaden umgeben sind. Ich nenne nur den des h. Yoet (No. 399) aus der Prämonstratenserabtei Braisne bei Soissons (gestiftet 1130) mit 42 Figuren: den Deckel umgeben Propheten, Könige, Patriarchen, den

eigentlichen Körper Christus mit Aposteln und Apostelschülern, die heiligen drei Könige und Maria, Joseph und Simeon. Fügen wir hier noch gleich eine im entwickeltsten germanischen Stile behandelte Elfenbeintafel hinzu, welche als Oratoire der Herzoginnen von Burgund bekannt, für die berühmte Karthause in Dijon gearbeitet war. Die Geschichte des Johannes des Täufers auf ihr fand in der Passion Christi einer zweiten Tafel das Gegenstück. Wir kennen aus Urkunden den Verfertiger, Berthelot Heliot, der als Valet de chambre, ganz entsprechend flandrischen Malern im Dienste der Herzöge von Burgund stand und die Zeit der Verfertigung $13\frac{92}{93}$.

Doch zurück in die frühromanische Periode. Erst im Sommer des Jahres 1852 ist in der Sammlung ein Werk aufgestellt worden, welches ebenso sehr durch den Glanz seines kostbaren Materiales imponirt, als durch seine künstlerische Behandlung alles hinter sich läßt, was von Werken dieses Stiles uns sonst erhalten ist. Es ist die berühmte Altartafel Kaiser Heinrichs II. aus dem Dom zu Basel, bei der Theilung des Basler Domschatzes 1834 in den Besitz von Basellandschaft gekommen, versteigert, von einem Herrn Handmann in Basel gekauft — hier nun im Museum Cluny als ein Besitz des Colonel Theubet ausgestellt. Ich habe durch aufmerksame Betrachtung zu zweien Malen mir einen scharfen, ins Einzelne eingehenden Eindruck zu fixiren gesucht. Da in dem so eben von Kugler in seinen Kleinen Schriften (I, S. 486—489) wieder veröffentlichten Aufsatze über den 1836 mit Text erschienenen lithographischen Umriß, der Stil vor allem der Hauptgestalten nach der Lithographie näher besprochen und zwar einer späteren Periode, als der der Stiftung der Tafel im Jahre 1019, dem Anfange des 13. Jahrhunderts zugeschrieben wird, so daß Kugler eine Umarbeitung der Tafel annimmt, so wird es nicht überflüssig erscheinen, die von mir im Anblick des Originales niedergeschriebenen Notizen einfach mitzutheilen. Die ganze Metalltafel bildet ein längliches Viereck (3′ 8″ Par. hoch, 5′ 6″ lang), befestigt auf einem Brett von Cedernholz. Oben und unten ist ein glatter Rand für die Inschrift gelassen. Von allen vier Seiten senkt sich schräg der Rand zu der Reliefffläche. Diese selbst ist durch sechs Säulen im Relief, von denen zwei, an die Enden gestellt, nur halb sich zeigen, und fünf auf

ihnen ruhende Bogen gegliedert. Der mittelste Bogen überragt an Größe und Weite die anderen. Zwischen diesen sind vier Runde in dem nicht unbedeutenden, flachen oberen Raum gestellt. Die Säulen haben attische Basis mit hoher Plinthe, ein Band um die Mitte des Schaftes und knospenartig sich öffnendes Capitell mit starkem Abacus. Alles außer der Bogenstellung und den Medaillons, auch der schräge Rand ist mit Arabesken bedeckt. Diese sind in wunderbarer Zierlichkeit rankenartig, vielfach an antike Muster erinnernd, mit großer Regelmäßigkeit ausgeführt. Thiergestalten mancherlei Art, Vögel, Ungeheuer beleben die Zweige. Jede Bogenöffnung ist mit einer Reliefgestalt, den Nimbus auf dem Haupt und eine Hügelandeutung zu den Füßen, besetzt. Diese Hügel sind schuppenartig getheilt, aber in jede dieser Schuppen mit meist drei zierlichen Zweigen geschmückt. In der mittleren, großen Bogenöffnung steht Christus ganz im byzantinischen Typus, alt, mit gespaltenem Bart, das Gesicht nach unten spitzig. Die Rechte hebt er in dem bekannten segnenden Motiv, die Linke ist ebenfalls gehoben, um eine Aureola mit Monogramm und griechischem Kreuz zu halten. Die Überschrift bezeichnet ihn als rex regum et domus dominantium, also speciell Christus, als König aller irdischen Könige und Herrscher. An der Anhöhe sind zwei kleine Gestalten hingeworfen, beide mit Kronen, durch die letzteren sehr klar als Heinrich und seine Gemahlin bezeichnet. Die vier Nebenbogen werden durch drei Engel und den h. Benedictus eingenommen. Die Überschriften, einfach lautend ses Gabriel 2c., erweisen jene als Gabriel, Rafael und Michael. Die Engel sind männliche, unbärtige Gestalten, mit sehr kleinen Flügelandeutungen an den Schultern, sonst reich bekleidet mit Ober- und Untergewand, deren Falten concentrisch von einem Mittelpunkte ausgehen. Gabriel hält einen Stab und zeigt die innere, gehobene, linke Hand, Rafael hält ebenfalls einen Stab, aber hat die linke Hand an die Brust gelegt, Michael hat eine Kugel in der einen Hand, in der andern eine Fahne, die die Gestalt zweier an den Fahnenstock angehängter, schwebender Fische darbietet. Benedictus ist in Abtstracht und durch Buch und Stab bezeichnet. Die vier kleinen, weiblichen Brustbilder der Medaillons sind alle mit Kronen geschmückt, offenbare allegorische Personificationen. Im Halbbogen sind folgende

Inschriften, schwer leserlich um sie geschrieben: PR DD, FB TO, TMPR, FR TT. Die Deutung auf die vier Tugenden Prudentia, Justitia, Temperantia, Fortitudo wird bis auf die zweite, vielleicht verschriebene durch diese Abbreviaturen bestätigt. Am oberen und unteren Rande läuft die aus zwei Hexametern bestehende Inschrift hin:

QVIS SICVT HELFORTIS MEDICVS SOTER BENEDICTVS
PROSPICE TERIGENAS CLEMENS MEDIATOR VSIAS.

Der Sinn ist jedenfalls: es wird gefragt: wer ist, wie Helfortis ein geschickter irdischer Arzt ist, ein ebenso mächtiger himmlischer Helfer? Benedictus, lautet die Antwort. Daran schließt sich nun die Bitte an den gnädigen Mittler, auf die irdischen Dinge sorgend zu schauen. Bestimmt genug ist hiermit die Tafel als Votivtafel zufolge einer Krankheit bezeichnet, wobei Helfortis als Arzt, Benedictus als Heiliger geholfen.

Die ganze Ordnung, die Einführung der drei Engel, der Typus derselben, sowie Christi, wohl auch die antikisirenden Grundformen der Arabesken sind offenbar einem byzantinischen Vorbilde entlehnt, aber gemacht ist die Tafel sicher von einem nordischen Künstler, aus der Zeit Heinrichs II., die ja sehr geschickte Bildner in edeln Metallen aufzuweisen hat. Hier ist das Lateinische das Geläufige. Die zwei griechischen Brocken: soter und usias sind in der pretiosen mit griechischen Worten gern prunkenden Schreibweise des 10. und 11. Jahrhunderts begründet. Der Stil aber der menschlichen Gestalten beweist durchaus nicht eine spätere, freiere Behandlung, vielmehr erscheinen diese starr und leblos gegenüber dem musterhaft ausgeführten Ornament. Und das ist ja gerade das Charakteristische jener von Byzanz influenzirten frühromanischen Periode.

Von diesem Normalwerk getriebenen und gravirten edeln Metalles ist der Fortgang zu der zahlreichen Klasse inkrustirter Email leicht gegeben, wo Kupferplatten getrieben, gravirt, vergoldet, in den Hauptgestalten belegt mit fester Emailmosaik, wohl auch mit edeln Steinen zu Altartafeln, Reliquiarien, Buchdeckeln, flachen Schalen, Becken, Kreuzen verwendet wurden. Über 60 Stücke dieser älteren Limusiner Arbeit sind hier vereint und es ist wichtig, daß der Ort der Herkunft und die Darstellung selbst mehrfach historische Data für die

Technik in Limoges an die Hand giebt. So sind z. B. aus der 1073 gestifteten Abtei Grandmont bei Limoges zwei Tafeln da, von denen die eine den Stifter der Abtei, Etienne de Muret noch vor seiner Canonisation (1188) zeigt.

Die Krone der selbständigen Arbeiten in Stein ist ein treffliches Predell des Altarwerks aus der Ste Chapelle der Abtei St. Germer bei Beauvais, welche 1259 von Pierre de Wuessencourt erbaut ward. Die Reliefdarstellung geht aus vom Gekreuzigten zu Johannes und Maria, weiter zur christlichen Kirche und zum Judenthum, zu Petrus und Paulus, zur Verkündigung und zum Besuch bei Elisabeth, dann zur Heilung eines Verwundeten durch St. Ouen und St. Germer und gegenüber zu zwei andern Scenen aus dem Leben dieses Heiligen. Die Technik des Reliefs, sowie der Farbenschmuck, der aus einem vergoldeten, damascirten Grunde die farbigen Gestalten heraushob, ist ebenso interessant, als der Stil uns ganz jene Stufe freier, an die Antike erinnernder Behandlung der Natur vergegenwärtigt, wie wir sie an Werken des Nicolo Pisano und den bekannten Altar- und Kanzelwerken der sächsischen Schule jener Zeit kennen. Im Verhältniß zur deutschen Kunst ist die Benutzung des Marmor und Alabaster eine sehr frühe zu nennen. Ganze Reihen von Alabastertafeln bildeten ein Altarwerk. Farbenreste beweisen, daß auch beide farbig verziert wurden. Unter den Werken der ersten Renaissance finden sich sehr anmuthige, im antiken Stil gedachte Reliefs, so Diana als Jägerin (No. 105), so die zwei Medaillons aus Schloß Anet mit Catharina von Medicis als Juno, Diana von Poitiers als Venus, so mehrere religiöse Scenen in Alabaster, z. B. die Auferstehung der Todten. Unter den Statuen scheint mir ein schlafendes Kind, der Schlafgott (No. 106) vor allem nennenswerth.

Die Holzschnitzerei ist so recht eigentlich die Kunst der späten Gothik und des durchbrechenden Naturalismus, sowie der üppigen Ornamentik der spätern Renaissance. Hier ist nun in dem Hôtel Cluny für die ächt französische Entwickelung an der Fülle tektonischer Werke, jener Koffer, Truhen, Kästchen, Stühle etc. viel zu lernen — ich mache nur auf einen viereckigen Holzbau aufmerksam, an dem die Belagerung der bekanntlich mit Troyes gern identificirten Troja in höchst

ergötzlichen Scenen dargestellt wird —, dagegen stammt die Reihe der Altarwerke des 16. Jahrhunderts (No. 207—227) fast durchgängig aus flandrischer und deutscher Heimath. Ein Meisterwerk der Art ist das Altarwerk (No. 208) mit der Messe des h. Gregor in der Mitte und den correspondirenden Darstellungen, der Bewirthung Melchisedeks durch Abraham und dem Abendmahle; es gehörte der Abtei Everborn bei Lüttich. An kleinen Figuren und Gruppen für mehr nipptischartigen Gebrauch des 16. und 17. Jahrhunderts ist kein Mangel. So ließ Ludwig XIII. die hier vorhandene Reihe von 60 Königen Frankreichs in Holz 7 Centim. hoch ausführen.

Die Sammlung der ältern Gemälde zerfällt in eine Reihe italienischer, deutscher und flandrischer und endlich französischer Bilder. Die ersteren (No. 709—721. 763. 765. 768—770) sind fast durchgängig auf Goldgrund gemalt und werden alle der florentiner Schule zugeschrieben. Genauere Prüfung verdient der angebliche Gentile da Fabriano mit der Jahrzahl 1408, Christus am Ölberg und die Frauen am Grabe darstellend. Die Zahl der deutschen und flandrischen Bilder übersteigt die Dreißig (No. 726—758). Als besonders bedeutend erschien mir ein Triptychon (No. 750) aus deutscher Schule mit der Donatorenfamilie und ihren zwei Fürsprechern, Johannes und Maria auf den Flügeln; Christus als Ecce homo auf dem Altar stehend und das Blut in den Kelch ergießend, im Hintergrund hinter dem reichgothischen Altaraufbau die Passionswerkzeuge. Eine große Grablegung (No. 741), als flandrische Schule bezeichnet, ist von dem eckigen, unruhigen Farbenwurf ganz frei; die Farben sehr durchsichtig; die gebirgige Landschaft sorgfältig ausgeführt. Eine Anbetung der Könige (No. 746) mit dem englischen Gruß und der Geburt Christi als Flügelbildern erinnert in seiner tiefen und doch leuchtenden Färbung, in der Behandlung der Landschaft sehr an Dürer. Die Enthauptung des Johannes (No. 738) ist eine sehr kräftige Henkerscene aus der Schule Lukas Cranachs.

Wonach man in einer Sammlung französischer nationaler Alterthümer vor allem fragen wird, die Reihe altfranzösischer Bilder vor dem italienischen Einfluß ist bis jetzt nur sehr schwach hier vertreten. Unter den vier hierher gehörigen Bildern ist das der Marie Made-

leine aus der zerstörten Kirche dieser Heiligen in Marseille, dem König René selbst zugeschrieben, schon als treues Costümbild interessant. Da sitzt im Vordergrund der König mit seiner Gemahlin, Johanna von Laval im Königschmuck, eine Menge von Marseillaisern bildet einen Halbkreis um die von einer Tribune herabpredigende Magdalena, im Hintergrund ist Marseille selbst mit seinen Mauern und Thürmen gemalt. Ein ähnliches Interesse nehmen zwei Flügeltafeln (No. 725) in Anspruch, welche die Krönung von Ludwig XII. zu Rheims 1498 in Correspondenz mit der Königsweihe Davids darstellen. In dem prachtvollen lilienbesäeten Mantel kniet er nieder am Altar einer reich geschmückten Kapelle, ihm zur Seite der Erzbischof und die Pairs von Frankreich, die Attribute des Königthums überreichend. Von den Galerien schmettern Trompeten mit flatternden Bändern, die das Wappen Ludwigs sehen lassen. Die Salbung Davids ist ebenfalls ganz in das Costüm der Zeit Ludwigs eingekleidet. Zwei Porträts, das eine von Karl V. von Janet, das andere von der ersten Geliebten des Königs Franz I., Marie Goudin sind die einzigen Repräsentanten dieser national-französischen Bildnißmalerei. Ihnen gegenüber bildet ein Bild von Primaticcio (No. 759) einen sehr entschiedenen Contrast. Diana von Poitiers ist hier als Venus dargestellt, die mit der einen Hand auf Amor sich stützt, mit der andern einen Pfeil hält; ihr zu den Füßen ist eine Maske und Köcher hingeworfen, weiter zurück hält eine Frau einen Spiegel, ganz im Hintergrund zeigt sich das brennende Troja und die Rettung des Anchises. Mit wahrhaft antikem Stilgefühle ist der weibliche Körper modellirt; die Farben waren für mich überraschend kräftig und tief.

Die Miniaturen gehören mit sehr wenig Ausnahmen dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert an. Eine feine Schmeichelei ist in einer Reihefolge von Rondeaus und entsprechenden Miniaturen auf die Mutter von Franz I., Luise von Savoyen niedergelegt; sie bekämpft nämlich, begleitet von 7 verschiedenen Tugenden, die 7 Todsünden in immer neuen Motiven. Zwei Gebetbücher (Heures) aus den Jahren 1512 und 1527 zeigen uns den Übergang in den Druck und Holzschnitt, aber mit prachtvoller Malerei; sie sind das Werk eines berühmten Pariser Libraire Simon Vostre. Auch die Glasge-

mälde sind fast durchgängig Werke des 16., auch des 17. Jahrhunderts. Wir können drei Hauptgruppen scheiden, eine Reihe von Bildern aus der Legende des h. Lätus (St. Lié), des Patrons der Weber, von dieser Innung 1525 in die Kapelle des Hôtel Dieu zu Provins gestiftet (No. 829—845), dann mehrere treffliche Wappenbilder für das Schloß Ecouen von Bernard von Palissy gemalt (No. 849—853), endlich die große Zahl schweizerischer geistlicher und Geschlechtswappen, sowie religiöser Scenen, deren frühste Jahreszahl 1534 ist (No. 871—932).

Ein ganz anders reiches Bild französischer Malerei gewähren uns die Emailgemälde, welche seit Ende des 15. Jahrhunderts an Stelle jener reliefartigen Email treten, aber eine sehr mannigfaltige Verwendung für Altartafeln, Medaillons zum Wandschmuck, Schmuckkasten, Schalen u. s. w. erhielten; ihre Zahl beläuft sich über 150. Durch ihre Größe (1 Mètre breit, 1,65 M. hoch) überraschen 9 Tafeln mit antiken Göttern und Tugenden, welche 1559 für das Schloß Madrid im Boulogner Holz gearbeitet wurden. Ein interessantes Ganze bildet ein Altarschrein mit Doppelflügeln, in Email auf Kupfer für die Trauer der Catharina von Medicis um ihren Gatten Heinrich II. gefertigt. Sie selbst kniet in Trauergewändern in ihrem Betstuhl auf dem Hauptbild; die Flügel dagegen weisen den Engelsgruß und Scenen aus der Leidensgeschichte Christi auf. Eine andere malerische Technik endlich, die Frankreich, aber dem nordöstlichen und dem angränzenden Flandern angehört, die Teppichwirkerei, ist in der Sammlung vor allem durch einen Teppich aus Beauvais aus der Zeit 1444—1462 mit der Befreiung des Petrus aus dem Gefängniß, dann aber durch zehn großartige, mit Gold und Silber reich ausgestattete Teppiche flandrischer Herkunft, für den französischen Hof unter Louis XII. ausgeführt, vertreten. Der Geschichte des David und der Bathseba, durch lateinische Unterschriften erklärt, sind die Scenen entnommen. Besonders interessant sind in der letzten, der Buße Davids die höchst charakteristisch gezeichneten allegorischen Gestalten der Zerknirschung (Contricio), des Zornes Gottes (Ira dei), des Erbarmens (Misericordia), der Weisheit (Sapientia), der Reue (Penitencia) und endlich der Wollust (Luxuria).

So haben wir uns denn mit der Hauseinrichtung des alten Pa-

ris im weitesten Sinne näher bekannt gemacht, wie sie für Kirche und Klosterhallen, für das Hôtel des Königs sowie seiner großen Vasallen, für das reiche Kaufmannshaus und die städtischen Mittelpunkte, im verschiedensten Material, für den Dienst des Heiligen, sowie heiterer Gelage sich gestaltete. Die Stilmäßigkeit aller dieser doch zunächst für den einzelnen Menschen oder die Familie oder eine ganz bestimmte Vorrichtung berechneten Geräthe, Gefäße u. dgl. tritt uns hierbei scharf vor Augen und rückt uns diese ganze Welt der mehr der Zufälligkeit, der Individualität dienenden Erzeugnisse nahe an die monumentalen Werke, welche die Periode des Mittelalters hinterlassen hat. Ein schroffer Gegensatz zu der Neuzeit, wo im raschen Wechsel die ganze Umgebung des Menschen sich ändert und im Verlauf von wenig Jahrzehnten glücklich die immer rotirende Modekugel dieselben Farben und Formen, vielleicht nur in größerer Verzerrung zum Vorschein bringt, wo der Begriff des festen Besitzes, der Ausprägung einer Individualität in ihrer Umgebung immer seltener wird.

Das **moderne** Paris in seiner historisch sich heranbildenden und fixirenden Physiognomie ähnlich genau zu schildern, wie ich es für das alte versucht habe und hierbei meine persönlichen Anschauungen wiederzugeben liegt nicht in meiner Absicht noch in meinem Vermögen. Denn eines Theils ist dieses ja gerade der eigentliche Anschauungskreis der Tausende, die alljährlich Paris besuchen; über ihn hinaus rückwärts greifen die wenigsten, während Reiseberichte über Reiseberichte uns davon erzählen, während Romane und Theaterstücke aus dem reichen, unerschöpflichen Boden des modernen Paris immer neue Nahrung ziehen. So braucht der Einzelne, welcher zum ersten Mal Paris betritt, schon eine geraume Zeit, um in sich überhaupt nur die Masse der Eindrücke zu gliedern, die sehr gleichmäßig an viele herantreten und er muß rasch danach streben auf dem engen Felde seiner speciellen Neigung und Beschäftigung Paris auszubeuten. Anderntheils ist wiederholte und längere scharfe Beobachtung der Weltstadt in ihrer Außenseite, sowie der dem Fremden meist verborgenen Regionen des inneren Lebens nöthig, um ein solches Gesammtbild zu entwerfen. Und dazu gehört genaue Beschäftigung mit der literarischen Entwickelung des modernen Frankreichs, die sich ja in Paris ganz concentrirt, sowie mit

dem reichen Getriebe des französische Staatslebens. Alles dessen kann ich mich nicht rühmen. Mir war es auch wesentlich darum zu thun von der Gegenwart aus und von dem allgemeinen Niveau französischen Wesens die Brücke rückwärts zu finden zu den individuellen Gestaltungen einer mannigfaltig in provincialem und vorzugsweise städtischem Leben sich aussprechenden Nationalität, diese zurück zu verfolgen in dem merkwürdigen Proceß, den die römische Cultur und die Kirche in den celtischen und dann den germanischen Elementen hervorgerufen hat. Aber indem wir immer von der Gegenwart ausgingen oder zu ihr zurückkehrten, um die Fortdauer oder das Absterben einer monumental sich aussprechenden geistigen Potenz zu bezeichnen, haben wir unvermerkt auch ein gutes Stück der modernen Physiognomie von Paris schon in die Schilderung des alten verwebt.

Versuchen wir es nur noch die Marksteine des äußeren Wachsthums der Stadt zu setzen und nur Einzelnes aus den ganzen Klassen von monumentalen Anlagen herauszuheben, in denen die moderne Zeit sich gezeigt. Eine kurze Schilderung des ersten Eindruckes von einem der Glanzpunkte dieses modernen Paris, wie er sich mir bestimmt genug und gewaltig aufdrängte und bei häufigem Besuch als ein dauernder und begründeter erwies, wird uns endlich nach mannichfacher, langer Wanderung an einem dem Père la Chaise entgegengesetzten Punkte bei einem Abschiedsblicke auf die Weltstadt ausruhen lassen, der jeder denkende, unbefangene Besucher so viel großartige, seinen Gesichtskreis erweiternde, aber auch demüthigende Erfahrungen zu verdanken hat.

Aber, hör ich fragen, ist es in der Ordnung das moderne Paris von einem Heinrich IV. bis zur Gegenwart auszudehnen? Liegt hier nicht eine unübersteigliche Kluft dazwischen, die französische Revolution? Hat sie nicht Paris in ein neues umgewandelt, ist nicht eine neue demokratische Weltstadt daraus entstanden, unvereinbar mit dem Bourbonenhause und allen seinen Bestrebungen und hat nicht diese demokratische Macht sich auch ein äußeres monumentales Gehäuse gleichsam geschaffen, ist nicht eine neue Kunst, aus dem Volke und für das Volk gebildet, aus ihr hervorgegangen? Wer mit unbefangenem Auge und Sinne sich in dem heutigen Paris umsieht, wird von der künstlerischen Schöpferkraft der revolutionären Bewegung vergeblich

Beweise suchen; alles Neue und Große hat sich auf die einheitliche Macht gestützt, unter welcher Form sie auch auftreten mochte. Die Revolution ist nur groß im Zerstören gewesen, aber sehr bezeichnender Weise hat diese Zerstörung wenigstens in der ersten großen Revolution sich nicht gegen die Bauten, gegen die Hauptdenkmale der Bourbonenzeit gerichtet, sondern das Mittelalter, die Feudalzeit, war der eigentliche Gegenstand des Hasses. Man zertrümmert wohl Statuen in Menge, verbrennt Gobelins mit königlichen Wappen, vernichtet die prachtvollen Palasteinrichtungen, aber die modernen Gebäude bleiben unversehrt. Diese Kuppeln, diese Hallen, diese leeren Zopffaçaden der Kirchen, diese riesigen Flügel der Schlösser, sie sind auch der revolutionären Masse nicht fremd, nicht feindselig erschienen.

Es geht ein richtiger Instinkt durch die Massen, der trotz alles Gegensatzes allgemeiner Principien doch die Verwandtschaft gewisser Naturanlagen, gewisser in der Nation einmal übermächtig angeregter Bestrebung anerkennt und zur Geltung bringt. So im Gebiete der äußeren Politik, so in der eigentlichen Staatsregierung, so endlich in der dem Auge entgegentretenden Gestaltung des hauptstädtischen Lebens. Heinrich IV., noch mehr aber Ludwig XIV. sind heute noch populäre Namen, nicht blos Namen für eine Partei: der nationale Stolz knüpft an ihnen an, er stellt mit Leichtigkeit Napoleon daneben und sieht in den neuesten Regierungen nur die mehr oder weniger glückliche Fortsetzung des von ihnen Eingeleiteten, Begründeten. Der Rechtszusammenhang ist dabei der französischen Nation aus dem Gedächtniß geschwunden. Die äußere Gestaltung des modernen Paris ist nun trotz alles Wechsels politischer und socialer Principien doch im Wesentlichen auf einem und demselben Hauptwege fortgeschritten und diesen wollen wir im Folgenden näher zu charakterisiren versuchen.

Wir sahen früher, wie die unter Karl V. und VI. Paris gegebenen Umfangsmauern noch bis Heinrich IV. im Wesentlichen unverändert erhalten wurden; nur die Tuilerieen mit ihrem Garten waren durch eine Bastion und Mauer gleichsam als eine Art Vorposten an der unteren Seine dem Stadtkern später vorgeschoben. Besonders jenseit des Flusses waren indessen die Bourgs, vor allem der von St. Germain mit der Abzweigung von St. Sulpice, dann aber auch der

von St. Michel, welcher weitläufige geistliche Stiftungen und die jüngst gemachte Anlage des Palais Luxembourg in sich schloß, die belebten Straßen bei der Kirche St. Jacques, der alte, volkreiche Bourg St. Marceau und endlich der von St. Victor zu förmlichen Städten erwachsen. Seit den Zeiten Philipp Augusts waren ja die Stadtgränzen hierhinaus nicht erweitert worden. In den inneren Religions- und Liguistenkämpfen hatte der Bourg St. Germain als ein Hauptsitz des Protestantismus, wohl la petite Genève genannt, sich kundgegeben und es wird seit Heinrich IV. mit großem Eifer an dem Neubau dieser am härtesten in der Belagerung mitgenommenen, fast öden Ruinenstadt gearbeitet. Richelieu war ganz der Mann dazu der Hauptstadt der bourbonischen Monarchie, welcher er „seine Weltstellung gab", auch äußere Gränzen anzuweisen, die ihrer nunmehrigen Bedeutung entsprachen und durch die großartige Anlage eines neuen Stadttheiles, der seinen Namen trug, die Stadt abzurunden. In dem Jahre 1630 ward die große Erweiterung unternommen. Das Thor St. Honoré ward aus der unmittelbaren Nähe des damals soeben begonnenen Palais Royal weit hinaus geschoben ziemlich in gleiche Linie mit den Bastionen des jetzigen Place de la Concorde. Von ihm aus zogen sich die Befestigungen um ein Weniges innerhalb der jetzigen Boulevards bis zu dem nun ebenfalls weit vorgeschobenen Thor Montmartre, um dann an die älteren Gränzen der Ville sich anzuschließen. Noch war das Werk nicht vollendet, als im Jahre 1636 die Spanier schon von den Niederlanden bis zur Oise vorgedrungen waren und die Bürger von Paris zur Vertheidigung aufgerufen wurden. Auf dem linken Seineufer wurde ein der Bastion am Ende des Tuileriengartens entsprechender Ausgangspunkt genommen und von da im weiten Umkreis bis zum Jardin des Plantes der größte Theil der von mir genannten Bourgs in den Stadtbereich eingeschlossen. Die Université erhielt hierdurch eine ihre bisherigen Gränzen mehr als zweimal übertreffende Ausdehnung. Erst unter Ludwig XIV. ist dies Letzte ganz ausgeführt.

Aber unter demselben Ludwig sanken schon die kürzlich vollendeten Befestigungswerke. Nach Außen trat Frankreich als erobernde Weltmacht auf; ein Panzer von Festungen, zum großen Theil neuge-

wonnene, schützte das Land gegen die Niederlande und den Rhein. Daß Paris, welches noch unter einem Richelieu die Spanier vor seinen eben im Umbau begriffenen Mauern zu sehen gezittert hatte, noch eines Schutzes gegen äußere Feinde bedürfe, schien lächerlich. Und wie waren im Inneren die politischen Gegensätze, die hinter Wall und Mauer, hinter Thürmen und die Straßen sperrenden Ketten sich einander im Schach hielten, besonders durch die letzten großen und berechneten Kämpfe des modernen Königthums aufgehoben oder wenigstens auf ein niederes Niveau gebracht! Wie bedeutungslos erschien das städtische, in sich abgeschlossene Wesen gegen den Glanz der Residenz des mächtigsten Königs! Paris konnte nun seiner neuen Aufgabe, die Stadt der Siegestrophäen, das Vorbild der modernen Cultur zu werden, ganz anheimgegeben werden. Wozu jetzt noch durch gewaltsame Mittel den nach Expansion drängenden Körper der Stadt zusammenschnüren? So wurden nach dem Frieden von Achen 1668 die Boulevards der Ville geschleift und mit Bäumen bepflanzt; an die Stelle der mittelalterlichen Hauptthore traten in den nächsten Jahren 1670, 1671, 1672, 1673 die großen Triumphbogen, von denen noch zwei erhalten sind und heutzutage mitten in die Stadt, an die Hauptpulsader des Verkehrslebens gestellt einen wunderlichen Eindruck machen.

Noch waren die alten Faubourgs (Forbourgs, wie sie ursprünglich heißen), wie St. Antoine, du Temple, St. Martin, St. Denis, St. Honoré nicht in den unmittelbaren Stadtbereich aufgenommen und die Pächter der städtischen Accise legten wohl neue, elende, nothdürftige Mauern oder nur Planken hinter den geöffneten Boulevards an, aber es waren dies nur Gränzen ohne politische Bedeutung. Gerade die Vorstädte füllten allmälig sich mit den Hôtels des Adels. An die Tuilerien und ihren Garten schlossen sich zu beiden Seiten der Seine die vornehmen Quartiere an. Von der Seine aus und der Vorstadt St. Honoré streckten sich nach und nach die Parallelstraßen der Boulevards, die die früher durch offenes Land weit getrennten Vorstädte unter sich in Contakt brachten. Ein Jahrhundert später als im Norden der Stadt wurden im Süden, um die Université die Mauern und Gräben

geebnet und mit Bäumen bepflanzt, aber sie haben es bis heute nicht vermocht an sich ein großes Verkehrsleben zu fesseln.

Kurz vor der Revolution im Jahr 1781 hat der Proceß der Verschmelzung von Stadt und Vorstädten einen wichtigen Abschluß erhalten durch das Hinausschieben der Zollgränze an die Enden der Vorstädte und durch die Anlage einer starken, aber durchaus nicht auf Vertheidigung, sondern nur auf die finanzielle Bewachung berechneten Ringmauer. Von den sechzig Maueröffnungen (Barrières) erhielten drei und vierzig von dem Architekt Le Daux moderne Thorgebäude zu beiden Seiten, eine wunderliche Musterkarte von auf alle mögliche Weise unter einander gewürfelten Säulen- und Bogenstellungen, Tempelfaçaden und Kuppeln. Ein breiter, baumbepflanzter Weg ward außerhalb der Mauer angelegt.

Paris erhielt hiermit eine Umfangslinie von über sechs Stunden. Aber welche Strecken lagen dazwischen, die erst seitdem vom Straßennetz bedeckt oder in das System parkartiger Anlagen gezogen sind! Und wie hat sich in die einstigen Vorstädte der stille Sitz der hohen Aristokratie (St. Germain, St. Honoré), die Brennpunkte des eleganten Lebens (Chaussée d'Antin, Rue Lafitte), die Wohnung des beweglichen Kleinverkehrs (Faub. St. Martin, St. Denis), die weiten Complexe hoch ragender Fabriken getheilt (Faub. St. Antoine)! Die Boulevards der rechten Seineseite bilden nicht mehr die Abgränzung der eigentlichen Stadt, sondern den breiten, reichgeschmückten Gürtel, der sich um die Mitte des Stadtkörpers geschlungen. Und führt das jetzige Regiment seine Umgestaltungspläne wirklich durch, zieht sie von der Straßburger Eisenbahn wirklich unbarmherzig Quartiere durchbrechend, die ungeheure Linie bis an den Anfangspunkt der städtischen Entwickelung, so wird hierdurch auch die unmittelbar dem Auge sich darbietende, historisch richtige Eintheilung der Stadt durch eine zweite paralysirt werden.

Aber schon ist ein großer Schritt geschehen, um auch diese Gränze zu überschreiten. Man erstaunt, wenn man beim Arc de l'Etoile die Avenue von Neuilly hinabgeht, immer noch sich umgeben zu sehen von Häuserreihen, allerdings von Gärten unterbrochen. Sie tragen meist alle einen ähnlichen Charakter, es sind Landhäuser für den in

seinen Mitteln bescheidenen Pariser und kleine Kneipen, wo nun frei vom schweren Octroi der sogenannte blaue Wein, wo Fleisch, Butter um die Hälfte fast billiger vom Arbeiter genossen werden. Und steigen wir den Montmartre hinauf, so sind wir unmittelbar in einer andern alten, winkligen Häusermasse, wo wir hie und da durch den herrlichen freien Überblick über die Landschaft überrascht werden. Ein Weg endlich auf den äußeren Boulevards von da nach Barrière St. Denis führt uns an ganz neuen noch im Bau begriffenen Straßen vorüber. Alle Bedürfnisse des Lebens einer Stadt werden hier erfüllt, nur in einem andern, wohlfeileren Maßstabe. Die Stadt selbst, an deren Rand wir stehen, scheint für diese Außenwohner eine ferne, abgeschlossene Welt.

Weit hinaus über diese neuen Ansätze hat das militärische Bedürfniß gegriffen. Das ungeheure Werk der Befestigungen von Paris war ja kurz vor dem Ausbruch der Februarrevolution vollendet. Und so umschließt die Ringmauer noch eine Bannmeile mit fast 250,000 Menschen. Die detachirten Forts beherrschen alle wichtigen Wasserübergänge an Seine, Marne und dem Kanal von St. Denis, ebenso die Höhen um Paris in Nord und Süd. In der That eine bezeichnende Erscheinung unserer modernen Cultur, daß sie diese ungeheure Expansionskraft auf die Centra der Staaten ausübend doch dazu drängt eben dieses Centrum als ein gefährliches, den blind wirkenden Kräften der Massen anheimgegebenes Ungeheuer in eiserne Banden zu schlagen! Einst gab es ein Landgebiet des Parisischen Volksstammes (Civitas Parisiorum, le Parisis) mit dem kleinen militärischen und merkantilen Mittelpunkt auf der Citéinsel, von der Cité aus hat das städtische Wesen nach beiden Seiten wachsend sich so entwickelt, daß es mit seinen Häusermassen fast die alten Volksgränzen ausfüllt; der Begriff der Stadt ist aber geschwunden vor der einer gleichsam potenzirten Nationalität, vor dem übermüthigen Gefühl einer durch eine gemeinsame Cultur verbundenen städtischen Masse in sich eigentlich ganz Frankreich darzustellen.

Schon dieser Überblick des äußerlichen Wachsthums der Stadt zeigt uns sehr bestimmte Charakterzüge ihrer modernen Physiognomie. Raum öffnend nach allen Seiten, die Unebenheiten des Bodens aus-

gleichend — so sind bedeutende Hügel, sogenannte Buttes im Bereich von Paris abgetragen worden, — abrundend alle vorspringenden Ecken, womöglich weiten Raum lassend für mögliche Ansiedelungen an Stellen, die doch immer todt und menschenleer bleiben werden, so tritt die moderne Cultur uns in Paris diktatorisch waltend entgegen. Wenden wir uns nun zur Auffassung ihrer monumentalen Gestaltung.

Während das Mittelalter im möglichst engen Raum an die Kirche, das Kloster, die Burg das Privathaus anschließt, während jedes Haus in sich selbst möglichst abgeschlossen ist, jede Gasse, an und für sich schon ein buntes Conglomerat, sich scharf abgränzt, das Quartier endlich womöglich mit Thor und Mauer verschlossen ist, während man den von dem Boden gegebenen Gelegenheiten und Schwierigkeiten sich gleichsam anschmiegt, während in merkwürdiger Unermüdlichkeit der Erneuerungsproceß in den Baudenkmalen selbst vor sich geht, so daß diese deutlich die Geschichte ganzer Jahrhunderte an ihrer Stirn tragen, geht der moderne und man kann sagen specifisch französische Stil von dem Ganzen aus und construirt nach bestimmten einmal zu Grunde gelegten Linien und Maßen alles Einzelne. Man beginnt etwa mit einem Platz, der als Einheit gleich gedacht ist, der Platz wird aber durchbrochen an bestimmten Punkten. Sofort müssen die hier sich öffnenden Straßen alle in Breite und Länge, im Stil der Gebäude sich unter einander gleichen und alle auf den Blick vom Mittelpunkt des Platzes berechnet sein. Da ist es nicht das individuelle Privatleben, das hier in der Hausfaçade sich ausspricht, sich in Beziehung setzt zum öffentlichen Leben, nein die Façade gehört ganz der Straße, d. h. jenem einheitlichen Bausystem an, ist vielleicht nur Façade ohne entsprechenden Kern. Dieselben Formen walten am Palast, wie an der Kirche, wie an dem bürgerlichen Haus. Zwei den streng mathematischen Formen fremde Objekte, das Wasser und die Pflanzenwelt werden in den Bereich dieser Anlagen gezogen, das Wasser muß sich einschließen lassen in glatte Mauern, sich vertheilen in weite Bassins, allen Capricen der Sculptur folgen. Und wie sind Bäume und Blumen zu Flächen, Kuppeln, Ellipsen u. dgl. geworden!

Man könnte wohl denken in dieser Veräußerlichung aller Architektur, in dieser strengen Unterordnung unter das Öffentliche liege ein

Beweis für die Herrschaft des öffentlichen Lebens über das private. Aber dies öffentliche Leben ist eben nur die Allgewalt eines Centrums über alle Lebensregungen, diese Veräußerlichung rein das Abbild einer großen Hofrepräsentation. Daher ist das höchste Ziel dieser ganzen Kunstanlagen nicht allein Plätze, weite Prospekte, neue Stadttheile zu schaffen, sondern geradezu ganze Städte auf eigens dazu erwähltem Boden erstehen zu lassen. Wie Paris für die ganze Entwickelung bis zu diesem Punkte, man kann sagen für Europa, ja für die europäisch civilisirte Welt Musterbeispiele aufweist, so ist dies letzte und höchste Problem in der Gründung von Versailles verwirklicht worden. Alle die neuen Residenzen unserer deutschen kleinen Fürsten mitten in der langweiligen Ebene, im Walde, auf ödem Sand sind der Abklatsch dieses großartigen französischen Originals.

Und wie in der That jener Spruch von Ludwig XIV. l'état c'est moi kein leerer, hohler Hochmuthstraum eines Tyrannen war, sondern ein Glaube der Nation, wie die ganze französische Culturentwickelung in der Allgewalt der Monarchie ihren kräftigsten, einigenden Mittelpunkt gefunden hatte, so haben auch die monumentalen Anlagen von Paris, von wem sie auch ausgingen und wenn sie zunächst dem Luxus und dem Ruhme der Einzelperson dienten, größere Culturinteressen erfüllt, sie sind heutzutage Nationaleigenthum im wahren und besten Sinn des Wortes geworden. Und was im Kleinen lächerlich, ja verächtlich erscheint, es ist im großen Maßstabe in der That von ästhetischer Wirkung. Aber allerdings hat es Ströme von Blut gekostet, ehe diese Umwandlung wirklich durchgeführt ward! Es ist interessant zu verfolgen, wie von der einsamen Höhe des Königthums und des dasselbe umgebenden Hoflebens die monumental sich aussprechende Fürsorge zunächst der Wissenschaft und Kunst, dann der Kirche sich zugewandt, diese aber ganz und gar ihren Glanz von den monarchischen Schützern erhielten. In welchem traurigen Grade war aber das französische und besonders das Pariser Kirchenthum aus einer Heilsanstalt für das ganze Volk zu einem geistlichen Hofceremoniell, zu einer pekuniären Grundlage für politische Intriguen, höchstens zu einer Sühnanstalt für das Ende eines in aller weltlichen Lust hingebrachten Lebens geworden! So großartig und noch heute bedeutsam

die Leistungen der unter königlicher Auctorität gemachten wissenschaftlichen Unternehmungen — mögen wir die geschichtlichen oder die naturwissenschaftlichen ins Auge fassen — sind, das Königthum ist es immer, das die Wissenschaft gleichsam als eine Pertinenz seines Glanzes betrachtet, das daher in seinem Palaste ihr einen Raum einräumt. Es sind erst 104 Jahre her, als zum ersten Male aus dem berühmten königlichen Gemäldekabinet zu Versailles eine Anzahl Bilder ausgewählt und dem Publikum in Paris wöchentlich zweimal zur Beschauung dargeboten wurden, drei Jahre zuvor, 1747 war die königliche Bibliothek zuerst zur allgemeinen Benutzung geöffnet worden!

Während man noch nicht daran denkt große Summen aufzuwenden, um das materielle Wohlbefinden der ganzen städtischen Bevölkerung zu heben, Luft und Wasser, die beiden Hauptfactoren der Reinlichkeit, in gehörige Circulation zu setzen, für Beleuchtung zu sorgen, den Verkehr getrennter Theile, die freie Handelsbewegung auf bestimmten Plätzen zu erleichtern, die leichte Beschaffung der Lebens-Bedürfnisse zu organisiren, haben schon eine große Anzahl öffentlicher Werke des Glanzes, der ästhetischen Rücksicht, jeder Spielerei für diese Zwecke mittelbar mitgewirkt. Hospitäler erheben sich in größtem Maßstabe, vielleicht zunächst nur um gewissen, gewaltsamen Ereignissen, so der Pest zu begegnen oder den Soldaten des Königs, die ihre Glieder für ihn hingegeben, eine sichere Existenz zu zeigen.

In der Regierungszeit von Ludwig XVI. traten diese staatswirthschaftlichen Aufgaben in der Gestaltung von Paris bereits sehr bedeutsam in den Vordergrund. Die Revolution hat nicht sowohl planmäßig, als indirekt sie gefördert, sie zum Bewußtsein der Massen gebracht. Das Genie von Napoleon war es, der hierin für Paris, wie für so manche nichtfranzösische Stadt (ich erinnere an Venedig, an Rom, Mailand) die segensreichsten Werke schuf. Und so ist trotz aller politischen Umwälzung von Oben derselbe Weg bleibend eingeschlagen worden. Die Kirche hat daneben ihre ursprüngliche unvertilgbare Bestimmung ein religiöses Gemeindeleben zu bilden und äußerlich darzustellen lebendig von Neuem erfaßt. Die Interessen der Kunst und der Wissenschaft erscheinen als untrennbar von den Interessen, dem Ruhme der Nation. Und so muß jedwede Regierung, die einen Halt

in Paris haben will, heutzutage die äußere Darstellung gleichsam dieses Complexes von Interessen in die Hand nehmen.

Heinrich IV. hat zuerst den modernen Gedanken eines ganzen Organismus städtischer Bauunternehmungen mit Entschiedenheit verfolgt. Seine Reiterstatue bildet den Ausgangspunkt auf der Citéinsel für den so großartigen Blick Seineaufwärts von jeder der neuern Brücken. Er hat in der That den ersten großen Verkehrsweg für die glänzenden Stadttheile der unteren Seine geschaffen, der unter ihm 1604 vollendete Pont Neuf verband zuerst unmittelbar die beiden Seineufer, öffnete aber zugleich der Cité den Zugang nach beiden. Alterthümlich und schwer erscheint uns heute das Werk mit seinen zwölf Bogen und den halbrunden Ausbauten auf den Pfeilern, die von kleinen Verkaufshallen bis jetzt bedeckt waren, gegenüber seinen schlanken, flachgespannten, jüngeren Genossen, die nun sechs an der Zahl bis zum Pont de Jena sich vertheilen. Auch die Errichtung einer großen Reiterstatue umgeben von gefesselten Sklaven, von den Reliefs der Hauptthaten ohne alle kirchliche Beziehung ist hier in Heinrich IV. und zwar kurz nach seinem Tode (1614) zuerst aus Italien, aus dem Boden von Florenz nach Paris herüber verpflanzt worden. Und endlich hat Heinrich mit dieser Brücke der Citéinsel zwei bisher getrennte kleine öde Inseln verbunden, er hat zum ersten Mal auf diesem Terrain einen ganzen Platz und zwar als Dreieck nach Einem Plane erbauen lassen. In strenger Einheit liefen dieselben Hauptglieder an allen Gebäuden der Umgebung hin; die neuere Zeit hat allerdings diese Einheit aufgelöst.

In einem größeren Maßstabe hat derselbe Heinrich gleichzeitig einen andern Platz im Bereich des alten, bereits zerstörten Palais des Tournelles nach einem Gesammtplan anlegen lassen: Place Royale, jetzt Place des Vosges. Wir haben bereits früher (S. 344) ihn in seiner Totalität kurz geschildert. Aufmerksam mache ich nur hier darauf, wie die ganzen Körper der Gebäude als Einheit behandelt sind, während die 36 hochragenden Walmendächer und die darüber sich erhebenden Eck- und zwei mittleren Pavillons die Eintheilung in Privathäuser andeuten. Noch weitgehendere Pläne verfolgte der König, als er hinter dem jetzigen Boulevard des Filles du Calvaire ein neues

Straßennetz mit großem Centralplatz anzulegen begann, das in seinen Namen die Provinzen des Reiches darstellte. Sein Tod hat das ganze Unternehmen in Stocken gebracht; einzelne Namen wie Anjou, Poitiers, Bretagne, Normandie sind geblieben.

Der Louvre war uns als der wichtigste Punkt erschienen, wo parallel der Entwickelung des Königthums auf dem Boden mittelalterlicher Burganlage der moderne Geist zuerst seine Formenwelt in Paris eröffnet hatte. Wir haben bereits herausgehoben, wie verschieden die ursprüngliche Anlage der Renaissance von der jetzigen Erscheinung gedacht war und wie drei Jahrhunderte fast an dem Bau thätig gewesen sind. Gewinnen wir nur einen Überblick über die ganze große Anlage, die aus ihm hervorgegangen oder mit ihm in Verbindung getreten ist; und fragen wir uns: was ist der Louvre heute für die Nation?

Mit der südwestlichen Ecke des großen Louvrehofes hatte die Anlage durch Pierre Lescot begonnen und zwar auf den Grundmauern des alten Schlosses. Der prachtvolle Saal der Caryatiden, wo jetzt der sogenannte Jason, der sogenannte Germanicus, der kolossale Silen mit dem Bacchuskind aufgestellt sind, ist als Saal der königlichen Garden (des Cent Suisses) damals erbaut worden. Heinrich II. und Catharina setzen aber zunächst nicht den Plan des quadraten Hofes fort, sondern es gilt jetzt unmittelbar nahe der Seine einen nur durch einen Parterreflügel damit verbundenen, in sich gegliederten Neubau zu construiren, dessen innere Einrichtung mit Marmor, Holztäfelung, Malerei, wie sie besonders von Anna von Östreich als Regentin vollendet ward, noch heute in den Parterreräumen des Diana-, Centauren-, Römersaales und oben in der neuen Tribune mit den angränzenden Zimmern durch alle Restauration hindurch erkennbar ist. Heinrich IV. begann sofort nach Herstellung des inneren Friedens 1596 mit großer Energie die Arbeiten am Louvre. Die berühmte Apollogalerie, welche jetzt den Zugang zur Gemäldesammlung bildet und die den Zwischenflügel zwischen dem Louvrehof und jenem Pavillon in gleiche Höhe erhebt, ist sein Werk. Er hat aber dann mit einer andern Anlage einen Zusammenhang von Gebäuden angebahnt, der erst heutigen Tages seinem Abschlusse entgegengeführt wird und wobei wegen der ungeheuern Dimensionen eine günstige Totalwirkung noch nicht erreicht ist.

Es galt den Louvre mit dem weit ab jenseit der älteren Stadtmauern gelegenen Palais der Tuilerien zu verbinden.

In der Gegend an der untern Seine, welche als weitläufige Sandgruben (Sablonnière) benutzt waren, hatte man schon seit Jahrhunderten Ziegeleien (Tuileries) angelegt; die wachsende Größe der Stadt hatte sie allmälig zu Gärten einiger Großen mit Wohnungen umgewandelt. Und so tauschte bereits die größte dieser Wohnungen Franz I. für seine Mutter als Wohnung ein im Jahr 1518, das speciell Hôtel des Tuileries genannt ward. Dies kam jedoch wieder in Privatbesitz, aber der Gedanke hier ein Palais für die Königin Mutter zu gründen, zündete neu in Karl IX. und Catharina von Medicis. Im Jahr 1564 ward mit größtem Eifer unter der Leitung von Delorme und Jean Bullant der Plan für Schloß und Garten auszuführen begonnen. Wollen wir uns heutzutage aus der riesigen, aber in lauter kleine Theile zerfallenden, im Verhältniß niedrigen und schmalen Façade der Tuilerien das Bild des ursprünglichen Baus der Mediceerin vergegenwärtigen, so haben wir den durch seinen Stil als Einheit sich kundgebenden Mitteltheil, den Kuppelpavillon mit seinen zwei, durch eine offene Parterrehalle charakterisirten Flügeln und den daran stoßenden Pavillons allein uns hinzustellen, hier zugleich die oberen Stockwerke zu entfernen, die Attiken wieder in hervortretende, reich geschmückte Dachfenster zu verwandeln, die Kuppel selbst auf einem Cylinder sich erheben zu lassen. Wahrhaft malerisch und wohl im Verhältniß berechnet bauen sich dann die Theile auf und besonders ist der durchgeführte Gedanke, hinter die offenen Hallen die oberen Theile zurücktreten zu lassen, so ringsum Terrassen zu bilden für ein Gartenhaus ein höchst glücklicher. Und nicht sollte das Ganze gewächshausartig schmal sich als Linie ausdehnen, — nein man hatte Höfe in der Tiefe projektirt. Dazu stimmte der elegante ionische, durchgeführte Stil vortrefflich bis auf jenen unangemessenen Versuch, die Schäfte durch Querbänder mit dem Gebäudekörper gleichsam fester zu verbinden.

Aber eine astrologische Prophezeiung, die den h. Germanus als dem Leben der Catharina gefährlich hinstellte, ließ plötzlich ihr Interesse an dem Bau erkalten. Außerhalb des Bereiches dieses Heiligen

mußte nun ein neuer Palast sich erheben. Dieser ist verschwunden, die Tuilerien sind die bleibende Residenz der neuen monarchischen Gewalten geworden, eine Übersiedelung in sie geht Hand in Hand mit der Herstellung des königlichen oder kaiserlichen Hofes. So einst unter Napoleon I., so heute unter Napoleon III. Und inzwischen sind sie zu jener ungeheuern Länge angewachsen, die sie allerdings gegenüber der großartigen Avenue der einen Seite und dem größten Schloßplatz der Welt, wie er jetzt bald als Einheit erscheinen wird, auf der andern bedurften. Heinrich IV. hat diesen Zusammenhang begründet, Ludwig XIV. fortzuführen und die disparaten Theile auszugleichen gesucht.

Von dem Seineflügel des Louvre aus dehnte sich nun unter Heinrich IV. der Riesenbau der Galerie, in der Mitte unter dem Glockenthürmchen den reichen Etagenbau des Louvre mit den durch eine ungeheure korinthische Pilasterreihe als ein einziges Parterre gezeichneten neuen Ansätzen der Tuilerien zusammenführend. Der Plan des großen Königs, hier eine Reihe von Werkstätten für Künstler zu eröffnen, die nach jeder Richtung malerischer und plastischer Thätigkeit hin, frei von allem Zunftzwang unter dem unmittelbaren Schutze des Königs arbeiten sollten, ist heutzutage, wenn auch in etwas anderer Weise, in Erfüllung gegangen. Ist nicht jene Riesengalerie der oberen Etage Eine große und völlig freie Werkstätte der Maler aller Nationen, lernender und meisterlicher, Männer und Frauen, zugleich eine große Schule des Geschmackes? Und treten wir unten in die Parterreräume, so ist hier reges Leben, die Meisterwerke antiker Plastik nicht allein des Louvre für alle Welt in Gyps zu vervielfältigen.

Es war sehr natürlich, daß nach solchen Unternehmungen die Fortsetzung des Louvrehofes selbst in ganz andern Verhältnissen, als ursprünglich die Anlage war, beschlossen ward. In diesem Sinne führte Lemercier, der Architekt des Kardinal Richelieu, wesentlich im Stile von Lescot nun den Mittelpavillon des Westflügels, der als Eckthurm ursprünglich bestimmt war, aus und fügte die Fortsetzung nach Norden daran. Ludwig XIV., welcher auf dem Höhepunkt seines Glanzes das Princip der modernen Architektur vollständig in seinen Consequenzen in Versailles durchzuführen verstand, sich zur Seite ebenso

autokratische Künstler, wie einen Lebrun, Hardouin Mansard stellte, betrachtete kaum zur Regierung (1661) gelangt, die Vollendung des Louvre als ersten Schritt auf dieser Bahn. Rasch erhob sich der südliche und nördliche Flügel unter der Leitung von Levau, aber an dem Plane des östlichen, der die Hauptfaçade bilden sollte, haben sich auf den durchdringenden Willen Colberts die bedeutendsten Architekten des damaligen Europa betheiligt und es ist zum ersten Male bei einer, wie es doch zunächst schien, rein königlichen Angelegenheit die Ansicht des Publikums geradezu gefragt worden.

Welch Ereigniß war es, als der damalige Künstlerfürst Bernini, der soeben im modernen Rom alles geschaffen, was noch heutzutage Kolossales und doch in der Gesammtansicht Malerisches die Weltstadt bietet, in Paris mit wahrhaft königlichen Ehren einzog! Was für Pläne sind von ihm dem Könige vorgelegt worden! Nicht handelt es sich mehr um eine Façade, nein um die vollständige Vereinigung von Tuilerien und Louvre, um die Herstellung eines Platzes auf dem Boden des Bourg St. Germain mit der kolossalen auf hochgethürmten Felsen errichteten Reiterstatue des Königs! Aber schon war das nationale Gefühl viel zu sehr verletzt durch die Auszeichnung des Fremden und zugleich machte sich offenbar der die Franzosen auszeichnende praktische Sinn für das zunächst Liegende und Ausführbare geltend. Bernini's Pläne sind damals spurlos vorübergegangen; erst dieses Jahrhundert hat ihre Berechtigung wenn auch unbewußt anerkannt. Statt dessen drang Claude Perrault, der gelehrte Arzt, der am Studium des Vitruv sich gebildet, mit seiner auf ein hohes Postament gestellten, kolossalen, offenen Säulenhalle durch. Man sieht, es ist dies entweder nur eine Vorhalle für ganz andere Dimensionen des eigentlichen Königsbaus oder eine für sich allein ohne Beziehung zu dem dahinter liegenden Gebäudecarré, gleichsam in abstracto gedachte offene Halle. Der Gedanke der architektonischen Einheit einer Façade, der kolossalen Anwendung der antiken Formen, endlich der gänzlichen Nichtachtung der inneren Gliederung des Gebäudes, die äußerlich an der Façade zur Erscheinung kommen mußte, das waren die am Louvre nun zur Geltung gelangten Richtungen der modernen Kunst.

Ich will nicht darauf eingehen, wie man nun zuerst äußerlich die

Süd-, dann auch Nordfaçade durch kolossale Pilasterstellungen demgemäß zu gestalten versuchte, wie das 18. Jahrhundert, vor allem ein Gabriel nun an der fast unlösbaren Aufgabe das Innere mit dem Äußeren nur in der Höhe, die inneren Flügel aber unter sich in Einklang zu bringen arbeitete und wie endlich nach langer Vernachlässigung Napoleon mit aller Energie die Vollendung der drei jüngeren, höheren Flügel des Hofraumes im einheitlichen Charakter betrieb.

Inzwischen ist jener von Heinrich IV. zuerst gefaßte, von Bernini vor allem in die Mitte gestellte Gedanke Tuilerien und Louvre zu einem Ganzen zu verbinden von Napoleon ebenfalls seiner Durchführung näher gebracht worden. Von dem Nordende der Tuilerien zieht sich bereits der Anfang einer der südlichen entsprechenden Galerie hin, jetzt besetzt von einer starken Militärabtheilung; in ihrer von Wagen und Fußgängern dichtgedrängten Durchgangshalle haben Buden aller Art, besonders die zierlich geordneten Backwerk- und Obstläden sich festgesetzt. Unmittelbar an das Ende dieser Galerie schließt sich ein ungeheures Trümmerfeld; zwischen Bretterverschlägen bewegt sich die elegante Fremdenwelt zur Nebenpforte des Louvre, die an Wochentagen allein geöffnet ist. Ein ungeheurer Arbeitslärm von Steinmetzen, Kärrnern und andern Arbeitern dringt aus diesen Räumen auf den Platz des Palais Royal und jeder Regen verwandelt die angränzende, hier noch enge Rue Rivoli in einen Morast. Der Neffe führt des Onkels Werk weiter: bald wird der Carousselplatz vor den Tuilerien mit seinem Gitter, seiner schon jetzt sehr verloren dastehenden Copie des Constantinbogens verschwinden in dem neuen Riesenhof und auch die Nordgalerie wird zangenartig die viel kürzere Louvrefaçade umfassen. Das vergängliche Ehrendenkmal, das die Arbeiter dem von seiner Rundreise als werdender Kaiser heimkehrenden Louis Napoleon in der Mitte des Louvrehofes errichtet hatten, war gewiß eines der aufrichtig gemeintesten. In der That hat die riesenhafte Bauthätigkeit der Regierung für den Moment alle socialistischen Probleme gelöst.

Wir müssen von der Zukunft erwarten, was jener neue Riesenflügel bergen wird. Und wird in den langen, schmalen Galerieen, im Thron- und Marschallsaale, in den Zimmern des Pavillons der gegenüber den neuen Hofdimensionen rein gewächshausartigen Tuilerien

sich je wieder eine monarchische Gewalt auf sittlichen Grundlagen erheben? Was aber der Louvre für Frankreich, für die gebildete Welt überhaupt geworden ist, davon überzeugt jeder Besuch in seinem Innern von Neuem. Und er ist es nicht geworden heute oder gestern, durch ein einzelnes Machtgebot, sondern durch jene in dem französischen Königthum traditionelle Pflege von Kunst und Wissenschaft, die eine würdige Erscheinung beider, besonders der ersteren zu einem Theile der Nationalehre gemacht hat. Ich erwähnte bereits, welche Pläne Heinrich IV. mit der Galerie gehabt habe. Er ließ in dem Dianazimmer den damaligen königlichen Antikenschatz aufstellen. Im Louvre erhielt die von Richelieu 1635 gestiftete Académie française ihr bleibendes Lokal seit 1673; dort versammelten sich die im Laufe des 17. Jahrhunderts daran schließenden, von einander gesonderten Akademien des inscriptions et belles lettres (gegründet 1663), in ihrem nächsten Zweck ein rechtes Institut der in Denkmalen sich aussprechenden Königsmacht zu dienen, der exakten Wissenschaften (1666, bestätigt 1699), der Malerei (1648) und der Architektur (1671). Diese Corporationen, seit 1795 zum Institut de France vereinigt, sind allerdings alle über die Seine hinübergewandert, aber bereits war unter Louis XVI. der Plan einer Vereinigung der königlichen Kunstschätze im Louvre gefaßt; durch Napoleon ward er zu dem ersten Museum der Welt.

Es ist nicht hoch genug der Gewinn anzuschlagen, den diese einmalige Vereinigung der größten Werke des Alterthums und der modernen Malerei auf die künstlerische Bildung der Neuzeit ausgeübt hat. Auch noch Jahrzehnte später, fern ab von Paris hat das Musée Napoléon so manchem zuerst in seinem Leben den Begriff einer solchen Gesammtheit der Antike gegeben. Man kann sagen, hier lenkte zum ersten Male wissenschaftliche Methode die Aufstellung und ein großer nationaler Gesichtspunkt öffnete die Schätze jedermann. Der größere Theil der Schätze ist mit Recht wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, aber so manche Sammlung blieb als Eigenthum zurück und vor allem die einst in Versailles, Fontainebleau, und sonst zerstreuten Schätze, die bis auf Ludwig XIV., Heinrich IV., Franz I. zurückreichen, bilden nun eine große Einheit. Und was man an Reichthum der vollendetsten Kunstgebilde verloren, das ist durch den Reichthum der Kunst=

gattungen, die neben einander vertreten sind, gewissermaßen aufgewogen. Neunzehn Abtheilungen sind jetzt gebildet und so macht selbst der tägliche, fleißige Besucher immer neue Entdeckungen ganzer Sammlungen in den ungeheuern Louvreräumen. Neben Griechenland und Rom ist Ägypten, ist Assyrien, ist Ostasien und Amerika, ist Algerien vertreten, zum Marmor tritt der Gyps, tritt die Bronze, die edeln Metalle. Mittelalter und Renaissance finden auch in Tektonik und Plastik ihre Repräsentanten. Und es öffnet sich außer dem Salon und der großen Gemäldesammlung noch als Specialsammlung die Reihenfolge der Zimmer der französischen Schule, dann die einst spanische Galerie, jetzt besetzt mit einer Auswahl Bilder aller Schulen, die in der großen Galerie noch nicht Platz gefunden. Die Malerei antiker und moderner Gefäße, das Pastell, die Handzeichnungen, die berühmte Sammlung französischer Kupferstiche, alles dies bietet sich in bequemster Weise der Beschauung dar. Die oberen Sääle eines Flügels lassen uns in Modellen und Abbildungen die ganze Geschichte des neuern Schiffsbaus verfolgen.

Die Regierungen seit der Februarrevolution haben entschieden auf die Louvresammlungen einen sehr günstigen Einfluß geübt, während unter Louis Philipp alles Interesse, alle Kräfte auf das historische Museum in Versailles concentrirt wurden und die Nachlässigkeit und Unwissenheit in der Verwaltung des Louvre endlich gerechten Unwillen hervorrief. Vieles ist seitdem geordnet und aufgestellt worden, es läßt sich nicht läugnen, daß noch manche Zersplitterung vor allem des Zusammengehörigen den Beschauer stört, aber an dem Eifer und der wissenschaftlichen Befähigung der Hauptvorsteher ist kein Zweifel. Auctoritäten erster Größe in ihrem Fache, wie ein Laborde, Longpérier, Rougé stehen jetzt an der Spitze. Und wer nicht selbst gleichsam einen Blick hinter die Coulissen geworfen, nicht jenes Labyrinth von Gängen hinter den großen Säälen, die ganz mit ausrangirten Gemälden bedeckt sind, durchwandert, auf den mit Kunstwerken aller Art überfüllten Tischen und Tafeln der Verwaltungszimmer sich umgesehen hat, hat überhaupt schwerlich einen Begriff von der Mannigfaltigkeit des hier tagtäglich eintreffenden Materials und der Schwierigkeit es zu beherrschen und bald zugänglich zu machen.

Mit Freude wird man die durchaus liberale Weise gewahren, in welcher die Benutzung der Sammlungen dem Publikum gewährt ist. Alle sonst so häufigen, kleinlichen Verbote gegen das Notizenmachen, gegen das Abzeichnen, gegen das Sprechen fallen hier weg. Nirgends sah ich soviel noch Antiken zeichnen, soviel Bilder copiren, ohne doch dem Beschauer durch Gerüste, Schirme u. dgl. beschwerlich zu fallen. Während wir Deutschen im Ganzen ruhiger und gründlicher eine Sammlung betrachten, in uns das geistige Bild objectiver aufnehmen, ist jene unmittelbare praktische Benutzung nicht blos vom Künstler aus Profession, nicht blos von ästhetisirenden Damen, nein von dem geschickten Techniker, von dem einfach zeichnen lernenden jungen Mädchen bei den Franzosen eine viel allgemeinere. Und während man z. B. in Berlin Sonntags die Sammlungen schließt, wo der Gewerbtreibende nur Zeit hat sie zu sehen, ist dieser Tag für den Louvre gerade der eigentliche Tag des Volksbesuchs. Ich habe eines Sonntags mit dem Vorsteher der Antikenabtheilung, Herrn de Longpérier den Louvre durchwandert und gesehen, was für Leute da ab- und zuströmen und wie sie die Dinge betrachten. Sehr bezeichnend war mir hierbei eine Mittheilung meines Begleiters, wie er nie versäume vor dem Sonntag in Zeitungen etwaige neue Ankäufe, z. B. von ein Paar Vasen oder Bronzen bekannt zu machen; sicherlich werde dann von den verschiedensten Seiten, von Leuten, die gar kein specielles Interesse an dem Objekt nähmen, nach diesen Ankäufen gefragt; ganze Gruppen bildeten sich darum und jeder spreche gleichsam den eigenen persönlichen Antheil aus an dieser Erweiterung des nationalen Eigenthumes und Stolzes.

So der heutige Louvre. Kehren wir zurück in die Zeit des 17. Jahrhunderts. Die Baulust und Prachtliebe einer Mediceerin, der Catharina hat die Tuilerien begründet, die einer zweiten, der Maria von Medicis den Luxembourg, jenen großartigen königlichen Palast und Garten auf der Höhe der Université. Aber während wir jene in ihrem ursprünglichen Charakter sehr bald verändert und größeren Zusätzen untergeordnet sahen, hat der in wenig Jahren (1615—20) unter der Leitung von Desbrosses ausgeführte Bau Maria's sich als

Gesammtheit und in seiner Eigenthümlichkeit wesentlich unversehrt erhalten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Baumeister, der diesen Palast „würdig der ersten Frau der Welt“ zu bauen hatte, den Palast Pitti sich zum Vorbild nahm und so der Königin-Wittwe die Erinnerung an ihre schöne Heimath gleichsam in Stein verkörperte. Ranke hat mit gewohnter Meisterschaft (Französ. Gesch. I. S. 368) an diesen Eindruck des Luxembourg die Charakteristik Maria's angeknüpft. Und in der That bietet der Luxembourg abgesehen von der Architektur der Vergleichungspunkte mit Pitti viele: auch hier ein zweiter fürstlicher Sitz in dem Stadttheil jenseit des Flusses, auch hier der Name des vorhergehenden Besitzers, eines Herzogs von Piney-Luxembourg erhalten trotz aller Bemühungen den Namen Medicis, dann Orléans daran zu knüpfen, auch hier eine großartige Gartenanlage, zum Theil noch im ursprünglichen Stile des 17. Jahrhunderts, der Bevölkerung zur freisten Benutzung anheim gegeben, auch hier seit alter Zeit eine Stätte der Kunst, ein Zielpunkt des Fremdenbesuchs.

Und doch welche durchgehende, zum guten Theil auf der Nationalität gegründete Verschiedenheit! Palast Pitti kehrt seine einfache, fast einförmige Felsenfaçade in gewaltiger Ausdehnung offen dem Beschauer entgegen; horizontale Linien herrschen hier durchaus und doch ist das Ganze durch die über einander sich reihenden Bogenöffnungen belebt. Fast alles ist nur constructiv, das Ornament nur sparsam, aber dann fein berechnet angefügt. Mannigfaltiger allerdings wird der Anblick seines Hofes: man ist in ein Jahrhundert später eingetreten, Säulenreihen bauen sich übereinander, ein malerischer Prospekt ist auf die Wasserkünste und Grottenbauten des steilansteigenden Hügels, wie durch die offenen Hallen zu den Treppen erstrebt. Hier dagegen der Palast Luxembourg macht sich nach allen Seiten hin ziemlich gleichmäßig als ein nach einem Princip erbauter Complex geltend; nach vorn ist der Hauptkörper hinter großen Vorbereitungsbauten zurückgeschoben. Zwar ist die Bossage, das Abbild des Felsenbaus durchgängig angewendet, aber doch nur incrustirend die Pilasterstellungen mit ihrem Gebälke, die Vertheilung derselben ist wohl berechnet und die Bogenöffnungen zwischen Pfeilern um den Hof von guter, an Pitti er-

innernder Wirkung. An die Stelle der einfach herrschenden Horizontale ist nun der Wechsel massenhafter Eckpavillons und dazwischen liegender Flügel getreten. Die Kuppel, diese Blüthe gleichsam des römischen Stiles, die nur als End- und Zielpunkt einer Bauanlage erscheinen sollte, vertritt hier die Stelle einer Thorwarte. Sie ist nur berechnet für den Prospekt von der Straße, in sich völlig sinnlos. So kann sich meinem Gefühle nach der Luxembourg an Kunstwerth, an einfacher Größe durchaus nicht mit Pitti messen, aber er ist als Ganzes klar gedacht, in seiner Wirkung wohl berechnet und rasch zu Ende geführt.

Während dort im Boboligarten mit einer unmittelbaren Natürlichkeit Bassins, Grotten mit allen ihren Spielereien aus dem Berg gleichsam herauswachsen, in den unteren steifen Boskets jene Schäfer und Gärtner von Stein ihre Idylle recht glücklich spielen, ist der Luxembourggarten eine Fläche, allerdings mit einem großartig angelegten, von Terrassen auf beiden Seiten umschlossenen Mitteltheil. An ein Römerwerk anknüpfend und mit Römerwerken wetteifernd mußte eine großartige Wasserleitung aus dem oberen Bièvrethal über Arcueil und Gentilly gebaut und gegraben werden, um der berühmten Grotte mit Nymphe, Flußgott und Venus Anadyomene Wasser zu geben.

Maria und ihren Gatten Heinrich IV. zu verherrlichen hat Rubens fast drei Jahre (1621—1623) für den Luxembourg gearbeitet. Zwei Galerieen waren dafür bestimmt, aber nur die eine ward mit 24 großen Bildern gefüllt, zu Heinrichs Leben hat Rubens nur den Anfang gemacht. Es fällt uns nicht ganz leicht mitten unter den Hunderten von Bildern der Louvregalerie, nach den in ihrem religiösen oder mythologischen Stoffe so allgemein verständlichen, in sich einheitlichen Bildern der großen Italiener, nach der Naturwahrheit des Volkslebens oder des vornehmen Porträts der Niederländer sich in diese Reihe Rubensischer Bilder zu finden. Überall stößt man mitten zwischen Hof- und Saatsaktionen auf eine uns nothwendig kahl und frostig erscheinende Allegorie, die es mit Stadtgöttinnen, Junonen, Minerven, Tritonen, Weltkugeln u. dgl. zu thun hat. Doch wieder diese Persönlichkeit der Hauptgestalten darin, diese Pracht rauschender Gewänder, diese Stattlichkeit und Feinheit des ganzen Benehmens und

wie rasch, wenn es irgend möglich war, sind jene Götter in wahres Fleisch und Blut eingegangen, wie sind sie selbst ergriffen, erfüllt von dem elementaren Leben, dem sie vorstehen! So die Tritonen und Nereiden, die das Schiff der in Marseille landenden Königin umschwärmen, so der Frieden, der Maria in den Janustempel begleitend die Fackel der Zwietracht niederhält. Und vieles in diesen Bildern wird auch in rein malerischer Beziehung nie sich gut heißen und loben lassen: Schülerarbeit ist der des Meisters viel beigefügt.

Die Räume der Galerie zur Rechten, die diese Bilder von Rubens enthielten, sind zum größeren Theile bei dem Bau eines großartigen Treppenhauses ganz verändert worden. Die auserlesenen Kunstschätze, die seit 1750 als Cabinet du Roi dem Publikum im Palast zuerst gezeigt wurden, sind lange in den Louvre gewandert. Aber der Luxembourg hat seine Bedeutung für Kunstleben in anderer und specifisch nationaler Weise gewahrt und erweitert. Er ist Repräsentant der Kunst geworden, die gleichsam den Breitendurchschnitt durch ihren jetzigen Stand darstellt, während der Louvre uns die Perspective in ihre ganze Tiefe zeigt. Aus dieser Vorhalle darf der französische Künstler, nach seinem Tode gleichsam heroisirt, hoffen in die Reihen der geschichtlichen Größen aufgenommen zu werden. Ob die Schiedsrichter über die Würdigkeit dieser Elite immer die Berufenen gewesen und noch sind, diese Frage wird schwer zu bejahen sein. Obgleich die öffentliche Meinung in Frankreich in ästhetischer Beurtheilung auch viel entschiedner und einheitlicher sich ausspricht als bei uns.

Immerhin ist es für das Publikum von großer Wichtigkeit so auf einen Punkt die hervorragenden Künstler der Jetztzeit zusammengedrängt zu sehen, einen Delaroche, Ary Scheffer, Horace Vernet, Robert Fleury, Delacroix, Gudin, Lehmann u. A. zu vergleichen. Wie spiegelt sich culturgeschichtlich die hochgehende Woge der Interessen der Massen in den Bildern ab! Römisches Republikanerthum, afrikanische Thaten, streng religiöse, gesteigert katholische Scenen, Revolutionsgräuel und die raffinirte Genußsucht des sinkenden Roms!

Neben der Malerei hat die Plastik, hat Kupferstich, Lithographie, Handzeichnung auch einen Platz in den Pavillons des Luxembourg gefunden. Ich habe bei meiner Wanderung durch die Museen Frank-

reichs auf die große Zahl plastischer Productionen aufmerksam gemacht, aber auch auf jene verderbliche Richtung darin verlockender, glatter, oft noch geist- und leidenschaftsloser Sinnlichkeit; ihr zur Seite geht aber eine gesündere und wahrhaft erfreuliche, die des naiven, in seinem Motiv präcisen Genrebildes. Wir begegnen hier mehreren trefflichen Beispielen in Marmor und Bronze, so des neapolitanischen mit der Schildkröte spielenden Fischerknaben von Rude, des Tarantellatänzers von Duret, des Jägers, der mit seinem Hund spielt, von Dantan, des betenden Mädchens von Jaley.

Ein Besuch in den übrigen Theilen des Palastes wird uns nicht lange aufhalten. König Jerôme hatte kürzlich seinen Sitz darin aufgeschlagen und nimmt sehr gern von den Bewohnern seines einstmaligen deutschen Königreichs Besuche an. Meine Freunde aus Kassel hatten förmlich Noth gehabt der Aufforderung zu einer Aufwartung sich zu erwehren. Aber neben der fürstlichen Wohnung hat der Palast in den zwei Säälen des Napoleonischen Senates und der Pairskammer seine geschichtliche Signatur erhalten. Beide Hemicyclen waren im Augenblicke nur Zeugnisse der Vergangenheit, der kleine einfache Senatsaal mit seinen längst verblichenen Überzügen und die prachtvolle von Säulen getragene, mit Statuen und Büsten geschmückte Pairskammer mit ihren höchst eleganten Sitzen. Ängstlich war hier entfernt, was an die Julidynastie erinnern konnte. Wie rasch und geräuschlos ist ein Name an die Stelle des andern getreten, haben die Elemente dieser Versammlung gewechselt, wie wenig hat die Nation gerade von diesem Wechsel Notiz genommen! Liegt nicht eben darin einer der tiefsten Krebsschäden des französischen Staatslebens, daß die selbständigen und conservativen Elemente, die gegenüber der Hauptstadt die Bedeutung des provincialen Lebens, gegenüber der momentanen Erregung die Bedeutung der dauernden Interessen festhalten, daß diese nicht zu einem festen, lebensfähigen Körper sich bis jetzt gestalten konnten? Sind sie nicht mehr vorhanden, oder hat der die Franzosen beherrschende Drang nach einer von den Sympathien der Masse getragenen, aber auch von ihrer Antipathie leicht zertrümmerten Centralgewalt sie nur ganz zurückgedrängt?

Gegenüber diesen Gedanken ernstester Natur, die im Palais Lu-

rembourg sich uns aufdrängen, bietet der Garten das Bild harmlosesten geselligen Verkehrs. In der That ist die fürstliche Anlage der Mediceerin, außerordentlich vergrößert durch prachtvolle Baumalleen zu einem wahren Segen der Bevölkerung geworden. Es gehört zu einem der erfreulichsten Eindrücke meines Pariser Aufenthalts, als ich zum ersten Mal mehr zufällig in den Garten trat: eine volle Militärmusik ertönte aus der Gegend des großen Bassins, zwischen Blumen, Orangenbäumen und einer Fülle von Marmorstatuen hervor, Terrassen, die breiten Gänge, der Rasen, Alles war belebt von Gruppen mancherlei Art. Kinder in Menge, Arbeiter, ganze Familien lauschten mit gespanntester Aufmerksamkeit den raschen Märschen. Weiter im Hintergrund der Kastanienalleen, zwischen den Marmorstatuen französischer Frauen hatten sich auf den Bänken die mannigfaltigsten Gruppen gebildet: spielende Kinder, strickende, nähende Frauen, Lesende, Essende, ballspielende Schüler, alte Frauen und Männer am Arm ihrer Kinder. Man sah, es war dies durchaus keine Gelegenheit zu sehen und gesehen zu werden, man kam ganz im Hauskleide dahin, man wollte frische, freie Luft, Grün genießen, dabei Musik hören. Wie vielen Hunderten, die in den engen Gassen des Quartier latin ihr angestrengtes Tagewerk treiben, mag der Besuch dieses Gartens die einzige Erholung, einer der wenigen Lichtpunkte ihres Lebens sein! Es ist eine Thatsache, daß im Sommer, wo ja das Ziel aller Pariser zur Stadt hinaus, auf die Campagne gestellt ist, sich immer eine Anzahl Familien in der Nähe des Luxembourg Quartier miethen, um in diesem Garten förmlich Landaufenthalt zu machen.

Auch die Wasserleitung von Arcueil hat heutzutage für allgemeinere Bedürfnisse als für die Wasserkünste der Mediceerin zu sorgen. Sie speist eines der großen hoch über den Häusern liegenden Bassins, die in den Straßen unsichtbar dem Besteiger des Pantheon auf einmal überraschend entgegen treten und die ihr Röhrensystem weit durch die Stadt verzweigen.

Ist es bis jetzt vorzugsweise die Kunst gewesen, die als großes, nationales Interesse in den monarchischen Gründungen des 17. Jahrhunderts eine bleibende, würdige Vertretung gefunden, so haben wir uns nun den Anlagen der großen Staatsmänner jener Zeit, den Be=

festigern dieser monarchischen Allgewalt zuzuwenden, die zunächst bestimmt ihrem Privatinteresse zu dienen, Zeugniß abzulegen von ihrer Macht und ihren geistigen Interessen nun schon seit längerer Zeit die aufgehäuften Schätze der Wissenschaft und des Verkehrslebens, dies in seiner glänzenden, individuellen Gestalt, wie in seiner großen Bewegung des Capitals in sich aufgenommen haben.

Kardinal Richelieu, Kardinal Mazarin, dann Colbert, Louvois, Choiseul waren es, welche dem neu sich bildenden Stadttheil zwischen den Ringmauern Karls V. und Louis' XIII. entlang der Rue Honoré ihr Hauptgepräge gegeben, ihre Namen hinterlassen haben. Es war sehr natürlich, daß zu einer Zeit, wo die königliche Allgewalt ihre politischen Siege in weitläufigen Palästen, in großen städtischen Compleren, ausgestattet von einer in Übermuth schwelgenden Kunst feierte, die geistigen Schöpfer und Stützen dieser Allgewalt auch sich privatim eine dem königlichen nahe stehende monumentale Umgebung schufen. So ist an dem alten Stadtthor St. Honoré aus dem einfachen Hôtel Richelieu das Palais=Cardinal, bald Palais Royal, seitdem es Richelieu der königlichen Familie geschenkt, in den Jahren 1629—1636 unter der Leitung Lemerciers geworden: ältere Hôtels zur Seite mußten Platz machen, Mauer und Graben, darüber hinaus große Grundstücke, alle fielen in seinen Bereich, der sich von der Rue St. Honoré zu den Petits Champs, von der dabei entstehenden Rue Richelieu zu den Bons Enfants erstreckte.

Nur in der Haupteintheilung des Ganzen läßt sich heute die ursprüngliche Anlage wieder erkennen: zwei auf einander folgende Höfe von Gebäuden umgeben und dann der Garten sich anschließend. In dem zweiten höher liegenden Hofe sollen noch heute die von Richelieu mit besonderem Stolz in seiner Eigenschaft als Admiral angebrachten Embleme von Schiffschnäbeln und Ankern sich mehrfach zeigen. Aber der ganze höchst mannigfaltige Anblick der Pavillons mit hohen, steilen Dächern, dazwischen liegender Flügel, hochragender Schornsteine, reich geschmückter Dachfenster, phantastisch geschweifter kleinerer Façaden, er ist verschwunden vor der Umgestaltung, die besonders nach 1763, nach einem bedeutenden Brande von dem damaligen Herzog von Orléans unternommen ward. Nach der St. Honoréstraße ward nun

der erste Hof durch Gitter geöffnet, im strenger klassischen Stil mit dorischen und ionischen Säulenstellungen die neuen Gebäude verkleidet, die Dächer als Einheit und möglichst flach gebildet, zu beiden Seiten mit eigenem Hofe Nebenanlagen projektirt, aber nur auf einer Seite ausgeführt.

Noch war der Garten in alter Ausdehnung erhalten, mit kunstreich geschnittenen Baumgängen, Orangerien und Wasserkünsten ein Rendezvous der vornehmen Welt. Der Aussicht auf ihn erfreuten sich die neuen, stattlichen Häuser, die an drei Seiten sich um ihn angebaut. Da hat der spekulative Sinn von Philipp Egalité, gleichsam vorahnend, wie bald der fürstliche Besitz der alles ausgleichenden, schließlich nur der Macht des Geldes sich beugenden Volksherrschaft anheim fallen werde, seit 1780 in den Bereich des Gartens selbst die langen Flügel mit den ringsum laufenden Arkaden erbauen lassen. Alles war bereits auf möglichst vortheilhafte Geldanlage berechnet; eng drängen sich die Fenster zwischen den korinthischen Pilastern, kleinliche Attiken, Mansardenreihen, möglichste Ersparniß in Treppen und Vorsäälen. Bald füllten sich die zahlreichen Räume mit Buden, Kaffes, Spielsäälen und Stätten der Unzucht. Mit dem lebhaftesten Unwillen nahm die vornehme Gesellschaft diese Unternehmung auf, die eines Fürsten so unwürdig schien, sie verließ den Garten, zog sich aus den nun in finstere Gassen versteckten Gebäuden der Umgebung zurück. Und zehn Jahre später hat eine revolutionstrunkene Menge das Palais Royal zum Schauplatz der ausgelassensten Gelage, der offensten Unzucht gemacht.

Heute ist es anders. Das Palais Royal ist ein wichtiger Mittelpunkt des Pariser industriellen Lebens geworden, eine einer großen Stadt würdige Stätte der Ausruhe und Erholung, die zugleich frische Luft und Schutz vor dem Wechsel der Witterung darbietet; äußere Zucht und Ordnung wird dabei streng gehandhabt. Die künstlerische Bedeutung des Palastes, welche ihm Richelieu in der Anlage der von Philipp von Champaigne gemalten Galerie seiner Thaten, in dem Saal des hommes illustres, in seiner Antikensammlung gab und die unter dem Regenten Philipp von Orléans durch die Galerie der Aeneide von der Hand Coypels, vor allem durch seine ausgezeichnete Gemälde- und Gemmensammlung in erhöhtem Maße erneuert ward, sie ist jetzt aller-

dings geschwunden. Auch der kostbare Gemäldeschmuck, der sich wieder dort neuerdings angesammelt, ist zerstört oder verkauft worden. Eine provisorische Bretterhalle war dieses Jahr zuerst in dem einen Hofe des Palais für die Gemäldeausstellung errichtet worden; vielleicht wird diese nun fest diesem industriellen Bazar angeschlossen. Nur Eine Gründung von Richelieu, das Schauspiel hat sich trotz mannigfacher Verjüngung und Verlegung des Lokals in alter Würde und Trefflichkeit erhalten. Wenn wir heute in der Comédie française die Lustspiele Molières ganz im Costüm und mit der Musik jener Zeit im Zwischenspiel von den ersten Künstlern Frankreichs spielen sehen, so geschieht dies wesentlich in demselben Bereich, in dem der Dichter selbst seit 1660 seine Stücke aufgeführt hat. Und noch heute, wie unter Richelieu besteht ein kleines Theater neben jenem größeren im Palais Royal.

Das industrielle und merkantile Leben zu schildern, wie es sich heute im Palais Royal entfaltet von den bescheidenen Anfängen der nach Außen in die Rue St. Honoré führenden Galerien zu den schon reicheren Lagern des zweiten Hofes, zu den unabsehbaren Arkaden des Gartens, die ja nun durch die Galerie der Rotunde längst ihren Abschluß gefunden, endlich zu der Marmor- und Glashalle der Galerie Orléans, liegt nicht in meiner Absicht. In der That ist hier eine Vereinigung glänzender Stoffe, leichter, eleganter Formen und wahrhaft überraschender Aufstellungen gegeben, die eben jene unbestreitbare Superiorität der Franzosen in allen Zwischenstufen zwischen Kunst und Handwerk dem Beschauer immer von Neuem vor Augen führt. Und wahrlich gehört ein Auf- und Niederwandeln in den Baumanlagen der Mitte, an den plätschernden Springbrunnen hin, während über uns der milchig lichte Himmel in zartes Abendroth sich kleidet und nun ein Lichtmeer in den Hallen, in den Fensterreihen um uns sich entzündet, zu den erfreuendsten und wirklich großartigsten Genüssen der Hauptstadt. Hier wurde mir die Bedeutung und der Glanz jener Stoen oder Portiken griechischer Hauptstädte oder Roms vor allem klar, die ebenfalls abgeschlossen nach Außen, nur mit engen Zugängen versehen um Bosketanlagen, die glänzendsten Säulengänge, dahinter Exedren, Chalcidicen versammelten.

Einen sehr schroffen Gegensatz zu dem modernen Glanz und der Lebensbewegung, die im Bereiche der Schöpfung Richelieu's herrscht, bildet die schwarze, düstere, wenig gegliederte Gebäudemasse, die unmittelbar dahinter an der Rue des Petits Champs und weit in die Rue Richelieu sich hinzieht. Unverändert hat sie sich als der eine Theil des Palais Mazarin erhalten, der einst wetteifernd mit dem Palais Cardinal ein großes Carré zwischen vier Straßen einnahm. Der Cardinal hatte mit einer auserlesenen Gemäldesammlung, mit Antiken, mit seiner berühmten Bibliothek einst die um einen großen Hof gelagerten Flügel dieses Palastheiles gefüllt. Die lange, schmale Galerie in der Handschriftenabtheilung, einst der Audienzsaal des Cardinals, enthält noch die allerdings sehr abgeblaßten und vielfach verletzten Wand- und Deckenmalereien, welche Italiener aus der Schule des Pietro da Cortona für den Cardinal ausführten. An der Decke ziehen sich in edler, gemäßigter Färbung große Darstellungen von Romanelli hin: Apoll und die Musen, Scenen des trojanischen Kriegs u. dgl.; die Fensternischen sind mit Landschaften von der Hand des Grimaldi Bolognese geschmückt und ihnen gegenüber waren die muschelförmigen Wandnischen in Weiß und Gold bemalt. So manierirt uns auch manches erscheint, feiner Sinn für eine Vertheilung auf große Räume ist darin gezeigt und einzelne Figuren Romanelli's ziehen selbst durch wahre Schönheit an.

Seit dem Jahre 1724 ist die königliche Bibliothek in diese Räume versetzt worden, nachdem sie die mannigfaltigsten Wanderungen seit Ludwig XII., ihrem zweiten Begründer bestanden, von Blois nach Fontainebleau, nach Paris versetzt und dort an sehr verschiedenen Orten gewesen war. Colbert hatte sie bereits, aber zunächst nur provisorisch in die unmittelbare Nähe des Palais Mazarin, in Häuser seines Besitzes gebracht. So erschien der so eben nach dem gänzlichen Sturz der Lawschen Bankunternehmung leer gewordene Palast statt des Louvre, den man ursprünglich im Auge gehabt, für ihre Aufnahme ganz geeignet und kaum hat wohl ein anderes königliches Institut in ihrer Lokalität durch alle Stürme der Revolutionen hindurch so wenig Veränderungen erfahren, als die Bibliothek. Wie sie in ihren Abtheilungen der gedruckten Bücher, der Manuscripte und zwar

der orientalischen, der griechischen und lateinischen und der französischen, der Landkarten und Kupferstiche und endlich in dem mit ihr seit 1791 verbundenen Cabinet du roi, d. h. der Münz-, Gemmen- und Anticagliensammlung zu dem heutigen Umfang und der fast einzigen Stellung an Werth angewachsen ist, dies will ich nicht näher darlegen. Das persönliche Interesse der Könige, die umsichtige Leitung ausgezeichneter Bibliothekare, große wissenschaftliche Reiseunternehmungen, endlich die Revolution in ihrem die Klöster und Kirchen gewaltsam öffnenden Sturme haben den bescheidenen Bach gleichsam zu einem gewaltigen Strome anschwellen lassen, dem weither die Quellen allerseits zuströmen. Hier fühlt man von Neuem lebendig, welchen Werth für solche nationale Anstalten die internationale Stellung des Staates hat, wie weithin die wissenschaftlichen Fäden parallel den politischen sich spinnen.

Und daß im nationalen Sinne, im Interesse des Publikums diese großartige Anstalt auch verwaltet wird, davon wird sich jeder überzeugen, der einmal in dem Lesesaal der Imprimés unter der dichtgedrängten, fast unübersehbaren Reihe der Leser verschiedener Berufskreise, von Männern und Frauen gesessen, noch mehr aber der durch die stillen Räume in das behagliche Zimmer der Handschriftenlektüre geführt, dort die freundlichste Zuvorkommenheit der Vorsteher erfahren hat. Uns Deutschen tritt ja hier ein Mann gegenüber, der ein Deutscher von Geburt und grundlegender Bildung nun über ein halbes Jahrhundert, unter allem politischen Wechsel sich eine selten hohe wissenschaftliche und gesellige Stellung in Paris errungen und erhalten hat. Wer hat von jungen, wissenschaftlich strebenden Deutschen in Paris nicht von K. B. Hase die vielseitigste Förderung erfahren, wer dankt ihm nicht die vollsten Erweise freundlicher Gesinnung und was oft noch wichtiger ist, offene und tiefeingehende Darlegungen über das französische Wesen und Leben? Wie viele erinnern sich nicht mit Freuden jenes dunkeln, von allerlei schwarzem Holz gebildeten Durchgangs durch das Bibliotheksgebäude, der ihn unmittelbar in die versteckte, so bescheidene Wohnung jenes trefflichen Mannes geführt hat?

In demselben kleinen Hofe öffnet sich an nicht öffentlichen Ta-

gen der Eingang in das Münz- und Antikenkabinet der Bibliothek. Man kann es allerdings bedauern, daß die ganz ausgezeichnete Sammlung von Bronzen und von edeln Metallen, besonders Silber, Vasen, einzelnen Terracotten, Glassachen nicht mit den entsprechenden Sammlungen des Louvre verschmolzen wird, um so die Übersicht des großen Materials zu erleichtern, während die Münzen und geschnittenen Steine an und für sich ein wohl abgeschlossenes Ganze bilden und gerade hier in Paris durch große Seltenheiten und durch allseitige Vertretung der verschiedenen Gebiete, die ihnen die erste Stelle unter ähnlichen Sammlungen sichern, ihre Selbständigkeit vollkommen rechtfertigen. Es hat sich hier in dieser Sammlung eine Art wissenschaftlicher Aristokratie gebildet, die mit dem Louvre und dem Kreise der daran thätigen Männer wenigstens in keiner nahen Berührung steht. Hier ist gleichsam die hohe Schule für Archäologen vom Fach, wie in der That im Bibliotheksgebäude ein für sich bestehender Cours archéologique neben der ebenfalls isolirten Ecole orientale gehalten wird. In diesem Cabinet wird der Fremde, der ein specielles Interesse beurkundet und sich als ein in einem bestimmten Fache Bewanderter erweist, aber auch nur dieser auf das Freundlichste sich aufgenommen fühlen. Männer, wie der Akademiker Lenormant, wie Duchalais, dieser scharfsichtige, unermüdliche Münzforscher, wie de Witte stehen ihm dann hülfreich zur Seite. Jede Einzeluntersuchung — so lag es mir daran, das numismatische Material für die phönicischen Städte, sowie für Massilia durchzusehen — wird den Reichthum der Sammlung und ihre treffliche Ordnung zur lebendigen Anschauung bringen.

Für die gallische Provincialgeschichte der römischen Kunstübung bietet die Antikensammlung sehr wichtige Dokumente: so den großen Fund von Berthouville bei Bernay in der Normandie, wie es scheint einen ganzen Tempelschatz an Silberstatuetten und Silbergeräthen, gehörig dem Mercurius Canetonnessis (ob der Gott der am Seineausfluß wohnenden, mächtigen Caleti?), so die goldene Trinkschale mit dem Wettkampf des Bacchus und Herkules und 16 in den Rand gefügten Kaisermünzen bis Geta, im Domkapitel zu Rennes 1674 gefunden, so die große Silberschale, die unter dem Namen des Scipionenschildes bekannt ist und bei Avignon aus der Rhone 1656 aufge-

fischt ward, so die Bronzestatuette eines sitzenden Philosophen mit Rolle in der Hand, in Bordeaux 1812 gefunden, dazu die große Zahl von Merkurstatuetten aus verschiedenen Fundorten.

Wie aber in dieser Specialsammlung in einer Reihe von Schaukästen an den öffentlichen Tagen jedermann eine auserlesene Reihe griechischer Münzen und die berühmtesten Cameen zur Beschauung vorliegen, so haben auch die Räume der Bibliothek sich dann geöffnet, um die Geschichte der Handschriften des Orients wie des Occidents, berühmter Autographen, der Druckwerke, ja selbst der Einbände und Typen dem Publikum vorzuführen. In der That ist hier jedermann eine Anschauung geboten, wie sie dem Gelehrten sonst nur mühsam zu Theil wird. Interessant war für mich besonders die große Reihe der ältesten Drucke, des Mainzer Kalender von 1457, des ersten Bibeldrucks 1457, der Bamberger Bibel 1461, der Biblia pauperum, der Drucke des Joh. Schönsperger, des Theuerdanks, dann die Übersicht über die deutschen Drucker, die in Venedig, in Rom, in Paris, in Valence Apostel dieser großen deutschen Erfindung waren. Die Bucheinbände aber, welche für die Kunstgeschichte noch kaum in Betracht gezogen sind, zeigen gerade in dieser Zusammenstellung die hohe Entwickelung des Geschmackes in der Zeit eines Franz I., die heutzutage trotz alles Glanzes noch nicht wieder erreicht ist.

Von der Art der Aufstellung der ungeheuern Büchermassen gewahrt man wenig und allerdings soll diese durchaus nicht in Verhältniß stehen zu der Repräsentation jener dem Publikum geöffneten Räume. Wie mir von glaubwürdiger Seite versichert ward, läßt die Verwaltung, besonders die genaue Einordnung der Bücher sehr viel zu wünschen übrig.

Ehe wir zu einer andern Mazarinschen Gründung übergehen, die in sich den lebendigen Körper der ersten Vertreter der Intelligenz aufgenommen hat, gedenken wir noch des merkantilen Lebens, das sich sehr frühzeitig an den Palast Mazarin angeschlossen und heute an die Stelle einmal gebannt, einen glänzenden Neubau einnimmt. Wir erwähnten, wie die Räume der Bibliothek schon selbst als das Lokal der ersten Bank von Frankreich von 1717 gedient hatten, wie also hier das große, vielverzweigte, rasch das ganze Finanzwesen des

Staates in sich verschlingende Unternehmen Law's in zahlreichen Bureaus sich einst gliederte. Auch der andere lang davon geschiedene Theil des Palais war in diesen Zauberkreis mitgezogen, die indische Compagnie, deren Geschäfte mit jenem Projekte der Cultivirung Louisiana's verschmolzen wurden, nahm dort Platz. Welches Ab- und Zuströmen einer durch den Glanz rasch zu gewinnender Reichthümer verzauberten und dann in der Enttäuschung zum Aufstand getriebenen Menge hat damals 1718, 1719 an diesem Gebäude statt gefunden! Die Börse blieb dort haften, nachdem die Bank gefallen. Unter Napoleon ward die neue Bank gegründet und hat in der angränzenden Bankstraße das Hôtel de la Brillière bezogen. In dem Bereiche des großen Klostergartens der Filles St. Thomas und theilweis auf den Trümmern ihrer Gebäude, welche an der Rue Vivienne sich ausbreiteten, erhob sich aber seit 1808 auf einem offenen Platze die große neue Börse, ein korinthischer Säulenportikus, darin der große von Bogengängen (Coulissen) und einer Galerie umgebene Saal und die Räume des Handelsgerichtes. Die ganzen Umgebungen des Platzes sind jetzt für die tagtäglich hier ab- und zuwogende Masse der Geschäftsleute berechnet: Kaffes, Lesekabinete, Postbureau, Omnibusstationen. Was einst durch Law zu dem raschen Taumel von ganz Paris geworden war, der Handel mit Papieren, das ist hier zur vollendeten Kunst einer eigenen Menschenklasse geworden und der empfindlichste Barometer des öffentlichen Vertrauens ist hier der schwankende Werth eines zum großen Theil nur imaginären Besitzes.

Mazarin hatte in seinem Testament 1661 eine sehr bedeutende Stiftung an Capital und Renten gemacht, um damit ein Collége bei der Universität für 60 Studirende der vier neu eroberten Länder, Flandern, Elsaß, Pignerol und Roussillon auszustatten. Le collége des quatre nations, so ward es im eiteln Vollgefühl der neuen Eroberungen genannt; es schienen die Niederlande, Deutschland, Italien und Spanien nun wirklich auch geistig an die Metropole Europa's gekettet zu werden. Mit großem Eifer gingen die Testamentsvollstrecker ans Werk; der königliche Baumeister Leveau machte den Plan, seine Schüler führten ihn aus: eines der bizarrsten Bauwerke von Paris, in dem die Erfüllung des materiellen Zweckes ganz und

gar dem Streben nach Repräsentation, nach Herstellung eines Prospektes aufgeopfert ward. Ein Dom ruhend auf einem Unterbau mit drei vorgekröpften Façaden, im Hintergrund eines großen Galeriehalbrundes und zwei höhern dasselbe bekränzenden Schlußgebäuden. Unter der Kuppel in der Kapelle ruhte des Cardinal Leiche; das gestaltenreiche Grabdenkmal von Coyzevox mit allem dem allegorischen Prunk, der vor allem den Glaubenseifer heraushebt, der höchst geschickt ausgeführten knieenden Statue des Verherrlichten selbst ist jetzt im Louvre unter den Renaissancewerken aufgestellt. Erst im zweiten ärmlichen Hofe waren Räume für Studirende und Professoren ermittelt! Hierhin ward die **Bibliothek Mazarins** gebracht und sie ist bis heutzutage bedeutend vergrößert dort in einem der Seitenflügel aufgestellt.

Ein Besuch in ihr ist abgesehen von speciellen Studien der Manuscriptenschätze sehr belohnend: es befindet sich nämlich hier in einem großen Saale eine Sammlung von mehr als 80 Modellen pelasgischer und verwandter Bauten, die durch Petit Radel, der gerade diesen Zweig der Archäologie zur speciellen Lebensaufgabe gemacht hatte und Vorsteher der Bibliothek war, und den Reisenden Dodwell nach genauen Aufnahmen hergestellt sind. Mit Muße kann man hier, unterstützt durch ein 1841 hierüber von Petit Radel erschienenes Buch, das einem auf das Freundlichste dazu dargeboten wird, die lange Reihe dieser interessanten Monumente durchmustern. Wir besteigen den Monte Circello im Geist, betrachten uns seine Mauern, den Kegelbau des sogenannten Elpenorgrabes, dann geht es hinüber zu dem Volskergebirge nach Norba, Sora, Signia, Alatri mit ihren Thoren, Mauern, Tempelunterbauten. Da hat Hellas vor uns seine Königssitze von Mykenä, Tiryuth, Argos aufgethürmt. Anagyris, Midea, Adramyssos, die Quadermauern von Kalydon mit dem halbrund geschnittenen Thor, von Argos Amphilochikon, Halyzon schließen sich daran. Und so vergleichen wir endlich auf das Bequemste damit die à la rustique behandelten Mauern, die Löwenköpfe am Thore von Soandas in Kappadokien, die Untermauern von Persepolis. Die Bedeutung solcher Modellsammlungen für Geschichte der Architektur ist noch viel zu wenig bei unseren neuern Kunststudien anerkannt. Auch hierin besitzt Paris in dieser Sammlung, sowie in der

wahrhaft erstaunenswerthen Fülle von Modellen in der Ecole des beaux arts sehr bedeutende Bildungsmittel. Es giebt keine trefflichere Repetition des auf einer Rundreise durch Frankreich an römischen Monumenten Gesehenen, als die Modelle der letzteren Sammlung. Man wird bald diese Technik auch für mittelalterliche Bauwerke anwenden müssen, um etwas den Gypsabgüssen Analoges dem Lernenden zu bieten.

Ich war der einzige heute in jenem Saal der Mazarinbibliothek, da drüben aber vor dem Portal der Mittelkuppel war es bereits lebendig von anfahrenden Wagen mit Herren und Damen. Der Stiftungstag des Institut de France wird heute durch eine öffentliche Sitzung gefeiert.

Wir haben der Stiftung der französischen Akademie bereits in ihrem Gegensatz zum Wesen der Universität gedacht, wir haben im Louvre ihr ursprüngliches Lokal aufgesucht. Auch sie ist ein schlagender Beweis für diese Continuität moderner Schöpfungen durch alle Revolutionsstürme hindurch. Das Institut de France, unter welchem Namen 1795 die Republik die verbundenen Akademieen wieder herstellte, ist noch heute die verkörperte Intelligenz des centralisirten Frankreichs, „der Schlußstein der großen wissenschaftlichen Anstalten des Landes,“ ein Sitz darin das Ziel aller Wünsche des französischen Gelehrten. Die Elemente, aus denen das Institut erwachsen, haben sich immer wieder Bahn gebrochen und so gliederte es sich in 5 Akademieen, von denen die der Künste die früher getrennten der Malerei und Architektur vereinigt, dagegen die der politischen und ethischen Wissenschaften zum ersten Mal schon in der Revolution hinzugetreten ist. Die Ziele wissenschaftlicher Arbeiten, vor allem die Aufgabe des Lexikons, z. B. auch für die Kunstabtheilung, die Concurrenzen und ihre Preise sind sich wesentlich gleich geblieben, aber sie sind nur weiter und tiefer aufgefaßt worden. Wie alle irgend nennenswerthen wissenschaftlichen Unternehmungen unter der Ägide des Instituts, wenigstens unter seiner Approbation gleichsam gemacht werden, so haben auch alle historischen Studien und darunter die jetzt in Frankreich so blühenden und erfolgreichen der einheimischen Archäologie in den dafür bestehenden Comités desselben ihren Gipfelpunkt.

Das Institut hat seit 1795 das Collége Mazarin bezogen und so trägt die äußere, sichtliche Erscheinung des Palais de l'Institut ganz das Gepräge der Zeit Ludwigs XIV., der ersten Gründung und des Aufblühens. In der Kuppelkapelle findet die Gesammtsitzung statt. In den vier großen Nischen sind an Stelle von Heiligen vier wichtige Förderer des wissenschaftlichen Lebens getreten, ich sah davon nur Fénélon und Sully. Die eine Hälfte des ovalen Mittelraumes wird von den Mitgliedern des Institutes eingenommen, vor ihnen erhebt sich in der einen großen Bogenöffnung der Präsidententisch mit dem Präsidenten der Académie française und den Delegirten der vier andern Akademieen. Die andere Hälfte des Mittelraumes, die drei durch die großen Bogenöffnungen der früheren Kapellen damit verbundenen Amphitheater, die Galerieen sind von einer glänzenden Versammlung, besonders Damen angefüllt. Die Damen treten auch hier, wie bei allen andern Gelegenheiten des öffentlichen Lebens in Paris ganz besonders in den Vordergrund. Offenbar sind für sie die gehaltenen Vorträge mit berechnet, denn wenigstens die von mir gehörten trugen ein entschieden belletristisches Gepräge. Und wie laut, verständlich und rein wurde hier gesprochen, während die öffentlichen Vorträge unserer Akademieen darauf berechnet scheinen nicht verstanden zu werden! Ich hörte zwei Reiseberichte an, den des Herrn Reybaud über den Besuch des Trappistenklosters Staveli in Algerien und die Bedeutung dieser Klöster für Ausbreitung des Landbaus, und ein Reisefragment des Herrn Ampère über Canada, das seinen Aufsätzen über diese Reise in der Revue des deux mondes wesentlich einverleibt ist. Zu allgemeiner Heiterkeit wurde das Französische der Canadier, in ihrer auf der Stufe des vorigen Jahrhunderts zurückgebliebenen Ausbildung und ihrer Entartung durch das eindringende Englisch besprochen. Der bekannte Componist Halévy hatte Thomas Britton, den Begründer der neuen Kirchenmusik in England zum Gegenstand seines Vortrags. Ich mußte mich fragen, werden viel deutsche Componisten einen so klaren und trefflich stilisirten Vortrag über die Geschichte ihrer Kunst halten können?

Am 25. Oktober hatte ich das Institut in seinem Feierkleide gesehen, es war mir wichtig, daß ich auch einer gewöhnlichen Sitzung

der Académie des inscriptions et belles lettres beiwohnen durfte. Sie wird in einem großen, schräg von oben erleuchteten Saal gehalten. Allmälig füllten sich die Sitze um die lange ovale Tafel; die Zuhörer haben an der Wand einfache, gepolsterte Bänke. So traten mir nach und nach die Größen des literarhistorischen und archäologischen Faches hier unmittelbar nahe und in ihrer Gesammtheit entgegen, die in ihren Werken diesseit des Rheines uns so wohl bekannt sind; so Villemain, auch in seiner Erscheinung höchst bedeutend und Vertrauen erweckend, der Greis Boissonade, der keine Fremden mehr kennen lernen will, Magnin, Quatremère, dessen scharf gezeichnetes Gesicht auf kleinem Körper seinen geistigen Scharfsinn merkwürdig ausprägt, Guigniaut, Raoul Rochette, der inzwischen Verstorbene, welcher mir den Eindruck eines nicht sehr feinen, aber sehr beweglichen und nie um eine Gegenrede, um eine Ausflucht verlegenen Chevalier der Wissenschaft machte; dazu die Reihe der mir bereits bekannten Männer, wie Hase, Lenormant, de Witte, de la Saussaye u. A. Wie schwer war es aber die Versammlung zum ruhigen Anhören des Vorgetragenen zu bringen! Immer von Neuem erhob sich lautes Gespräch, man verließ seinen Sitz und es bildeten sich kleine Gruppen. Ebenso leicht entzündete sich, diesmal über die Stellung einer Preisaufgabe heftiger, ja persönlicher Streit. Da wird unerwartet die Versammlung in eine geheime verwandelt und wir verlassen eilig das noch nicht lange betretene wissenschaftliche Heiligthum.

Dem Institut unmittelbar benachbart ist das Palais des beaux arts. Obgleich die hier befindliche höhere Kunstschule, nach unserem Sinne Kunstakademie, erst eine Gründung der Neuzeit ist, unter Ludwig XVIII. begonnen, unter Louis Philipp ausgebildet und in ihrer äußeren, monumentalen Erscheinung hergestellt, obgleich sie in der äußeren Verwaltung ganz von der Akademie unabhängig da steht, so ist sie doch dem Wesen nach durchaus ein Annex derselben, eine Vorbereitungsanstalt für die großen, von der Akademie ausgeschriebenen Concurse und das Lokal für diese selbst, für ihre äußere Repräsentation. Also auch hier eine Fortsetzung und Ausbildung der unter Louis XIV., besonders auf Mazarins Betreiben zuerst consolidirten königlichen Künstlergenossenschaft! Keine andere der modernen, in und nach der

Revolution erst entstandenen Anstalten der höheren Geistescultur kann sich einer solchen äußern monumentalen Ausstattung rühmen. Schließen wir daher ihre Betrachtung unmittelbar an die des Palais des Instituts an. Leider war mir nur ein einmaliger und noch dazu kurzer Besuch des Palais verstattet, so daß die ganzen Klassen der hier angehäuften Schätze mir zunächst entgegentraten und mehr der Wunsch eine eingehende Betrachtung einzelnen Reihen ein andermal zu schenken lebendig erregt, als jetzt erfüllt ward.

Ich erwähnte früher, wie die weitläufigen Räume der Petits Augustins einst der Sammelplatz der aus dem zerstörenden Revolutionssturm geretteten Kunstschätze, der Heerd ward, auf dem sich das Interesse für eine verachtete, vergessene große Kunstwelt neu entzündete. Diese Räume sind zu dem Palais des beaux arts umgestaltet. Nach der Straße hin öffnet sich bereits der Blick auf den großen länglichen Hof durch ein stattliches Gitter, mit kolossalen Büsten geschmückt. Zwei, sich im Stile ganz entsprechende Seitenflügel mit offener Colonnade und zwei Säulenstellungen übereinander locken das Auge zu dem Hintergrund, einem triumphbogenähnlichen Façadetheil des Schlosses Gaillon, der zwischen kunstvollen Schranken und freistehenden Säulen sich erhebt, darüber hinaus zu der einen zweiten Hof abschließenden neuen Façade des Hauptgebäudes mit Bogenfenstern und wohl vertheilten korinthischen Halbsäulen an der Hauptetage, Halbpfeilern an der Attika. Mit dem größten Geschicke ist hier nicht nur eine Fülle plastischer Werke, Ornamente, Architekturtheile, nein auch ganze Architekturmassen in die moderne Anlage verschmolzen. Wo man hinblickt, regt einen eine individuelle Gestalt zur Betrachtung an. Vor allem ist es auch hier jene wunderbare Zeit der ersten französischen Renaissance, die das reichste Material geliefert: jene Façade von Gaillon aus dem Jahre 1500, wo noch das gothische Princip in den Hauptformen der Pfeilern, Spitzen u. s. w. sich geltend macht, während der klassische Sinn bereits in der ganzen Ornamentik eingezogen ist. Und nun fast ein halbes Jahrhundert später die an der Seite des Hofes aufgestellte Façade vom Schloß Anet, das Werk Delorme's, so ganz in der leichten Eleganz eines im feinen Geschmacke schwelgenden Lebens gebaut.

Treten wir in den rechten Seitenflügel, nun so öffnet sich uns eine Copie der Sixtina und der Mediceerkapelle, leider nur noch im Staube der Arbeit sichtbar, ja mehr eine Remise ungeordnet durcheinander liegender Kunstschätze, die unter dem jetzigen Regime ganz vernachlässigt erscheint. Wir kennen bereits das große Werk dieser Räume und ihren Meister Sigalon. Wie muß sich hier trefflich einst Michel Angelo studiren lassen an den vereinigten Abgüssen und Copien seiner Werke!

Eine prachtvolle Säulenhalle führt in dem Haupthause zu den Treppen und weiter in den kleinen mosaicirten Mittelhof. Wir steigen hinauf und wandern durch das Sitzungszimmer der Akademie, durch die Sääle mit den Reihen der Preisbilder: Zeichnungen von männlichen und weiblichen Köpfen mit dem Ausdruck verschiedener Erregungen und Charaktere, Porträts, historische Compositionen, auch die letzteren in sehr eng begränzter Zeit geliefert. Das psychologische Interesse ist es besonders, das sich hier angeregt fühlt: wie mitten durch die allgemeinen Schulformeln der Zeichnung, unter Umständen, die die wahre künstlerische Produktion zu vernichten scheinen, doch in den besseren Produkten sich eine Individualität durchringt, sich das bestimmte Talent zeigt.

Als ein wahres Kleinod nach der langen Reihe oft recht langweiliger Gesichter von Akademikern, wie man sie von dem Jahr 1648 an, der Gründung der Akademie noch zusammen gebracht hat, begrüßen wir das Zimmer mit den Rafaelischen Copieen in Zeichnungen, Wasserfarben und Öl von Desnoyers, die zum großen Theil das Vorbild seiner Kupferstiche geworden sind. Ich kenne wenig Kunstgenüsse, die an Einheit und Reichthum mit einem solchen Überblick Rafaelischer Werke sich vergleichen ließen. Da überschauen wir unmittelbar neben einander die sonst weit zerstreuten Werke, wie die Madonna del pesce, die des Hauses Albani, der Galerie Orléans, die Madonne au lapin u. a., wir wandern von der h. Catharina zur Margaretha, zur Transfiguration, zur Grablegung. Kein neuerer Meister hat die Rafaelische Madonnenwelt so zu reproduciren verstanden als Desnoyers und seine Kupferstiche geben doch noch nicht ganz den künstlerischen Hauch wieder, der über diese Copieen ausgebreitet ist. In dem Mittelhofe sind eine Anzahl Marmornachbildungen nach antiken Werken, Werke

der Pensionäre der Schule von Rom aufgestellt, dabei in die Wände eine ganze Anzahl antiker Reliefs eingelassen, welche, soviel ich weiß, einer wissenschaftlichen Katalogisirung noch durchaus entbehren. Unter den nur im Vorbeigehen gesehenen antiken Statuen fiel mir ein kolossaler Minerventorso in voller Rüstung auf. Und das sind nur Dekorationen der Vorräume zu der wirklich großartigen Gypsabgußsammlung, die nun im Hintergebäude folgt, sowie zu jener von mir bereits gerühmten Modellsammlung.

Den Schlußpunkt bildet der halbrunde Saal der Preisvertheilungen, die hier gleichsam unter den Augen der Künstler aller Zeiten stattfinden. Denn uns gegenüber sind sie in dem berühmten, jetzt auch in Deutschland durch eine Copie näher bekannt gewordenen Bilde von Delaroche als edle, würdige Preisrichter-Versammlung dauernd an die Wand gebannt. Der Gesammteindruck dieses in Öl ausgeführten Werkes ist in der That ein trefflicher: der ganze Raum scheint nur für das Bild, das Bild aber nur für diesen Raum geschaffen. Eine ernste, harmonische Färbung zieht sich durch das Ganze, wie sie unverkennbar auf ernstem Studium der Rafaelischen Stanzen beruht.

Unwillkürlich stellte sich mir die Philosophenschule und vor allem die Disputa Rafaels, dann aber das in Frankfurt befindliche Bild Overbecks: die Huldigung der Künste zur Seite. Überall derselbe Versuch einer welthistorischen Vereinigung der Vertreter eines Lebenskreises: in der Disputa alles im Halbkreis geordnet um eine strenge Einheit, um ein wirkliches Objekt des Gespräches, der Bewegung; in der Philosophenschule ein Vorüberziehen der einzelnen Gruppen, aber nicht in einer geraden Richtung, sondern ein Ausgehen aus dem Vordergrund, aus der Erfassung der Welt durch die Zahl, ein sich Steigern zu den zwei Höhepunkten des abstrakten Denkens, Plato und Aristoteles und dann ein Rückkehren in den Vordergrund, in die reale Welt und ihre Formen. Bei Overbeck ist ein Mittelpunkt da, aber eine Allegorie, der Brunnen des lebendigen Wassers, als den sich Christus bekannte, der aber hier als Kirche sich kundgiebt und um diesen nun die Künstlergruppen der christlichen Welt, in ihrer Nähe und Ferne vom Brunnen ihre Stellung zur Kirche andeutend, also hier wird nur Einheit in der bloßen Raumvertheilung und ihrer Symbolik gesucht.

Bei Delaroche ist das Objekt des Interesses der Versammelten eigentlich aus dem Bild heraus, in den vorzunehmenden Akt der Bekränzung des Siegers durch eine Nike verlegt, aber dieser beschäftigt doch nur die Mittelgruppe jener drei Richter, kräftige Männer, die die drei Schwesterkünste repräsentiren und Phidias, Apelles, Iktinos genannt werden.

Schon die sie umgebenden trefflichen weiblichen Gestalten, Griechenthum und Mittelalter, Römerthum und Renaissance nehmen daran wenig Antheil, sie wollen selbst für sich geschaut sein. Unter ihnen ist unstreitig das Mittelalter die edelste Gestalt; man sagt, in ihr habe der Künstler das Bild seiner ihm früh gestorbenen Gattin verewigt. Daß nun die zu beiden Seiten auf Bänken darum sich gruppirenden Künstler wirklichen Antheil, ja nur Notiz von der Haupthandlung nehmen, wäre zu viel verlangt. Sehen wir uns nur eine solche Institutssitzung mit ihren beweglichen, unter sich conversirenden Gruppen an! Um wie viel mehr haben jene Künstler das Recht Gruppen, eigene Mittelpunkte des Interesses zu suchen! In dieser ist nun sehr viel Schönes enthalten, ich nenne nur Rubens mit seiner Schule und ebenso Bramante. Und jede nähere Betrachtung erschließt neue, individuelle Situationen.

So fehlt allerdings dem französischen Werke jene wahre, geistige Einheit, wie sie Rafael jenen beiden Bildern gegeben, er hat sich aber auch fern davon gehalten eine blos allegorisch, gleichsam nur in mathematischen Zeichen angedeutete Einheit hineinzulegen, er hat dem ächt französischen, äußerlichen Gedanken, einer Repräsentation bei einem Concurs seine beste Seite, die nicht unterdrückte einzelne, edle sich freibewegende Persönlichkeit abgewonnen.

Die Bedeutung von Ludwig XIV. für die moderne Umbildung von Paris haben wir bereits mehrfach berührt: wir sahen, wie durch ihn die Ringmauern der Stadt fielen, statt ihrer ein Kranz weiter Spaziergänge mit Baumalleen angelegt ward, wir haben den großen Eifer des noch jugendlichen Monarchen für die Vollendung des Louvre und all die ins Ungeheuerliche gehenden Pläne, welche dabei angeregt wurden, kennen gelernt. Aber je mehr in Ludwig XIV. sich jener uns schon schwer verständliche Gedankenkreis königlicher Allmacht und

Heroenthums, festgeregelter, großer Formen auch in den einfachsten, alltäglichen Beziehungen eines sittlich oft so unedeln und gemeinen Lebens, und daher auch die Nothwendigkeit einer strengen Abstufung von Personen, die diese Formen üben, ausbildete, um so mehr mußte ihm Paris, jene Stadt der verschiedenartigsten, selbständig ausgebildeten Kräfte und ihrer fortwährenden, fast fieberhaften Erregung fremd, ja unangenehm werden. So hat er denn an einem einsamen, öden, unfreundlichen Ort, an dem Jagdschlößchen seines Vaters von Versailles die monumentale Darstellung jenes absoluten, von einem Nimbus ganz umschlossenen Königthums versucht und in Mansard und Lenostre ebenso autokratisch mit dem Material des Gesteins, der Gewässer, der Vegetation umgehende Künstler gefunden. Nicht in Paris mehr, sondern in Versailles ist die Signatur dieses modernen, gegen das Volksleben sich abschließenden Despotenthums in seiner feierlichen Würde, wie in seiner haltlosen Entartung zu suchen.

In der That giebt ein Besuch dort uns den vollen Eindruck jener großen Herrscherformen, aber zeichnet ebenso sehr auch den traurigen Revers dieser glänzenden Schaumünze. Hier etwa bei Abendbeleuchtung die großartigen, durch das starke Hervortreten des Mittelgebäudes sehr günstig unterbrochenen, in ihrer einzelnen Gliederung doch einfachen Massen des Schlosses von der Gartenterrasse aus zu sehen, den gewaltigen Aufbau der Orangerie mit Treppen, Gittern und Hallen zu mustern, den großen Durchblick über all die Bassins und Terrassen zu der Wasserfläche des großen Kanals mit seiner Waldumgebung zu genießen, dazwischen eine harmlose Kinderwelt, die sich auf den Rasenplätzen, an den Bassins herumtreibt, wer wird nicht dabei von dem Eindruck der Größe und Einheit der ganzen Anlage erfaßt werden? Aber tritt man nun näher an all die Punkte mit hochklingenden Namen, an all die Götterwelt von Bronze und Marmor, die ihre wässerigen Kunststücke mit Mühe und Noth machen, führt man etwa, wie ich es gethan, den kühnen Gedanken aus, jenen Kanal mit seinen Kreuzesarmen wirklich zu umgehen und entdeckt da nichts als verwilderten Wald, verfallene Fasaneriegebäude, stehendes, schlammiges Wasser, eine öde Hochfläche daneben; da fragt man sich wohl: um das alles also zu gründen als eine große Scenerie für Hoffeste, was

heutzutage, wo es jedermann genießen kann, mühselig vor gänzlichem Ruin bewahrt wird, hat man 170 Millionen Livres verbraucht und ganze Regimenter beim Bau der Wasserleitungen verkommen lassen? Und wie ist es öde und einsam auf der Place d'Armes mit ihren stolzen Avenuen, wie öde im Schloßhofe selbst mit all den Gebäuden ringsum, die noch nicht einmal den Eindruck der Größe erwecken!

Die inneren Räume von Versailles sind aber nicht mehr blos stumme Zeugen vergangener Herrlichkeit. Louis Philipp hatte es sich zu einer seiner Regierungsaufgaben gemacht, das Schloß in ein großes historisches Nationalmuseum zu verwandeln; à toutes les gloires de la France, so lautet die Überschrift und seit dem Jahre 1833 ist an der Repräsentation dieser gloires mit großartiger Anstrengung gearbeitet worden. Es gilt eine förmliche Reise anzutreten um durch die drei Haupttheile des Schlosses, durch alle Stockwerke sich durchzuarbeiten. Fünf Stunden habe ich dort zugebracht, aber zuletzt mit sehenden Augen nichts mehr gesehen. Erstaunenswerth ist die Masse der Gypsabgüsse, Denkmäler aller Art, Modelle, Schlachtenbilder, Repräsentationsbilder, Porträts nach den verschiedensten Richtungen hin gesammelt, nach Familien, Würden, Zeiten, endlich aus allen Völkern genommen, die man hier binnen 15 Jahren zusammengebracht. Ich will hier nicht von den Glanzpunkten der Sammlung reden, nicht von jenen großartigen Bildern, in denen Horace Vernet uns die afrikanische Natur der Landschaft und der Bevölkerung, die französische Bravour meisterhaft vorgeführt, nicht im Einzelnen die historische Richtigkeit der Bestimmungen nach Namen und Zeit prüfen, obgleich hierin des Unzuverlässigen nur allzu viel ist, nur die Frage beantworten, wie steht denn nun diese Sammlung in der Reihe der großen Pariser Sammlungen, denen sie ja ganz natürlich als Glied sich einreiht, kann sie wirklich als die wahre monumentale Ruhmeshalle Frankreichs betrachtet werden? Entschieden das Letztere nicht, es ist eine Massenhäufung, berechnet für die Massen, ohne Princip, ohne Übersichtlichkeit, ohne die aristokratische Auswahl, die wenn irgendwo, bei den Hervorbringungen der Kunst walten muß. In dieser Beziehung erscheint die Sammlung als Parvenu jener ahnenreichen des Louvre gegenüber. Man wird hunderte von Bildern, ganze Zimmerrei-

hen weglassen können, ohne daß nur einer sie vermißt. Meinem Gefühle nach war allerdings der Gedanke einer solchen historischen Verwendung des Palastes ein sehr richtiger, aber dann durfte nicht über die Zeit Ludwigs XIV., etwas des XIII. zurückgegriffen werden; es mußte die Zeit des Bourbonenglanzes, des an seine Stelle tretenden Napoleonischen Imperatorenthums, endlich auch die französischen Waffen- und Friedensthaten der Gegenwart allseitig sich in den Denkmälern abspiegeln. Es mußte verzichtet werden die Geschichte Frankreichs darzustellen, aber es konnte die moderne Zeit des französischen Lebens in ihrem Glanze und ihren Verirrungen wenn irgendwo, so in Versailles uns entgegentreten.

Seitdem Ludwigs XIV. Interesse und Gelder den Anlagen von Versailles zuflossen, seitdem das Hoflager ganz und gar dorthin 1684 verlegt war, sind es nur zwei Klassen von Monumenten, die in Paris uns seine Zeit verkünden: Werke der Adoration gleichsam, einer reinen Heroenverehrung, wie sie römischen Kaisern zuerst Provincialstädte, dann auch die ewige Roma selbst zollte, und dann kirchliche Bauten. Zu jenen rechne ich die Triumphpforten, die an Zahl fünf Ludwig XIV. verherrlichten. Ihr kolossalster, der sich zu einer Höhe von 150 F. erhob und an den Einzug Ludwigs mit Maria Theresia von Spanien erinnerte, der Bogen an der Barrière du Thrône ist allerdings nur in Gyps ausgeführt gewesen und 1706 bereits abgerissen. Interessant ist es, daß der Schöpfer der übrigen vier, von denen aber die Porte St. Antoine nur Erweiterung eines älteren Baus war, Franz Blondel unmittelbar aus der Anschauung ähnlicher Werke des Alterthums in Italien, Byzanz, Ägypten, Länder die er als Gesandter besuchte, seine Grundformen entlehnt hat und daß er den römischen Lapidarstil der Prunkinschriften sich trefflich zu eigen gemacht hatte.

Aber damit nicht genug: zwei Plätze mit Colossalstatuen, deren Maß alles bisher Versuchte überstieg, sind dem Königheros von einem Privatmann und von der Stadt construirt worden. Ich meine den Rundplatz des Victoires und den an Umfang ihn übertreffenden, aber im selben Stil, von demselben Künstler (Mansard) componirten, achteckigen Platz des Conquêtes oder Louis le Grand, dessen Name

aber dem des zuvor daselbst niedergerissenen Hôtels, Vendôme gewichen ist. Marschall Franz von Feuillade ließ jenen auf seine Kosten, aber unter Theilnahme der Stadt bauen, im Jahre 1685. Er dachte es sich als schönstes Ziel einst sein Grab dort unter dem Postament in einem unterirdischen Gang zu finden. Und was ist es anders, als jenes Verehren des Kaiserbildes mit Weihrauch und Gebet, das das Märtyrerthum der ältesten Christen einst entflammte, wenn derselbe Mann eine Stiftung macht, daß Tag und Nacht brennende Kandelaber das Bild des lebenden Königs umstehen und alle 25 Jahre die Statue vergoldet wird? In demselben Jahre ward auch der zweite Platz unter Louvois' Anregung geebnet, aber erst 1699 ist das Werk zu Stande gekommen.

Der interessanten Situation des wie im Tanzschritt und leichten Hofkleide den Cerberus der Tripelallianz zertretenden Ludwig XIV. ist dort auf dem Platze des Victoires seit 1822 allerdings wieder eine Statue Ludwigs, aber zu Roß ansprengend, als römischer Imperator gefolgt. Dagegen ist die kolossale Reiterstatue auf dem Vendômeplatz, die mit dem Postament über 50 Fuß sich erhob und sichtlich dem Marc Aurel des römischen Capitols nachgebildet war, ersetzt durch das bronzene Ebenbild der Trajansäule, deren Reliefs mit den Großthaten der Napoleonischen Armee gegen Östreich von niemand recht betrachtet werden können und die kleine Statue des Kaisers darauf. Auch hier, wie an sovielen Punkten ist Napoleon in die Erbschaft Ludwigs XIV. getreten. In der Construction der umgebenden Gebäude ist nun jenes Herausheben des einzelnen Hauses durch die Dachbildung gänzlich geschwunden; ganz einheitliche, lange Façaden, durch die Straßen getrennt, mit Bossagewerk im Parterre, hohen Pilasterstellungen, die die Fenster zweier Etagen umfassen und eine gleichförmige Reihe der Mansardfenster.

Die Reaktion des Katholicismus, die von Italien aus, seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts im Bunde mit dem Romanismus in Literatur und bildender Kunst über die katholischen Länder sich siegend ausbreitete, hat in Frankreich und vor allem in Paris sich merkwürdig rasch mit den Tendenzen der monarchischen Gewalt und eines glänzenden Hoflebens amalgamirt, während sie vielfach in der Geistlichkeit

und in den Trägern einer tüchtigen bürgerlichen Bildung und Anschauung auf tiefen Widerstand stieß. Daher allerdings im Laufe des 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe kirchlicher Stiftungen, Orden und freierer Genossenschaften, die im modernen Paris Raum und Repräsentation suchten, daher die massenhafte äußerliche Umwandlung und Verkleidung mittelalterlicher Kirchenbauten, daher endlich eine Reihe von Neugründungen, die noch heute anspruchsvoll in der Stadtphysiognomie auftreten; aber jene ersten sind ephemere Erscheinungen, denen zum allergrößten Theil kein wahres Leben inwohnte und diese Bauten tragen entschieden nicht wenig des frivolen Geistes an sich, der sie eifrig mit gegründet. Kein Wunder, daß die Umwandlung in den reinen Menschendienst so leicht dabei in der Revolution und noch heutzutage vor sich gegangen ist. Waren es zunächst königliche Frauen, wie Margaretha von Valois in späteren Jahren, Maria von Medicis, Anna von Östreich, die hierfür eifrig wirkten, so sind unter Ludwig XIV. selbst 33 neue Kirchen gebaut worden.

Vergegenwärtigen wir uns nur die bezeichnende Form dieses Kirchenbaus und stellen daneben ein Paar Monumente, die uns seine Fortbildung und anfangende Umgestaltung parallel der religiösen Erneuerung aufweisen. Die Kuppel ist die eigentliche Signatur desselben in Verbindung mit dem Tonnen- und Spiegelgewölbe und dem Etagenaufbau von Säulenstellungen. Sie ist in ihrer großen und reinen Form eine Übertragung des italienischen durch Michel Angelo vollendeten Kuppelbaus, aber sie findet hier in Frankreich, in jenen massigen, quadratischen Eckpavillons der Paläste und deren hohen Dächern einen Anhaltepunkt und Anlaß zu der polygonen, schweren, ausgebauchten Form mit stark hervortretenden Eckrippen, wie sie auch in Deutschland häßlich genug oft nachgeahmt ward. Es war ein Ereigniß, als die erste bescheidene Kuppel sich in den Jahren 1613—15 über einer Kapelle der Augustiner erhob: man strömte dahin, dies Wunderwerk zu schauen. Ein Paar Jahrzehnte später ward bei dem Neubau der Sorbonne (1635—53) eine Kuppel auf ein Achteck gestellt, aber noch traten einzelne Spitzpfeiler um sie herum und man umgab sie mit vier Thürmchen birnförmigen Daches. Der große Kardinal sollte unter diesem Dache ruhen. Da ward von Anna von

Östreich der Prachtbau der Kirche der Dames du Val de Grace eifrigst betrieben, nach zwanzig Jahren (1645—1665) ragte die sphärische Kuppel frei und stolz über dem doppelten Säulenaufbau des Frontispice. Fünf Jahre später ward die Kirche de l'Assomption (1670—1675) als vollständiger Rundbau in dem neuen Quartier St. Honoré angelegt, während die Grabeskuppel Mazarins auf ein Quadrat gestellt ward. Als die Krone aller dieser Werke wollte der alternde Ludwig den Dom der Invaliden hinstellen. Bereits besaß das von ihm gegründete Invalidenhaus seine Kirche, die durch ein Portal in den Haupthof sich öffnet. Aber es sollte nun möglichst unabhängig davon eine Kuppel die Gesammtheit aller Waffenthaten Ludwigs verkünden. Diese pompöse Repräsentation unter kirchlichem Gewande hat Hardouin Mansard trefflich herzustellen verstanden. Drei Kuppeln hat er in einander geschoben, um äußerlich eine Höhe von 310 F. zu erreichen, während im Innern die Höhe in Verhältniß zu der Grundfläche und den vier Nebenkuppeln sehr gemäßigt ward.

Was ist nicht bereits damals von künstlerischer Kraft aufgewendet worden, um das Innere mit Marmorboden, Reliefs, Ornamenten, großen Deckengemälden auszuschmücken! Und doch wie leer, wie in sich zwecklos erscheint der ganze Bau hinter dem Altare, der in der Verbindungshalle mit der Kirche steht und eine Nachbildung des Tabernakels von St. Peter über sich trägt! Hat er aber nicht jetzt, entgegnet man mir, seine vollwichtige Bestimmung erhalten durch das Grab des Kaisers, dessen Wunsch „zu ruhen an den Ufern der Seine, unter seinem Volke, das er so geliebt" nun unter seinem Neffen vollständig erfüllt ist?

Noch war der Besuch des Invalidendoms bei der großen Menge der dabei in voller Arbeit begriffenen Künstler und Handwerker sehr schwer zu erlangen. Das freundliche Anerbieten eines verehrten Landsmannes ließ mich an einer Einlaßkarte Theil nehmen, der Zufall führte uns eine liebenswürdige französische Familie zu und so betrat ich in angenehmster Gesellschaft durch eine kleine Seitenthüre das für hundert andere verschlossene Heiligthum des Napoleonischen Namens. Kostbares Marmormosaik bedeckt den breiten Umgang um die unter

der Kuppel sich öffnende Krypta. Ein reiches Geländer umschließt die Öffnung. Zu diesem unteren Raume führt von der an die Langkirche sich anschließenden Zwischenhalle eine breite Marmortreppe hinab und so tritt man in die matt erhellte Krypta mit ihrem breiten Umgang. Zwölf Pilaster tragen die Decke und zwölf kolossale Karyatiden halten daran gleichsam Wache. Zwischen ihnen treten uns aus der hinteren Wand Reliefs mit den Großthaten Napoleons entgegen. Wo man hinblickt, ist alles von geschliffenem Marmor: ungeheure Blöcke des schwarzen sind für den Eingang verwendet, weißer, grüner, rother sind dann im Innern vertheilt. Ein grauer Granit bildet im Centrum den Untersatz, noch ist der Riesensarkophag nicht darauf erhoben, an den Endvoluten desselben, bekanntlich eines ungeheuern finnländischen rothen Granitblocks wird in der Werkstätte draußen noch gearbeitet. Wenn nun aller Arbeitslärm aus diesen Hallen geschwunden ist, aller Staub abgewischt, alle Holzdecken entfernt von den Mosaikböden, wenn alle die ungeheuern Marmorblöcke, die noch im weiten Verschlag vor dem Südportal ruhen, an ihre Stelle gekommen sind, die Dampfmaschine nicht mehr das schwierige Geschäft des Sägens versieht, die Werkstätten der Mosaicisten und Schleifer abgebrochen sind und man durch das große Portal zwischen Statuen eintritt, was wird dann der Eindruck sein? Meinem Gefühle nach, nicht der der Grabstätte eines großen, in Tausend Herzen lebenden Menschen, sondern einer Stätte, wo von Zeit zu Zeit in glänzender Repräsentation ein Menschencultus, ein Cultus der Gloire getrieben wird. All dieses kostbare Material, diese Größe, diese pomphaften Kuppelgemälde, sie wirken nur erkältend auf den Beschauer. Von wahrer Kunst, die den Kaiser selbst in seiner eigensten Persönlichkeit darstellte, wie sie gemildert und geläutert an die von St. Helena nun nach Frankreich zurückgebrachten Überreste sich knüpfen mag, ist nichts zu finden. Jene Karyatiden Pradiers sind elegant und wohl studiert, jene Reliefs aber reine Copieen römischer Triumphreliefs, Napoleon ist darauf ganz der apotheosirte Kaiser mit dem Strahlenkranze des nach Rom verpflanzten syrischen Sonnendienstes. Das römische Imperatorenthum, der Staatsbau Ludwigs XIV., der moderne Kaiserprunk, wer mag die Ähnlichkeit, die Stetigkeit läugnen? Denken wir dabei an St. Denis

und seine Königsgräber zurück, so wird das alte und das moderne Frankreich schroff genug sich uns gegenüberstellen.

Weit überragt das Quartier latin die Kuppel des Pantheon. Sie ist die jüngste in der Reihe dieser Bauwerke und zeigt in ihrem Stile den entschiedensten Einfluß der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland, Italien und Frankreich wissenschaftlich begründeten Rückkehr zu den strengen Formen des Alterthums, eben so sehr aber die geistige Entfremdung von dem kirchlichen, altgeheiligten Ideenkreise, dem sie dienen sollte. Der Glaube an jene h. Genovefa des fünften Jahrhunderts, wie ich ihn früher zu schildern versuchte, und der Enthusiasmus von ganz Paris über das Meisterwerk der modernen Architektur, das sich rasch seit dem Jahre 1764 (seit 1758 war bereits die Krypta erbaut worden) unter der Leitung des J. G. Soufflot aus Auxerre vor ihren Augen erhob, bezahlt mit einer Auflage auf die Loose der Staatslotterie, war himmelweit verschieden. Das Portal des römischen Pantheon war nun nur in größerem Maßstabe nach Paris versetzt. Das Innere ordnet sich als griechisches Kreuz mit runden und elliptischen Kuppeln dem Centrum unter, obgleich eine Altarnische nach Osten die Längenrichtung wieder betont. Zum ersten Male sah man wieder einzelne, freistehende Säulen in Reihen, als Träger von Gewölben, sah man am Gebälk die römischen Formen streng bewahrt. Für unser Auge macht das Äußere trotz der Größe der Verhältnisse und der Einfachheit der Architekturtheile entschieden den Eindruck der Magerkeit. Die Kuppel selbst schwindet unverhältnißmäßig vor den drei großen Absätzen, auf denen sie ruht, vor allem vor dem offenen, weit heraustretenden Säulenumgang, ebenso ist der Giebel des Portals zu massenhaft gegenüber der weiten Säulenstellung. Aber man freut sich mit dem Auge wieder auf großen, einheitlich componirten Massen ruhen zu können. Und das Besteigen der Kuppel läßt uns in die ganze, höchst geschickte Construction, so der drei Kuppelwände einen deutlichen Einblick gewinnen.

Die h. Genovefa ward 1791 aus dem Kuppelbau verbannt und den großen, um das Vaterland verdienten Franzosen ward der Raum geweiht. Wann irgendwo, habe ich hier im Pantheon beim Durchlesen jener in die schrägen Pfeilerflächen der Rotunda eingelassenen

Bronzetafeln mit den Namen der Julihelden, beim Durchwandern der weitläufigen Krypta mit den vielen recht namenlosen großen Männern und jenen Einzelnen, wie einem Voltaire, die mit dem Begriff einer Kirche überhaupt im schärfsten Widerspruch stehen, die Leerheit dieses Cultus der Raison, der vom Glauben ganz losgelösten Aufklärung empfunden. Ich kann es nur gerechtfertigt finden, wenn man wieder einen christlichen Cultus in diesen Räumen einzuführen gedenkt. Oder man soll sie gänzlich auch als Begräbnißort, als moderne Märtyrerstätte aufgeben und sie irgend einem idealen Lebensgebiet zuweisen. Jetzt gerade waren daselbst die großen Copieen der Stanzen Rafaels ausgestellt, sowie einiger andern Meisterwerke von Wandgemälden, die mir eine genußreiche Neubelebung römischer Anschauungen gaben. Ihre Aufstellung war eine durchaus provisorische, zufällige. Jedenfalls würden sie am passendsten jener Copie der Sixtina im Palais des beaux arts sich einreihen.

Bereits zwanzig Jahre früher hatte der Italiener Servandoni, ein Landschafts- und Architekturmaler aus der Schule des gelehrten dei Rossi, in Paris an die Spitze des ganzen Dekorationswesens der Oper und bei großen Hof- und Volksfesten gestellt, die Façade der neuen Kirche St. Sulpice mit strenger Durchführung einer dorischen und ionischen Säulenhalle übereinander begonnen; zwei Thürme sollten darauf an beiden Seiten im korinthischen Stil das System fortsetzen. Noch hatte er zwischen ihnen ein Frontispiz eingeschoben, aber dies ward vom Blitze getroffen und ist mit Recht seitdem entfernt. Zum ersten Male war hiermit die Rococofaçade aufgegeben und noch heute, wo wir ja der im streng antiken Stile componirten Werke so viele haben, macht die Doppelhalle von St. Sulpice mit ihren höchst sorgfältig gearbeiteten Säulen und Gebälke einen edeln und in sich harmonischen Eindruck; aber freilich ist sie nur Dekorationswand vor einer unbedeutenden Kirche des reinsten Rococo.

Wir sehen, in den großen, einheitlichen Säulenhallen, mögen sie auch wie bei Sulpice noch übereinander gestellt sein, offenbart sich bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die neue architektonische, mit dem geistigen Leben Hand in Hand gehende Richtung. Der Schritt war nicht weit zu dem Gedanken, einen vollständigen Tempelplan dem

Alterthum zu entnehmen. Daß man bald darauf das Ideal einer antiken Republik, freilich wie in einer Zauberlaterne unter die künstliche Beleuchtung eines für allgemeines Menschenthum schwärmenden, blutigen Fanatismus gestellt, zu verwirklichen strebte, daß griechische Tracht und gräcisirende Sittenlosigkeit bald genug Tagesordnung wurden, hat man dabei noch nicht geahnt. Wie Genovefa auf der Seite der Universität, so hat die Heilige der Provence, die schöne Büßerin Magdalena an den Boulevards der Ville den Namen zu diesen Bauten antiken Stiles und Gesinnung hergeben müssen. Genovefa wich den Märtyrern der Revolution, Magdalena dem Ruhme Napoleons, aber ist bereits lange wieder, freilich in moderner, in ihrer Buße so verlockenden Gestalt in den Besitz eingetreten.

Die Madeleine, als kleine Succursalkirche von St. Germain l'Auxerrois für den Bourg Ville l'Evêque ziemlich alt, durch die Stiftung einer Brüderschaft von Karl VIII. (1491) gehoben, ward bei der Öffnung der Boulevards und dem raschen Wachsthum des eleganten Faubourg St. Honoré erst zur bedeutenden Pfarrkirche. Selbst der Neubau von 1659 reichte nicht mehr hin, als die großartige Anlage des jetzigen Place de la Concorde unter der Leitung von Gabriel selbst ferne Prospekte mit in die zu erfüllende Aufgabe hineinzog. So steht sie denn auf einem selbständigen Platze aber zugleich berechnet, hier dem endenden Boulevardsgürtel, dort über die Seine hinaus zum prachtvollen Augenpunkt zu dienen. Als die Revolution ausbrach, war sie das Bild einer großen Tempelruine: roh, ohne Capitell starrte der Säulenwald auf hoher Plinthe zum Himmel empor und dazwischen streckte sich die nackte Tempelwand mit ihren Nischen und drei Eingängen auf der Hauptseite, ohne Dach. Soweit hatte Constant d'Ivry seit 1764, Couture seit 1777 den Bau geführt. Fast zwei Jahrzehnte lag er öde und verlassen. Da bestimmte ihn Napoleon zu einem Ruhmestempel, ausgestattet mit allem Luxus des Eroberers, aber die Restauration gab ihm die kirchliche Bestimmung zurück. In einem Menschenalter ist nun das Werk vollendet, das heutzutage von Tausenden als die Musterkirche von Paris noch betrachtet wird. Und doch, wie schwindet selbst bei näherer Betrachtung dieser kolossalen, korinthischen Säulenhallen und ihres Gebälkes, der Mauerflächen die Achtung vor

der Trefflichkeit der Ausführung! Da ist in den Capitellen, in der Cannellirung, den Basen, in dem Friesornament keine Schärfe und Eleganz. Gerade in Vergleich mit dieser Madeleinekirche ist mir der künstlerische Werth der Maison carrée um so höher gestiegen. Das Innere, zu dem großartige Bronzethüren mit Reliefs führen, stimmt weder mit dem Äußeren noch mit der Aufgabe einer christlichen Kirche, aber ist ein Prachtsaal ohne Gleichen, wo die elegante Gesellschaft neben vielen andern Dingen auch einmal an religiöse Gegenstände erinnert wird. Es ist ein einziger Raum, überspannt von drei gleichen, flachen Kuppeln zwischen großen Scheidebogen, abgeschlossen von einer gleich breiten Altarnische. Pilaster und frei vortretende Prachtsäulen stützen die Gewölbe und bilden zugleich eine Art von Seitenkapellen; ebenso ist die Altarnische durch ionische Säulen mit flachem Gebälk scheinbar in einen Umgang, in der That nur in flache Nischen geöffnet. So stößt das Auge überall, wo es tiefere Räume, freie Gliederung des Raumes sucht, nur auf beengenden Mauerschluß. Dafür kann der Glanz der Vergoldung und des blendendweißen Marmors, die großen Decken und Schildbogengemälde, die Altäre mit ihren plastischen Werken nicht entschädigen. Wer sich einen Begriff von einem Prachtsaal spätrömischer Bauten, etwa aus den Antonins- oder Diokletiansthermen, aus dem Diokletianspalast in Salona machen will, der besuche die Madeleinekirche, nur denke er sich auch statt jener zeltartigen, flachen Kuppeln hochaufsteigende, kräftige Gewölbe. Sicher aber kann man sagen, daß die äußere Anlage auf einen wirklichen griechischen Tempel auch im Innern berechnet war, die veränderte Geistes- und Geschmacksrichtung aber im Ausbau weiter ging zu jener späteren Periode, die bereits die christliche Kirche in die Prachtsääle aufgenommen.

Wie in Italien unter der Zahl moderner Heiligen Carlo Borromeo, der in Armen- und Krankenpflege sich aufopfernde Erzbischof von Mailand, an Verehrung und fortwirkendem Einflusse obenan steht, so ist es in Paris Vincenz de Paula, der Stifter der Priester der Mission (bestätigt vom Pabst 1632). Unter seinem Namen sind Vereine aller Art älterer und junger Leute, Männer und Frauen gebildet, die Krankenbesuch, Armenpflege, kirchliche Anregung in den untersten Volksklassen zur Aufgabe sich gestellt haben. Das Bild dieser weitgreifen-

den Thätigkeit näher zu zeichnen, dazu fehlt mir der Reichthum eigner Anschauung, obschon Mittheilungen mancherlei Art mir hierin geworden sind. Ein glänzender, monumentaler Beweis der Bedeutung des Namens ist aber die Kirche, welche sich ganz nahe dem Bahnhofe der Nordbahn, auf stattlicher Höhe erhebt. Wie in der Nähe der Hauptschauplatz der Thätigkeit des Heiligen, das frühere große Hospital St. Lazare liegt, so hat man unmittelbar hinter der Kirche ein riesenhaftes neues Hospital mit zehn von einem Hauptgebäude ausgehenden Flügeln angelegt, an dessen Bau noch große Thätigkeit herrscht. Die Kirche selbst aber ist im Innern ein interessantes Beispiel der Verbindung einer altchristlichen Basilika mit einer an streng griechischen Vorbildern gebildeten Ornamentation. Hittorf, der treffliche Architekturzeichner sicilianischer Monumente, der Vorkämpfer antiker Polychromie ist der Baumeister. Im Äußeren hat dagegen die antike Richtung an der Façade durch eine als untersäulter Tempelgiebel sich öffnende Vorhalle auch constructiv sich kundgegeben. Zwar ist sie der ganzen mit stumpfen Thürmen und horizontalem Wandschluß charakterisirten Façade untergeordnet, aber bleibt dennoch immer derselben fremdartig. Es ist dies um so mehr zu bedauern, da gerade der schräg ansteigende Platz vor der Kirche mit seiner Prachttreppe in der Mitte und den gewundenen Auffahrten ganz besonders die Vorderseite zur Beschauung ausstellt. Dagegen erscheint eine Ansicht der Langseite oder des Chorabschlusses vielmehr im einheitlichen Stile. Ich trat an einem Spätnachmittag in das jüngst vollendete Innere zu einem Nebeneingang neben der Absis ein, das von Menschen fast ganz leer war; die untergehende Sonne leuchtete soeben gluthvoll durch die großen, bunten Glasfenster der vier Kapellen der einen Langseite und ließ so die großen Gestalten der in diesen Kapellen verehrten Heiligen magisch in dem Dämmerlicht des unteren Mittelschiffes erglänzen, während der obere Theil durch die Öffnungen im Dach Helligkeit erhielt. Eine altchristliche Basilika in aller Frische malerischen Schmuckes lag vor mir: das Mittelschiff mit offenem Dachstuhl, zur Seite die Reihen ionischer Säulen, dann korinthischer, leichterer darüber mit geradem Gebälk, zwischen beiden die Wandfelder mit den Pabstreihen geschmückt. Durch die ersten Seitenschiffe schaut man in die Kapellenreihe, die die Stelle

eines zweiten vertreten. Von besonders günstiger Wirkung ist auch hier die Durchführung einer Empore, wie sie in einzelnen Basiliken des Occidents z. B. in St. Agnese mit so trefflicher Wirkung sich zeigen. Die Absis, an deren Eingang ich stand, wurde mehr und mehr in dunkeln Schatten gestellt, so daß die Betrachtung der großen Malereien im Masaikenstil mir nicht recht möglich war; sie öffnet sich auch unten in eine umgehende Säulenhalle, wie in Madeleine und ist abweichend von dem christlichen Basilikensystem, dagegen wohl im Sinne der Exedra einer altrömischen Gerichts- und Handelsbasilika in einem über das Mittelschiff hinausgreifenden Breitenmaße angelegt. Auch die Seitenräume neben der Nische, wie Marienkapelle und die zwei Sakristeien sind mit einem Reichthum malerischen Schmuckes wohl bedacht.

Jedenfalls ist St. Vincent de Paula das erste wahrhaft erfreuliche Beispiel neuer kirchlicher Architektur, zugleich ein Werk aus städtischen Mitteln in vollster Liberalität durchgeführt und aus einem wirklichen Bedürfniß der in der Nähe der Eisenbahnhöfe so vergrößerten Faubourgs hervorgegangen. So beginnt auch das kirchliche Leben des modernen Paris sich allmälig von jenem reinen Hofdienst, von jener nur dem politischen Herrscher und seiner Baulust wie frommem Eitelkeit unterthänigen, ihm alles verdankenden Stellung zu emancipiren. Mit Recht hat man zurückgegriffen zu den verachteten, verborgenen Schätzen mittelalterlicher Denkmale und in ihrer Restauration Kraft und Übung zur Anlage neuer gesucht.

Noch ein Gebiet des modernen Paris wäre zu durchwandern, auf das ich bei der Schilderung des modernen Charakters besonders hingewiesen, es ist das der staatswirthschaftlichen Anlagen, wie sie auch hier zunächst aus monarchischem Interesse, zum Ruhme und Glanze des Fürsten begonnen mehr und mehr im Sinne und Interesse des Volkswohles durchgeführt werden. Es genüge wenigstens die ganzen Gruppen anzudeuten, wie sie mir in einem allgemeinen Eindruck aus der Unzahl meiner Anschauungen des Pariser Lebens zum Bewußtsein gekommen. Ein scharfes und treffendes Urtheil über die künstlerische Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit der einzelnen, über die herausspringenden Charakterzüge des französischen Wesens setzt eine specielle Beschäf-

tigung mit den Bedürfnissen und Mitteln der Gegenwart voraus. Wir hätten uns zu vergegenwärtigen, wie die Seine sich mehr und mehr in stattliche Quais eingeschlossen sah, Brücke zu Brücke und zwar der verschiedensten Construction hinzukam, wie unter Napoleon das wichtige Werk der Canalisation durch den Canal der Ourcq und seine Abzweigung im Canal St. Martin durchgeführt ward, wie Wasserbassins angelegt, das Wasser wohl vertheilt wird und in stattlichen Fontänen sich ergießt, wir hätten zu fragen nach den neuern Plänen großartiger Abzugskanäle, den wichtigsten Faktoren der Reinlichkeit und Gesundheit, uns umzusehen in den Wasch- und Badeanstalten, die als schwimmende Häuser die Seine bedecken, in den gewaltigen Schlachthöfen (Abattoirs), die durch Napoleon ins Leben gerufen an den Gränzen der Stadt vertheilt einen wahrhaft monumentalen Charakter haben, in den Getraide- und Salzmagazinen und Weinhallen. Und was haben die Eisenbahnen in einem Centrum wie Paris nicht für neue Aufgaben im Hallenbau, in Herstellung großer Höfe gestellt? Dann verlohnte es sich wohl die neuen Gefängnisse zu durchwandern, die Paläste sich anzusehen, die man in Kasernen verwandelt, die Lager, die heutzutage mitten in der Stadt mit einer immer kampfgerüsteten Militärmacht drohen, endlich die Ministerialgebäude, in denen die Fäden der ganzen Staatsverwaltung zusammenlaufen und die durchgängig den modernen Ursprung schon durch ihre Lage beurkunden. Und was ist an Hospitälern aller Art, an Verpflegungsanstalten seit einem Heinrich IV., der auch hierin großartig die neue Zeit einleitete, nicht alles entstanden?

Auch die Industrie hatte in Paris durchaus von der monarchischen Allgewalt ihren großen Anstoß erhalten; die Gründung der Gobelinmanufaktur unter Ludwig XIV., der Savonnerie schon unter Maria von Medicis war gleich auf eine großartige Förderung des künstlerischen Betriebes der Weberei berechnet. Ebenso verdankt der königlichen Leitung der Porcellanmanufactur von Sevres das moderne Geschirr an Form und Malerei einen guten Theil des neuern Aufschwunges. Jetzt gilt es nur von Seiten der öffentlichen Gewalt der in Paris unerhört gesteigerten Industrie neue Absatzkanäle zu verschaffen und die jetzige Regierung weiß besser als irgend eine, wie die Steigerung des Luxus,

d. h. des augenblicklichen Verbrauchs in Pracht und Dekoration die Herzen der Industriellen an sie fesselt. Da muß der Industrie Gelegenheit geboten werden sich in ihrem Glanze zu zeigen, die Straßen werden durch glänzende Passagen ersetzt, die Häuserfaçaden in große Schaufenster verwandelt. Jeder Spaziergang auf den Boulevards und den benachbarten Straßen zeigt uns, wie in der That die Darstellung des Privatlebens im Privathause gänzlich geschwunden ist vor jenem Streben das industrielle Produkt möglichst glänzend der ganzen Gesellschaft entgegenzubringen.

Und endlich was ist nicht alles schon aufgeboten diesem souveränen und doch so abhängigen Volke von Paris ein Genußleben zu bereiten! Keiner dieser Genüsse ist aber tiefer mit dem Pariser Leben verwachsen, als das Theater. Vierundzwanzig Theater spielen tagtäglich und immer gefüllt erscheinen sie bei der oft hundertfachen Wiederholung eines Stückes. Auch hier hat die monarchische Gewalt besonders durch Richelieu den gewaltigsten Anstoß gegeben, aber dieses traf zusammen mit einem der mächtigsten Richtungen französischen Wesens, dem Sinn für Repräsentation. Das Theater ist Genuß, ist aber für Tausende der einzige Kanal, durch den eine gewisse Summe von Bildung an Wissen und Gefühlen auf sie einströmt. Um so mehr muß es den Fremden verwundern, daß kein einziges dieser Theater in seiner äußern und innern Erscheinung monumentalen Charakter trägt. Großes Geschick der Anlage und vor allem Sparsamkeit des Raumes, aber keine würdige, auf lange Dauer berechnete Darstellung eines so großen nationalen Bedürfnisses ist uns ein Beweis, daß eben dieser Genuß an Stetigkeit der dargebotenen Form, an ethischem Gehalte sich weitaus nicht vergleichen läßt mit dem altgriechischen Theater, zum Glück an wahnsinniger Verschwendung der Mittel auch nicht mit den Spielen der Kaiserzeit. Eine gewisse Sparsamkeit, ja Knappheit auch im vollsten Genußleben ist mir als eine sehr bezeichnende Seite des Pariser Lebens entgegen getreten.

Nirgendswo ist das moderne Paris als Gesammtheit in seiner monumentalen und zugleich vom flüssigen Leben der Gegenwart durchdrungenen Erscheinung so ausgeprägt, als auf dem Raume zwischen Tuilerieen und Arc de l'Etoile. Ludwig XIV., Ludwig XV., die

Republik, Napoleon, Louis Philipp, sie alle haben dazu beigetragen hier eine seltene Vereinigung zu schaffen von Bauwerken und Vegetation, von Denkmalen des Sieges und der politischen Thätigkeit, von Anlagen für die Schaulust und die Genußsucht der großen Welt, sowie für das unbefangene Spiel munterer Kinder. Es war in einer Vormittagstunde eines der frühern Septembertage, als ich auf meinem ersten Pariser Ausgang, allein in den vorderen Tuilerieengarten trat, dessen Goldfischteiche, dessen Orangerieen und regelmäßige Blumenbeete, dessen weißglänzende Marmorstatuen nur von vereinzelten Besuchern belebt waren. Man freut sich schon hier eine Anlage zu finden, die im Stile und der Ausdehnung trefflich zu den langgestreckten Tuilerieen paßt: so das Geöffnete, Regelmäßige, diese Verbindung von Sculptur und in strenger Zucht gehaltener Vegetation, die Terrassen zur Seite, die Wand dichtbewachsener, mächtiger Bäume dem Schlosse gegenüber. Unter den Statuen begrüßt man neben vielen anspruchsvollen Arbeiten moderner Künstler, aber durchgehend antiker Stoffe viel gute Bekannte aus dem Louvre nach einer in Paris sehr löblichen Sitte Marmor- und Bronzecopieen von Antiken zu liefern. Da öffnet sich die mittlere, große Allee und mit ihr erweitert sich unwillkürlich das Auge, um die großen einfachen Massen, die perspectivisch vor uns aufsteigen, zu bewältigen. Zuerst die runden, weichen Formen der Ulmen, Linden und Kastanien zu beiden Seiten der gewaltigen Öffnung, dann in der Mitte der Obelisk und davor der ihn in Wasserschaum hüllende Springbrunnen, der immer weiter zur Höhe sich emporziehende Wald, dann Häuser und oben das Ganze schließend der Bogen der Sternbarriere. Vor diesen Verhältnissen schwindet der Garten, in dem wir stehen und die Höhe der Tuilerieen in unserem Rücken ganz und gar.

Nur einzelne Gruppen spielender Kinder mit ihren Bonnen waren beim Verfolgen der Allee sichtbar, zahlreicher versammelt an ihrem Ende bei dem achteckigen großen Bassin und seinen Springbrunnen. Alles ist hier noch im Stile der ursprünglichen Anlage erhalten, der Geist eines Lenotre, eines Coustou, Coysevox spricht zu uns aus den geschweiften Auffahrten, aus den kolossalen Flußgöttern, aus manchem kolossalen im Waldesgrün versteckten Faun und Faunin. Aber aller-

dings an diese Kinderumgebung, an diesen bürgerlichen Anstrich der Besucher war von den Begründern schwerlich gedacht worden. Folgen wir einer jener Auffahrten, um von der Höhe der hier erhaltenen Bastei auf einmal einen der großartigsten Stadtprospekte zu gewinnen, in dem die ganze Mannigfaltigkeit und Eleganz der neuesten Zeiten mit der Regelmäßigkeit des vorhergehenden Jahrhunderts sich verbunden hat.

In der Mitte des Platzes der Obelisk von Luksor, so scharf gemeißelt, wie von gestern, auf einem hohen Postament, von einheimischem Granit, das die Zeitangabe der Errichtung unter Louis Philipp im J. 1836 trägt und zugleich die Abbildung der Maschinen, mit denen der Obelisk fortbewegt und aufgerichtet worden ist. Ich muß gestehen, eine nüchterne und kleinliche Art den Sieg heutiger Mechanik über Massen, die frühere Völker aufgerichtet, immer von Neuem der Jetztzeit ins Gedächtniß zurückzurufen, während es doch der kriegerische Geist einer wunderbar aus der innern Revolution im Kampf nach Außen sich aufraffenden Nation und ihres jugendlichen Feldherrn war, an den mit Recht bei einem solchen, später friedlich erworbenen Denkzeichen aus dem Lande der Pyramiden erinnert werden konnte. Unwillkürlich wird der Beschauer daran denken und sich freuen, daß hier die Statue Ludwigs XV. nicht von Neuem errichtet ist, für die einst seit 1754 der ganze Platz aus einem von Gräben umschlossenen Steinmagazin vom Architekten Gabriel geschaffen ward, allerdings noch durchaus nicht mit den weithin reichenden, so wohlberechneten Verhältnissen. Und jetzt konnte abgesehen von allen geschichtlichen Erinnerungen auch nur eine sehr einfache mathematische Form, in einer bedeutenden Masse ausgeführt, als beruhigender Mittelpunkt dienen für den Reflex großartiger und mannigfaltiger Bilder, die den Beschauer hier rings umgeben.

Wie spielt zu den Seiten des Obelisken immer frisch aus und in die gewaltigen Schalen die Wasserwelle! Hier oben dringt sie empor in mannigfachem Strahl und fällt dann in großen Absätzen sich erweiternd nieder, aber dagegen eröffnen die aus dem untersten Becken auftauchenden kecken Tritonen ein heftiges Kreuzfeuer und schicken ihre starken Strahlen in das obere Becken zurück. Und wie kühl sitzen am

mittleren Stamm, umgeben von dem Wassermantel Nymphen. Die grünliche Bronze paßt trefflich zu dem feuchten Charakter des ganzen Aufbaus. Und sehen wir weiter uns um auf dem mit breiten Asphalttrottoirs zum Theil bedeckten Platz, da bilden acht kolossale Stadtgöttinnen auf Postamenten die Ecken desselben und ein Kranz mit Schiffschnäbeln geschmückter Candelaberstämme verbindet sie. Es giebt nichts Überraschenderes, als beim Dunkelwerden aus den schattigen Seitenwegen der Elysées in diesen Lichterglanz zu treten. Und nun weiter die für diesen Platz berechnete Architektur der zwei Gebäude des Garde meuble, eigentlich die durchgeschnittene Säulenhalle des Louvre von Perrault, deren Parterre mit seinem Bogengang den ersten Zufluchtsort für die bei drohender Regenwolke aus den Elyseischen Feldern sich entladende Menschenflut darbietet, um sie dann in die langen Colonnaden der Rue Rivoli weiterzuleiten. Den Hintergrund nach Norden bilden die Säulen der Madeleinekirche am Ende der Königstraße. Und gerade gegenüber jenseit der breiten Seinebrücke, die Ludwig XVI. erbaut, steigt die hohe Treppe und die korinthische Säulenvorhalle des Palais Bourbon auf. Dahinter hervorragend der Dom der Invaliden und tritt man der Seine etwas näher, der Blick auf ihre Brücken und die an Palais Bourbon sich anschließende Palastreihe. Endlich nach Ost und West das Grün der Baummassen in ihren immerhin mehr architektonischen Abtheilungen.

Unmittelbar trat mir hier das Römerthum, das in den Franzosen heutiges Tages noch so unverkennbar fort und wieder aufgelebt ist, mit Fleisch und Blut entgegen: nicht das der noch in den Gränzen Italiens kämpfenden Republik mit ihren strengen, sittlich praktischen Anlagen und Ansichten, sondern das Römerthum, das bereits den Hellenismus mit aller seiner Bildung und Kunst, seiner Genußwelt in sich aufgenommen und ihn nur dem herrschenden Gedanken des Ruhmes und des Namens des Weltvolks untergeordnet hat, das in starken Convulsionen schwankt zwischen Pöbelherrschaft und Despotie, aber diese letztere nur noch verträgt. Antike Formen überall, dem Ministerium wie der Deputirtenkammer, der Kirche, wie dem Privathôtel angepaßt, prachtvolle Straßen mit allem Raffinement der Fürsorge gegen die Witterung, dem Volke in den weiten Baumanlagen zwischen Hallen

die mannigfaltigsten Genüsse dargeboten, dazwischen die Denksteine der Siegeszüge aus Ägypten und Germanien. Und wie bald stürzt eine neue Volksbewegung jene Marmorstatuen um, wälzt sich fort über die Prachttreppen, befleckt mit dem Blute der Edelsten den mosaicirten Boden, macht jene Candelaber zu Galgen! Hier an der Stelle des Obelisken, wo wenig Monate vorher noch Ludwig XV. als römischer Imperator stolz zu Roß gesessen, stand die Guillotine für Ludwig XVI.

Und gehen wir hinüber in den Palais Bourbon, in seinen weiten Hof, der eben erst von der Bretterbude der constituirenden Versammlung von 1848 befreit ist, da steht davor ein leeres, großes Postament, bestimmt für eine Statue des Herzogs von Orléans, in den Tagen der Revolution besetzt mit irgend einer Gypsfigur der Republik und wer weiß, welch' andere Gestalt nun erwartend? Lassen wir uns durch die mit Statuen und Bildern trefflich geschmückten Lese-, Versammlungs-, Conseilzimmer in das Halbrund der Deputirtenkammer der Julidynastie führen, wie rasch sind da Statuen entfernt, durch andere ersetzt worden, ein grüner Teppich verdeckt die leeren Stellen des großen Bildes der Beschwörung der Charte durch Ludwig Philipp. Wahrlich die Künstler müssen rasch arbeiten lernen den Bedürfnissen jeder neuen Regierung zu genügen. Man wird es wohl bald auch den Römern ablernen nur die Köpfe und mit ihnen die Namen der Statuen zu ändern. Es ist unverkennbar, daß mehr und mehr der Sinn für die einzelne, mit Pietät und Liebe gehegte Persönlichkeit, dem ja die bildende Kunst einen dauernden und neu anregenden Ausdruck zu geben vermag, wenn irgend noch eine Spur davon in der Pariser Bevölkerung lebte, dadurch nur ertödtet wird, während dagegen der allgemeine Gedanke, das mächtige Phantom des Nationalruhms durch die Totalität jener Anlagen stärker und allseitiger ausgebildet wird. In gewaltigen Massen verkörpert bildet diese Gloire den Hintergrund zu dem ganzen reichen Genußleben, das die Elyseischen Gefilde in ihren Wagenreihen, ihren eleganten Promenaden, ihren Cafés chantants, Cirques, Panoramas bis herab zu Drehorgeln bietet und zunächst nur den Einzelnen als solchen befriedigen will. Ich meine den Arc de l'Etoile, den letzten Zielpunkt aller dieser Anlagen.

Unwillkürlich wird man an eine großartige Theaterdekoration er-

innert, wenn man bis zu ihm seinen Weg ausdehnt. Wie bescheiden werden zuletzt nach dem Sternplatz die jungen Baumalleen der Straßen, wie klein und provisorisch die Häuser daneben, wie wenig besucht der ganze Weg! So steht man endlich vor dem Zielpunkt, der 150 F. hohen Masse: Platz genug ist zu beiden Seiten den Bogen zu umgehen und zu umfahren im weiten Kreise, er selbst will auch nicht Aus- und Eingang bieten, sondern nur beschaut sein und weithin wirken. Er hat vom Prachtthor nur die Form, nichts von reeller Bestimmung, wie sie das Brandenburger Thor z. B. erfüllt. Und allerdings welche Fülle plastischer Darstellung ist uns dargeboten, da über den architektonischen Eindruck wir bald hinaus kommen, der in der Nähe zergliedert nicht sich gleich stellen kann den Verhältnissen der römischen Triumphbogen! Der mit Personen dichtgedrängte Fries, die oberen Reliefs mit den Hauptschlachten, die Gestalten in den Ecken des Bogeneinschlusses, endlich die kolossalen Rundbildergruppen, die an die Stelle römischer Trophäenordnung getreten sind; dazu im Innern die langen Verzeichnisse von Schlachten und Namen. Höchst bezeichnend für den französischen in der Plastik sich aussprechenden Charakter sind diese letzten Gestaltungen. Der Stadt zugekehrt ist das zum Kampf aufrufende Vaterland, der Auszug und die Bekränzung des siegreichen Helden der Nation, der Avenue von Neuilly zu die Vertheidigung Frankreichs und seine Beruhigung im Frieden dargestellt. Jenes sind die älteren, dieses die jüngeren, erst unter der Julidynastie vollendeten Werke. Ohne Manier ist keines, aber mit welcher ganz andern Energie, mit welcher Freudigkeit der Leidenschaft sind jene gebildet, wie kalt und gleichsam verdeckend das der Gloire unangenehme Thema diese! Die brüllend geflügelte, gewappnete Kriegsfurie stürmt fort die Arme gehoben und vor ihr die das Schwert fassenden, in die Trompete stoßenden Krieger, fortgerissen von der über ihnen so sichtbar herrschenden Gewalt des Kampfes. Die Krönung des zurückkehrenden Napoleon von der Fama und die Historia dabei, aufzeichnend die Thaten ist wesentlich nach antiken Vorbildern gefertigt. In den Gruppen der Rückseite, die eine höchst gezwungene Mäßigung und Beruhigung offenbaren, bildet ein vorschreitender Krieger mit dem sich bäumenden Roß und ein den Stier bändigender Bauer zwei sich entsprechende Mit-

telpunkte. Das Studium der Rossebändiger und des Farnesischen Stieres ist dabei unverkennbar.

So stehen wir hier am Ziele unserer Wanderung und horchen diesem verlockenden, für uns Deutsche verhängnißvollen Zuruf an das heutige Frankreich, noch einmal unter dem Klange des napoleonischen Namens die Gloire draußen jenseit der Landesgränzen auf Schlachtfeldern und in der Herrschaft über andere zu suchen, aber wir haben auch den großen Reichthum des alten, in sich einst gegliederten Frankreichs und seine Culturaufgaben kennen gelernt und wissen, daß seit Jahrzehnten von den erleuchtetsten Männern der Nation und durch mächtige Kreise eine Rückkehr zu jenen Grundlagen, eine Einkehr in sich selbst und in ihre Vergangenheit wieder erstrebt wird und daß ein kluges, staatswirthschaftliches System Frankreich große, nur friedliche Aufgaben der Landescultur, des freiern Handels, der Volksbildung stellen kann, in denen es so vieles von seinen Nachbarn bereits Erreichte nachzuholen hat.

Zwölftes Kapitel.

Antwerpen.

Ankunft. Befestigungen. Straßenleben. Die Schelde. Die kleinen Häfen. Die Bassins. Der Handel von Jetzt und Einst. Das Hansahaus. Das hessische Haus. Hof von Liere. Die Börse. Überblick über die Stadt und ihr geschichtliches Wachsthum. Denkmale des städtischen Wesens. Rathhaus. Innungshäuser. Wasserhaus. Jetzige Stadtverwaltung. Die Kirchen und die kirchliche Kunst. Architektonischer Charakter. Dom. St. Jakob. Bilder von Rubens. St. Andreas, St. Paul und die Plastik. St. Antoine. Markgrafenkapelle. Protestantische Kirche. Sammlungen. Das Museum. Allgemeine Ausstellung. Die Kunstschule. Privatsammlungen: des Herrn Wuyts, Gertruyn, Baley, Molly. Die Plantinische Druckerei. Das jetzige literarische Leben. Der zoologische Garten. Privatleben: Flamländer. Das Französische. Die Deutschen.

Belgien ist wie geographisch, so politisch und culturgeschichtlich das wichtigste Mittelglied zwischen Frankreich und Deutschland. Auch der Hauptstrom der nach Frankreich reisenden Deutschen bewegt sich durch dasselbe; aber nur wenige Stunden, höchstens Tage verweilt meist in fieberhafter Unruhe der Fremde, dem in Paris sein Reiseziel gesteckt ist, auf diesem gleichsam neutralen Boden. Ihm bringt die Oberfläche des öffentlichen Lebens das Fremde, Romanische meist so markirt entgegen, daß er schon im Bereiche französischer Nationalität zu sein glaubt und doch sieht er sich bei jedem Abweichen von dem gewöhnlichsten Fremdencurse und selbst auf diesem plötzlich wohl wieder umgeben von ganz germanischen Gestalten, Sitten und Klängen. Und wird er nach längerem Verweilen in Frankreich etwa durch eine Fahrt mit dem Nachtzug aus dem Pariser Leben, wie im Traume, nach Brüssel und in eine belgische Reisegesellschaft versetzt, so wird in greller, fast komischer Weise hinter französischer Sprache und Form das eigenthümlich Flämische ihm entgegenschauen, er wird den Eindruck, daß er selbst mit seinem Heimathsgefühl, mit heimischer Sitte und Gewohnheit diesen Menschen unendlich viel näher stehe, als den Franzosen, unmittelbar empfangen.

Mir persönlich ist aber Belgien und in Belgien Antwerpen auf meiner Reise zu einem wahren Ausruhepunkt und einer zweiten Heimath fast geworden. Ich habe dort zuerst beim Beginn derselben eine Reihe von Tagen verlebt und ebenso kehrte ich am Schlusse dahin in den Kreis lieber Verwandten zurück, um dort ausruhend zugleich in Muße das Leben und die Monumente Einer Stadt wenigstens näher kennen zu lernen. Indem ich Anschauungen mancherlei Art aus den übrigen Städten des Königreichs, die von der kunsthistorischen Forschung schon so trefflich ausgebeutet sind, aber immer noch neuen, fast unerschöpflichen Stoff bieten, für eine reifere Durcharbeitung bei wiederholter Betrachtung verspare, möge es mir verstattet sein, aus meinem Antwerpener Aufenthalt eine Reihe von Eindrücken zu einem kleinen Gesammtbild zu vereinigen, in dem wohl so manche wenig gekannte oder beachtete Züge sich finden mögen. Verdanke ich doch hier gerade dem persönlichen Verkehr und der wahrhaft erfinderischen Gefälligkeit einer Reihe von Freunden die interessantesten Erfahrungen.

Und wenn irgend eine Stadt Belgiens, so bot mir gerade Antwerpen, das gegenwärtige wie das vergangene, ein nordisches Gegenbild zu jenen südfranzösischen Seestädten in seiner merkwürdigen politischen Entwickelung, in der alten Verbindung jener Trias von Lebensinteressen, Handel, Kunst und Kirche.

Die Eisenbahn von Mecheln führt fast durchgängig den Fremden nach Antwerpen. In einem weiten Bogen umkreist man von dem letzten Haltepunkte aus die Stadt. Uns zur Linken liegt der langgestreckte Ort Berchem mit seinen Landhäusern und Baumgruppen, bald führen freundliche Wege an der Eisenbahn hin, eine lange Reihe einstöckiger Häuser, zwar als ein Ganzes für Arme gebaut, aber doch in lauter selbständige Theile durch Hausthüre und Gärtchen vorn getheilt, ziehen sich uns zur Seite. Wir sind auf dem Bahnhof und französisch und deutsch wird man von Kellnern gästesüchtiger Hotels bestürmt. Noch haben wir von der Stadt kaum etwas bemerkt, die uns unmittelbar nahe Häusergruppe mit dem fernen Kirchthurme giebt sich von selbst als eine Vorstadt, eine Anschlußbildung an einen größeren Kern und Mittelpunkt kund, es ist Borgerhout, bewohnt von einem fleißigen Handwerkerstand. Während für Fußgänger ein direkter Pfad quer

durch die freundlichen Gebüschanlagen, die in einem weiten Gürtel um die Stadt sich legen, in der Tiefe über den äußeren und inneren breiten Festungsgraben und durch einen engen Tunnel in die Stadt einführt, giebt uns der im weiteren Bogen sich ziehende Fahrweg einen höchst stattlichen Anblick der Festungswerke. Hoch führt die Brücke über den Wassergraben hin, uns zur Seite erheben sich die glatten Quadermauern einer Hauptbastion und ein großes, hochgewölbtes Thor mit dorischem Façadeaufbau nimmt uns endlich auf, von dem dann strahlenförmig Straßen in das Innere der Stadt abgehen. Noch imposanter als dieses, das Jakobsthor oder die Kipdorppoort, ist das Mechelner Thor angelegt, zu dem man jetzt meist nur als Spaziergänger, heimkehrend aus den Gärten von Berchem, von der Musik des Harmoniegartens oder der Pepinière eingeht. In großen Windungen zieht sich hier die Straße zwischen den Wassergräben hin und an dem Thore selbst sind, vielfach verstümmelt, die Reste reichen Bildwerks zu sehen. War dies doch einst das Kaisers-Thor (auch Georgsthor), durch welches Karl V. 1545 in das auf der Höhe seines Glanzes stehende, soeben mit den neuen Mauern umgürtete Antwerpen seinen Einzug hielt und wo spätere Herren immer begrüßt wurden.

Haben wir nun selbst nicht gerade vor, die Stadt nach der Landseite zu umschreiten, wozu auf dem mit Bäumen bepflanzten, nur sehr wenig besuchten Wall zu einem guten Theil wenigstens beste Gelegenheit gegeben ist; führt uns nicht ein entschieden militärisches Interesse nach Antwerpen, die berühmte, von dem südlichen Ende der Stadt noch durch eine weite Fläche getrennte, tiefliegende Citadelle genau kennen zu lernen, deren ausgedehnte Werke allerdings ein Rundgang von mehr als einer Stunde zur Anschauung bringt: so wird die militärische Bedeutung von Antwerpen dem einmal in seine Thore Eingetretenen gänzlich aus den Augen schwinden. Kasernen, Arsenale, Magazine sind aus dem Bereiche der eigentlichen Stadt gerückt und absichtlich ist jede militärische Manifestation vermieden. Man sieht auf der Straße höchst selten eine Uniform, sowie der Offizier, wenn er überhaupt in gesellige Kreise eingeführt ist, hier gewiß in Civilkleidung erscheint. Wie sehr dies gerade zu einer freiern, unbefangeneren Äußerung des rein bürgerlichen Lebens beiträgt, liegt auf

der Hand und man wird dies doppelt angenehm nach den imposanten Aufstellungen von Truppenmassen in französischen Städten oder der leeren, kleinlichen Soldatenspielerei deutscher Hauptstädtchen empfinden. Ob freilich für die Sicherheit des ganzen belgischen Staates diese geringe sociale Beachtung der Militärmacht gute Früchte tragen wird, ist fast zu bezweifeln.

Gleich bei dem Eingange in die Stadt selbst tritt uns vor den kleinen, dem Walle zunächst liegenden Häusern belgischer Fleiß und Kunstgeschicklichkeit entgegen: auf der Straße, auf niedrigen Schemeln arbeiten Frauen und Mädchen am Klöppelkissen fast bei jeder Witterung, eine lustige Knabenschaar lärmt dazu oft ausgelassen unter dem Geklapper ihrer Holzschuhe, dieser durchgängigen Fußbekleidung der niederen Stände. Es ist staunenswerth, welche reichen, geschmackvollen Muster in ächten, brabantischen Spitzen aus den Händen dieser plumpen, nicht eben sehr reinlichen Frauengestalten hervorgehen!

Bald weitet sich die enge, vom Thore aus südwestlich führende Straße, welcher der größte Verkehr vom Bahnhofe aus folgt, zu einer stattlichen Weite aus. Der Meirplatz, diesen Namen trägt sie dann, ist der glänzendste Theil des neuern Antwerpen. Hohe massive Häuser mit Balkonen, stattlichen Thoren, einzelne mit Säulenportalen, hohen Fenstern ziehen sich in langen Reihen hin, unter ihnen kaum sich auszeichnend das Palais des Königs. Während das Parterre von den Comtoiren der größten Kaufleute besetzt ist oder wohl auch einzelne Kaffeehäuser und Läden enthält, machen die oberen Theile einen merkwürdig stillen, fast verödeten Eindruck. Mit Vorhängen sind zwar fast immer die Fenster der Wohnzimmer geschlossen, aber hier sind Rouleaux den größeren Theil des Jahres herabgelassen. Denn noch wohnt der reiche Flamländer meist in den Hof hinein, während seine weiten Gesellschaftszimmer nach der Straße hinaus sich nur in bestimmten Zeiten, so den Carnevalswochen, dauernd öffnen. Und der Sommer entführt sehr viele dauernd aufs Land. Es wird jetzt viel am Meirplatze gebaut und in trefflicher Steinarbeit, nicht in Stuck und höchstens Zink der Renaissancestil ausgeprägt. Mit der Frankfurter Zeile, der der Meirplatz an Form und Ausdehnung, an Stattlichkeit der Gebäude sehr wohl sich vergleichen läßt, theilt er

daher nicht den Glanz sich drängender Läden und einer fortwährend durchströmenden Menschenmenge. Er trägt ein stilleres, solideres Gepräge, wie überhaupt dieser Charakter Antwerpen im Ganzen zufällt. So wird er an Markttagen in einen wahren Gemüsegarten umgewandelt und wer die brabanter Landleute nach Tracht und Sprache kennen lernen will, thut wohl, sich oft um diese Zeit dann einzufinden. Zwischen Zwölf und Eins des Mittags eilt aber der Kaufmann an demselben hin in die kurze, zur Börse führende Seitengasse.

Verfolgen wir zunächst unser Ziel, die Schelde selbst mit ihren Werften, diese Lebensader der Stadt, so können wir am Ende des Meirplatzes eine der rechts oder links sich biegenden Straßen einschlagen. Hier drängt sich Laden an Laden, man sieht, den großen, kaufmännischen Häusern, dem Adel ist das rege Erwerbs- und Geschäftsleben gefolgt. Bald stehen wir auf dem Grünplatz und über ihn hinaus, über seine freundlichen Baumgänge, über die Bronzestatue von Rubens ragt auf einmal riesig die Kathedrale aus dem Kranze niedriger Häuser, die ihre Langseite umschließen, über sie selbst hoch der stattliche Thurm. Werfen wir im Verlaufe unseres Weges, der uns nun, nahe dem Flusse, an der Gränze des alten Antwerpens mit seinen Giebeldächern vorbeiführt, rückwärts noch einen Blick auf die Domfaçade. Da erst in seiner vollen Gliederung streckt sich der Thurm in die gewaltigen Maße, die wir bis dahin doch mehr als ein historisch Überliefertes, denn als ein wirklich in der Anschauung vom Auge Gemessenes hinnahmen.

Wir sind an der Schelde am Quai Jordaens angelangt und athmen hier frische, freie Luft an dem breiten, aber von der Fluth hochgefüllten Strom. Es ist, als ob wir die See selbst, obgleich sie noch 18 Stunden entfernt ist, dort am Ende jener wellenbewegten, von Schiffen mit schwellenden Segeln belebten, weithin sich biegenden Wasserfläche suchen müßten, als ob von dort drüben, über den niedrigen, grünen Flächen des Waeslandes uns das ferne Brausen ihrer Wogenbrandung herübertönen müßte. In der That, wenn sonst in Antwerpen nach der Landseite, wie häufig, eine drückend stille und beklemmende Luft herrscht, hier an der Schelde wird man immer neu erquickt. Und bringt nicht die Fluth, die zu 12, ja mehr Fuß steigt, eine gewaltige

Luftströmung und Seeausdünstung mit sich? Besonders ist es der Abend, der hier Spaziergänger in Menge herbeilockt, wenn die Sonne dann sich als große, rothe Kugel in das westliche Tiefland senkt, die Häuser von der Tête de Flandre (Vlaemsch Hoofd), diesem wichtigen Brückenkopf Antwerpens, die Bäume dabei als Silhouette davor sich abzeichnen und nun in ewigem Wechsel die beweglichen Wellen in allen Farben spielen, endlich die Farbengluth der letzten Strahlen sich am Ufer selbst an Schiffe und Gebäude, an die hochragende Kathedrale heftet.

Leben ist hier immer auf dem weit gestreckten, erst durch Napoleon zu einem zusammenhängenden Ganzen umgestalteten Quai. Schon im Morgengrauen geht weiter oben das Dampfschiff über die Schelde, die Reisenden auf das jenseitige Ufer, zur Genter Eisenbahn zu bringen. Unmittelbar vor uns am Quai Jordaens liegen die weitergehenden Dampfschiffe, nach Rotterdam, Hull, London. Eben wird eifrig ein Londoner Dampfschiff geladen, das morgen zum Frühmarkt bereits eintreffen soll: hohe Körbe voll Obst sind vom Rhein mit der Eisenbahn eingetroffen, um weiter befördert zu werden. Große Obstpflanzungen bei Bingen und noch weiter hinauf sind von Unternehmern gepachtet, die allein für den Londoner Markt liefern. So gehen Eier, Hühner, Gemüse in Menge aus Belgien selbst über See. Ein merkwürdiger Artikel wird ebenfalls nach England von hier aus geliefert: alte, abgebrauchte Pferde kauft man hier in Menge auf, die dort in London ihre Dienste allerdings wohl in der niedrigsten Sphäre thun müssen. Und wie ist der Blick von dem in den Fluß weit vorgebauten Werf, der Stelle des alten berühmten Krahn, durch die den Strom heraufkommenden, von Remorqueurs gezogenen, oder die Abfahrt abwartenden, aus den Bassins bereits ausgelaufenen großen Seeschiffe beschäftigt, während unmittelbar am Quai nur die Fluß- und Kanalschiffe, die kleineren Küstenschiffe laden. Da verengt sich der Quai selbst zu einer beweglichen Brücke; die Reihe neuer, stattlicher Häuser, Gasthäuser, Kaffees, Läden, für den Verkehr der Capitäne, der Seereisenden ganz eingerichtet, schließt ab und ein wahrhaft malerischer Anblick öffnet sich uns in einen der tief in die Stadt einschneidenden Kanalhäfen (Vliete), deren wir hier drei nach einander zu passiren haben. Da ist alles gefüllt von den kleinen langen Flußschiffen, die Getreide,

Kohlen, Torf bei der trefflichen Kanalisation Belgiens bringen; die benachbarte Fischhalle nimmt unmittelbar den Ertrag des Fischfangs auf. Über einander bauen sich in großer Enge die alterthümlichen Giebel, die geschwärzten Holzarchitekturen des alten Antwerpens und darüber erhebt sich das hohe Dach und der Thurm von St. Paul. Wir haben den letzten dieser Bliete, den der Bräuer überschritten und gelangen nun erst in den wahren Bereich des jetzigen Antwerpener Seehandels.

Die ganzen Raumverhältnisse werden hier anders; weite Ausladeplätze, vor denen die regelmäßig gebauten Häuserreihen von Backsteinen fast verschwinden, in unserer Nähe ein wahrer Mastenwald rings vom Land umschlossen, dann einsam in die Mitte gestellt die schweren Massen des Hansahauses und wieder ein noch größerer, dichtgedrängter Mastenwald, endlich die drei langen, rein und schmuck aussehenden Flügel der Entrepôts. Ein Raum von fast 2000 Fuß Länge, 550 Fuß Breite ist hier zu umschreiten, wenn wir nur erst einen Totaleindruck gewinnen wollen. Ein öfterer Besuch kann uns allein von dem eigentlichen Handelsleben einen Begriff geben. Von der Schelde aus führt ein breiter Zugang zu der gewaltigen ersten Schleuse, die zugleich auch militärisch gesichert ist. Durch sie allein gelangen Schiffe und zwar Schiffe ersten Ranges bequem in das vordere kleinere Becken, eine zweite Schleuse dann neben dem Hansahaus vermittelt den Zugang zum zweiten. Mag draußen der Sturm die ankernden Schiffe hin und her werfen, mag Ebbe und Fluth bald den Uferrand am Quai entblößen, bald ihn übersteigen, hier ist das Schiff geborgen; unmittelbar vom Bord oder auf Bretterstraßen wird aus- und eingeladen, an dem hinteren Theile des großen Bassins ist der Quai für das Umlegen und Kalfatern der Schiffe eingerichtet; in größter Stille und Ordnung rückt das Schiff nach den Anordnungen der Hafenpolizei an seinen Platz. In der That kann wohl kein bloßer Handelshafen des europäischen Festlandes sich einer solchen großartigen Anlage rühmen. Auch hier war es der Scharfblick Napoleon's, dem man wie überall, soweit sein herrschender Arm gereicht hat, auch dauernde, nationalökonomische Gründungen verdankt. Er hatte bekanntlich Antwerpen, das damals ganz gesunkene und verarmte, zum ersten westlichen Kriegshafen des französischen Reiches, England gegenüber, be-

stimmt und ließ seit 1804 von den spanischen Gefangenen die großen Bassins graben. Die holländische Regierung, sowie die jetzige, hat dann für die Umgebung der zu dem Handelshafen benutzten Bassins viel gethan. Wahre Paläste, nur aus Stein und Eisen gebaut sind jene Entrepôts; nur die Schmalseiten sind dem Bassin zugewandt, in ungeheurer Länge ziehen ihre Langseiten sich an zwei Häfen hin, um dann durch einen Querflügel hinten verbunden zu werden. Gewölbe reiht sich an Gewölbe, Etage an Etage. Nie wird ein Licht darin angezündet. Eine Zweigbahn führt vom Bahnhof die Wagen unmittelbar in diese Räume, in verschiedene Gleise sich spaltend, sie setzt sich dann fort um die ganze Tiefe der Bassins, so daß von dem Schiffe unmittelbar in Eisenbahnwagen verladen werden kann.

Sehen wir uns etwas auf den Schiffen und unter den am Ufer aufgehäuften, aus- und eingeladenen Waaren um. Ein irgend der See Kundiger unterscheidet leicht schon dem Bau nach die Nationalität der verschiedenen Schiffe. Und in der That sind hier die verschiedensten Nationen immer vertreten. Unter ihnen nehmen die Engländer an Zahl der Schiffe weit aus die erste Stelle ein (im Jahr 1852 an Zahl 517 von 1645 Schiffen), dann kommen die norddeutschen Staaten von der Flagge von Kniphausen bis zu den Schiffen Ostpreußens (zusammen 245). Nordamerikaner (70) und die Republik Argentina, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener (Sardinien, Toskana, der römische Staat, Neapolitaner), Östreicher, Wallachen, Russen, Griechen, Schweden und Dänen sind mehr oder weniger zahlreich zu finden. Da stapeln am Bassin die Bretter, Faßdauben, das Bauholz von Norwegen, die dunkeln, schweren Blöcke des Campecheholzes, des Mahagoni und der amerikanischen Cederholzbäume; wieder dort die Fässer voll Gyps aus Bayonne, andere voll Colophonium; jene Säcke enthalten Reis, diese Kaffé, in großen Fässern wird hier der Tabak, in Kisten dort der Zucker, die Baumwolle, die Wolle in Ballen ausgeladen. Eben werden von den Zollbeamten eine Reihe Kisten geöffnet, sie enthalten nichts als Gummischuhe. Und sehen wir uns nur jenes große Steinmagazin gleich nahe der Schleuse etwas an, an dem wir zuerst gleichgültig vorübergingen: es sind alles treffliche Marmorblöcke aus Carrara. In der That begreift man erst die Bedeutung

dieses Marmorhandels, wenn man die Marmorfülle der belgischen Städte in Grabdenkmalen, Altarschränken, Säulen, Fußböden gesehen hat, wenn man in jedem anständigen Hause die Kaminbekleidung von Marmor, die Vorplätze im Parterre mit weiß und schwarzen Marmortafeln geplattet findet. Zwar liefert das obere Maasthal dazu auch einheimisches Material, aber die Hauptmasse ist zur See importirt.

Noch haben wir die wichtigsten Stapelartikel, die Antwerpen eine hervorragende Stellung unter den Seehäfen des Festlandes geben, nicht erwähnt: es sind dies erstens die Rohhäute von Südamerika, aus den Pampas der Laplatastaaten, auf deren Import die Lederindustrie von Rheinpreußen hauptsächlich jetzt angewiesen ist. Hoch aufgethürmt liegen diese steifen, übelriechenden Haufen, um sofort in Eisenbahnwagen verpackt zu werden. Ihre Zahl betrug im Jahr 1852 über eine halbe Million (504,028). Dann aber hat der Getreidehandel aus der unerschöpflichen Kornkammer des westlichen Europa's, aus Rußland in Antwerpen seinen Hauptmittelpunkt. Als ich zuerst in Antwerpen verweilte, war in diesem Geschäfte, wenigstens äußerlich sichtbar, noch ziemliche Stille, aber im November nahm der Getreidehandel im Hafenleben und an der Börse einen wichtigen Platz ein. Fast täglich trafen Schiffe aus Odessa, sowie Burdiantsk und Taganrog, diesen aufblühenden Häfen des Asowschen Meeres, ein, mit anderen wurden Verträge abgeschlossen, um für das nächste Frühjahr Ladungen zu bringen. Ein Schiff war nach wenigstens dreimonatlicher Fahrt glücklich allen Stürmen des Mittelmeeres und des Kanals entgangen, da strandet es bei einem Herbststurm beim Einlaufen in Vlissingen. Zehn Lootsen fahren ihm entgegen, sie und die ganze Mannschaft bis auf den Capitän gehen unter. Neun Frauen der Lootsen mit 26 Kindern verlieren auf einmal ihre Erhalter. So gewaltig greift eine höhere Macht in die, wie es oft scheint, ganz gesicherten Unternehmungen ein und an den kaufmännischen Calcul heftet sich Glück und Unglück der Familien. Da wird uns gemeldet, daß ein anderes Schiff, dessen Waare als schwimmende bereits verkauft ist, angelangt, das Getreide aber bedenklich erhitzt sei. Und in der That ist es da unten in dem weiten Schiffsraume kaum auszuhalten vor der dunstigen Hitze, in aller Eile wird der rauchende Waizen in kleinere Kähne geladen. Noch

wenig Tage auf der See und das Schiff wäre wahrscheinlich in Brand gerathen. Nehmen wir dort noch Abschied von dem Meklenburger Capitän, der uns gestern als feingekleideter Herr im Hause begegnet ist; er ist jetzt bereits am Bord und kaum wieder zu erkennen, volle Thätigkeit herrscht, um das Schiff in wenig Stunden aus dem Bassin ausfahren zu lassen. Es soll nach England und Kohlen holen, die in Neapel oder Sicilien ihre Bestimmung finden; dort wird es Südfrüchte aufnehmen für Constantinopel oder Odessa und dann endlich seine Hauptfracht, das Getreide erhalten. Der rasche briefliche und Telegraphenverkehr läßt jetzt von einem Punkte aus die Constellation der verschiedensten Märkte überschauen und so den Ladungen noch das Ziel ihrer Fahrt im letzten Augenblicke erst anweisen. Gerade der mehrjährige ungünstige Ausfall der Ernten im Verlaufe der letzten zehn Jahre hat das stehende Bedürfniß fremder Getreideeinfuhr für gewisse Gegenden erst zur vollen Klarheit gebracht. Frankreich, Belgien und vor allem das westliche Deutschland haben über Antwerpen ungeheure Massen bezogen, handelt es sich doch auch nicht allein um das Bedürfniß überhaupt, sondern um das große Bedürfniß bestimmter Getreidearten, von Roggen oder Weizen, bestimmter Qualitäten derselben, so daß Belgien z. B. auch als Getreide exportirend in feineren Weizengattungen erscheint. Im Jahre 1847 war der Import von Weizen auf 1453 Millionen Hektoliter (1 Hektoliter = 150 Pfund), von Roggen auf 1057 Millionen gestiegen, im Jahr 1852 hatte jener wieder die Höhe von 829, dieser von 264 Millionen erreicht. Und nun nehmen andere Feldfrüchte neben dem Getreide einen wichtigen Platz ein: so bildet die Leinsaat einen sehr wichtigen Handelsartikel, den vor allem Riga Belgien zusendet. So wurden im Jahr 1852 allein 365 Millionen Hektoliter eingeführt. Es ist begreiflich, daß dabei zu Zeiten ungeheure Summen verdient werden, zu andern das feine Züngelein der Wage zwischen Verlust und Gewinn je nach einer scheinbar geringfügigen Summe im Unterschied der Fracht schwankt. Männer, die vor ein Paar Jahren eine halbe Million gewonnen, sind bald darauf durch eine zu spät gemachte Spekulation verloren. Jedoch von all diesem Schwanken des Vermögens erfahren wir am Hafen nichts, da müssen wir uns Mittags in der Börse einfinden.

Fragt man nun, was exportirt Antwerpen gegenüber all dieser Einfuhr, so können wir mancherlei nennen: Eisenwaaren, Glas, raffinirten Zucker, der roh hierher gebracht, von hier aber raffinirt sehr viel nach Italien geht, vor allem aber nach Amerika — Menschen. Die Auswanderung über Antwerpen ist in dem letzten Jahrzehnt um das Fünffache gestiegen: 1843 gingen 2983 Auswanderer auf 31 Schiffen ab, 1852 dagegen 14,428 in 62 Schiffen. Jener schmale Spanier dort hat auch für solche Menschenfracht sich angekündigt, ein Sklavenschiff wird nicht die Menschen enger verpacken als er. Ganz anders einladend erscheint der große nordamerikanische Dreimaster, genannt Maria Carolina Clark aus New-Orleans. Wie ist sein Äußeres glänzend ausgestattet, an der Kajütenseite mit dem kolossalen, geschickt geschnitzten weiblichen Bildniß! Wir besteigen es und werden freundlich herumgeführt in die erste Kajüte mit Cabins für 10 Personen, die auf das eleganteste eingerichtet ist, durchaus mit Mahagonimeubeln ausgestattet, dann in die zweite, unmittelbar darunter befindliche Kajüte, die ebenfalls noch eine Art Kammern in dem Hauptraume enthält und trotz ihrer Einfachheit doch das uns nöthig Erscheinende menschlicher Existenz bietet. Eine Leiter führt hinab in das weit sich ausdehnende Zwischendeck, das für 400 Personen eingerichtet ist. Der eine große Mittelraum ist noch immer ziemlich hoch und eine Anzahl Luken geben Licht und Luft; aber wie muß der Zustand werden, sobald bei irgend unruhigem Wetter die Auswanderer auch am Tage hinunter gewiesen werden und alle Luken sich dabei schließen, wobei Licht nie gebrannt werden darf? Zu beiden Seiten sind nach vorn offene Breterverschläge, in deren jeder eine ganze Gruppe, fünf, sechs und mehr, Platz finden müssen. Von irgend einem Meubel, Tisch, Stuhl, Bettlager ist keine Rede. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich das Bild einer auf Wochen zusammengedrängten, zum großen Theil seekranken Menschenmenge in ihren körperlichen und sittlichen Folgen näher auszumalen, die ja durch keinen gemeinsamen höhern Gedanken zusammengehalten werden und es schon schwer lernen wollen, dem Herrscherbefehl des Capitäns zu gehorchen. Ich stieg noch tiefer hinab in den untersten Schiffsraum, wo bereits einer Arche Noah ähnlich vierfüßige Thiere und Geflügel zwischen den eben hereingewundenen

Ballen herumspazierten. Auf dem Verdeck befindet sich eine große Küche mit verschiedenen Zugängen, in die dann eine jede Auswandererfamilie ihre Kocherei unterzubringen hat. In der That ist eine solche Existenz ein harter Prüfstein für den Amerikadrang jedes nur etwas gebildeten, sittlich nicht ganz rohen Menschen. Und doch jubelt meist noch die Masse der Auswanderer beim letzten Abstoßen vom Lande!

Für die Bedürfnisse der Auswanderer, sowie der Matrosen hat sich nun längs der Bassins eine Reihe von Wirthschaften und Kaufläden angesiedelt, die alle Waaren in Qualität und Preis durchaus für diese berechnet haben. Hier ist es nun auch interessant, die Matrosen selbst und Auswanderer näher zu beobachten. Nicht weit davon beginnt die der Schelde parallelgehende Straße im alten Antwerpen, die die Cloake alles in einem Seehafen sich aufhäufenden sittlichen Schmutzes bildet. Ein Gang dadurch am hellen, lichten Tage zeigt uns mehr als hinlänglich, welcher Art tägliche Orgien dort gefeiert werden.

An dem Hafen haben wir in unmittelbarer Berührung mit den Waaren selbst nur die Makler zu suchen: sie sind es, die allein die Güte irgend eines Artikels bestimmen, auf deren einfaches Wort hin der Handel abgeschlossen wird; man kann sagen, sie erscheinen als das personificirte Gewissen gleichsam im Handelsleben. Wenn irgendwo, so tritt einem hier die Macht des Glaubens an die Redlichkeit und Unparteilichkeit der Person als die Grundlage alles Verkehrs entgegen. Die Kaufleute selbst haben wir an der Börse aufzusuchen. Und hier sind es gerade in Antwerpen die Deutschen, die durchaus der Zahl und der Größe der Geschäfte nach in den Vordergrund treten. Köln, Achen, Elberfeld, überhaupt Westphalen, Frankfurt, Hamburg, Danzig, Memel sind meist die Ausgangspunkte gewesen. Die Zahl der Flamländer, die im Großhandel betheiligt sind, ist ihnen gegenüber weniger bedeutend. Die Trennung von Holland hatte zuerst die allerverhängnißvollsten Folgen für das neu erblühende Antwerpen. Die starke, eigene Rhederei, die den Verkehr mit den holländischen Colonieen geführt, zog sich nun zum allergrößten Theil hinüber nach Rotterdam. Aber Antwerpen ist dafür vermöge seiner von Natur so günstigen Seelage und des großartigen Eisenbahnnetzes, das es mit

seinem Hinterland Belgien und dem Rhein verbindet, vermöge der ganzen politischen Stellung Belgiens zu Deutschland, besonders auf dieses, sowie das nordöstliche Frankreich angewiesen. Wie es einst als ein großartiger Handelsplatz an den Gränzmarken des heiligen römischen Reiches deutscher Nation dastand, so ist sein heutiger Aufschwung für uns Deutsche von größtem Interesse.

So die Gegenwart im Hafen und Handel von Antwerpen. Aber mitten hinein ragen noch heute zum Theil kaufmännischen Zwecken dienend stattliche Denkmale einer verschwundenen Zeit und jeder, der überhaupt Sinn für geschichtliche Entwickelung hat und dem diese Zeugnisse bedeutender früherer Kraft und Cultur nicht blos vereinzelte Curiositäten zum Anstaunen sind, sondern Bausteine, um daraus das Bild eines ganzen gesellschaftlichen Lebens sich zusammenzusetzen, wird bei der Wanderung durch das heutige Hafenleben immer wieder zu Parallelen mit einer frühern Periode, mit der Glanzzeit Antwerpens sich gedrängt fühlen.

Wir haben bereits auf das gewaltige Viereck des Hansahauses zwischen den zwei Bassins aufmerksam gemacht, das uns heutzutage öde und verlassen, nothdürftig erhalten erscheint und seine jetzige Bestimmung als Consulat der drei freien Städte, Hamburg, Lübeck und Bremen, durch die Wappen am Hauptthor ankündigt. In Backsteinen ist es als Parallelogramm von 250 F. Länge, 200 F. Breite, einfach und massenhaft gebaut. In dem hohen Parterre sind eine Reihe Bogenthüren und dazwischen und darüber quadratische und breitgezogene Fenster für Waarenlager angebracht. Zwei Etagen mit hohen Fenstern erheben sich darüber, doch sind die letzteren modern und häßlich kasernenartig verkleinert. Nach Osten ragt das Hauptportal in gewaltigen Quadern mit dorischer und ionischer Säulenstellung über einander in der Mitte hervor. Einst erhob sich ein hoher Thurm darüber, ebenfalls im Renaissancestil mit Säulenstellung, Giebel und hoher Spitze darauf. Der doppelköpfige Reichsadler schwebte da hoch oben, ebenso wie er als Wetterfahne die Ecken des Daches bekrönte und auf den Thorflügeln selbst prangte. Doppelte Hallen übereinander liefen um den innern Hof; 300 Zimmer waren in den zwei Etagen gebaut und mit ungeheurer Pracht, mit Malerei, Holztäfelung, Stuck

und reichstem Ameublement ausgestattet in einer Weise, daß die Danziger darüber in Briefen den Hanseaten Antwerpens Vorwürfe machten. Es war dies ein Werk, wenigstens der Zeichnung nach, des Antwerpners Herri de Pas aus dem Jahre 1564, welcher dann nach London zur Erbauung der dortigen Börse berufen ward. So spricht es ganz bestimmt Lodovico Guicciardini im Jahre 1566 aus, während gewöhnlich Cornelius Floris als Baumeister genannt wird. Seine Lage war außerdem eine auserwählte: in dem Centrum der 1545 gegründeten Neustadt, zwischen zwei großen Kanälen, deren jeder bequem 100 Schiffe faßte.

Heutzutage macht das stolze Osterlingenhaus freilich im Innern einen traurigen Eindruck. Nothdürftige Verschläge haben jene Hallen ersetzt, seine Waarenlager sind verödet, ganze Theile sind unbewohnt und unbenutzt, nur die Zimmer des Consulats bieten einen wohnlichen Anblick, in ihnen waltet ein trefflicher, liebenswürdiger alter Herr, Consul Rücker. Er erzählte mir, daß vor ein Paar Jahren auf einem der Boden des Hauses noch eine ganze Sammlung musikalischer Instrumente aus dem 16. Jahrhundert gefunden sei, welche bei dem feierlichen jährlichen Umzug der Hanseaten gebraucht wurden. Ich mache Freunde der Geschichte der Musik darauf aufmerksam. Eine genaue Untersuchung dieses gewaltigen Gebäudes würde gewiß mit manchem interessanten Fund uns lohnen, obgleich nach langen Jahren allmäligen Verfalls, aber doch ruhigen Besitzes der Hanseaten, Napoleon es zu einer großen Caserne verwendete und dabei z. B. alle Fenster verändert sind. So hatte auch eine Zeitlang eine evangelisch-lutherische Kirche, welche von Frankfurt aus gestiftet war, im Hansahause bestanden.

Ist hier doch wenigstens dem deutschen Handel und Namen diese so großartige Gründung neu zurückgegeben worden, so führt uns unser Weg in die Stadt zurück an einem steinernen Gebäude vorüber, das jetzt als Kaserne benutzt nur durch seinen Namen „das hessische Haus“ an die einst so blühende hessische Leinwandindustrie und ihre Vertretung im Welthandel erinnert. Wo die Fürsten des Handels, die Fugger einst gewohnt, ist jetzt nur mit Mühe auf der Steinhauersveste zu erfragen und kaum die alten Theile zu erkennen. Dagegen in einer der den Bassins benachbarten, ihnen parallelen Straßen,

der Prinzenstraße, bemerkt ein architektonisch geübter Blick eine Gebäudereihe in fünf großen, durch Giebel mit großen Spitzbogenornamenten ausgezeichneten Abtheilungen auftretend, die aber jetzt nur zum Theil noch zusammengehören und als Militärspital benutzt werden. Im Mittelbau ist sichtlich der Eingang zur Kapelle. Wie überrascht wird man aber beim Eintritt in den großen, nach Außen durch eine Mauer geschlossenen Hof! Ein prachtvoller Umgang mit Gewölben und arabischen Bogen auf zierlichen Säulen ist hier für Holzställe u. dgl. kläglich verunstaltet. Bogen und Säulen entsprechen durchaus denen der Börse und gehören wie sicher derselben Zeit, leicht demselben Baumeister an. Nähere Durchforschung des großen Gartens, wie der Wohnungen selbst würden uns jedenfalls noch reiche Überreste des einstigen Kunstbaus liefern. Das ist der berühmte Hof von Liere, erbaut von dem Ritter Arnoldus von Liere, dem Buitenburgemeister im J. 1520, als Absteigequartier Kaiser Karls V., dann aber seit 1558 von der Stadt an die englische Nation geschenkt, daher das Engelshuis genannt, später von dieser verlassen und seit 1606—1773 der Sitz der Jesuiten.

Suchen wir nicht weiter nach den Wohnungen jener vielgenannten Kaufherren und Faktoren, wie der Welser, nach den hochgerühmten Häusern der Achener, der Portugiesen und Spanier — in des Portugalesers Haus, von dem Dürer so oft redet, werden wir später noch eintreten. Aber die Börse selbst erfüllt noch heutzutage die Bestimmung, für die sie bei dem raschen Aufblühen Antwerpens im Jahre 1531 erbaut war. Noch existirt heute eine ältere Börse in wesentlichen Theilen, die bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts bestand, aber im Jahre 1515 neu umgebaut ward. Ich kenne sie nicht aus eigener Anschauung; der Beschreibung nach wird sie nur von zwei kleinen Galerieen an einem Hofe gebildet, die sich ebenfalls in Kleeblattbogen auf zierlichen Rundpfeilern öffnen, während eine flache Holzdecke sie überdeckt. Ob diese mit der Börse der Engländer zusammenfällt, in welcher zu Guicciardini's Zeit alle Waarengeschäfte an zwei Zeiten des Tages abgemacht wurden, während die neue Börse allein für die Bankiergeschäfte bestimmt ward, ist mir nicht bekannt. Die heutige Börse ist eine ebenso interessante als künstlerisch fein durch-

gebildete Anlage: ganz ähnlich einem antiken Markt und in seiner eben ausgeführten Bedeckung des Mittelraumes einer antiken Börse, einer Basilika, die ja selbst ein concentrirter, bedeckter Markt genannt werden kann. Ein fast quadratischer Raum (51½ Mètres lang, 40 M. breit) ist in eine Häusermasse auf dem Durchschnittspunkt vier enger Straßen gelegt, die durch je zwei Bogen in denselben einführen. Um diesen geplatteten, nach oben offenen Platz führen vier Galerieen herum. Und diese sind durch sehr weitgespannte Gewölbe bedeckt, welche nach Innen auf 38 schlanken Pfeilern ruhen, zwischen denen Kleeblattbogen flach gespannt sind. Wie diese letzteren von Krampen durchaus begleitet werden, so bieten die Pfeiler selbst, aus einem festen, schwarzblauen Stein gebildet, eine immer neue Fülle fein ausgearbeiteter, bald Schlingpflanzen ähnlicher, bald mehr schachbrettförmiger Reliefornamente an dem Säulenbündel des Schaftes. Fuß und Capitell sind einfach eckig gebildet. Auf diesen Pfeilern schoßt aber zwischen den Bogenöffnungen noch eine kleine Fiale ziemlich unvermittelt empor. Über der Halle steigt die Mauerwand gerade in die Höhe, ursprünglich fast ohne alle Fensteröffnung und bildet so einen oberen bedeckten Umgang, der von oben früher sein Licht erhielt und für mancherlei Waaren, besonders aber für neue Bilder als Ausstellungsort (de schilders pand) diente. Man hat später diese Räumlichkeit in Zimmer für das Handelsgericht u. dergl. umgewandelt. Zwei Thürme unsymmetrisch von Außen an zwei entgegengesetzte Seiten der Halle gestellt, der eine rund, der andere achteckig, geben ihr noch ein etwas burgähnliches Ansehen, aber das Ganze macht einen durchaus leichten, an arabische Bogenstellung und Ornamentik erinnernden Eindruck. Das Aufsetzen einer solchen Wandfläche auf leichte Bogen hat im Dogenpalast von Venedig sein Vorbild. Schon bei der Anlage mußten eiserne Stangen zwischen den Bogen angewendet werden. Jetzt hat man nun, wo unsere ganz andere Lebensgewohnheit und körperliche Constitution zur Winterszeit mit dem winterlichen Zug und Schneegestöber in diesen offenen Hallen sich schlecht verträgt, den Mittelraum mit einer nur aus Eisenstäben und Glas gebildeten Kuppel bedeckt.

Das sechzehnte Jahrhundert ist es und zwar seine mittleren Jahrzehnte, in welche alle diese großen kaufmännischen Anlagen fallen:

Hansa und Börse, nur 30 Jahre in ihrem Bau von einander liegend, sind selbst in ihrem Stil gleichsam zwei Janusgesichter, die Mittelalter und moderne Zeit zugleich anschauen. Die welthistorische Bedeutung des Antwerpener Handels gehört derselben Zeit an. Wir haben aus dem Jahre 1520 noch den interessanten einfachen Reisebericht Albrecht Dürers über Antwerpen, der den Eindruck des dortigen Weltlebens auf einen deutschen, zunächst rein künstlerischen Geist uns vor Augen führt. Wir haben zweitens aus dem Jahre 1567 das ausgezeichnete, heutzutage kaum gekannte und noch weniger benutzte Werk Lodovico Guicciardini's: die Beschreibung Belgiens, deren eigentlicher Kern und Mittelpunkt die Beschreibung Antwerpens ist. In diesem Neffen des großen Francesco Guicciardini vereinigte sich klassische Bildung der ersten Art mit jenem nüchternen, durch weite Reisen geschärften Blick für das gesellschaftliche und besonders das kaufmännische Leben, der sich nicht mit allgemeinen Eindrücken begnügt, sondern in bestimmten Zahlen und Maßen und immer Parallelen stellend das Angeschaute fixirt — eine die Florentiner frühzeitig auszeichnende Gabe —, endlich aber warme Liebe, ja Begeisterung für die neue Heimath, die er nach vielfachen Reisen um das Jahr 1560 fest gewonnen und in welcher er 1589 verschieden ist. Er hatte ursprünglich den Plan, nur Antwerpen zu schildern und beruft sich dabei auf die Beihülfe ausgezeichneter und seltener Geister; dies spricht er aus in dem im Oktober 1566 an den Senat von Antwerpen gerichteten Vorwort, aber dann dehnte er das Werk aus auf die ganzen König Philipp unterworfenen Niederlande und diesem ist das 1569 publicirte Werk dedicirt. Doppelt interessant ist es, daß er in einer zweiten 1587, also kurz vor seinem Tode erschienenen Auflage vielfach auf die großen und so verhängnißvollen Ereignisse hinweist, wie auf die Maßregeln Alba's, auf die folgenden Kriege und vor allem auf die für Antwerpen entscheidende Belagerung des Alexander Farnese im J. 1585. Wie Tag und Nacht, so schien ihm bereits der Zustand von 1566 und 1587 verschieden; noch ist mit dem ganzen Leben der frühere, in kaufmännischer Thätigkeit errungene Glanz, noch die geistige, weltmännische Bildung verschmolzen, aber schon ist das Sinken unverkennbar und mahnend und rühmend zugleich stellt Guicciardini das Sonett des Florentiners Pescioni an das

Ende seiner Beschreibung, das Antwerpens Größe und Gefahr in herrlichen Worten nennt. Jener gilt der Eingang:

Godi Anversa et humil' gratie a Dio rendi
Di si preclaro e cosi amplo dono
Onde da quante terre al mondo sono
Ricchezze accogli e lieta in alto ascendi.

(Freu' dich Antwerpen und danke Gott in Demuth
Für so herrliche und so reiche Gabe,
Daß so viel Länder auch die Welt nur habe,
Daher dir Reichthum fließt und hoch du steigst in frohem Muth.)

Aber mahnend fordert der Dichter Antwerpen auf, eifersüchtig zu wachen, daß seine Söhne nicht berauscht von solchem Glück, stolz, ungerecht, unrein, zerstören solch glücklichen Zustand. Tritt dies ein, dann

Breve harai vita (eh lassa!) e diro il fato.

Der kaufmännische Verkehr in Antwerpen ist fast so alt als die Stadt selbst, aber er war zunächst auf große, mit Privilegien ausgestattete Jahrmärkte beschränkt, deren einer der Ostermarkt 14 Tage vor Ostern, der andere aber im August, an dem Tage des h. Remigius und Bavo begann. Schon um diese hatte es mit Mecheln in vielfachem Streit gelegen und mehrmals dorthin von einzelnen ihm ungünstigen Herren seine Rechte übertragen sehen. Endlich seit 1410 wurden jene zwei Zeiten für Antwerpen sicher gestellt. Gleichzeitig wetteiferte Bergopzoom durch seine Märkte mit Antwerpen, aber dieses mußte später sogar die eigentliche Zahlwoche in die mächtige Nachbarin verlegen. Von besonderer Wichtigkeit waren aber daneben zwei Roß- und Ledermärkte, die bedeutendsten in ganz Belgien, zu denen aus Dänemark zur See viel Pferde gebracht wurden.

So bedeutend nun auch der Umsatz dabei war, so günstig dies auf die ganze bürgerliche, gewerbliche Seite der Stadt zurückwirkte, so konnte Antwerpen trotz seiner viel günstigeren Lage mit den nahen flandrischen Städten, die einer ganz andern, viel frühern politischen Entwickelung gefolgt waren und deren Wollenindustrie damals einzig in der Welt war, vor allem mit Brügge sich nicht messen. Brügge besaß das Hauptdepot der Hansa, es besaß den Verkehr mit Italien

und Spanien. Da hat die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien zu allererst dem Hafen von Antwerpen seinen Aufschwung gegeben und bald darauf hat die Vereinigung der Niederlande und Spaniens unter Karl V. das von diesem mit großer Vorliebe als treue, nie revolutionäre Stadt behandelte Antwerpen, dem bereits Maximilian 1488 eben deshalb einen großen Freibrief für den Seehandel ertheilte, ganz einzig in dem damals eben im Umschwung begriffenen Handelssystem hingestellt.

Im Jahr 1503 erschien zuerst ein Bevollmächtigter des portugiesischen Königs, des großen Emmanuel, mit Schiffen ostindischer Ladung in der Schelde, um von hier aus, aus dem zum Reich gehörigen Antwerpen mit den oberdeutschen Kaufleuten zu verkehren. Guicciardini erzählt, welche Aufregung die Nachricht davon hervorgerufen, wie man zuerst ungläubig die also nicht über das Mittelmeer und Venedig gekommenen Waaren betrachtet, wie aber den Portugiesen es gelungen, die ersten deutschen Kaufherren nun zur Sendung von Faktoren zu bewegen. So kam der Herr Antonius Fugger 1505, so kamen die Welser, die Hochstetter dahin; früher als sie hatte Nicolaus Rechtergemius mit den Portugiesen Geschäfte gemacht. Einige spanische Familien waren bereits da, diesen nach folgten 1516 die meisten Spanier aus Brügge. Mit Schmerz sah Brügge auch die Gualterotti, Bonvisi, Spinola's davon ziehen; die italienischen Consulate, besonders das florentiner, nahmen ihren Sitz an der Schelde. Und nun entstand eine förmliche Auswanderung der fremden Kaufleute. Die Engländer waren es besonders, die nach Antwerpen strömten. Auch die Hansa gründete nun neben dem verwaisten Hofe zu Brügge das Haus in Antwerpen. Die Stadt selbst erkannte ihren eigenen Vortheil dabei sehr wohl, indem sie den fremden Kaufleuten möglichst freie Bewegung ließ, das Bürgerwerden sehr leicht machte und endlich große Bauten im Interesse des Handels, wie die Börse, wie die Kaufhallen, wie jenes Haus der Engländer, wie endlich die großen Kanäle der 1543 gegründeten Neustadt bei den jetzigen Bassins unternahm.

Guicciardini nennt 1560 Antwerpen den öffentlichen Hafen ganz Europa's, ja der ganzen Welt, nennt es eine Stadt, die als Stadt unter die ersten Europa's gehöre, als Handelsplatz aber Metropole der

ganzen Erde sei und ihres Gleichen nicht habe. Und in der That konnte es für die damalige Zeit so genannt werden; es vereinigte gleichsam den Handel von London wie von Amsterdam und Rotterdam noch in sich. Es war zugleich Waarenplatz und Geldplatz. Als jener sah es aus den Ostseeländern vor allem das Getraide, Waizen, Roggen, Leinsaat, das russische Pelzwerk, Potasche, Bernstein, Bauholz sich gebracht. Englands damals schon so bedeutende Wollenindustrie hatte in Antwerpen ihren Hauptmarkt für den ganzen Süden. Der jährliche Umsatz daselbst von englischen Tüchern wird auf 6 Millionen Kronen berechnet. Frankreich schickte Salz, Farbekräuter, grobe Tücher, sowie die ganze Menge seiner pariser feinen Waaren. Alles, was aus Ostindien und Brasilien über Portugal, aus dem übrigen Amerika über Spanien kam und in das östliche Europa ging, ward nach Antwerpen gebracht. Sehr bedeutend war der Verkehr mit Italien noch. Allein an Brokatstoffen kamen von da jährlich über 3 Millionen Goldgulden. Der Verkehr mit der Berberei war ebenfalls ein direkter. Aus Deutschland ward Eisen, Kupfer, hessische Leinwand und Rheinwein (40,000 Fässer jährlich, das Faß zu 6 Ohm) gebracht. Von Antwerpen aus ging damals fast der ganze Handel mit getrockneten und gesalzenen Fischen in das Innere, sowie nach Spanien und Italien; man berechnete den Betrag des Umsatzes in Hering auf 1,147,000 Goldgulden; dazu die Versendung von Butter und Käse nach Spanien. Über Antwerpen fand die ganze Wollen-, Seiden- und Leinenindustrie, vor allem die Teppiche der Niederlande ihren Absatz. Dazu kamen endlich die Stahl- und Eisensachen, besonders Gewehre und die Goldarbeiten.

Daneben aber bildete die Stadt den Mittelpunkt des Geldhandels. Wie die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und England ihre eigenen Faktoren dort hielten, durch sie selbst Waarengeschäfte machten, so hatten diese zugleich an der neuen Börse von Antwerpen Gelder für ihre Herren anzuschaffen. Hohe Procente wurden gezahlt, oft Provinzen hier verpfändet und große Summen verdient. Man klagt bereits stark, daß der grundbesitzende Adel von Belgien, der selbst nicht so hohe Zinsen nehmen darf, sein Geld möglichst flüssig mache, aus der Bewirthschaftung des Landes herausziehe und

unter kaufmännischer Firma an der Börse von Antwerpen damit wuchere.

Es ist nicht leicht, den Handelsverkehr zweier, weit von einander getrennter Zeiten zu vergleichen, genügen doch hier Zahlen zunächst durchaus nicht, da es erst gilt, den verschiedenen Geldeswerth auf Ein Maß zu bringen, den Verkehr mit der Zahl der Bevölkerung und ihren Bedürfnissen, sowie mit den Mitteln des Verkehrs in das richtige Verhältniß zu stellen. Aber es kann nach dem Gesagten keine Frage sein, daß so hoch auch die moderne Zeit an Massen der Handelsobjekte und an Mitteln des Transportes über dem 16. Jahrhundert steht und daher demgemäß der heutige Handel an und für sich mit ganz anderem Maßstabe gemessen werden muß, doch die Handelsbewegung Antwerpens von jetzt als Ganzes auch einfach verglichen jener vergangenen durchaus nicht gleichzustellen ist. Allerdings ist in einzelnen Artikeln, in Stapelartikeln der Umsatz ein viel größerer, aber es fehlt jetzt die Mannigfaltigkeit der Objekte, es fehlt das Zusammenströmen der Handeltreibenden auf diesem einen Platz. Die moderne Zeit führt zu einer Gleichberechtigung vieler Punkte nebeneinander und in derselben zur Concentration einzelner Artikel auf bestimmte Punkte; ein Zeichen allgemeiner Culturverbreitung. Nur die eine Stadt, London macht darin eine Ausnahme, sie bietet für die Gegenwart das, was Antwerpen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, als Handelsstadt des Weltreichs von Karl V. darstellte. Ihre Vergleichung würde also das 16. und 19. Jahrhundert im Handelsverkehr richtig zu einander stellen.

Einige Zahlen mögen dies noch näher beweisen. Im Jahr 1568 zählte man in Antwerpen 89,991 Bürger, 14,981 sich ständig aufhaltende Fremde, ungerechnet alle Matrosen, dazu lebten an 50,000 in den an Antwerpen gränzenden Vorstädten, also Borgerhout und Berchem. Mehr als 5000 besuchten täglich zweimal die Börse. In einem Monat, in welchem keine Messe war, kamen 26,200 Fremde in die Stadt. Unter diesen Fremden waren außer den Franzosen besonders 6 Nationen stark vertreten: Deutsche, Dänen und Hanseaten, die man zusammenzählte, Engländer, Portugiesen, Italiener und Spanier, die letzten mit der größten Zahl ganzer Familien. Man sah oft 2500 Schiffe zusammen in der Schelde und den Häfen. 500 gingen

täglich ab und zu; die Zahl der aus Deutschland und Lothringen kommenden Frachtwagen ward wöchentlich auf 2000 gerechnet. Der sprachliche Verkehr war ein sehr mannigfaltiger. Guicciardini rühmt die damalige große Sprachbekanntschaft der Antwerpener. Drei, vier Sprachen zu können war durchaus gewöhnlich, selbst bei den Frauen der Flamländer. In den Volksschulen ward eifrig Französisch gelehrt. Sprachlehrer gab es in größerer Zahl für 6, 7 Sprachen.

Daß dabei materieller Wohlstand des täglichen Lebens sowohl als bei den Festen, daß Eleganz und Kostbarkeit der Kleidung, stattliche Hauseinrichtung demgemäß stieg, ist natürlich. Welche Mengen Weines, spanischen, griechischen, sicilischen, von Madera, vom Rhein dabei aufgingen, erwähnt unser Gewährsmann mehrmals. Und galt es, an einem großen Festzug sich zu zeigen, welcher Wetteifer entfaltete sich da unter den Nationen, wie suchte jeder im Platz, im Costüm, in Triumphbogen, Darstellungen, in Geschenken den Vorzug! Nirgends trat dies glänzender hervor, als beim Einzug Philipps II., als ihm 1549 als Herzog von Brabant gehuldigt ward. Diesem allem gegenüber erscheint allerdings das heutige Leben von Antwerpen bescheiden und sehr bürgerlich und vor allem ist jenes corporative Leben, das unter den Flamländern selbst merkwürdig sich erhalten hat, unter den Fremden nicht zu suchen. Und würde den Deutschen, wie damals, ohne Weiteres der Vortritt vor allen Nationen gegeben werden?

Nichts ist empfindlicher gegen Störungen aller Art, besonders gegen politische Veränderung, als die Blüthe einer Handelsstadt. Nothwendig muß die Weltstellung gewisser Plätze wechseln. So erging es auch Antwerpen, als das Reich Karls V. sich löste, als vor allem der religiöse und politische Kampf in den Niederlanden begann, als dadurch England zum heftigsten Gegner des wesentlich katholisch gebliebenen und Spanien neu unterworfenen Antwerpens ward, als mit England Holland die Lebensader der Stadt, die Scheldemündung abschnitt. Aber all der Glanz und augenblickliche Reichthum, all der Nationenverkehr eines Handelsplatzes wird in einer Stadt nicht dauernde, sittlich und culturgeschichtlich große, in Denkmalen des höhern Geisteslebens sich aussprechende Wirkungen hinterlassen, wenn er nicht in einer tüchtigen, in sich selbst entwickelten und regsamen Stadtbevölke-

rung sein Gegengewicht findet. Und dies war damals im 16. Jahrhundert der Fall und ist es noch heute: ein entwickeltes Bürgerthum, religiöses Leben, Kunstthätigkeit und Kunstsinn und endlich eine, wenn auch mehr nach kaufmännischer oder kirchlicher Seite entwickelte literarische Thätigkeit, begegnet uns in jener Zeit, ist noch heute in erfreulichen Zeichen zu finden. Wie groß steht Antwerpen darin gegenüber z. B. dem stolzen Hamburg da, was hat dieses dem Fremden von künstlerischer Anschauung in der Gegenwart, aber auch von geistigen Größen in seiner Geschichte zu bieten?

Suchen wir die Anschauungen, die uns auf mannigfachen Wanderungen durch die Stadt geworden, nach diesen Hauptgruppen zu ordnen.

Antwerpen ist erst eine mittelalterliche Gründung, angelegt unmittelbar an der merkwürdigen Gränzscheide germanischer und romanisirter Völker, wie sie seit dem 6. Jahrhundert sich festgestellt zwischen Austrasien und Neustrien und seitdem in allen großen politischen Scheidungen zwischen Deutschland und Frankreich sich geltend gemacht hat. Die Schelde bildet aber weit hinauf in ihrem Laufe diese politische, aber nicht Sprachengränze. Es muß als eine wahre Gränzfeste, als ein Bollwerk des deutschen Reiches gegenüber den Angriffen räuberischer Normannen, sowie den weitergreifenden Gelüsten neustrischer, französischer Könige, denen Flandern seit dem 9. Jahrhundert angehörte, betrachtet werden. Und nicht umsonst waren die Antwerpener im 16. Jahrhundert noch stolz darauf, daß auf ihrer Kronenburgspforte Reichskrone und Reichsadler gegenüber dem „Haupt von Flandern“ die Markgrafschaft des deutschen Reiches verkündige. Von römischer Ansiedelung ist hier keine Spur; Brabant und das östliche Flandern ist von ihnen nie berührt, während sie sich in weitem Bogen das Maasthal hinab und auf die Rheininsel, ja bis nach Walchern erstreckten. Der Moorboden an der Schelde, sowie das noch heute wenig bewohnte, selten von Fremden besuchte große, sandige Heideland der Campinen, die ein Paar Stunden von Antwerpen beginnen, scheint von Römern immer vermieden zu sein, während es zu Julians Zeit der feste Besitz der von der Rheininsel herüber sich ausbreitenden Salischen Franken geworden war. Erst im 7. Jahrhundert ward das Christenthum in

diese eifrig heidnischen Gegenden durch einen Amandus, Lambertus, Willebrord gebracht.

Mit der Mitte des 8. aber bildete die untere Schelde den gefährlichsten Zugang in das Herz des späteren Lotharingiens für die Normannischen Raubzüge. Damals mag zuerst ein Strich von höherem Heideland, das nach genauen Bodenuntersuchungen im jetzigen Antwerpen sich bis an die Schelde erstreckte zwischen Moorboden, als Anlandeplatz benutzt sein. Die Ableitung des Namens von Werf = Anlandeort ist unstreitig die richtige. Wir finden im Anfang des 9. Jahrhunderts von Karl d. Gr. erst weiter oben auf der Schelde, an der Mündung der Lys, bei Gent eine Flotille gegen die Normannen zur Sicherung erbaut, aber 60 Jahre später haben diese von der unteren Schelde noch ihre gewaltigen Raubzüge unternommen, sie sind die Dyle hinaufgegangen und erwarten bei Löwen, also gerade an der Gränze des hochliegenden Südbrabant, König Arnulf.

Erst die Ottonenzeit, besonders die Verwaltung Bruno's von Köln am Niederrhein und Lothringen hat Sicherung der Gränzen hier geschaffen und eine stetige Cultivirung des Landes begonnen. Unter Otto II. ist 980 das Stück Flandern Antwerpen gegenüber, das Waesland zwischen dem von Gent zur See bei Bochout gehenden Ottograben als eigene Grafschaft zum Reich geschlagen worden, die freilich seit 1057 die Grafen von Flandern als Lehen dauernd wieder erhielten, und dadurch dem wesentlich von Frankreich aus bestimmten Entwickelungsgang des übrigen Flanderns unterordneten. Es mußte da bereits das Land diesseit der Schelde bestimmt organisirt sein. Die Markgrafschaft von Antwerpen, welche von der Schelde bis zur Maas bei Herzogenbusch sich erstreckte, erscheint seitdem als bestehend, eine Mark offenbar zunächst gegen die Normannen gerichtet, später Frankreich in der Volksansicht wohl entgegengestellt. Die Herzöge von Brabant oder Niederlothringen waren frühzeitig zugleich Markgrafen und als solchen ward ihnen, ward einem Karl V. und Philipp II. noch gehuldigt.

Antwerpen ist nun in dieser Mark an dem großen Knie des Scheldestromes und auf dem trefflichen Anlandeplatz als ummauerte Burg gegründet worden. Noch im 16. Jahrhundert bestand die damals

bereits ziemlich bedeutungslose Würde eines Burggrafen mit einem kleinen Gerichtssprengel und in dem Bürgereid wurde speciell noch geschworen, diesem zum Schutze des Burgus zu folgen. Der älteste Umfang dieser Burg ist noch heute wohl zu verfolgen, er erstreckte sich von dem jetzigen Fischmarkt in einem langgestreckten Bogen bis an den Kanal St. Pierre (Pietersvliet). Der jetzige Walburgisplatz ist erst in diesem Jahrhundert gegen die Schelde geöffnet und die älteste Kirche der Stadt, die burgkerk, der h. Walburgis geweiht, abgerissen worden. Noch jetzt schauen über die modernen Gebäude am Quai die dunkeln Mauern und Thurmreste des sogenannten Inquisitionsgerichtes, nahe dem Walburgisplatz; man kann von der Straße aus zu ihm gelangen. Die Eingangspforte mit darüber heraustretendem, mittelalterlichem Erkerbau, dem Wappen und der Devise Karl's V. läßt uns ein in den kleinen, viereckigen Hof, den jetzt arme Leute bewohnen. An Inquisitionsgericht ist hier zunächst nicht zu denken, sondern es ist das alte Gefängniß (het steen, der Stein, wie in andern flandrischen Städten genannt) neben der Gerichtstätte der Burg, der Vierschare, wo unter freiem Himmel, später wenigstens mit geöffneter Thüre von den Schöffen Recht gesprochen ward. Er war im J. 1520 neu erbaut worden. Noch immer ward damals in der alten Burg die jeden Freitag vor die Vierschare kommenden Gerichtssachen öffentlich ausgerufen. Im zwölften Jahrhundert (1145) ward ein großer Donjon mit besonderer Mauer umgeben (de Croonenburg toren) in der Burg, als rechte Marke und Warte des Reiches erbaut, er ist von Herzog Alba 1567 geschleift worden.

Die erste Erweiterung des engen Stadtbezirkes steht urkundlich unter Herzog Heinrich I. von Brabant im Jahre 1201 fest. Thore, Mauertheile und besonders der umschließende Wassergraben sah Guicciardini noch sehr vollständig; wir können den letztern, obgleich viel überbaut, ein gutes Stück verfolgen und besonders die Anlage dem sich abwendenden Straßenlauf entnehmen. Bis zum Jansvliet (Canal St. Jean) war nun Schelde aufwärts die Mauer gerückt und sie folgte dann der Steinhauerveste bis zum Beginn des Meirplatzes, dem Meirebrug, d. h. einer großen, breiten, mit Wasser gefüllten Vertiefung, läuft doch auch noch heute unter dem Platze ein großer gewölbter Kanal

hin. Von da wendete sich die Stadtgränze in einem steilen Bogen zum Petersvliet. Hier ward erst der Raum der Kathedrale, welche später der rechte Stolz und Mittelpunkt des Antwerpener Bürgerthums ward, in den Stadtbereich gezogen. Sie selbst war kaum 80 Jahre früher als kleine Marienkirche oder Kapelle gegründet.

Ein Jahrhundert später, im J. 1314 sehen wir bereits die Stadt einen großen Theil ihrer jetzigen Gränzen gewinnen. Vom Jansvliet rückt die Gränze weiter zu dem Michaels- oder Kronenburgthor und nimmt so die alte, stattliche Prämonstratenserabtei St. Michael in sich auf, das Absteigequartier der Herzöge von Brabant, die Ruhestätte manch fürstlicher Person, streckt sich dann in gerader Linie zu dem Mechelner- oder Georgsthor, folgt dann im Wesentlichen dem heutigen Mauerzug bis zum rothen Thor und kehrt mit dem Anker- und Brauersvliet zur Schelde zurück. Zwei Dorfanlagen oder Vorstädte, Kipdorp und Klapdorp und die Faconsplein wurden so der Stadt einverleibt. Die äußere Erscheinung war bis auf die nun gegen Ende des Jahres begonnenen großen Kirchenbauten in diesen neuen Theilen vor allem ein sehr ärmliches und ungeregeltes. Am Meirbrug standen zerstreut Holzbaraken; Holzbau, Strohdächer waren das Gewöhnliche, gegen die letzteren werden seit 1391 wiederholte Edikte erlassen.

Der gewaltige Umschwung, den der Handel in Zahl und Vermögen der Bürgerschaft hervorrief, mußte auf die äußere Erscheinung, Ordnung und Solidität des Stadtbaus raschen Einfluß üben. Dazu kam noch ein äußerer Anstoß, der im J. 1542 rasch die Stadt in den jetzigen Gränzen sich abschließen ließ. Ein Heer französischer und clevischer Landsknechte unter Longueville und Martin van Rossem bedrohte in dem zwischen Karl V. und Franz I. über Cleve ausgebrochenen Kriege die kaiserliche Stadt. Da wurden durch den italienischen Baumeister Donatus Bonus Pellizolius aus Bergamo nach dem neuen, bekanntlich in Italien ausgebildeten System der Befestigung die Gräben, Mauern mit 7 Basteien und Thore auf Stadtkosten ausgeführt, ein neuer Stadttheil, die Niewstad zwischen Brauersvliet und der Slykpoort, also der Bereich der Bassins gegründet. Die Häuser der Vorstädte mußten weit hinausgerückt werden; so zog sich ein großer Theil ihrer Bewohner in das Innere und in wenig Jahren wurden 3000

neue Häuser gebaut. Im Wesentlichen war hiermit die noch heutige Stadtanlage gegeben, in der an vielen Stellen einem die spätere, ärmliche Modernisirung aus den Zeiten großen Verfalls stark entgegentritt.

Aber kaum 16 Jahre nach jener Neugestaltung drohte der Stadt durch die brutale Gewalt Alba's eine große, innere Zerstörung. Dieser hatte nämlich den festen Willen, eine gewaltige Zwingveste in der Stadt selbst zu erbauen. Die Michaelisabtei sollte Hauptpunkt werden und um diese ein Fünftheil der Stadt der Festung anheimfallen. Nur mit Mühe ward Alba durch die Vorstellungen des Priors, dann von Guicciardini und dem italienischen Baumeister Paciedo davon abgebracht und nun an das Südende der Stadt die berühmte Citadelle angelegt. Kurz darauf wurde auch die ihr gegenüberliegende Stadtbefestigung niedergerissen und von dem Beginenthor dieselbe unmittelbar in den Bereich der Citadelle hinübergeführt.

Dieser kurze Überblick der äußeren Stadtentwickelung zeigt uns, wie einfach dieselbe in ihrem Innern war: da ist kein Gegensatz einer alten bischöflichen Cité zu dem Bourg, keine stolze Grafenveste, die gegen den Bischof wie gegen den Landesherrn sich trotzig erhebt, keine alte klösterliche Gründung mit Ausnahme der Prämonstratenserabtei St. Michael, welche außerhalb des Bourg und der Cité um sich eine selbständige, gesicherte Gemeinde bildet und eifersüchtig über ihren Exemtionen wacht. Alle sonstigen, in Antwerpen anwesenden Orden, wie Dominikaner, Franciskaner, Cistercienser (seit 1333), Alexianer (seit 1345), Bogarden oder Beginen, seit 1345 auf einem bestimmten Platz angesiedelt, Carmeliter, Capuciner, spielen überhaupt in der Städteentwickelung keine politische Stelle mehr. Während Aufstände der benachbarten flandrischen Städte gegen ihre Grafen, innere blutige Kämpfe großer, nationaler Parteien, weitgreifende demokratische Revolutionen sich drängten, rühmte sich Antwerpen bis zu Philipp II. jungfräulich seine Treue bewahrt zu haben. Die Zahl adlicher Familien innerhalb der Stadtmauern war immer eine kleine und sie hielt sich von aller Handelsbeschäftigung fern, aber lieferte eine Reihe tüchtiger oberster Magistrate, sowie Hauptmänner der militärischen Gilden: so waren die Herren von Lierre, ein Zweig davon die von Immerseele, die Schoonhovs, Ursel, Werss, Schets, van der Heid u. a. viel genannt.

Die innere Entwickelung, die jede größere mittelalterliche Stadt zu durchleben hatte und die die Theilnahme aller handwerklichen Zünfte an dem von einer Anzahl Geschlechtern oder einzelnen Zünften geübten Stadtregimente zum Ziel hatte, ist auch in Antwerpen nicht ohne starke Unruhen im Jahr 1476 vor sich gegangen. Die Reformation der Verfassung hat nun eine sehr wohl zwischen dem Herzog und seinem Ernennungsrecht, der Cooptation der Magistrate selbst und der Wahl durch die Vorsteher der Wyks (der Stadttheile) abgewogene Besetzung des Rathes, der Schöffen und seiner Magistrate zu Folge gehabt, sowie die Betheiligung der 27 Zünfte durch einen Ausschuß ihrer Dechante an den Rathsverhandlungen (Montagsrath) gegeben war. Wie mannigfaltig hatte aber der noch heute in dem Niederländischen lebendige, corporative Drang sich manifestirt! Da gab es also 27 Zünfte, voranstehend die Zunft der Schiffer und Krämer, da 6 militärische Gilden (Serments), die allein die innere Ordnung und äußere Vertheidigung der Stadt leiteten, da drei Rederykkamern (Gesellschaften für Rede- und Dichtübung), die bei Festen in Anordnung von Aufzügen, Schauspielen thätig waren, da Brüderschaften aller Art, zunächst angeschlossen an die Notredame, auch äußerlich glänzend auftretend.

Für das Aufblühen der Stadt war die Leichtigkeit das Bürgerrecht zu erwerben und die Unterscheidung der Buyten- (Außen-) und Binnenbürger ein sehr günstiges Verhältniß. Ein nicht bedeutendes Landgebiet gehörte als Bereich der Buytenbürger zunächst zur Stadt, der Pagus Riensis oder auffallenderweise die Markgrafschaft van Ryen genannt, also scheinbar in der großen Markgrafschaft noch eine kleine. Dieser Name ist sichtlich nur eine Folge des Namens Markgraeve statt Schultheiß, wie er hier dem vom Herzog von Brabant eingesetzten Beamten zur Wahrung der Rechtspflege und Ausführung des Schöffenspruches gegeben war. Erst 1545 wurden die Coutumes von Antwerpen (Costumen) aufgestellt und dem Rath von Brabant vorgelegt.

Es ist zu erwarten, daß auch die baulichen Denkmale, die uns das Bürgerthum repräsentiren, erst seit Ende des 15. Jahrhunderts in Antwerpen von Bedeutung werden, daß sie aber bei dem raschen Aufblühen aller Gewerbe, bei dem großen künstlerischen Leben, das

sich hier auch corporativ als Lukasgilde aussprach und 300 Maler und Bildhauer als Meister gleichzeitig wohl zählte, bei den sehr bedeutenden städtischen Einnahmen sich im Laufe des 16. Jahrhunderts rasch und in stattlichster Weise vermehren. Der Übergang zur Renaissance und diese selbst wird daher ihr künstlerischer Charakter sein. Nach Rathhaus, Münze, Verkaufshallen, Gildenhäusern, Marktplätzen haben wir da zu fragen.

Einen wahrhaft überraschenden Anblick gewährt es, wenn man heutzutage unerwartet auf den großen Platz vor dem Hôtel de ville tritt und nun die Reihe jener bis zu sieben Stock sich erhebenden Giebelhäuser erblickt, die fast ganz mit hohen Fenstergruppen durchbrochen, mit reicher Steinarbeit dazwischen, geschnörkelten Seiten der Giebel sich als Versammlungslokale von Gilden kundgeben. Unter ihnen ragt vor allem das Haus der Gilde der Armbrustschützen (Archebaletriers), der ersten und ältesten der militärischen Gilden überhaupt in Brabant hervor. Vor uns steht der große Rathhausbau, der seit dem Jahr 1561 an Stelle eines kleinen, wunderlich zusammengesetzten, gothischen trat. Der Bruder des Malers Franz Floris, welcher bekanntlich in seinen Bildern die Zeichnung des Nackten nach einem Michel Angelo und Rafael in die niederländische Farbenpracht oft wunderlich hineintrug, Cornelius Floris hat den Plan entworfen.

Als eine gewaltige Façade steht es da, absichtlich durch rustike Behandlung der unteren Bogengänge und doppelte antike Säulenstellung, zwischen der große viereckige Fenster gleichförmig eingefügt sind, den Eindruck des Massenhaften hervorrufend. Dagegen erinnert die offene, niedrigere Attika zwischen Pilastern unter dem Dache selbst noch an ähnliche, im Rundbogenstil besonders häufige Galeriebildung und über sie bildet das Dach durch kräftige, weit vorkragende Consolen gestützt einen glücklichen Abschluß. Aller Ornamentschmuck ist aber auf den vorspringenden Mittelbau verwendet in Nischen, Balustraden und antikisirenden Bogenfenstern zwischen den Marmorsäulen. Kühn aber bizarr ragen zwei schlanke Obelisken auf seinem Hauptabschluß empor und zwischen ihnen baut sich noch in kleineren Säulenetagen der Giebel auf. Man sieht deutlich, wie das Auge noch den Abschluß schlanker Fialen suchte, aber schon ganz

und gar in antiker Sprache dies Gefühl auszusprechen gedrungen ward. Auch am Dache macht sich an den Dachfenstern, Schornsteinen diese neue Formensprache geltend.

Von den vielgerühmten Hallen der Damastweber, Maler, Goldarbeiter, Fischhändler ist uns nichts mehr zur Beschauung geblieben, nur die der Fleischer (la boucherie) nahe der Paulskirche ist geblieben. Diese aber in den Jahren 1501—1503 gebaut macht durch das Baumaterial, Größe und Stil einen sehr günstigen Eindruck. Der Backsteinbau wird höchst geschickt durch Streifen von Hausteinen unterbrochen. Vier stattliche, polygone Eckthürme umschließen keck die an 50 F. breite Façade und die der Straße entlang gehende, über 120 F. sich erstreckende Nebenseite. In Rundbogen schließen sich die zwei Haupteingänge, über ihnen öffnen sich zwei reich in spätgothischem Stabwerk gegliederte Spitzbogenfenster, wie sie auch an der Langseite in der unteren Etage sich zeigen, dann bauen sich aber sechs Reihen rechtwinkliger Fenster gut geordnet und an Größe harmonisch abnehmend übereinander. Der Giebel ist natürlich noch stufenförmig gebildet.

Noch muß ich endlich einer bürgerlichen Anlage des 16. Jahrhunderts gedenken, die Fremden sonst wohl gänzlich unbekannt bleibt, aber so unscheinbar auch zuerst ihr Äußeres ist, im Innern uns lebendig in die Zeit des tüchtigen, für das Wohl der Stadt große Mittel aufwendenden Bürgerthums einführt. Es ist dies das Waterhuus (Wasserhaus), in der Bräuersgasse gelegen. Schon ziemlich spät am Abend fand ich mit meinem freundlichen Führer auf so mancher historischen Wanderung durch die Stadt den engen Eingang in das Haus, wo bald das Rauschen des Wassers uns seinen Mittelpunkt ankündigt. Ein Pferd ist fortwährend im Gang, durch Drehen eines Rades die zuströmende Wassermenge in ein höher liegendes Wasserbassin zu treiben. Man steigt empor zu dem Bassin mit seinen dicken Mauern und wird dann weiter zu einem großen Zimmer geführt, das noch heute als Versammlungsort der Herren des Wasserhauses dient. Unverändert ist hier alles aus dem 16. Jahrhundert erhalten: alte, prachtvoll gepreßte Ledertapeten bedecken die Wände, die Holzdecke, die Fensterläden von Innen zuzumachen von Eichenholz mit reichstem

Eisenbeschlag, das Kamin in Renaissancebau. Blicken wir hinaus, da baut sich unter dem letzten Erglühen der Spätherbstsonne ein altstädtisches Bild auf, ein Kanal von hohen Speichern umgeben, Giebel über Giebel, darüber endlich die Paulskirche. Doch eilen wir, die Bilder an der Wand noch zu erkennen, ehe es zu spät ist. Ein treffliches Porträt eines noch ziemlich jungen Mannes in bürgerlicher Tracht zieht uns da an mit dem Ausdruck festen Unternehmungssinnes, gepaart mit einem tief eindringenden, klaren Verstande. Wir erkennen das Porträt wohl wieder, es war wenig Tage vorher uns auf einem größern historischen Bilde eines jungen Flamländers, im Besitze eines Herrn Molly begegnet. Da steht er an einem Tische vor Bürgermeister und Rathsherren, die sichtlich meist nach Porträts gearbeitet sind, einen großen Plan ausbreitend und mit Wärme dafür redend. Es ist eben der Plan zu diesem Wasserhaus und dem großen Herentael'schen Kanal (Faert), der mehrere Stunden weit gutes, frisches Wasser ihm zuführen soll. Er hängt zusammen mit der Stadterweiterung von 1543: gerade in der Neustadt wurden damals große Stadtbrauereien angelegt für eigenen Verbrauch und Versendung. Diese mußten gutes Wasser, woran großer Mangel in Antwerpen ist, erhalten. Zugleich sollte aber über die ganze Stadt an die Bürgerhäuser dasselbe vertheilt werden können. Und so speist noch heute dieses Wasserbassin alle Brauereien und 500 Bürgerhäuser, noch heute in derselben Art wie damals verwaltet. Mag uns heutigen Tags nach dem Überblick der Wasserversorgung von Paris dies Werk eines Gilbert van Schoonbek unbedeutend erscheinen, in seiner Zeit war es in der That ein durchaus neuer Gedanke im Interesse städtischer Wohlfahrt. Wie wenig er selbst seines eigenen Vortheils dabei gedachte, geht daraus hervor, daß er 1558 im Hospital als 38jähriger Mann starb, zwei Töchter ohne alles Vermögen hinterlassend. Mit Interesse werden wir nun auch die großen, alten Pläne der Herentaeler Faert an der Wand da betrachten, sowie ein merkwürdiges Bild von Jordaens, das uns die Elemente der Bierbrauerei in kräftigen, sinnlich vollen Gestalten, der Göttin des Getreides, dem Herrn des Wassers und dem des Feuers vorstellt.

Ehe das Bürgerthum in Antwerpen seine speciell politischen und

ökonomischen Bedürfnisse in monumentalen Werken aussprach, hatte es bereits auf einem anderen Gebiete, auf dem der Kirche das Glänzendste, das was noch heute der Stadt zum stolzen Schmucke dient, geschaffen. Und allerdings können wir dem Bürgerthum und seinem kirchlichen Eifer fast alle älteren großen Kirchen, vor allem die Kathedrale zuschreiben. Kein Bau derselben geht über das Ende des 14. Jahrhunderts zurück, das Bedeutendste ist zwischen 1450 und 1530 geschehen, bekanntlich überall die Hauptzeit der städtischen Theilnahme am Kirchenbau. Wie ich schon früher erwähnte, war Antwerpen kein Bischofssitz. Die Kathedrale Unserer lieben Frauen (von 1352—1518 im Wesentlichen vollendet) ward von 24 Canonici mit einem Dechanten verwaltet. Ein Bischof ist erst 1566 bei der den Niederländischen Aufstand mit hervorrufenden neuen kirchlichen Eintheilung von Philipp II. eingesetzt worden. Wie nun diese Canonicate in den Händen einer Zahl Familien waren, so finden wir, daß alle religiösen Brüderschaften, die zur Kirche reich beisteuern, dort Altäre, Messen, Bilder u. dgl. gründen, entweder zur Hälfte aus Laien oder ganz und gar und zwar meist aus Fremden und Bürgern bestehen, daß alle 27 Zünfte, alle Gilden, alle Rederykkamern dort ihre Stiftungen haben. Wir haben noch die köstliche Beschreibung des großen Aufzugs am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt aus dem Jahr 1520 von Albrecht Dürer, die anschaulicher als irgend etwas diese Betheiligung der ganzen Stadt, aller Corporationen, aller Fremden, aller Orden, auch aller Wittwen z. B. im langen Zug an dem Hauptfest Unserer lieben Frauen vergegenwärtigt. Ein gleicher Aufzug fand am Trinitatisfest Statt. Die zweitgroße Kirche St. Jacques (1429—1560) ist aber eine recht eigentlich städtische Kirche, die Pfarrkirche des großen, neuen Stadttheils nach 1314, die Begräbnißstätte der ersten Familien der Stadt, auch die drittgroße St. André (begonnen 1529), noch im gothischen Stil, ist Pfarrkirche. Und welcher Art Hauskapellen damals eingerichtet wurden, soll uns ein Besuch der aus dem Jahr 1496 stammenden Markgrafenkapelle zeigen.

Von den Klosterkirchen dieser Periode ist leider die bedeutendste und mit ihrer Thurmspitze hochragende, der Prämonstratenser von

St. Michel, welche von 1400—1514 vollendet ward, 1830 dem Erdboden gleichgemacht. Die Dominikanerkirche St. Paul steht, in den Jahren 1540—1571 erbaut, gerade noch auf der letzten Gränze der Gothik.

Vier Jahre später ward bereits die kleine Capuzinerkirche des h. Antonius mit einem von Säulen getragenen Tonnengewölbe und Rundnische gebaut. Durch die jüngeren Orden, wie eben Capuziner, reformirte Augustiner, die 1607 sich eine neue Kirche bauten, und vor allem Jesuiten wird nun der Eifer für den modernen Glanz eines katholischen Christenthums, dem sehr viel Elemente des Romanischen, Italienischen und Spanischen beigefügt sind, im Gegensatz zu den einfachen, weißen Kirchenwänden des holländischen Calvinismus mächtig angestachelt. Aber wie verschieden ist dieser von jenem in sich ungebrochenen, strengen und aufstrebenden Bürgersinn, der die Kathedrale gebaut! Reichthum und üppiges Wohlleben sind noch zurückgeblieben aus den Zeiten der Handelsblüthe, dazu ein Rest des kecken, schlagfertigen Sinnes aus der Zeit des Kampfes, aber die Thätigkeit, die drängende Arbeit, das Gefühl der Selbständigkeit fehlt und geistig wird eben der Gesichtskreis eng umzogen durch Jesuitenunterricht, der vortrefflich in Allegorie spielende, klassische Gelehrsamkeit mit heißer Begeisterung für kirchlich heroische Thaten und krankhafte Gemüthszustände verbindet. Und dies alles belebt, angeregt durch den lange entbehrten fürstlichen Glanz und die umsichtige Fürsorge, die in Isabella und Albert, dann dem Kardinal-Erzherzog Ferdinand den Niederlanden zu Theil ward. Noch hat niemand, meines Wissens, diese ganze Lebenssphäre, aus der allein Rubens und seine Schule zu begreifen ist, scharf und eingehend dargestellt. Wandert man jetzt durch die Kirchen Antwerpens und hat ein Auge nicht blos für das Einzelnste, sondern auch für Reihen von Objekten, so wird man dieses Zusammenhanges sich unmittelbar bewußt.

Der künstlerische Glanzpunkt war entschieden die Jesuitenkirche, gebaut in den Jahren 1605—1621. Die Jesuiten, seit 1587 nach Antwerpen zurückgekehrt, hatten hier den stolzen Hof von Liere zu ihrem Sitz erhalten. Ein großes Colleg für Rhetorik, Philosophie und Theologie, ein großes Pensionat, das Convikt, endlich

das große Ordenshaus selbst standen bald in hoher Blüthe. Und so ist die Kirche mit einer von den Zeitgenossen angestaunten Pracht gebaut worden: 36 Säulen von carrarischem Marmor in je zwei übereinandergestellten Reihen trugen das von vergoldetem Schnitzwerk durchaus bedeckte Tonnengewölbe; die Galerie selbst war mit Marmor, die Altarnische, die zwei Hauptkapellen mit Alabaster, Porphyr, Jaspis, den feinsten Marmorarten ausgelegt, an den Seitenwänden waren vierzig Kreuze von Marmor eingelassen. Rubens hatte die Gewölbedecken der Galerieen gemalt; sein Günstling, wie er es nannte, eine Himmelfahrt Maria's, befand sich darin. Diese innere Pracht ist nun heute nicht mehr vorhanden; der Blitz hat 1718 eingeschlagen und das Innere durch Brand zerstört. Dagegen ist das Äußere, der hohe Thurm hinter dem Chor mit seiner Bossage, seinen drei Absätzen mit Säulenstellungen und der hohen, geschweiften Kappe, die breite, überladene Façade mit ihren Nischen, Fenstern und Fensterchen, Medaillons aus trefflichster Steinarbeit noch unversehrt.

Und der größte Theil des bildnerischen Schmuckes, all die Marmorfülle der älteren Kirchen, Holzschnitzerei, Erzguß gehört dieser Zeit an. Es ist wahrhaft staunenswerth, was an Gemälden im 17. Jahrhundert in Kirchen gestiftet ist. Viel mochte von früherer Kunst zerstört sein, aber noch mehr war schon das Auge entfremdet der altbrabantischen Schule, auch dem großen, künstlerisch strengen Zeitgenossen Dürers, dem Quintin Matsys, dessen Grablegung Christi Guicciardini noch als ein herrliches Werk und Schmuck des Domes preist. Und so ist das Alte vor dem Neuen zurückgesetzt und verwahrlost worden. So findet man heutzutage von älteren Bildern nur einen Bernard van Orley, Franz Floris, Martin de Vos, Franz Franck d. Ä., Michael Cocxie und andere der bereits von Italien influenzirten brabanter Schule in den Kirchen, wesentlich auch in der Antwerpener Galerie, soweit sie aus den in der Stadt, aus Kirchen entnommenen Kunstwerken gebildet ist.

Dagegen gab es keine Kirche Antwerpens und giebt es heute kaum ein oder zwei, die nicht wenigstens ein großes Bild auf dem Hauptaltar von Rubens oder ein Bild von ihm, durch eine Familie in ihrer Kapelle gestiftet, noch besitzt. Noch heute sind in Kirchen und dem

Museum 25 große und meist ausgezeichnete Bilder religiösen Inhalts von ihm da. Und welche Fülle von Werken seiner Schüler, des van Dyck, Jordaens, Crayer, Teniers d. Ä., den man hier auch als religiösen Maler kennen lernt, Diepenbek, Schüt, Coberger, Quellinus, G. Seghers ist in den Kirchen noch zusammengedrängt! Man begreift erst recht, wie reich der Lebensboden, auf dem die neue Brabanter Schule stand und welcher alle bedeutenden Talente derselben selbst hervorbrachte, an Interesse und Aufgaben für die kirchliche Kunst war.

Das kirchliche Interesse ist in dem selbständig gewordenen Belgien auf das Mächtigste wieder gesteigert worden. Die katholische Kirche hat es trefflich verstanden, in dem eigentlichen Volk Wurzel zu fassen und zu demselben nur in seiner Sprache, der flämischen, zu reden, die Erinnerungen früherer städtischer Blüthe in dem Bürgerthum an sich zu fesseln und sich selbst gleichsam als die einzige Erhalterin und Inhaberin der nationalen Größe darzustellen. Die Erinnerung, daß auch einst Antwerpen und zwar auf dem Höhepunkt seines Glanzes an der reformatorischen Bewegung starken Antheil genommen, ist gänzlich verschwunden. Um so eifriger wird nun jene bei den Flamländern altvererbte Richtung gefördert, an die Kirche alle Kundgebung weltlicher Lust und Freude anzuschließen, in Processionen, Dekorationen, vor allem in der Kunstdarstellung über sie allen irdischen, oft rein weltlichen Glanz auszubreiten, ebenso wie strenge Zucht im Besuch der Messe, in Fasten, Gebeten gehandhabt wird. Ich habe nicht jene große Procession für Himmelfahrt Mariä angesehen, ebenso nicht die ausgelassene, oft rohe Lust der Kirmsen mit all ihrem Mummenschanz, dagegen ist mir der Eindruck der ernsten, religiösen Seite des dortigen Kirchenthums gegenüber den französischen Kirchen im Allgemeinen und auch den rheinischen sehr lebendig geblieben. Man beobachte, wenn Sterbesakramente durch die Straßen getragen werden, wie die Thüren sich öffnen und die Hausbewohner überall vor denselben niederknieen. Es war gerade die Zeit des kirchlichen Jahresschlusses, der Allerseelen- und Allerheiligentag. Man gehe dann morgens in die Kirche St. Jacques unter die dichtgedrängte, sehr bürgerlich gekleidete Masse und sehe sich die Gesichter und die ganze Bewegung der Gestal-

ten an, um zu erfahren, ob diese Theilnahme blos Form, blos guter Ton der Gesellschaft ist. Abends war in dieser Zeit regelmäßig Gottesdienst. Ich werde nie vergessen, als ich am letzten Abend zur Kathedrale kam, von wo das prachtvolle Glockengeläute über die Stadt tönte; eben verhallten die Gesänge des Salut und aus den schwarzen gigantischen Massen leuchteten die durch den inneren Lichterglanz erhellten Fenster röthlich. Ruhig strömte die Masse aus den hohen Portalen, sich in die Straßen zerstreuend. In diesem kirchlichen Interesse ist daher für Restauration der Bauten, für die innere Erneuerung der in der Zeit der französischen Revolution zertrümmerten Kircheneinrichtungen, endlich für Neustiftungen von Bildern von van Bree, Wappers, de Keyzer viel geschehen. Der gothische Stil hat bereits bei kirchlichen Neubauten, so bei der 1846 vollendeten Kirche von Borgerhout und der im Werk begriffenen St. Georgskirche in Antwerpen selbst neue Anwendung gefunden.

Die künstlerische Auffassung der Architektur der Antwerpener Kirchen, sowie besonders die ihrer Bilderschätze ist in neuerer Zeit Gegenstand so vieler eingehender Besprechungen gewesen, daß ich in dieser Beziehung nur Einiges hervorheben will, wo ein sehr individueller Eindruck mir wiederholt geworden ist, oder wo ich hoffen kann, weniger Beachtetes neben dem Berühmten und Allbekannten herauszuheben.

Ich erwähnte bereits oben, daß die Architektur der Kirchen durchgängig der späteren Gothik, ja zum Theil ihrem letzten Stadium angehöre. Aber trotz dieser Einheitlichkeit der Entstehungsperiode sind in der innern Construction zwei verschiedene Hauptformen zu unterscheiden: die eine gehört der Kathedrale, der andern fallen St. Jacques, St. André und St. Paul zu. Und außerdem hat der Grundplan der Kathedrale die allersichtbarsten Modificationen erfahren, so daß eine einfache Beurtheilung des jetzt zusammen Vorhandenen leicht ungerecht gegen die constituirenden Haupttheile wird. Der Chorabschluß mit seinen fünf prismatisch in drei Seiten vorspringenden Kapellen unterscheidet sich äußerlich durch Strebepfeiler, Fialen und reichen Detailschmuck von den nackten, hohen, nur durch Fenster unterbrochenen Wänden der Langseiten, welche in ihren niedern Seitenschiffen außerordentlich breit noch in zwei Abstufungen heraustreten. Ein hohes,

verhältnißmäßig schmales Querschiff überragt allerdings noch scharf markirend dieselben. Von entschieden unkünstlerischer Wirkung ist es, daß die Seitenschiffe an der Westfaçade sich allmälig prismatisch abrunden, um so dem geringeren Breitenmaße der Façade sich anzupassen.

Diese selbst aber überrascht durch die außerordentliche Schlankheit: sie ist nicht, wie an den französischen Kathedralen, ein glänzender, als einheitliche reichdurchbrochene Fläche gedachter Repräsentationsbau, sondern gleich von unten steigen als Hauptmassen die Thürme empor mit ihren Streben und Fialen und fassen zwischen sich die schmale Façade des hohen Mittelschiffes. Die Eintheilungen derselben durch das eine Portal, das Mittelfenster und das Giebeldreieck sind sehr einfach. Es läßt sich kaum verkennen, daß in der ganzen Anlage der Plan der Kölner Domfaçade entschieden eingewirkt hat, nur müssen wir uns die straffen, strengen, vollkräftigen Formen derselben in die weichen, geschwungenen und schwächeren der Spätgothik übersetzen. In der Gestaltung des nördlichen vollendeten Thurms, der sich zu einer Höhe von 430 Fuß erhebt, ist die stark hervortretende, alle Strebepfeiler umlaufende und sie horizontal abschließende Balustrade der viereckigen Hauptmasse ein bereits den Eindruck der schlanken Höhe abstumpfendes Glied. Aber entschieden kräftig und aufstrebend erscheint das darüber aufsteigende Achteck im Gegensatz zu der luftigen Haube, deren Eckpfeiler durch Rundbogen sich vereinigen, um gleichsam einen kurzen, zweifach mit Zinnen umkrönten Candelaber zu tragen. Man muß oben an Ort und Stelle gewesen sein, um dies ganze, zierliche Steinfiligran zu sehen, aber zugleich auch entschieden die außerdem feststehende Thatsache zu erkennen, daß dieser Juwelenschmuck, wie es Karl V. nannte, ein mit dem unteren Bau nicht harmonirendes, später erst componirtes Ende ist. Man wird unwillkürlich an jenes, von geschmiedetem Eisen errichtete Brunnengehäuse vor der Kathedrale erinnert, das einst den großen Platz vor dem Rathhaus zierte und dem Quintin Matsys zugeschrieben wird. Mit gewaltigen Dimensionen breitet sich vor dem Eintretenden das Innere aus. Ich war mit einer gewissen vorgefaßten Meinung gegen eine siebenschiffige Anlage herangekommen, um so angenehmer überraschte mich die einfache, schlank gegliederte, hohe Mittelhalle mit ihrem vollständig freien Pro=

spekt bis zum Chorende, in einer Ausdehnung von fast 350 Fuß. Ihr ordnen sich die je zwei Seitenhallen mit ihren frei ohne alle Horizontalglieder von der Erde schon in den Pfeilern emporschossenden Gewölberippen sehr wohl unter. Allerdings sind diese selbst nun noch eingeschlossen durch eine weitere Halle, die aber durchaus durch ihr Breitenmaß, ihre stärkeren Pfeiler, zum Theil auch durch Schranken, endlich auch durch die Art des Gewölbes als späterer Ansatz und zwar als Kapellenansatz sich kundgiebt. Von ihnen aus läßt allerdings ein Querdurchblick mehr das Ganze als eine breite säulenreiche Halle erscheinen, in welcher malerisch die Pfeiler zusammenrücken und sich öffnen und von einem reichen Lichtspiel umflossen werden. Aber immer wieder kehrt man zurück zur Perspektive des Mittelraumes. Und hier hat die künstlerische Durchbildung einen einfachen und in der Hauptsache harmonisch entwickelten Charakter.

Die Kathedrale bildet nämlich in ihrer Pfeilergestaltung einen Gegensatz zu den übrigen Kirchen Antwerpens und den meisten Belgiens. Während diese das runde, kurze Pfeilersystem mit Capitell, auf dem dann die oberen Dienste aufsetzen, von den Franzosen herübergenommen haben, sind die Pfeiler hier, wie auch in St. Bavo in Gent der deutschen Norm nachgebildet: d. h. es ist ein in der Form des verschobenen Vierecks auftretender Säulenbündel, hier allerdings weniger tief ausgearbeitet, von dem die Seitenglieder unmittelbar in die Rippen der Scheidebogen übergehen, während die der Vorder- und Rückseiten schlank in die Fensterregion emporsteigen und auf ihren leichten Capitellfriesen die Gewölbrippen tragen. Die Gewölbe sind in großer Einfachheit construirt bis auf die Vierung, die als achteckige Kuppel nach unten in kühnen, frei schwebenden Bogen und durchbrochener Arbeit wie ein Spitzenwerk herabhängt. Ihre äußere Erscheinung zeigt entschieden schon Renaissanceformen. Mit ihren gewundenen spielenden Formen stimmt allerdings auch die Galerie unter den Fenstern und das die Wandflächen zwischen den Arkadenbögen überkleidende Stabwerk.

Die Urkunden des Domarchivs, die ein Herr Burbure zum Gegenstand mehrjähriger Forschungen gemacht hat und von denen vorläufig Schayes im Anhang seiner Geschichte der belgischen Architektur

(t. II, p. 680—682.) Notiz gegeben hat, dienen der architektonischen Zersetzung des Gebäudes zum entschiedenen Beleg. Der ganze Bau begann mit dem Chor 1352 und dieser ward fünfschiffig bis 1411 vollendet. An diesem war noch 1406 Peter Apelemmann (nicht Jan Appelmans oder Amelius), der gewöhnlichen Tradition nach aus Köln, beschäftigt, der bis zum Jahr 1434 bereits den Façadenbau begann. Eine Überlieferung von Papebroch meldet zugleich, daß er den Plan zu fünf Thürmen entworfen habe, zwei an der Façade, zwei an den Enden des Querschiffes und einem auf der Vierung. Die Baumeister Jean Tac (1434—1449), Everaert (1449—1474), Germain de Waghemakere oder Wagheman (1474—1502) und Dominique de Waghemakere (1502—1541) führten Querschiff, Hauptschiff und nördlichen Thurm zu Ende. Aber unter dem letzten sind die entschiedensten Änderungen vorgenommen: er war es, der die Thurmspitze änderte, unter ihm ward die Erweiterung des Chores durch große Kapellen auf beiden Seiten 1521 vorgenommen und zwar auf Betrieb des Architekten Karl's V., Rombaut Keldermann; dies hängt nothwendig zusammen mit der Erbauung der zwei äußersten Nebenschiffe, die also inzwischen hinzugefügt sein müssen. Endlich brach 1533 im Oktober ein furchtbares Feuer in der Kirche aus: 57 Altäre mit all ihren Kunstwerken brannten ab, eine Anzahl Pfeiler wurden stark beschädigt und das ganze Dachgerüste der Kirche ging in Flammen auf, es war für den Thurm die größte Gefahr, die nur durch den unerschrockenen Muth und die Umsicht des Bürgermeisters Lancelot Ursel abgewandt ward. Es mußten nun alle Mittel auf Herstellung verwendet werden und in diese Zeit fällt erst ein Theil der jetzigen Gewölbe (1614 die der großen Kapelle von Jerusalem) und vor allem die achteckige Kuppel der Vierung. So ist also der ursprüngliche Plan in die Breite gleichsam gewachsen, es sind unorganisch sogar noch einzelne Kapellen den sieben Schiffen angefügt worden und auch der Thurm ist in seiner ursprünglichen Entwickelung gestört.

Bedeutend später als die Kathedrale im J. 1429 ward der jetzige Bau von St. Jacques unternommen, sichtlich wetteifernd mit jener. Die Maße sind bedeutend; 100 Mètres, also über 300 Fuß in der Länge und 50 M. in der Breite im Querschiff. Ein einziger, gewal-

tiger Thurm bildet die Westfaçade, aber er ist eine stumpfe Masse mit einer Fülle von Gliederungen geblieben und hat sich sogar ein Renaissanceportal gefallen lassen müssen. Äußerlich tritt die Hauptmasse viel einfacher und klarer heraus, als bei der Kathedrale, und die Façade des südlichen Querschiffes macht durch wohl angeordnete Spitzbogenöffnungen und Balustrade einen stattlichen Eindruck. Im Innern ist das französische Rundsäulensystem durchgängig angewendet. Nur sehr dünne Dienste setzen auf den Capitellen auf, um das Gewölbe zu tragen. Die fortlaufende Scheingalerie unter den Fenstern ist bereits auf eine, nur zum Fenster gehörige Balustrade zusammengezogen und läßt so die Mauerflächen stark hervortreten. Das Gewölbe ist im Chor und der Vierung als prismatisches Netz gebildet.

Die Andreaskirche (1529 begonnen) ist in ihrer äußeren Erscheinung ganz kahl, ohne alle Strebepfeiler, nur von den großen, breiten, wenig gegliederten Spitzbogenfenstern unterbrochen. Im Innern wieder die dicken Rundsäulen. Die Galerie unter den Fenstern ist hier zu einer bloßen Andeutung herabgesunken, indem die oberen Dienste zuerst ein Stück begleitet werden von zwei kurzen, aber starken Halbsäulen, die mit einem kräftigen aber rohen Capitell in der Linie der Fensterbank abschließen. Die Paulskirche, welche einen so trefflichen Hintergrund zu den Kanalansichten Antwerpens bildet, übertrifft an Größe St. André, sie hat eine Ausdehnung im Innern von fast 250 Fuß (81½ Mètres). Als Klosterkirche kündigt sie sich durch die Größe des Chores entschieden an. Auch hier die drei Schiffe durch Rundsäulen getrennt, auch hier, wie in St. Jacques Fensterbalustraden und Sterngewölbe im Chor. Die oberen Fenster ganz nackt und einfach gehalten, die der Seitenhallen dagegen mit geschweifter Gliederung.

Die moderne Sculptur der Niederländer hat bis jetzt noch keine ihrer würdige wissenschaftliche Beachtung gefunden, und doch hat sie eine so selbständige, nationale Stellung gegenüber dem italienischen, besonders berninesken Dekorationsstil behauptet, wie keine eines andern Volkes, und zugleich eine Fülle von Talenten beschäftigt, die geradezu in Erstaunen setzt. Wichtig war es schon, daß sie neben dem Marmor einheimisches und gerade hier seit Jahrhunderten trefflich bearbeitetes

Material anwandte: den einheimischen Stein und vor allem das Holz. Der malerische Stil, der in den geschnitzten Figuren der Altarschreine durch seine naive Naturauffassung uns so anzieht, ist hier nun nach dem ganzen Sinne der Zeit zu den großartigsten Gruppen, zu einer landschaftlichen Darstellung mit Gruppen übergegangen. Kanzeln, Schranken, Kapellennischen, ja sogar ganze Klosterhöfe werden nun als plastische Aufgabe so behandelt. Ein bewundernswerthes technisches Geschick und eine gesunde, freudige Erfassung des rein Wirklichen im Einzelnsten ist trotz aller Verirrung im Ganzen und Großen anzuerkennen. Gerade die Antwerpener Kirchen bieten hierfür interessante Beispiele.

Als Marmorwerk ist die Mater dolorosa von Duquesnoy in der Rubenskapelle von St. Jacques vor allen zu nennen. In dem Kreuzschiffe derselben Kirche ist eine Steinarbeit von sehr großen Dimensionen, eine Kreuzerhebung darstellend, von van Boort 1719 ausgeführt; eine große Wahrheit und Lebendigkeit der Gestalten bei einheitlicher Composition spricht aus ihr. Von Holzschnitzereien hebe ich die in ihrer Art wirklich bewundernswerthe Kanzel aus St. André hervor. Die ganze Kanzel zu Palmbäumen oder zu anderm Laubwerk umzugestalten, in denen die mannigfaltigsten Thiere lustig hausen, findet man sonst nicht selten. Hier ist aber als zur Kanzel gehörig in freier Gruppe Christus dargestellt auf dem Meere wandelnd und Petrus zu sich aus dem Schiff berufend, der auch so eben im Begriff ist, zu ihm herauszusteigen, während Andreas noch ruhig im Schiffe sitzt. Dieses ist mit Fischen, Netzen, Fischerwerkzeugen gefüllt. Das Holz ist hier wahrhaft zur leichten, beweglichen Masse geworden, man glaubt in die Netze greifen zu können. Und dabei haben die lebensgroßen Gestalten wahren Adel und Mäßigung. Ein glänzendes Beispiel künstlerischer Tektonik in Holz aus der Jetztzeit sind die Chorstühle in der Kathedrale im reichsten gothischen Stile und reichem Bildwerk an freistehenden Statuen und Reliefs unter der Leitung von Geefs in Löwen ausgeführt. Je eine hohe Thurmspitze erhebt sich über der Mitte der Stühle. Engel, Heilige, die Geschichte der Maria im Relief, kauernde, hockende Gestalten unter den Betpulten sind im Stile der Gothik ausgeführt.

Der kolossalste Versuch von plastischer Gruppenbildung ist aber wohl der Calvarienberg der Dominikaner bei St. Paul. Aus der bedeckten, aufwärts in die Kirche führenden Halle tritt man in eine von Schlacken und Steinen aufgethürmte Felsenlandschaft, durch die ein breiter Weg, in Stationen abgetheilt, zu dem Felsen von Golgatha führt, auf dem Christus am Kreuz in Marmor hoch thront. Unmittelbar darunter ist die Gruft, deren enge Öffnung fast nie von knieenden Betern verlassen wird. Diese Felsen selbst sind nun ganz bevölkert mit Marmorstatuen, die alle dem einen Ziel zustreben: die Propheten, große und kleine, die Patriarchen, die Apostel, dann die Schutzheiligen der Dominikaner; Paulus und Petrus als Hauptheilige auch der Kirche treten vor allem heraus. Unter den Propheten sind einige recht geschickte Arbeiten.

Es ist heilsam, sich einmal einem solchen gigantischen und doch wieder komischen Versuch von Gruppenbildung gegenüber zu finden; die Schulbegriffe von Gruppe lassen uns da ganz und gar in Stich, aber an der Entartung läßt der große und freie Spielraum, den z. B. die Griechen bei aller Symmetrie der Aufstellung ihrer Statuenfülle in Tempelbezirken, Gymnasien, Stadien ließen, lebendiger sich vergegenwärtigen.

Von all der Fülle malerischer Werke in den Antwerpener Kirchen, die ich als Massen bereits oben charakterisirte, nehme ich nur die zwei Meisterwerke von Rubens in der Kathedrale und das von van Dyck in St. Antoine zur Besprechung heraus. Ist es doch gerade das Kennzeichen des wahren Kunstwerks, daß jede neue, nur lauter und mit Hingebung an das Objekt unternommene Betrachtung ihm neue und individuelle Seiten abgewinnt, daß es eben nie mit feststehender Formel zu umgränzen ist, sondern immer eine innere Beziehung zur eigensten Persönlichkeit des Beschauers eingeht. Die zwei großen Altarbilder von Rubens mit ihren Flügeln, welche sich seit 1815 im Dom befinden, sind jetzt behufs einer mehrjährigen, aber nun vollendeten Restauration in einer Seitenkapelle der Vorhalle aufgestellt und so der ungestörten Beschauung und unmittelbaren Vergleichung sehr günstig dargeboten. Copisten haben sich dabei angesiedelt und so eben ward auch die Kupferplatte eines länger erwarteten Stiches

noch einmal eingehend mit dem Original verglichen. Ein Franc Entré wird zum Besten der Kirchenrestauration gezahlt. Bekanntlich sind die Bilder nicht in unmittelbarer Beziehung zu einander gemalt: die Kreuzaufrichtung ward 1610 kurz nach der Rückkehr aus Italien von Rubens für die Walburgiskirche gearbeitet, die zwei Flügelbilder gehören unmittelbar zum Hauptbild mit. Dagegen ist die Kreuzabnahme mit den zwei Flügelbildern der Begegnung von Maria und Elisabeth und der Darbringung im Tempel und dem Außenbild des Christophorus 1612 von der Schützengilde als ein Cyklus von Christophorusdarstellungen im höheren Sinne in ihre Kapelle im Dom gestiftet. Beide in ihrer Auffassung und in ihrer Färbung so verschieden, tragen das gemeinsame Gepräge einer in voller Reife alle bisherigen Stadien seiner Entwickelung beherrschenden und zusammenfassenden Künstlerkraft.

Einheitlichkeit in der Handlung und ein Farbenconcert fast ohne Gleichen trat mir in der Kreuzabnahme vor allem entgegen. Das Ganze dieses ergreifenden Vorganges ist nicht religiös gefaßt, sondern als ein Zusammenwirken edler, rein menschlicher Thätigkeiten. In der Mitte des Bildes das einzige passive Objekt, das aber nach allen Seiten Leben und Thätigkeit veranlaßt! Wie meisterhaft hebt der im Tod erschlaffte Körper des Herrn in seiner grünlichbleichen Färbung von dem weißen Lakentuch sich ab! Und nun diese Abstufung lebenskräftiger, in voller Thätigkeit begriffener Gestalten um denselben! Oben über dem einen Kreuzesarm fast schwebend der jugendliche Diener, der das Tuch von dieser Seite herabläßt, dadurch also die ganze Handlung weiter führt, während gegenüber, aber tiefer ein alter Mann angestrengt den Zipfel mit den Zähnen haltend, gleichsam das bisher Erreichte sichert, dann in zweiter Linie dort der Herabsteigende, der im Herabsteigen sich umdreht und hier gegenüber Joseph von Arimathia, beide die Handlung weiterführend. Da droht der Unterkörper des Todten rascher herabzugleiten und ihm stellt sich als Stütze Johannes entgegen. Unten am Kreuzesstamm, nun nicht mehr in der körperlichen Betheiligung stehen die Frauen, deren Fürsorge der zur Erde herabgelassene Leichnam nun anheimgegeben wird: am heftigsten, am körperlichsten bewegt steht Magdalena zu den Füßen des Herrn,

während die zwei andern zur Linken die tiefste Trauer in sich verschließen. Die Anordnung der Farben bewegt sich aber als Kreis in feiner Correspondenz der einander entsprechenden Gestalten um das Centrum des reinen blendenden Weiß: senkrecht nach oben und unten im Schwebenden und in Magdalena das Grün, dann schräg das Goldgelb und Roth im Joseph von Arimathia und Johannes, horizontal das Blau der Maria Salome und das tiefe Blau des Herabsteigenden, endlich das Violet der Maria und des mit den Zähnen Haltenden. In diesen Lokalfarben selbst sind aber, wie ich zum Theil schon mit andeutete, noch feine Nüancirungen der correspondirenden Theile. Über die ganze Farbenpracht ist aber endlich ein einheitlicher Ton gebreitet, das Bleich-Grünliche und Violette, das ihr eine ernste und würdige Dämpfung giebt.

Die Begegnung von Maria und Elisabeth auf der Treppe des Hauses ist einfach und unbefangen in dem, was den Mittelpunkt bildet, daß nämlich Maria als Christusträgerin erscheint und als solche begrüßt wird, dargestellt. In großem Reisehut und Reisekleid steigt sie die Stufen empor, ihr entgegen eilt Zacharias und Elisabeth. Die Maria mit einem Korb auf dem Kopf folgende Dienerin zeigt in dem Schwunge ihrer Körperbewegung ein wahrhaft rafaelisches Motiv und doch blickt uns ein ächt niederländisches Mädchengesicht an.

Vor einem nahen, felsigen Hintergrund, nur mit einem schmalen Blick in die weite Landschaft, geht die Haupthandlung des zweiten Bildes vor sich. Während in der Kreuzabnahme sich um einen wesentlich senkrecht gestellten Mittelpunkt alles gruppirt, bildet hier dagegen das sehr schräg gelegte Kreuz mit dem lebenswarmen Körper des zu Kreuzigenden die Hauptlinie. Drei Gruppen vertheilen sich an ihr zu je drei Personen: zunächst zwei oben am Ende stützend, einer zieht das Kreuz am Seil empor. Die körperliche Hauptanstrengung fällt der zweiten Gruppe zu, die in der Mitte der Hauptschwere des Kreuzes sich entgegenzustemmen und es so mit aufzurichten haben, daneben ein Krieger, der mit seinem ganzen Rücken die Last trägt. Zu den Füßen endlich eine Zuschauergruppe, darunter Magdalena und ein Greis. Eine treffliche Steigerung der Theilnahme tritt in ihr zu Tage: unverwandt schaut ein Hund dem Vorgang zu, in verständiger Aufmerksamkeit aber, ohne Ahnung des eigentlich Ethischen der Sache und wieder

als höchster Grad schreit Magdalena im Schmerze um den Gepeinigten auf. Das eine Flügelbild führt uns in düsterer, nahgerückter Umgebung die beiden am tiefsten innerlich Leidenden, Maria und Johannes vor, während auf der anderen Pilatus auf weißem Rosse in Begleitung von Reitern als Commandirender zuschaut. Im Mittelgrund ist man mit den beiden Schächern beschäftigt; der eine liegt festgebunden auf der Erde. Unverkennbar war in dem Gegenstand der Kreuzaufrichtung ein noch günstigeres Motiv für die Darstellung voller Bewegung und körperlicher Handlung dem Künstler gegeben, aber etwas Verletzendes hat es immer, wehrlos so den noch lebenden Christus diesen rohen, brutalen Kräften überliefert zu sehen.

Unter der großen Zahl religiöser Bilder von van Dyck, die man in Antwerpen sieht und welche zum größten Theil den Kreuzestod selbst oder die ihm folgende Beweinung oder Grablegung darstellen, ist meinem Gefühle nach das Bild in der kleinen Antoniuskirche bei weitem das Bedeutendste. Schöne Formen, weicher Ausdruck feingestimmter Seelen, ein zartes, aber fast schleierartiges Colorit, magische Beleuchtung, alles dies kann mir nicht den Mangel an innerer Strenge, an Lebensfülle in Dyck's Bildern ersetzen; das religiöse Gefühl tritt ja viel mehr als bei Rubens in den Vordergrund, aber es bleibt Gefühl, Wunsch zu glauben, kein fester Glaube an die Realität all dieser Vorgänge. Aber hier vor diesem Bild schwinden solche Bedenken. Der Leichnam des Herrn, um welchen Maria, Magdalena, Johannes und zwei Engel als Betrauernde gruppirt sind, ist meisterhaft in der Färbung und dem Ausdruck gehalten. Noch glaubt man in dem Mittelkörper Lebenswärme zu fühlen, während die Extremitäten, Hände und Füße bereits die grünliche Färbung der Blutzersetzung haben. Und mit vollem Todesausdruck hat der Kopf einen Adel bewahrt, wie ich ihn kaum noch an einem Christuskopf erreicht fand. Unter den übrigen Gestalten ist Magdalena jedenfalls die gelungenste, wahrhaft vom Künstler durchgefühlte.

Ehe wir die Kirchen und die Kunst darin verlassen, habe ich noch auf ein kleines, aber höchst interessantes Denkmal aufmerksam zu machen, von dessen Existenz in Antwerpen selbst nur sehr wenig Menschen etwas wissen. Es ist dies die Markgrafenkapelle, in wel-

cher sich Architektur, Wand- und Glasmalerei im angemessensten Vereine zusammenfinden. Das Haus, in welchem sie sich befindet, liegt in der Lange-Nieuwstraet, das zweite von der Ecke der darauf stoßenden engen Markgrafenstraße. Es war am Ende des 15. Jahrhunderts im Besitz der ritterbürtigen Familie van Immerseele, einem Zweige der Herren von Liere. Im J. 1496 stand Jan van Immerseele als Schultheiß von Antwerpen und Markgraf vom Land van Ryen, der Gemahl der hochadeligen Marie de Lannoy der Würde nach an der Spitze Antwerpens. In seinem Hause sollte die Verlobung Philipps des Schönen, des Erben der Niederlande, mit Johanna von Castilien und Aragonien stattfinden. In der Kirche zu Liere ist dann die Trauung vor sich gegangen. Für diese Feierlichkeit hat Jan van Immerseele in seinem sonst schon reich eingerichteten Hause die Kapelle erbauen und ausschmücken lassen, die nun von seinem Amte ihren Namen erhalten hat. Das Haus ward 1528 von Rodrigo Fernandez, einem der reichsten portugiesischen Kaufleute, von dem Dürer sehr viel Freundlichkeit erfahren, Geschenke an Papageien, Zucker, Gewürz u. dgl. erhalten hatte und welcher nach Dürers Aufenthalt Faktor der portugiesischen Nation geworden war, gekauft und galt als eines der glänzendsten Privathäuser Antwerpens.

Wenn man jetzt zu dem Thorweg des modernen, freundlich angestrichenen Hauses des Herrn Danes, eines Kaufmanns und beim Handelsamt angesehenen Herrn, hereintritt, wird man sicherlich nicht ein solches, durch mehr als 350 Jahre erhaltenes künstlerisches Denkmal erwarten. Auf unsere Bitte, die Kapelle zu sehen, führt uns der Sohn des Hauses freundlich über den Hof in das Hintergebäude. Seine Schwester, eine junge Dame schließt sich uns an und sie wird unser bester Cicerone; sie ist ganz vertraut mit allen Überlieferungen über die Kapelle und die historischen Vorgänge jener Zeit und ihr Gesicht strahlt vor Freude, wenn sie von den glänzenden Tagen jenes, noch rein flamländischen Lebens von Antwerpen spricht. Es ist ihr Stolz und Freude, im eigenen Hause ein solches Denkmal vergangener Zeit zu besitzen. Die Kapelle befindet sich im hinteren, den Hof schließenden Flügel, eine Etage hoch und ruht auf einem unteren Raume mit trefflichem Kreuzgewölbe, welcher jetzt als Waarenlager dient. Man ge-

langt durch ihn in einen Garten, wo noch als Reste früheren Glanzes sich einige gutgearbeitete Büsten in Nischen an der Wand befinden. Von hier bemerkt man die polygon herausragende, gothisch gebildete Altarnische mit drei Spitzbogenfenstern, ganz so wie wir im Hôtel Cluny zu Paris bei einem Bau derselben Jahre sie gesehen haben. Ein enger neuer Gang führt oben zur Kapelle, welche selbst als Privatkapelle von kleinem Umfang ist, aber von der feinsten künstlerischen Durchbildung. Von der Decke hängt das Gewölbe mit seinem Schlußstein in saracenischer Weise frei und kühn nach unten herab. Die Fenster, drei in der Chornische und eines an der gegenüberliegenden Wand, sind auf das zierlichste in Steinarbeit gegliedert und umfassen leider vielfach zerstörte und ungeschickt zusammengesetzte Glasgemälde. Decke und Wände waren durchaus mit Wandmalerei bedeckt, die im Wesentlichen noch wohl zu erkennen ist. In der Mitte der Decken sind Wappen angebracht, die Hauptabtheilungen des Gewölbes sind von Engeln mit den Marterwerkzeugen des Herrn besetzt. Die zwei langen Wände sind im unteren Theile roth grundirt, der obere ist dagegen weiß, belebt durch höchst elegante Arabeskenranken, in denen Vögel spielen und welche Wappenreihen unter sich verbinden. Diese mit Unterschriften versehen, stellen die östreichischen und burgundischen Hauslande dar und so reihen sich an der einen Wand an einander Cilly, Alsace, Habsbourg, Tyrol, Carintie, Stirie, Autriche, Ortenbourg, Nellenbourg, Portenaun, Farette, ter Cury (?), Kybourg, Burgauw, Sclavonie, Schilkug (?), an der andern Flandre, Brabant, Hennegaw, Luxembourg, Limbourg, Bourgogne, Lothringue, van Ryen und die jetzt holländischen Herrschaften. Überall sind die Namenszüge: P J oder P Q angebracht, dazu die vier Hauptwappen von Östreich, Burgund, Frankreich, den burgundischen Herzögen als französischer Nebenlinie zukommend, und Castilien. Die Devise: halt matd in alle dinghe und die des burgundischen Hauses: je lay enpris, bien en viendra fehlt nicht. In dem einen Fenster ist der Theil des Hauptbildes noch erhalten: am Betstuhl kniet Philipp der Schöne mit scharf geschnittenem Gesicht, ihm gegenüber kniete Johanna, doch diese ist leider zerstört, ebenso ist von einer darüber mit sichtlichem Bezuge auf das hochzeitliche Paar angebrachten Verkündigung des Engels der letztere allein noch

übrig. Aus dem Hauptfenster der Altarnische treten die zwei Heiligen von Spanien und Burgund noch farbig heraus: Jakobus als Pilger und Andreas mit dem Kreuz, die schmalen Seitenfenster hatten wohl nur bunte Teppichmuster. So ist das Ganze in einem Gusse und in einem einheitlichen Gedanken meist gearbeitet und zwar noch in den Formen der Gothik, aber z. B. in den Arabesken ganz gemäßigt durch den beginnenden Einfluß italienischer Kunst. Es wäre zu wünschen, daß eine genaue malerische Aufnahme des Ganzen vor seinem weiteren Verfall und Publicirung unternommen würde. Zum Glück ist die Kapelle jetzt, obwohl es hie und da als Gastzimmer, glaube ich, benutzt wird, in der Hand eines sie möglichst erhaltenden Besitzers.

Das moderne Kunstleben Belgiens ist von Antwerpen aus neu begründet worden; der communale Geist dieser Stadt, die thatkräftige Begeisterung junger Künstler für die großen Meisterwerke einer in Antwerpen durch zwei Jahrhunderte hoch blühenden, nie ganz erloschenen Künstlergenossenschaft, endlich die in allen Lebenskreisen sich geltend machende Bewegung für das Alteinheimische, Flämische gegenüber der langjährigen Unterwerfung unter französische Bildung und Gedankenausdruck, alles dies hat in Antwerpen zuerst auf dem Gebiete der Kunst Vorkämpfer einer neuen nationalen Kunst und entsprechende, feste Einrichtungen ins Leben treten lassen. Das Museum, zwischen zwei Straßen in sehr bedeutender Tiefe sich erstreckend, hat die Räume des Franziskanerklosters eingenommen und diese trefflich im Interesse der Kunst benutzt und umgestaltet. Ein großes Portal führt in einen freundlichen Garten und vor das Hauptgebäude mit Frontispice: durch eine große Vorhalle blickt man Parterre in den Gypsabgußsaal, steigt hinauf in die fünf Sääle der Gemäldegalerie, von denen der zweite der obere Theil des durchgeschnittenen Kirchenschiffes ist. Neben diesem Hauptgebäude ziehen sich zu beiden Seiten zunächst im Parterre und auch theilweis in einer oberen Etage die großartigen Unterrichtslokale, dann die neugebauten Ateliers der einzelnen Künstler, sowie die lange, trefflich von oben aus dem Tonnengewölbe erhellte Galerie der Ausstellung mit Nebensäälen durch bis zur andern Straße. Das Museum vereinigt in sich die drei Hauptrichtungen jedes Kunstlebens: auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; jene repräsentirt in der nicht

sehr zahlreichen, aber auserwählten und in sich einheitlichen Gemäldegalerie, diese in der Thätigkeit der Gesellschaft zur Beförderung der Künste (Société d'Encouragement des Beaux Arts) und den von ihr alle drei Jahre veranstalteten großen Ausstellungen der Werke lebender Künstler, sowie den dabei ausgeschriebenen Concurrenzen, die letzte endlich in der Kunstschule, einer der vielseitigsten und tief eingreifendsten Anstalten der Art, deren Bestehen zunächst doch auf der von der Stadt gegebenen materiellen Grundlage ruht.

Als der künstlerische Neubegründer dieser Anstalt, die im Wesentlichen eine moderne Umwandlung und Erweiterung der St. Lucasgilde ist, ist der 1839 gestorbene Direktor der Akademie van Bree zu betrachten, dessen Büste kürzlich erst in dem großen Treppenhaus aufgestellt war. Er gehört noch wesentlich zu den durch die Antike und ihre französische Auffassung gebildeten Talenten. So sah ich tagtäglich in dem einst von ihm bewohnten Hause, das mir zum heimischen Mittelpunkt in Antwerpen geworden war, von seiner Hand auf die Thürfüllung ganz trefflich grau in grau die Büste des Rubens, umgeben von den mit den Symbolen der verschiedenen Künste ausgestatteten Genien, gemalt, ebenso zwei ganz im antiken Stile gebildete Reliefs auf der Treppe, Musen, sowie Paris und Helena mit den drei Grazien. Diese leichthin, in Nebenstunden wohl gearbeiteten Sachen gefallen mir ohne allen Vergleich besser, als das große Bild von ihm in dem Museum: der Tod des Rubens. Da ist noch soviel akademische Schaustellung darin und die berechnete Farbenwirkung des sterbenden Körpers auf dem seidenen, weißen Prunklager ist durchaus verunglückt. Er war es jedenfalls, der zuerst wieder ächt heimische, historische Stoffe behandelte und selbst als Persönlichkeit eine große Wirkung ausübte. Bei meiner Anwesenheit war noch Baron Wappers Direktor der Akademie und Conscience Greffier. Mit jenem war 1841 eine neue Organisation der Kunstschule ins Leben getreten, worin vor allem die akademische Form für die oberen Stufen gegen ein persönliches Verhältniß von Meistern und Kunstjüngern geändert ward, dagegen das strenge, schulmäßige Durcharbeiten der früheren Stufen noch bestimmter gefordert ward. Es war mir sehr interessant, Wappers selbst kennen zu lernen: ein körperlich voller, wohlhäbiger Mann trat er mir mit

großer Herzlichkeit und Einfachheit entgegen, behaglich am Kaminfeuer sitzend fragte er nach seinen Freunden in Weimar, aber auch nach der katholischen Bewegung in Thüringen, die bekanntlich in der Nähe in eine sehr winzige, rein persönliche Erscheinung zusammenschrumpft; bald war das Französische mit dem etwas flämischen Deutsch vertauscht und die Unterhaltung bewegte sich in ungezwungenster Weise. Seine Bedeutung als erster, wahrhafter neuer Künstler im Stil eines Rubens und van Dyck ist bekannt genug. Mancherlei Klagen über seine Bequemlichkeit u. s. w. wurden damals laut und es ist seitdem kaum ein Jahr vergangen, so ist Wappers von der Akademie und aus Antwerpen geschieden, Conscience davon entfernt und nun de Keyser an die Spitze getreten. Leider tritt auch hier der tiefe, durch ganz Belgien gehende religiöse und politische Zwiespalt hervor; Maßlosigkeiten sind auf beiden Seiten da, es ist keine Frage, daß die conservative Partei am tiefsten in dem eigentlich flämischen Volksleben wurzelt, aber auch, daß das weitgesponnene Netz geistlicher Bevormundung alle anderen edeln und freieren Kräfte in ihr gefangen zu nehmen sucht.

Die Gemäldegalerie zerfällt bekanntlich in zwei Hauptabtheilungen, in Werke auf Antwerpener Grund und Boden im 16. und 17. Jahrhundert erwachsen und aus den aufgehobenen Klöstern und Kirchen gerettet, und in die Sammlung, welche Floris van Ertborn, einst, wenn ich nicht irre, Bürgermeister von Antwerpen, später in Utrecht lebend, in Flandern, besonders aber auch am Rhein gesammelt und der Stadt vermacht hat. Es bedarf gleichsam zweier ganz verschiedener Augenpaare und Seelen, um beide Theile der Sammlung unbefangen und gerecht zu erfassen: hier haben wir eine Reihenfolge wahrhaft köstlicher Bilder von van Eyck, von Rogier von Brügge, von Antonello da Messina, von Memling, von Mostaert, von Quintin Matsys, daneben von Holbein, Dürer (?), Lucas Cranach, sowie einige kleine Bilder von Simon Memmi und Giotto. Das Hauptwerk von Quintin Matsys, die Betrauerung des Leichnams Christi, das entschieden an großartiger Composition und tiefem Ernst als Höhe- und Endpunkt der alten, niederdeutschen Entwickelung gelten muß, bildet schon durch seinen Platz den Übergang zum zweiten, an Zahl und Umfang bedeutend überlegenen Theil: da kommen wir durch Franz Floris,

Franck d. Ä., O. Venius zu der Fülle großer Bilder von Rubens und van Dyck und ihren Schülern. Und wie dort Giotto und Simon Memmi, so ist hier durch ein historisches Bild Tizian sehr glücklich als parallele italienische Erscheinung vertreten. Die Hauptbilder beider Abtheilungen sind bereits als wichtige Glieder in die Kunstgeschichte aufgenommen und charakterisirt. Um so vorbereiteter und freudiger kann der Beschauer ihrem Eindruck sich hingeben, ohne das bereits gut Ausgesprochene in seiner Weise wiederholen zu wollen. Aufmerksam mache ich nur auf zwei kleine Bilder, die dem Lukas Cranach zugeschrieben werden: das eine, Adam und Eva, ist eine Wiederholung der vielfach von ihm bekannten Composition. Ganz vortrefflich scheint mir aber das zweite Bild, das man eine Caritas oder Leda nennen könnte: eine nackte weibliche Gestalt, nur mit leichtem Schleier über den Kopf herab bedeckt, sitzt an einem grünen Abhang vor dem dichten Laub- und Fruchtwerk eines Apfelbaumes; vor ihr spielen drei nackte Kinder. Die Modellirung ist ausgezeichnet, das Köpfchen ganz in dem bekannten, weiblichen Typus des Cranach, die Art, wie die Gestalt aus dem mit unendlicher Sorgfalt ausgeführten Grün sich heraushebt, durchaus im Stile des Malers; auch der Gegenstand selbst, der genau so auf einem andern Bilde des Meisters meines Wissens nicht vorkommt, paßt in eine ganze Reihe von Darstellungen seiner Hand. Das mit der Unterschrift aenes sorel wunderlich bezeichnete Bild einer als Königin thronenden Maria mit dem Kind, deren linke Brust entblößt ist und welche von röthlichen Cherubim umgeben wird, hat eine statuarische grauweiße Färbung; es verlangt jedenfalls noch erst eine genaue Untersuchung und Vergleichung, ehe man es der altfranzösischen Schule zuschreiben kann.

Ebenso erwarten die hier zahlreichen Werke des 16. Jahrhunderts noch ein specielles Studium: man kann sagen, gerade die neben der politischen und materiellen Blüthe Antwerpens nebenhergehende, so außerordentlich reiche und fruchtbare künstlerische Thätigkeit, wie eines Franz Floris, Martin de Vos u. a., ist durchaus noch nicht recht gewürdigt worden: nur ist hier nicht allein die Ölmalerei zu verfolgen, sondern die gleichzeitige Glasmalerei, Miniatur, zugleich die plastischen und architektonischen praktischen und theoretischen Arbeiten. Guicciar-

dini giebt uns an einer für die Kunstgeschichte höchst merkwürdigen Stelle seiner Beschreibung Antwerpens aus dem J. 1566 einen reichen Überblick damals lebender Künstler in diesen verschiedenen Branchen. Er schließt damit, daß die meisten aus Lernbegier, um die Alterthümer zu schauen, um die berühmten Meister kennen zu lernen, auch um ihr Glück da zu machen, Italien besucht haben, daß sie ins Vaterland an Kunst, Geld und Ehre reicher zurückkehren und nun sich weit zerstreuen, nach England, ganz Deutschland, besonders aber Dänemark, Schweden, Norwegen, Polen, selbst Moskau, andere nach Frankreich, Spanien und Portugal und dort von Königen und Städten meist mit großen Besoldungen geehrt werden. Diese culturgeschichtliche Bedeutung einer niederländischen, unter italienischem Einfluß stehenden Kunst kann neben dem direkten, doch vereinzelten Einfluß von Italien aus, z. B. für Deutschland nicht hoch genug angeschlagen werden.

Während meines ersten Aufenthaltes in Antwerpen nahm die große Ausstellung von Werken lebender Künstler das Interesse der Gesellschaft fast ganz und gar in Anspruch, so daß die Räume der Gemäldegalerie recht verwaist erschienen gegenüber der sich drängenden Menge in den davon ganz abgeschlossenen Ausstellungssäälen. Eine eingehende Charakteristik der einzelnen Bilder ist nur von sehr ephemerem Interesse, ist doch eine solche Ausstellung mehr oder weniger eine bunte, zufällige Zusammenwürfelung einzelner Kunstatome, die in einem halben oder ganzen Jahre an einem andern Ort in anderer Verbindung wieder auftauchen. Die wahrhaft bedeutenden Werke und die ganz schlechten machen daher meist eine große Runde, während das ansprechende Mittelgut am raschesten in das Privatleben sich vertheilt. Einige kunststatistische Betrachtungen, die aus dieser Ausstellung und ihren officiell bekannt gemachten Resultaten sich mir ergaben, und vor allem die Theilnahme des Antwerpener Publikums an der Kunst charakterisiren, mögen hier Platz finden.

An der Spitze dieser Ausstellungen, welche zwischen Antwerpen, Brüssel und Gent jährlich wechseln, steht die im Museum residirende Société d'Encouragement des Beaux Arts, die 60 Mitglieder in Antwerpen selbst zählt und in einer eigenen Verwaltungscommission mit dem sehr thätigen Sekretär ter Bruggen handelnd auftritt. Sie er-

öffnet für jede dreijährige Periode eine Liste von Subscribenten, die mindestens jährlich 6 Franken zahlen und danach gewisse Rechte bei der Ausstellung und Nummern bei der Verloosung erhalten; außerdem vertheilt sie bei der Ausstellung Aktien zu 10 Francs au porteur, die ebenfalls an der Verloosung mit Theil haben. Die Zahl der Subscribenten betrug diesmal 1353, fast 400 mehr als drei Jahre vorher, die Zahl der Aktien au porteur 1130: die allergrößte Zahl der dabei betheiligten Personen ist der Stadt selbst angehörig. Also über 2000 Antwerpener zum Mindesten betheiligen sich bei der Sache! Es stuft sich aber sehr mit Recht der Kreis der Betheiligten in drei Abtheilungen ab und das vorübergehende Interesse ist und bleibt von der Leitung der Sache selbst ausgeschlossen, die in den Händen wirklich kunstverständiger Männer liegt. Es ist dies jedenfalls unseren, so auf's Geradewohl aus einer Anzahl Zahlender, zuweilen auch nicht Zahlender zusammengesetzten, nur bei einer Kunstausstellung auflebender Kunstvereinen weit vorzuziehen. Das pekuniäre Resultat war ein sehr glänzendes: obgleich der Staat nur 6000 Francs zur Ausstellung gegeben hatte, konnte man doch für 36,540 Francs Ankäufe machen und 9150 Francs an Preisen vertheilen. Die Privatankäufe wurden auf 40,000 Francs angeschlagen.

Kunstobjekte waren überhaupt 604 ausgestellt, davon 464 Ölgemälde, das Übrige Sculpturen, Architekturpläne, Aquarelle und Kupferstiche, Lithographieen u. dgl. Betheiligt hatten sich der Zahl nach 276 Belgier, darunter allein 151 Antwerpener, ferner 36 Deutsche, 26 Engländer, 21 Holländer, 19 Franzosen, doch es würde sehr falsch sein, blos nach der Zahl schon die Menge des zur Betrachtung Gekommenen zu vertheilen. Unter den Sculpturen rangen drei Darstellungen Johannes des Täufers um den Concourspreis; sieben Musen, von verschiedenen Künstlern ausgeführt, sind für die Theaterrotunde in Antwerpen bestimmt. Der Gegensatz der antikisirenden und streng kirchlichen Richtung trat in den drei, als Gruppe durchaus keine guten Gesammtlinien bildenden Grazien Vanden Kerkhoven's und der Mater dolorosa von Geerts aus Löwen recht heraus. Die Architekturpläne hatten zumeist die zwei Concoursaufgaben, ein Kunstgebäude in klassischem Stil und einen Justizpalast in gothischem zum Gegen-

stand. Es war mir auffallend, daß kein einziger derselben streng griechischen Stil brachte, sondern alle Renaissance oder Spätrömisches. Der Justizpalast war mehr oder weniger zu einer gothischen Kirche mit Thurm geworden mit übrigens trefflicher Detailzeichnung. Unter den Aquarellen lernte ich hier zuerst die trefflichen englischen von Henry Warrens kennen.

Was nun den Hauptkörper der Ausstellung betrifft, die Ölgemälde, so haben darin nach dem Zugeständniß auch der Flamländer die Deutschen den Preis davon getragen. Es war eine Freude zu sehen, welchen Eindruck hier die Porträts von Begas und Magnus, die berühmte Rhede bei Ostende von A. Achenbach, die nordischen Landschaften von Leu und Gude, die so charakteristische und durchfühlte Versammlung der Haugianer von Tidemand, der Jahrmarktsdieb von Knaus, die feinen Genrebilder von C. Hübner, die Scene im Communalrath aus dem Jahre 1848 von Hasenclever, trotz seiner nur angelegten, sehr röthlichfahlen Färbung machten. Wie deutsche Künstler noch immer zahlreich nach Antwerpen ziehen, um dort die Technik der Färbung zu lernen, so erscheint nun das benachbarte Rheinland vor allem, überhaupt Deutschland als gefährlicher Concurrent auf dem belgischen Kunstmarkt, man erkennt die ursprüngliche Verwandtschaft und den deutschen in tüchtiger Technik ausgeprägten Gedankenreichthum an. Leider glänzten mehrere der ersten belgischen Künstler, zunächst die der mehr französischen Schule durch ihre Abwesenheit, Gallait's berühmtes Bild hielt damals seinen Triumphzug durch Deutschland.

Auch von Wappers war nur ein kleines Bild im Ausstellungssaal selbst, der arme Knabe Ludwig XVII. an eine Mauer gelehnt, an welcher der Moniteur vom 21. Januar 1793 noch angeschlagen war und unten die Worte angeschrieben stehen: o mon Dieu pardonnez à ceux qui ont fait mourir mes parents, ein Bild von eingreifender Gewalt und trefflicher Farbeneinheit in fast gelbbraunem Ton, aber ohne alle innere, einem Kunstwerke nothwendige Beruhigung. Ein anderes, großes Bild von ihm ward in seinem Atelier im Hofe gezeigt: das Urtheil Salomons. Während ein anderer Künstler, Alexandre Thomas, aus demselben Gegenstand den Moment gewählt hatte, wo das eine Weib der andern, auf dem Bette schlafenden, das lebendige Kind weg=

nimmt, das sich etwas verwundert umsieht, so hat Wappers uns den folgenden vorgeführt: stolz und verächtlich weist die eine Gestalt in schönem, orientalischem Gewande, das Kind im Arme, die auf dem Lager knieende und nach dem Kinde langende, rechte Mutter zurück. In beiden Bildern war eine Schaustellung schöner weiblicher Körper sichtlich die Hauptsache für den Künstler, aber während Thomas durchaus europäische Natur darin darstellt, hat Wappers in Farbe, Profil und Motiven und der ganzen Umgebung das national Orientalische herausgehoben. So schön die auf dem Bett knieende Gestalt mit entblößtem Rücken ausgeführt und besonders in das Hauptlicht gestellt war, so war die Gruppe in ihren Linien durchaus zu keiner Einheit verarbeitet und die Hauptsache selbst, die geistige Beziehung der zwei Frauen zu einander und zum Kind schwand vor der schönen Körperlichkeit.

Wie diese beiden Bilder des Antwerpener Meisters trotz aller trefflichen Technik im großen historischen Stil doch nicht wahrhaft historische Bilder zu nennen sind, so war überhaupt unter den belgischen Werken die Historienmalerei an Zahl und an Werth nur schwach vertreten. Allerdings gab es ein Paar zu wahren Wänden angewachsene Bilder aus der belgischen Geschichte, so von Slingeneyer die am Seestrand gelieferte Schlacht von Brouwershafen (1426), von Linnig die Spanier an der Börse von Antwerpen in der Plünderung begriffen (1570), von Witkamp die Geusen, aber ich bin überzeugt, in wenig Jahren sind sie alle gänzlich vergessen. Religiöse Gegenstände waren bei dem großen, kirchlichen Eifer eines Theils der Belgier, mit Ausnahme von Copieen nach Rubens und van Dyck, überraschend wenig behandelt, ist doch die neuere belgische Kunst erst aus der nationalen Geschichte auch zum Kirchlichen gekommen, hat nicht wie die deutsche Kunst auf dem kirchlichen Boden zuerst Strenge und Zucht gewonnen, um von da den Weg durch das weite Reich von Geschichte und Natur zu nehmen. Auch hier machte sich Löwen, wie in der Plastik als Sitz des Kirchenthums bemerklich: von Mathieu, dem Direktor der dortigen Akademie, waren vier, hierher gehörige Bilder geliefert, darunter eines, eine Stiftung für St. André in Antwerpen. Dagegen tritt jene Mittelgattung zwischen Geschichte und Genre, die wir dem poeti-

schen Stil der Ballade und Novelle am besten vergleichen, entschieden in den Vordergrund und vorwiegend macht sich hier bei den Belgiern, vor allem in der jungen Antwerpener Schule die Künstlernovelle geltend. Als bedeutendstes Werk in diesem Kreise erschien unstreitig der Columbus von de Keyser, ein Bild von sehr mäßigem Umfang, einfacher Composition und trefflicher Färbung. Zwei Halbgestalten bilden den Mittelpunkt, an den Quai von Genua mit Aussicht auf die See gestellt: Columbus selbst in Gedanken versunken und ein Knabe ihn an der Hand führend, hinter ihnen erscheinen einige Lazzaronigestalten, lachend, die Hand an die Stirne legend. Ohne vorhergegangene Andeutung tritt das innere Verhältniß der Spottenden zu dem träumerischen Seefahrer durchaus nicht heraus, noch weniger der dahinter liegende Gedanke der gleichsam geistigen, vorahnenden Entdeckung einer neuen Welt. Es ist im Wesentlichen ein edles, schönes Porträt mit einer lyrischen Stimmung und historischer Staffage. Ich komme noch einmal auf das Lyrische, als gemeinsamen Charakter der de Keyser'schen Bilder zurück. Als Erweis aber des Vorherrschens der Künstlernovelle führe ich einfach eine Reihe der Gegenstände der Ausstellung an: aus dem literarischen Kreise Tasso bei seiner Schwester Cornelia von Correns in Antwerpen, Milton dictirend von Kremer in Antwerpen, Montaigne erwachend von Soubre in Lüttich, Christoph Plantin und Justus Lipsius von Huysmans in Antwerpen; dann aber Malernovellen: die Geschwister van Eyck vor der Skizze ihres Genter Altarbildes von van den Eycken, Quintin Matsys als Schmid von Gregoire von Antwerpen, Rubens und Maria von Medicis von Delehaye in Antwerpen, Rubens und van Dyck von Willems in Antwerpen, Rubens und Snyers von Verhoeven in Antwerpen, van Dyck und Karl I. von Mes in Brüssel, Cromwell vor einem Bild Karl's I. von van Dyck von Smedt in Antwerpen, Gerhard Dow bei Rembrandt von Verlat in Antwerpen, endlich Lithographie und Kupferstich von zwei Bildern von Leys: der Burgemeister Six bei Rembrandt und die Jugend Gerhard Dow's. Diese geradezu massenhafte Hinwendung der jungen Künstler auf die eine Gattung ist entschieden durch den Einfluß von de Keyser und Leys bedingt; man kann hier sehr wohl von einer neugebildeten Schule reden, die, den nationalen Stoffen zwar

noch zugewendet, statt der großen Handlung die enge Situation wählt, die die Ausführung der einzelnen Gestalten im Porträtstil zu vereinigen sucht mit einem mehr allgemein historischen Hintergrunde. Es kann viel Ansprechendes hierin geliefert werden, aber die Stählung der geistigen, schöpferischen Kraft, die dem Künstler aus der Behandlung großer Aufgaben erwächst, geht dabei gänzlich verloren.

Im Genre, in den architektonischen Prospekten, im Stillleben, in Marinen wissen die Niederländer, Belgier, wie Holländer heutzutage im Stil ihrer frühern Meister sehr Tüchtiges und in aller Einfachheit Ansprechendes zu leisten. Die glückliche Beschränkung auf ein kleines Gebiet läßt leichter darin ein wahres Virtuosenthum erreichen, aber vor allem auch eine einmal gelungene Behandlung des Gegenstandes stetig festhalten und so einen wirklichen Stil ausbilden. Den Preis unter allen trug ein Bild von Prof. Dyckmans in Antwerpen davon, der Blinde mit seinem Kinde an der Kirchthüre, ein Meisterstück der Kleinarbeit. Unter der Loupe sah man erst diese wunderbare treue Darstellung der Hautoberfläche, den Spiegel der abgestorbenen Haut, die Runzelvertheilung, die Haarlinien des weißen Bartes.

Die dritte Seite des im Antwerpener Museum vertretenen Kunstlebens, die ein künftiges Geschlecht erziehende auch kennen zu lernen, war mir von großem Interesse. Unter der Führung von Conscience, dem Greffier der Anstalt, habe ich in den Abendstunden zwischen sechs und acht, wo der allgemeine Unterricht ertheilt wird, eine Wanderung durch die mannigfaltigen Räume derselben gemacht, an welcher 18 Lehrer thätig sind, über 1200 Schüler unentgeldlich unterrichtet werden, in 14 Abtheilungen von den ersten Elementen des Zeichnens bis zur vollen Entfaltung aller Kunstzweige der Cursus aufsteigt. Es macht in der That dieses Zusammenwirken aller Unterrichtstheile, diese völlige Gleichstellung aller Stände, denen der Schüler angehört, einen höchst erfreulichen Eindruck. Welche große Mannigfaltigkeit bildender Thätigkeit tritt auf einem Punkte da zu Tage, wie strömen unbewußt dadurch künstlerische Formen und Ideen in das handwerkliche Leben ein!

Wir beginnen mit dem großen Saal des Elementarzeichnens. Hier stehen durchaus in langen Reihen die Knaben von 7, 8 Jahren an

den Zeichnenpulten, Kinder in verschiedenster Kleidung, mit verschiedenstem äußeren Anstand, zwei Lehrer gehen darin auf und ab. Durch Vorzeichnungen an der schwarzen Tafel und durch Vorlegeblätter werden hier die Grundformen der gerad- und krummlinigen Verbindungen eingeprägt, zugleich der Begriff des Maßes, was mir recht wichtig scheint, an Linieneintheilungen aller Art geübt. Es folgen dann die regelmäßigen Körper ohne und mit Schattengebung. Bald theilt sich der Cursus in den doppelten des zeichnenden und plastischen: dort werden Ornamente nach Modellen gebildet in Thon als Relief in immer aufsteigender Schwere, so daß zuletzt nur noch Zeichnungen mit sehr geringer Ausführung der Schüler frei ausführen muß. Der Zeichencursus beginnt auch mit Ornamenten, geht aber bald zu den einfachsten Körperformen über: durchaus synthetisch wird hier verfahren und so zuerst nur Augen, Ohren, dann Profile u. s. w. geübt. Weiter verzweigt sich die Schule in sehr verschiedene Abtheilungen je nach den Handwerkern: da werden den Tischlern, Schlossern, Zuckerbäckern, Schiffbauern, Töpfern, jedem eine ganz besondere Reihe von Aufgaben gestellt. Und hier ist es nicht sowohl die Zeichnung als die Plastik, die mit vollem Recht in den Vordergrund tritt. Neben dieser handwerklichen Kunstschule gehen die ersten Klassen der eigentlichen Kunstakademie schon nebenher und diese baut sich dann als hohe Spitze über dem Ganzen auf. Von den Gypssäälen, wo zugleich gezeichnet und in Thon modellirt wird nach Ornamenten und nach Statuen, die auf ihren beweglichen Postamenten leicht aus der Sammlung herbeigeschafft werden, geht es zu dem Modellsaal, wo eben ein kräftiger Mann als Modell diente. Gleichzeitig haben die Maler sich auf eigene Hand zum Abendzeichnen in einem besonderen Zimmer ein Kostümmodell, einen bärtigen alten Mann hingesetzt. Die verschiedenen Ateliers eines Wappers, de Keyser, Dyckmans, Geefs, die in und neben dem Gebäude sich befinden, der eigentliche Heerd der Antwerpener Malerschule, sind Abends natürlich geschlossen. Dagegen steigen wir jetzt mit in die oberen Etagen hinauf: da finden wir die Kupferstecher, Holzschneider, Lithographen in ihren allerdings nicht sehr besuchten Räumen. Länger hielt ich mich auf in den drei Architektursäälen, von einem der dortigen Professoren auf das Freundlichste

aufgenommen. Die antiken Formen werden bisher noch ganz nach Vignola's Säulenordnung, allerdings berichtigt in vielen Punkten eingeübt. Die neuern deutschen Darstellungen seit Schinkel aber, wodurch doch zuerst das griechische System in seiner Strenge als Muster hingestellt ward, kannte man noch nicht; es sollten eben jetzt dort neue Vorlegeblätter veröffentlicht werden, hoffentlich sind die deutschen Werke, deren Titel man sich von mir erbat, dabei noch benutzt worden. Auch hier streng synthetischer Gang vom einfachsten Capitell bis zur ganzen Façade; eine zweite Abtheilung beschäftigt sich mit dem Aufreißen der Gebäude, in einer dritten werden dem Einzelnen Aufgaben zur freien Ausführung gestellt. Es ist dies auch die einzige Architekturschule Belgiens, wo der gothische Stil methodisch gelehrt wird und zwar nach Hoffstadt's ABC. Der Professor zeigte mir die Preisarbeiten darin, die der Hauptsache nach von einem Einzigen herrühren und in der That bei der Frist von nur drei Tagen für ihre Ausführung eine merkwürdige Beherrschung der reichsten Gothik in Kirchenfaçaden und Lettner offenbarten.

So ist das Ganze eine wohlgeordnete Einheit eines langjährigen Cursus und es wird streng darauf gesehen, daß nur nach Absolvirung der vorhergehenden Klasse in die obere eingetreten wird, sowie auch den angehenden Künstlern der Besuch der abendlichen Übungen zur strengen Pflicht gemacht wird. In dem Unterricht selbst wird streng der synthetische Weg eingeschlagen, nicht, wie man jetzt mit so vielem Glück versucht, der analytische, es wird sehr wenig durch mündliche Mittheilung angeregt, aber um so stetiger Hand und Auge geübt. Diese etwas handwerksmäßige Weise und Schulzucht ist es auch, über die sich deutsche Maler, welche nach Antwerpen kommen, vielfach beklagen. Sie kommen natürlich meist mit einem bestimmten Ziele hin, durchschnittlich mit einer weit größeren geistigen Bildung und Angeregtheit; aber auch oft mit den Ansprüchen einer ungezügelten Individualität. Daher leben viele derselben außer dem Verbande der Akademie. Aber ist es nicht wesentlich diese strenge Zucht, die den Belgiern ihre Sicherheit, ihr ruhiges Verfolgen einer bestimmten Richtung an die Hand giebt, also kurz gesagt, die Entwickelung eines Kunststiles wesentlich fördert? Der Hochmuth, mit dem in Deutschland jeder

halbgebildete Künstler so gern auf das Handwerk herabsieht, kann in einer solchen Schule nicht gut aufkommen und viele werden einfach veranlaßt, lieber künstlerisch gebildete Handwerker als talentlose Künstler zu werden.

Unter den Privatsammlungen, deren Zahl bei einer genauen Kunststatistik von Antwerpen sich als sehr beträchtlich herausstellen möchte, lernte ich drei größere kennen: die der Herren Wuyts, Baley und van Geetruyn. Leider konnte ich über die mehrfach genannte Sammlung von Madam Herry, welche auch Anticaglien mancher Art enthalten soll, keine Auskunft erhalten. Während die beiden ersten aus ältern italienischen wie niederländischen Meistern bestehen, hat Herr van Gertruyn der modernen, zunächst belgischen und holländischen Kunst seine Aufmerksamkeit als Sammler geschenkt. Die Sammlung des Herrn Wuyts, seit etwa 20 Jahren gebildet, befindet sich im ältesten Stadttheile Antwerpens, in einem eigens dazu erbauten, von oben erleuchteten Saale seines Hinterhauses. Für alle mögliche Bequemlichkeit beim Beschauen ist gesorgt. Unter der nicht geringen Zahl wirklich guter Bilder haben zwei hinter einer vollständigen, offenbar zum Schutz in Kriegszeiten unternommenen Übermalung höchst interessante Darstellungen erscheinen lassen. Das eine ist die von Wagner trefflich in Kupfer gestochene Darstellung der Vierge aux langes, welche vom Besitzer und vielen dem Rafael zugeschrieben wird, sicher unter der nun neunmaligen Wiederholung desselben Motives eine bedeutende Stelle einnimmt. Ich verweise im Wesentlichen auf die feinsinnige Besprechung dieses Stiches durch Kugler (Kunstbl. 1851. n. 45. Kl. Schr. II. S. 655 ff.) und füge nur einige, vor dem Bilde selbst gemachte Bemerkungen bei. Unwillkürlich drängte sich auch mir der Vergleich mit der Pariser Vierge au diadème auf, aber ihr gegenüber bietet sich gerade viel Fremdartiges dar. Neben der von Kugler genau bezeichneten Abweichung der Motivirung ist der Hintergrund ein anderer: dort römische Ruinen in großen Formen, hier eine Ebene mit einem einzigen Bäumchen und einer einfachen Kirche; beides erinnert sehr wohl an die Rafaelischen Hintergründe aus früher Zeit, aber z. B. der Baum hat durchaus nicht das Feine, Schlanke, Dünne der peruginesken Zeichnung. Überhaupt ist die Färbung dunkel bei

wesentlich rafaelischer Farbenordnung, es fehlt ihr der leichte durchsichtige Hauch; besonders tritt dies auch an dem auffallend dunkeln Himmel hervor. Ganz vortrefflich ist der Kopf der Maria, ebenso der des Johannes, dagegen das schlafende Kind meinem Gefühl nach verunglückt, ebenso wenig eines Rafael würdig wie die Hände der Maria. Ihre Gewandung ist in der Farbe schwer und massig. Kehrt man zu dem Bilde zurück, so gewinnt es entschieden; irgend einen fremdartigen Schultypus kann ich noch nicht darin finden, aber einen erdigeren, schwereren Ton der Färbung und wenig Sinn für die feine Umzeichnung der Gestalten. Das andere, ebenfalls neu entdeckte Bild wird für Murillo erklärt: die Marter des h. Jacobus, jedenfalls ein treffliches Werk der spanischen Schule. Interessant ist es, von Rubens Bilder aus seinen verschiedenen Stadien zu vergleichen: eine heilige Familie noch ganz im Stile des O. Venius gemalt und daneben den gleichen Gegenstand von seinem freiesten, kecksten Pinsel und dazwischen stehend eine Kreuzigung. Von van Dyck sind treffliche Porträts da, ebenso ist die Landschaft und das Stillleben wohl vertreten. Leider war mein Aufenthalt in der Sammlung zu kurz, um neben dem Rafaelischen Bilde, das mich näher beschäftigte, von den andern Bildern mir genaue Notizen zu machen.

Herr Baley, ein zum Katholicismus übergetretener Schotte, der durch den Handel mit ostindischen Waaren für die englische Compagnie sehr reich geworden ist, verwendet große Summen auf den Ankauf von Bildern und läßt einen Saal dafür bauen. Jetzt sind die Bilder wahrhaft gehäuft hinter seinem Comtoir in einem großen Zimmer, viele noch an die Wand gestellt. Er war selbst ein höchst gefälliger und geduldiger Führer, unterließ es natürlich nie, die ihm von hohen Herren gebotenen Summen zu nennen. Unter den Bildern der italienischen Schulen fesselt vor allem eines jener räthselhaften Werke der Mailänder Schule: die Halbgestalt der Mona Lisa aber mit einem weiten, landschaftlichen, hellen Hintergrund, während das Pariser Bild eine steile, zackige Gebirgspartie aus dem bläulichen Dunkel hervorschimmern läßt. Das Bild ist aus der Sammlung des Lord Berwick erkauft. Längere Betrachtung führt immer tiefer in die warme, aus dem Dunkel heraus sich arbeitende Färbung, in das so

fein in den Fingern, um die Mundwinkel spielende Leben ein. Aus Bologna sind direkt zwei Bilder hierher gekommen, ein Christus von Caracci und ein treffliches Bild von Dominichino: Cäcilia mit sechs Engeln um eine Orgel gruppirt. Der Kopf der Cäcilia ist von hoher Schönheit und die Theilnahme der Engel am musikalischen Vorgang ganz trefflich. Man müßte das Bild mit den Scenen aus der Geschichte der h. Cäcilia in San Luigi zu Rom vergleichen können, um sicher über die Stellung desselben zum Meister zu entscheiden. Eine Zierde der Sammlung sind zwei Claude Lorrains, beides Landschaften am Meeresgestade mit Staffage, die eine mit einer reichen Anzahl Schiffen im Meerbusen; der effektvollen Morgenbeleuchtung derselben ziehe ich die milde, die Luft gleichsam durchzitternde Abendbeleuchtung der andern vor. Besser als Rubens, von dem Christus in einer Landschaft vorhanden ist, sind van Dyck und Rembrandt vertreten, beide als Porträtmaler, jener durch das Bild einer Tochter Karl's V., dieser durch ein treffliches männliches Bild in schwarzer Tracht. Ein Familienbild eines vornehmen Ehepaares von van der Helst ist ihnen völlig ebenbürtig. Im Genre traten zwei Bilder von Ostade hervor, vor allem ein Kücheninterieur mit Dienstmädchen und ihrem reichen Einkauf, dann die Schachspieler von Jan Steen, trefflich charakterisirt. Die niederländischen Landschaften lassen sich auch hier in zwei scharf getrennte Reihen stellen: auf der einen Seite Pynacker mit seiner großartigen Gruppirung südlicher Felspartieen, Jan Weenix und sein Schüler Berghem mit den reichen Landschaften und der idyllischen Staffage, die wohl auch zu dem Engelsgruß bei den Hirten wird, auf der andern Ruysdael und seine Schule, Hobbema, daneben Everdingen mit den so charakteristischen, nordischen Bäumen, dem wilden, gelben Bergwasser, dem voll Regenwolken hängenden Himmel. Der Seltenheit wegen ist eine Landschaft von Teniers zu nennen. Auch die Marine, die Interieurs in der Kathedrale Antwerpens von Peter Neefs, endlich die Blumenmalerei in Mignon und Seghers haben ihr Contingent zur Sammlung geliefert.

In elegante, wohnliche Zimmer vertheilt sind die Bilder der neuen, niederländischen Kunst bei Herrn Geetruyn zu finden. Da begegnet uns gleich ein guter Bekannte aus der Ausstellung, der Blinde von

Dyckmans und zum Columbus von de Keyser finden wir zwei merkwürdige, den Künstler sehr bezeichnende Vorgänger. Ein Kreuzritter steht nachdenklich an einen Sarg gelehnt, hinter sich die nun verlassene Burg der Väter und dann ein Trinitariermönch mit seinem blau und rothen Kreuz, ausziehend, Gefangene loszukaufen. Ist es nicht, als ob uns eine Ballade aus diesen Bildern von Rittern und Mönchen entgegentönte, aber nicht als Bericht ihrer Thaten, sondern als die Darstellung lyrischer Stimmung? Eine merkwürdige Weichheit geht durch dieselben. Daneben aber haben wir in Bildern von Leys, Koekoek, Schelfhout u. a. durchaus das in sich wohl begränzte niederländische Leben, viel glückliche Nachahmung der älteren Meister. Eine Maitresse, stattlich in Seide gekleidet, sitzt in einem Zimmer vor ihrem Lager; durch ein Blumenfenster fällt doppelt gebrochen das Licht herein; sie liest einen Brief, den ihr ein ruhig am Tisch stehender Diener gebracht. Ruhig prüft sie den Inhalt, wägt ihn ab gegenüber den vor ihr auf dem Tische liegenden Geschenken. Wird sie dem Verehrer wohl Gehör schenken? L'amateur, so ist die Bezeichnung eines Bildes, wo Kunstliebhaber, jeder mit einem Bild oder Kupferwerk eifrig beschäftigt, unter einer malerischen Unordnung sitzen. Wie trefflich glänzt der Plattenboden des Vorsaales im Amsterdamer Waisenhaus, der so eben in holländischem Reinigungseifer mit Wasser überschüttet wird! Auch ein Exemplar von dem Marktleben bei Nachtbeleuchtung, das einen holländischen Maler allein beschäftigt, fehlt nicht. Und wie gewaltig bäumt sich der Schimmel, der aus einem alten Thorweg den hohen Karren herauszwängen soll! Zwei Landschaften von Kindermann zogen mich sehr an: ein Motiv aus dem Luxemburgischen und eine Gegend bei Namur. Der Charakter der Landschaft war trefflich ausgeprägt: von einer bedeutenden Höhe blickt man aus einem heidereichen Wald auf ein in das Thal vorspringendes Schloß, rechts die waldbelaubten Bergzüge als Ausläufer der weiten Luxemburger Hochflächen in das Thal in der Mitte abfallend; in weiter Ferne bricht durch die Wolken der glänzende Nachmittagshimmel. Achenbach begegnen wir in dem Strand von Scheveningen bei nahendem Sturme.

Es würde mich zu weit führen, noch auf manches schöne Bild des Privatbesitzes, so des Herrn Molly, des Herrn Schulte, der ein glück-

licher Vermittler der Düsseldorfer Schule mit den Antwerpener Kunstliebhabern ist, und andere aufmerksam zu machen. Ein sehr nachahmungswerthes Beispiel gab der erstere, indem er einen jungen Künstler ein Paar Jahre reisen ließ, und dafür ein Paar Bilder von der Reise sich bestellte.

So ist jener wichtige Bund des städtischen und kaufmännischen Lebens mit dem künstlerischen in Antwerpen heutzutage von Neuem in immer erfreulicherem Aufblühen begriffen, wie er einst im 16. und 17. Jahrhundert in so glänzender Weise bestand. Wenigen aber mag es bekannt sein, daß auch die literarische durch die Verbreitung der Buchdruckerkunst, durch die klassischen Studien und die ersten großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen hervorgerufene Bewegung in Antwerpen einst einen günstigen Mittelpunkt fand. Dagegen ist von vorn herein mit größter Strenge gegen reformatorische Schriften eingeschritten worden und schon 1520 schwebte über dem Buchhändler Franz Birkmann ein gefährlicher Proceß, weil er die Übersetzung des Chrysostomus mit den Noten von Ökolampadius, einem ketzerischen Manne, verbreitet habe. Mehr aber als anderswo mußte in einer solchen Stadt des Welthandels, wo alle Neuigkeiten zuerst bekannt wurden, wo die Kunde der großen Entdeckungen neuer Welttheile und der Anblick fremder Erzeugnisse, fremder Thiere und Pflanzen unmittelbar wirkte, wo man alle lebenden Sprachen neben einander hörte, die wissenschaftliche Thätigkeit sich den mehr in das Leben eingreifenden Fächern zuwenden. Wir hören von ausgezeichneten Ärzten, die dort wirkten, von einem großen Kräutergarten in Borgerhout, wo man alle neuen Pflanzen sah, wir wissen, daß Abraham Ortelius hier zuerst sein Theatrum orbis terrarum, seinen Schauplatz der Welt, sein Verzeichniß geographischer Namen, seinen geographischen Thesaurus herausgab, daß der Mathematiker Michael Coignet in einer neuen Schiffahrtskunde (nova institutio artis navigandi) über die Messung der zurückgelegten Seestrecken von Ost nach West und umgekehrt eine neue Methode aufstellte. Der Sekretär der Stadt Cornelius Scribonius Grapheus aus Alost war ein höchst sprachgewandter Mann und erster Historiker Antwerpens, wenig jünger endlich Lodovico Guicciardini, der auch hier erst seine literarische Thätigkeit entfaltete. Gegen

Ende des Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche dieses wissenschaftlichen Lebens mit der Macht des neuen, in Antwerpen einen Hauptsitz gründenden Ordens der Jesuiten. In kirchlichem Interesse, mit ausgebreiteter philologischer Gelehrsamkeit, mit großer Gewandtheit im Gebrauch der verschiedensten Sprachen, haben diese dort literarisch gearbeitet. Und an sie lehnt sich wesentlich der große Antiquar Justus Lipsius an.

Aber es ist keine große wissenschaftliche Anstalt, die solche Studien zusammenhält, sondern es ist der technische und kaufmännische Unternehmungsgeist, der sie dauernd beschäftigt. Buchdruckerei und Buchhandel haben hier seit früher Zeit einen günstigen Boden gefunden. Über Antwerpen ging der damals sehr starke Verkehr deutscher Bücher mit England. Hier hatte jener unternehmende Franz Birkmann, mit dem Froben von Basel geschäftlich nahe verbunden, eine Commandite, die Verbindung mit Köln blieb unter dessen Firma das 16. Jahrhundert hindurch eine sehr enge. In den Jahren 1520—1530 werden allein 6 Druckereien in Antwerpen genannt, in denen für Birkmann gedruckt wird. Über sie alle hinaus aber ragte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Officin von Christophorus Plantin, einem Franzosen aus Tours, der bald Architypographus Philipp's II. wurde. Jeder Philolog hat von den so zahlreichen, correcten und trefflich ausgestatteten Plantinischen Drucken gehört. Ein großes Register würde eine Zusammenstellung derselben füllen. Aber es handelt sich nicht allein um griechische und lateinische Autoren, die orientalischen Schriften, Hebräisch, Syrisch, Arabisch wurden zuerst in verschiedenen Lettern auf das Correcteste hier gedruckt; ebenso alle neueren Sprachen, besonders Spanisch und Portugiesisch. Außer der klassischen und orientalischen Literatur ist vor allem die kirchliche hier zu suchen, zunächst die Bibel und zwar in der großen Polyglottenform, wie in der einfachen Vulgata, dann die Breviarien, Ritualen, Missalen, mit ausgezeichnetem Notendruck, dann Kirchenväter, Commentare, kirchengeschichtliche Werke. Die Thätigkeit der Jesuiten fand in der Officin der Moreti, der Nachfolger des Plantin, die großartigste, buchhändlerische Repräsentation. Man denke sich, daß für alle spanischen Provinzen in Amerika die Moreti in kirchlicher

Literatur — und welche kam sonst viel dahin? — den alleinigen Debit hatten, daß noch heutzutage dort die Kirche nur dieser Drucke sich bedient. Guicciardini erzählt mit Begeisterung von dem neugegründeten Etablissement des Plantin, dieses gelehrten, geistvollen Mannes. Er sagt, nirgendswo in der Welt seien so viel Pressen, so viel Gattungen von Lettern, so viel andere Apparate zu finden, so viel ausgezeichnete Männer beschäftigt, die Correcturen in allen alten und neuern Sprachen zu leiten. In unzähliger Menge wurden die Bücher durch die Welt versendet, täglich mehr als 200 fl. an Lohn und sonstigen Ausgaben ausgezahlt.

Meist nur um der Auferstehung des Herrn von Rubens willen sieht der Fremde sich die Grabkapelle der Moreti im Dom an und das Grabmal des Christoph Plantin in der Nähe wird selten beachtet. Aber nicht hier allein erinnert ein sichtliches Zeichen an jenen ausgezeichneten Mann und sein so großartiges Unternehmen. Nein, noch unversehrt steht als eine wohl erhaltene Reliquie der ganze sichtbare Bau mit seiner Einrichtung, wie ihn Christoph Plantin zuerst begründet, sein Schwiegersohn Johannes Moretus († 1610) weiter geführt hat. Vergebliche Versuche waren schon gemacht worden, mir die Erlaubniß zum Besehen der Anstalt von dem jetzigen Besitzer, dem letzten Moretus, einem wunderlichen, hagestolzen Junker, zu erwirken, der alle Thätigkeit darin sistirt hat und niemand womöglich hinein läßt. Da gelang ein direkter Versuch, ohne Weiteres in das Haus einzudringen und die Bekanntschaft meines trefflichen Begleiters mit dem Faktor, einem alten ganz in der stillen Abgeschlossenheit lebenden Manne half glücklich weiter. Wie anders heute, als im 17. Jahrhundert, wo jedem Fremden es offen stand, wo einst Isabella von Spanien und Maria von Medicis mit ihrem Hofstaat in diesen Räumen sich umsahen! Nahe dem Scheldethor liegt an einem offenen Platz das moderne stattliche Haus der Moreti, ohne irgend durch sein Äußeres von seinem Inhalt etwas anzukündigen. Ist man durch die breite Thorfahrt in den großen, rings umschlossenen Hof getreten, so eröffnet sich einem eine andere, stille Welt und noch so frisch und unversehrt erhalten, als wenn nie eine Belagerung, nie die Revolutionen über Antwerpen dahin gegangen wären. Das lange massive Hintergebäude und die

Seitenflügel, der eine mit offener Bogenhalle, sind noch unverändert. Ein uralter, mächtiger Weinstock breitet seine Reben weit über das erstere, ein Theil halb im Laube versteckt sind in Nischen gut gearbeitete Büsten mit Sinnsprüchen und Namenangabe aufgestellt. Da lesen wir bei Christoph Plantin das für ihn so wahre Labore et constantia, bei seinem Schwiegersohn Johannes Moretus ein Ratione recta, weiter folgt ein Joannes Moretus J. F. (Joannis filius), dann Balthasar Moretus J. F. († 1683), unter dem die Druckerei den allergrößten Aufschwung erhielt. Ein Stern leuchtet über der Erdkugel in seinem Wappen und die Devise lautet: Stella duce. Labore et constantia pietate et prudentia circuit orbem. Die jüngsten Büsten sind Balthasar Moretus B. F. († 1730) und Jo. Jos. Moretus († 1757). Auch Justus Lipsius ist mit seinem Spruch: moribus antiquis als langjähriger Freund und Corrector in einer Büste verewigt. Zur ebenen Erde tritt man in die schmalen, langen Comtoirzimmer mit Ledertapeten und großen Kaminen. Noch unverändert steht der Lehnstuhl und das Pult des Justus Lipsius an seiner Stelle, noch werden die Comtoirbücher hier aufbewahrt seit Gründung der Druckerei, noch sind die Massen der alten Lettern in einem eigenen Zimmer angeschichtet. Gegenüber liegt die eigentliche Officin, in welcher jeden Augenblick zu drucken wieder begonnen werden kann. In steigender Vollendung kann man hier die Reihe der Druckerpressen der verschiedenen Jahrhunderte verfolgen. Vergebens sprach ein dem jetzigen Besitzer im J. 1828 überreichtes Gedicht der Drucker die Hoffnung aus, daß diese Pressen neu besetzt würden. Wir wandern durch die oberen Räume, durch die großen Lager, wo noch für 500,000 Francs Exemplare von allen möglichen Werken zu kirchlichem Gebrauche liegen und von wo nach Amerika immer von Zeit zu Zeit Sendungen gemacht werden. Andere Zimmer bewahren in großen Schränken die merkwürdigen Schätze an Holzschnittstöcken und Kupferplatten. Nie sah ich einen solchen Reichthum von Initialen beisammen. Die trefflich geschnittenen Holzplatten zu dem großen Kräuterbuche des Rembertus Dodonaeus, zu mathematischen Werken, zu den Poliorcetica des Lipsius, zur deutschen Bibel, in Kupferplatten große religiöse Bilder zu den Missalen, zu Alciati, die Darstellung Antwerpener Feste, so beim Einzug von

Albert von Östreich und Isabella von Spanien, die Gebäude Antwerpens, die Reihen brabantischer Fürsten, alles dies und noch mehr ließ ein flüchtiges Ausziehen der Schrankschubladen übersehen. Die meisten Platten, sowie eine vollständige Reihe aller gedruckten Bücher befanden sich nach der Aussage des Faktors in einem Zimmer des Junkers selbst. Ängstlich horchend, ob dieser von dem eingedrungenen Besuche nichts höre, treibt der Faktor zur Eile, doch noch muß er mit uns in den andern Flügel, in die leider neu geweißte Küche hinaufsteigen, die mit ihren Schmelzöfen und Apparaten zum Letterguß uns ein treffliches Original zu einer Alchymistenküche böte. Welcher Reichthum von Stoff zur Literargeschichte liegt noch hier verborgen? Welche Fülle interessanter Correspondenzen mag noch unbewußt mit gehütet werden neben dem ganzen Gewinn, den die urkundliche Geschichte einer solchen Anstalt für Culturgeschichte überhaupt hat! Hoffen wir, daß nicht allzulange Wunderlichkeit und Beschränktheit diese Schätze der wissenschaftlichen Benutzung vorenthalte.

Antwerpen besitzt keine moderne literarische Anstalt, die sich dieser entfernt vergleichen lasse, aber daß literarisches Leben nicht erstorben sei, dafür ist die seit einer Reihe von Jahren so thätige Académie archéologique, ist ein medicinischer Verein, sind die bedeutenden Publikationen in flamländischer Sprache Beweis, welche von der Rederykkamer zum Ölzweig ausgehen und die Neubelebung historischer Interessen an der eigenen Stadt sich zur Aufgabe machen. Wie aber im 16. Jahrhundert der Handelsverkehr das Interesse an der Erdkunde, an der fremden Thier- und Pflanzenwelt lebendig anregte, ein Pflanzengarten in Borgerhout angelegt war, fremde Blumen hier zuerst in Gärten gezogen worden, alle fremden Thiere, Löwen, Tiger, Luchse, Panther, von Zeit zu Zeit ein Elephant, welche als Geschenke an Könige und Fürsten nach Mitteleuropa kamen, in Antwerpen an das Land gesetzt wurden, so ist heute der zoologische Garten mit Recht ein Stolz der Antwerpener und ein von Einheimischen wie Fremden gleich besuchter Unterhaltungsort. Auf Aktien gegründet ist er pekuniär sehr günstig gestellt; dazu erhält er durch freiwillige Geschenke von Thieren außer den Ankäufen immer neuen Zuwachs. Der Wetteifer der belgischen Städte unter einander trägt zur Hebung solcher Anstalten sehr

bei und mit Recht hat jede bis jetzt auf das ihr Eigenthümliche, von ihr am leichtesten Auszubildende besondere Sorgfalt verwandt: die eine, wie Gent, auf den Blumenflor, die andere auf ihre Palmenhäuser, wie Brüssel, Antwerpen also auf die Zoologie. Zoologische Gärten sind mir meist wie Miniaturausgaben und kleinliche Nachäffungen der großen Schöpfung Gottes, als eines großen, reich zusammengesetzten Ganzen erschienen, sehr nützlich zum Einprägen bestimmter Thierformen und für viele auch amüsant, aber leicht komisch in ihren Versuchen, den ganzen Charakter eines Landes auf ein Paar Quadratfuß darzustellen. Wenn irgendwo, ist hier in Antwerpen die Anordnung des Ganzen eine sehr geschickte, eine Menge engbegränzter, in sich wohl gruppirter Anlagen stimmen sehr wohl zu den dort befindlichen Thiergruppen und erregen leicht den Gedanken eines wirklich Zusammengehörigen. Die Gebäude sind sehr statklich, so vor allem ein ungeheurer Saal für eine zoologische, besonders an Vögeln sehr reiche Sammlung; wodurch also unmittelbar die Übersicht und Vergleichung der lebendigen Thiere mit anderen Species erleichtert wird. Ich überlasse es andern, über die Zahl, Seltenheit, gute Erhaltung der Thiere selbst im Vergleich zu andern zoologischen Gärten ein Urtheil zu sprechen; mir hat immer die ästhetische Auffassung am nächsten gelegen, welche die Menge und Abstufung ganz gesättigter Lokalfarben, wie sie in unserer Naturumgebung nicht vorkommen, an den Gefiedern vor allem fremder Vögel studirt und die bestimmten Bewegungen der größeren Thiere, die vor allem in der Symbolik der Sprachen und der bildlichen Bezeichnung seit uralter Zeit einen so scharfen Ausdruck gefunden, sich einzuprägen sucht.

Wir stehen im zoologischen Garten unmittelbar dem Ausgangspunkt unserer Wanderung durch Antwerpen nahe. Neben uns tönt die Eisenbahnglocke und dort braust der Bahnzug, augenblickliche Menschenfülle und dann Einöde bezeichnen hinreichend den raschen Wechsel unseres heutigen Reiselebens. Noch wäre manche Wanderung zu machen, vor allem um das individuelle Leben von heute gegenüber dem einstigen kennen zu lernen: zu den öffentlichen Vergnügungslokalen im Harmoniegarten, in der Pepinière, in den zahllosen Estaminets. Auf der Straße gilt es, die vielfachen Spiele der Erwachse-

nen, auf dem Freitagsmarkt die alten Hauseinrichtungen, die Art ihrer Versteigerung, die Menschen dabei zu beachten. In das Innere des ächt flämischen Lebens, zu Hochzeiten und Kindtaufen, dann in die enggeschlossenen Gesellschaften für Gesang, dramatische Aufführung, Redeübung dringt der Fremde schwer ein, hat doch unverkennbar das ächt Nationale gegenüber der in der sogenannten Gesellschaft durchaus herrschenden französischen Bildung sich enger abgeschlossen und vermeidet alle Berührung mit dem Ausländer, ist aber dadurch schon seit langer Zeit der freieren Geistesbewegung und Entwickelung verlustig gegangen, die eben nur durch das freie, selbständige Berühren der Elemente erzeugt wird. Schlimm genug, daß die politische und doch auch religiöse Spaltung mehr und mehr ganze Kreise von einander fern hält. Wenn das Flämische und ächt Nationale sich wirklich von dem französischen, romanischen, ihrer ganzen Natur sehr widersprechenden Bildung emancipiren will, so kann dies nur durch innigen Anschluß an Deutschland geschehen, nur dadurch, daß die deutsche Bildung, wie sie z. B. am Niederrhein auf ganz denselben Volkselementen und denselben religiösen Bedingungen beruht, als die wesentlich eigene betrachtet und angeeignet wird. Wie die deutsche Schweiz trotz politischer Trennung, trotz der im gewöhnlichen Leben durchaus herrschenden Schweizerdialekte an der geistigen Bildung und dem ganzen Gedankenkreise Deutschlands participirt, so kann dasselbe für die flämischen Theile Belgiens mit der Zeit erreicht werden. Wichtig vor allem sind dafür die gemeinsamen politischen und commerciellen Interessen. Und so wird gerade in Antwerpen der unbewußte Einfluß der deutschen Familien auch langsam aber sicher wirken, um so mehr, da in einer deutschen Schule und der deutsch-protestantischen, mit der holländischen verbundenen Kirche für die Erziehung und religiöse Bildung ein stetiger Halt geboten ist.

Literarische Hülfsmittel,

die für ganz Frankreich oder größere Theile benutzt wurden:

I. Reisewerke:

Jo. Jac. Grasseri Basil. Itinerarium historico-politicum. Basil. 1624.

(Der Verf. hat zwei Jahre in der Gallia Narbonensis, besonders Nimes und Montpellier gelebt, hat 1606 die Vorrede der Arbeit über Nimes datirt, ist 1607 noch einmal bei Pont du Gard mit einem Graf Schulenburg, schreibt das Buch für vier vornehme Östreicher, die in Basel studirt haben und reisen wollen. Beschrieben werden nur die Städte des Rhonethales von Lyon bis Marseille.)

Jodocus Sincerus (Zinzerling) Itinerarium Galliae etc. cum appendice de Burdigala. Lugduni apud Jac. Creux. 1616. Amstelod. 1649. 1655.

(Geschrieben für einen Freiherrn v. Zedlitz, der auf große Reisen geht. Plan für einen Aufenthalt von 3 Jahren in Frankreich nach fünf großen Routen. Ursprüngliche Eintheilung in 3 Bücher.)

Petrus Eisenberg Danus Itinerarium Galliae et Angliae. Reisebüchlein. Leipzigk. 1623.

(Geschrieben für zwei vom Verf. erzogene Söhne des Hauptmanns Markdaner.)

Martinus Zeillerus Itinerarium Galliae oder Raißbeschreibung durch Frankreich. Straßburg. 1634.

(Deutsche Sprache absichtlich gewählt.)

Maffei Antiquitates quaedam selectae Galliae. 1734.

Oberlin Reisebericht aus Südfrankreich (Vienne, Orange, Nimes und Umgegend) in Schlözer Briefwechsel. Thl. IV. n. 19—30.

J. K. Volkmann Neueste Reisen durch Frankreich, vorzüglich in Absicht auf Naturgeschichte, Ökonomie, Manufakturen und Werke der Kunst. 2 Thle. Leipzig. 1787.

(Erster Theil behandelt Paris und Umgegend, zweiter das übrige Frankreich. Wichtig für die Statistik Frankreichs unmittelbar vor der Revolution, für Kunst und Alterthum fast ohne Werth.)

Schopenhauer Das südliche Frankreich. 1817. Rudolstadt.

(Reise von Paris über Tours, Bordeaux, Toulouse, Marseille. Sehr gut geschrieben, mit feinem Sinn für Auffassung gesellschaftlicher Zustände.)

Millin Voyage dans les départements du midi de la France. T. I—IV. Paris. 1807—1811. Nebst Atlas.

(Noch heute das inhaltreichste Werk für Kunst und Alterthum in Süd- und Westfrankreich.)

Chr. F. Mylius Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil Oberitaliens. 4 Bde. Karlsruhe. 1818.

(Die Reise umfaßt das Rhonegebiet und die Pyrenäen: Toulouse ist an der Garonne die Gränze. Der Verf. hat viel selbst gesehen, die weitschweifigen Excerpte aus andern Schriftstellern sind planlos.)

Schubert Reise durch das südliche Frankreich und Italien. 2 Bde. Erlangen. 1827.

Prosper Mérimée Notes d'un voyage dans le midi de la France. Bruxelles. 1835.

(Officielle Berichte an das Gouvernement über die Denkmäler des Südens. Von Nevers über Lyon bis an die spanische Gränze und zurück über Toulouse und Albi. Besonders wichtig für mittelalterliche Architektur.)

Lysandros Kaftangioglu Ricerche ed osservazioni sopra vari monumenti antichi della Francia e dell' Italia (Architektonisches über Autun, Lyon, Vienne, Orange, Nimes, Arles, Carpentras, St. Remy) in Annali del' instituto di corrisp. archeol. Vol. X. p. 88—102.

Venedey Das südliche Frankreich. 2 Bde. Frankfurt. 1846.

(Reise in die Pyrenäen. Viel Geschichtliches zur Landschaft Roussillon.)

A. L. v. Rochau Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Stuttg. 2 Thle. 1847.

(Die Reise von Paris an die spanische Gränze nur Einleitung für Spanien. Ausführlich allein der Besuch der Vaucluse.)

v. Quandt Beobachtungen und Phantasieen über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Leipzig. 1846.

(Über Frankreich handelt der Verf. von S. 42—262. und zwar über Straßburg, Lyon, Valence, Avignon, Orange, Nimes, Arles, Marseille, Aix, Grenoble.)

Heinr. Gelzer Protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien. Zürich. 1852.

Moritz Hartmann Tagebuch aus der Provence und Languedoc. 2 Bde. 1853. 1854.

Girault de St. Fargeau Guide pittoresque du Voyageur en France. Edit. IV. Paris, Firmin Didot. 1851.

II. Geographische Werke. Sammlungen von Städteprospekten.

Georg Brun, Simon Novellanus, Franc. Hohenberg Beschreibung und Contrafaktur der vornembsten Stät der Welt. Köln. 1574. 2 Bücher.

(Abbildungen und Beschreibungen von Paris, Lyon, Nimes, Marseille, Avignon, Montpellier, Bordeaux, Poitiers, Orléans.)

Topographia Galliae oder Beschreibung und Contrafactur des mächtigen Königreichs Frankreich. Frankfurt bei Caspar Merian. Th. 1—13. 1657. klein Fol.

Hadr. Valesius Notitia Galliarum ordine litterarum digesta. Parisiis apud Fred. Leonard. 1675.

d'Anville Notice de la Gaule ancienne.

Ukert Geographie der Griechen und Römer. Thl. II. Abth. 2. Weimar. 1832.

Forbiger Handbuch der alten Geographie. Bd. III. S. 109—268. Leipzig. 1848. (Über Gallien mehr Compilation als Quellenprüfung. Sehr unvollständig in den Denkmälerangaben.)

III. Archäologische Werke und Zeitschriften.

B. de Montfaucon Les monumens de la monarchie française. Vol. I—V. Paris. 1729—1736. fol.

(Die erste große, nach den Königen geordnete Publikation mittelalterlicher Werke.)

Caylus Recueil d'Antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques et Romaines. T. I — VII. 1752 — 1767.

(Wichtig für Publikation von gallischen Funden, besonders Gefäßen, Bronzen u. dgl.)

Alex. Delaborde Les monumens de la France. Paris. Didot. 1816 — 1836. 2 Bde Text. 2 Bde Tafeln. fol.

(Hauptwerk mit Originalzeichnungen für Alterthum und Mittelalter.)

Grangent, Durand, Durent Description des monuments antiques du midi de la France. Paris. 1819.

(Leider nur die Denkmäler des Departem. du Gard erschienen.)

L. de la Saussaye Numismatique de la Gaule Narbonnaise. Blois. 1842. Paris chez Rollin.

Chapuy Cathédrales Françaises dess. lithogr. et publ. avec un texte histor. et descriptif. Paris. 1823 — 1827. fol.

Chapuy et autres Le moyen âge pittoresque. Vues et fragments d'architecture, meubles et décoration en Europe. Paris.

Magazin encyclopédique redigé par *Millin* Noel et Warens. Paris. von 1795 an jede Année in 6 Theilen.

(Durchgesehen von mir in einem Exemplar, das bis 1809. An. XVII. reicht.)

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et etrangères publ. par la soc. roy. des *Antiquaires de la France.* T. I — XXI. Paris. 1817 — 1852.

Revue archéologique. T. I — IX. Paris. 1844 — 1852.

IV. Geschichtliche Werke. Kirchengeschichte. Rechtsgeschichte.

Amed. Thierry Histoire des Gaulois depuis les temps les plus reculés jusqu' à l'entière soumission de la Gaule à la domination Romaine. T. I — IV. Paris.

Fauriel Histoire de la Gaule Méridionale sous la domination des conquérants germains. T. I — IV. Paris. 1836.

Guizot Histoire de la civilisation en France depuis la chute de l'empire romaine. T. I — IV. VI. Ed. Paris. 1851.

Ranke Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 2 Bde. 1852. 1854.

Wilh. Schäffner Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. 4 Bde. Frankfurt. 1849. 1850.

Gaupp Die germanischen Ansiedelungen und Landtheilungen in den Provinzen des römischen Westreiches. Breslau. 1844. s. besonders Abschn. II. III. VI.

Hegel Geschichte der Städteverfassung von Italien. Leipzig. 1847. II. Bd. Anhang. S. 307 ff.

Gallia christiana in provincias ecclesiasticas distributa opera et studio *Dionysii San Marthani* monachi congregat. S. Mauri ordinis Benedicti. T. I — IV. Paris. 1715 — 1728.

Anmerkungen und Exkurse.

Zu Kap. I.

Zu S. 9. Über das Dürer'sche Rosenkranzbild vgl. Hirt Kritik über Heller's Leben Albr. Dürer's in Jahrb. f. wissensch. Kritik 1829. S. 571. 572. Waagen im Kunstbl. 1854. n. 23. Es ergiebt sich daraus, daß das Wiener Bild nur nach Mechel (Katalog der Kais. Galerie S. 234) beschrieben wird, in den letzten Jahrzehnten von niemand mehr gesehen ist. Nun aber stimmt das Lyoner Bild nicht allein in seiner Darstellung, sondern auch in den Maßen wesentlich mit dem Wiener Bild, dagegen nicht mit dem Prager (das Lyoner Bild ist hoch 1 Mètre 57 Centim., breit 1 M. 37 C., das Wiener nach Mechel h. 5 F. 2 Z., br. 4 F. 3 Z., dagegen das Bild im Kloster Strahov h. 6 F. 8 Z., br. 3 F. 8 Z.). Ist daher nicht das Bild in Lyon das verschwundene Wiener selbst, unter Napoleon weggeführt und wie so viele in Provincialmuseen vertheilte, nicht zurückgegeben?

Zu S. 10. Abbildung der Kathedrale bei *Laborde* Mon. t. 136. In der Kirche Ainay vier antike Granitsäulen von ägyptischem Granit nach Jules Renaux (Rev. arch. IV. p. 641), unter dem Boden der Kirche römische Wärmeleiter gefunden. Der Name Ainay wird von Athanacum hergeleitet; die ersten Märtyrer in Lyon heißen Athanacenses (Gregor. Tur. Gl. Mart. I, 49). Gegen Ainay, als Stelle der Ara Augusti, streitet Bernard Mém. sur le temple d'Auguste in Rev. arch. IV. p. 577 ff. Er setzt sie weiter zurück nach St. Pierre und St. Nizier, wo sich viel Inschriften von Priestern an der Ara Augusti fanden.

Zu S. 13 ff. Zur Geschichte und Alterthümer Lyons s. unter den älteren Schriften: *Spon* Recherches des antiques de la ville de Lyon. Lyon. 1673, ein neues Werk begonnen: *Montfalcon* Histoire de la ville de Lyon. 1 Vol. 1847.* [1]) *Bernard* in seinem Mémoire sur les origines du Lyonnais (Mém. des Ant. de France. t. XVIII. p. 341—463, daraus auch besonders erschienen) behandelt den Namen der Segusiavi, nicht Segusiani, das Gebiet derselben, die Ville de Feurs = forum Segusiavorum, die Gründung von Lugudunum, die Aquädukte und Straßen des Gebiets. Über die Inschriften Lyons s. das musterhafte Prachtwerk: Inscriptions antiques de Lyon reproduits d'après les monuments ou recueillies dans les auteurs par *Alph. de Boissieu*. Lyon. Imprimerie de Louis Perrin. Paris. Teschener. 1846 ff. 4 Lieferungen bis 1852. vgl. Mommsen in Allg. Monatsschr. 1853. S. 644—654. Unter den Götterinschriften ist es bemerkenswerth, daß gegenüber den Massen von Merkurstatuetten sich nur eine jetzt verschwundene Inschrift und wahrscheinlich der Rest einer Inschrift auf einem Relief mit Merkur auf denselben bezieht. Unter den 5 in Lyon gefundenen Taurobolienaltären gehört der früheste unter Antonin 160 n. Chr., der späteste war dem Septimius Severus, seinem Sohne und Mitregenten Caracalla und seiner Gattin Julia Augusta zu Ehren im J. 197 aufgestellt (Millin Voy. I. p. 522. Über die 1821 entdeckte größte Taurobolieninschrift s. Artaud in Mém. Ant. de Fr. t. V. p. 87—96).

Die Antiken im Palais des Arts: zu Millin's Zeit gab es nur ein kleines Antikenkabinet bei der Bibliothek des Lycée, einiges scheint noch dort geblieben zu sein. Jetzt sind die Hauptschätze aus ganz Lyon vereinigt in dem großen

1) Alle mit * bezeichneten Bücher sind mir nur durch Berichte oder Auszüge bekannt.

Gebäude St. Pierre, aber in drei getrennten und nicht unter derselben nähern Aufsicht stehenden Gruppen: die Mosaike, sowie eine Zahl ägyptischer, von Drovetti mitgebrachter Denkmäler und Papyrusstreifen in der Gemäldegalerie, die großartigen und reichen architektonischen Reste von Capitellen, Friesen, Gesimsen und die Steininschriften gehäuft, nebst einem einzigen spätrömischen Sarkophag mit Reliefs im Hof, endlich in oberen Zimmern des Vordergebäudes die eigentliche Antikensammlung. Ein kleines Vorzimmer enthält auch hier ägyptische Denkmäler, dann ein neugefundenes Mosaik und Bruchstücke von Mosaiken. Eine lange, schmale Galerie enthält freistehend auf Postamenten, in hohen Schränken und Tischglaskasten die Sammlung von Marmorwerken, Bronzen, Terracotten, Vasen, Schmucksachen, Gemmen, Münzen, Gläsern; bis auf die Terracotten, Vasen und kleinen ägyptischen Anticaglien ist alles in oder bei Lyon gefunden. Hier ist in sehr bedeutender Höhe, dem Auge zu genauer Prüfung fast unerreichbar die berühmte, in zwei Stücke zerbrochene Bronzetafel mit den zwei fragmentirten Columnen der Rede des Claudius (Abdruck bei Boissieu chap. IV., bei Montfalcon 1851. 1853, von Nipperdey im Anh. zu Tac. Ann. t. II. p. 222. vgl. Zell in Heidelb. Jahrb. 1854. n. 22). Ein gedruckter oder auch nur geschriebener, dem Besucher zugänglicher Katalog existirt noch nicht.

Unter den vier großen, von Artaud näher bekannten Mosaiken der Galerie, deren Farbenfrische in Erstaunen setzt, sind zwei in Lyon gefunden, eines in St. Colombe, Vienne gegenüber, ein viertes in St. Romain en Gal, westlich von Vienne am Gebirge, das letzte ursprünglich 7 Mètres lang, 5 M. breit, aber in der Restauration sehr zusammengeschmolzen. Auf diesem sitzt in einem Viereck in der Mitte Orpheus die Leier spielend, die 12 Felder herum sind von Thieren, Vögeln und vierfüßigen Thieren, darunter Kamel und Tiger eingenommen. Die Darstellung ist also den von Welcker im Zusatz zu Müller's Arch. §. 413, 3. aufgezählten Beispielen zuzufügen. Zwei dieser Mosaike behandeln denselben Gegenstand, nur ist er in dem einen sehr erweitert: Pan und Eros im scherzenden Wettkampf. Das größere davon, an der Höhe von Fourvière gefunden, mit breitem Arabeskenrande, worin Grau und Braun wechseln, ist durch 4 Reihen von je 10 Carrés gebildet, deren 4 mittelste der bildlichen Darstellung weichen. Auf landschaftlichem Boden geht Pan zum Ringkampf dem kleinen, geflügelten, mit den Händen streitfertigen Eros entgegen, zur Rechten steht eine ältere männliche Gestalt, kahl, bärtig, bekränzt, nur in dem um Leib und linken Vorderarm geschlagenen Umwurf, einen Palmzweig in der Hand, links schließt eine weibliche Herme die Scene. Offenbar die Ausstattung eines gymnastischen Kampfes mit Gymnasiarch und Herme, die aber in Bezug auf Eros und das sonst wohl bekannte Liebesbegehren des Pan zu schönen Knaben als Venusherme erscheint; Silen ist mit Spon jener Gymnasiarch zu nennen. Zur Vergleichung dieses bereits zweimal bei Spon (Misc. erud. ant. p. 15. 38—43) abgebildeten, von ihm und Millin (I, p. 468) unrichtig aufgefaßten Mosaikes ist der Ringkampf des Pan und Eros auf einem dionysischen Sarkophag (Denkm. alt. K. t. II, n. 432a.) und derselbe unter Aufsicht Silen's auf einem Pompej. Bild (Denkm. alt. K. t. II, n. 551) anzuführen. Das bedeutend kleinere Mosaik zeigt uns in einem zierlich durch 8 Seitenstücke zu einem Viereck übergeführten Kreise nur Pan im Kampfe mit Eros. Das vierte Mosaik, im J. 1806 bei dem Beginn des dem Wasser erst neu abgewonnenen Stadttheils la Perrache gefunden, giebt eine der interessantesten Circusdarstellungen und ist nach Artaud (Descr. d'un mosaique decouv. à Lyon 1806) im Umrisse auch Denkm. a. K. t. I. Taf. 4, 429 publicirt. Der Grund ist schwarz, Muster des Ornaments braun, roth-weiß und blau.

Von den 8 Gespannen des Circus, deren je 2 einer Farbe (blau, weiß, grün, roth) angehören, ist ein rothes und weißes eben zusammengestürzt. Die Einzelheiten sind sehr genau vorgeführt; in den 2 Reihen der auf der Spina befindlichen, die Umläufe anzeigenden 7 Eier sind je 3 bereits hinaufgeschoben; an dem einen ist der Diener noch mit dem Hinaufschieben beschäftigt.

Von spätrömischen Sarkophagreliefs sah Millin nur einen aus Arles stammenden, mit der kalydonischen Jagd, im Hause der Mlles de la Valmodière und erwähnt einen ebenfalls von Arles stammenden altchristlichen, den er nicht gesehen. Jetzt befindet sich im Hofe von St. Pierre ein spätrömischer Sarkophag, bei der Restauration von St. Irenée unter dem Treppenabsatz schon aufgefunden, 25 Jahre später von Comarmond neu entdeckt, ausgegraben und zusammengesetzt. Vgl. Comarmond Description du sarcophage découvert à St. Irenée et des tables de Claude. Lyon. 1847. mit Abbildung. Zell in Heid. Jahrb. 1854. n. 22. Stoff parischer Marmor, Maße: Länge der Vorderseite 2 M. 27 C., Höhe 1 M. 12 C., Dicke 1 M. 3 C. mit der Sculptur, Größe der Personen, der großen 1 M. bis 80 Cent., der kleinen 20—40 Cent. Stil des Hautrelief mager bei großer Überfüllung aber einzelnen, trefflichen Motiven. Gesichter und andere Körpertheile sehr verstümmelt. Dargestellt ein Siegeszug von Bacchus und Ariadne (vgl. den farnes. Sarkophag in Neapel bei Gerh. Ant. Bildw. t. 112, 1, den indischen Bacchuszug auf Sarkophagdeckel im Vatican (Sala di Bige n. 228), im Pio Clem. I, 33). Von links nach rechts: Bacchantin mit entblößtem rechten Schenkel und Brust, Knotenstock schulternd, dann der reich arabescirte Wagen von zwei großen Panthern gezogen, die von je einer kleinen, auf ihnen sitzenden Gestalt geleitet werden. Auf dem Wagen Ariadne zuvorderst, ihr angelehnt Bacchus, beide im Diadem, jeder in der rechten Hand einen Stab oder Zweig. Hinter dem Wagen und oberhalb erscheinen drei weibliche Figuren, geflügelte Victoria mit Palmzweig, ruhig stehende, bacchantische Gestalt mit Epheukranz, deren Linke einen Gegenstand hielt, vorwärts eilende, begeisterte Bacchantin (Negerin falsch von Comarmond genannt wegen der ungeschickten oder verstümmelten Kopfbildung). Als Führer des Wagens schreitet voran ein ältlicher Pan mit Pedum, hinter dem der hohe Hals eines Kamels oder Giraffe erscheint. Weiter rechts ein Elephant mit schräg gemustertem Körper, einen Reiter tragend, der mit stark gelocktem Haar in eng anschließendem Ärmelgewand und Beinkleidern mit Mantel die Arme auf dem Rücken gefesselt hält. Hinter ihm kommt ein zweiter Reiter auf Kamel in gleichem Äußern. Ein alter Silen bildet den Übergang zur äußersten Gruppe, rechts ein jugendlicher Satyr umfaßt den vorwärts fallenden, trunkenen Herakles, der begehrlich nach der ihm hingebend entgegentretenden, weiblichen Gestalt mit großentheils entblößtem Körper (natürlich nicht Hebe) den Arm ausstreckt. Eine Andeutung des Felsens mit Höhle schließt die Scene, die durch Schaf, Ziegenbock und ruhende Nymphe in kleinem Maßstabe belebt ist. Unter der Hauptscene noch 7 kleine Gestalten vertheilt, darunter Satyr einem Pan den Dorn ausziehend, ein Syrinxbläser, ein springender Pan, kleine bekleidete Gestalt auf einem Löwen, Schlauch tragender Knabe, ein vor Herakles mit gebogenem Knie hineilender Knabe. Die Seitenflächen sind sehr flach und stillos ausgeführt: je eine Gruppe, hier von leierspielendem Satyr und im Tanzschritt gehender Bacchantin bei brennendem Altar, dort von springendem Pan und Tamburin schlagender Bacchantin mit der Cista mystica dabei.

Die Zahl der Marmorwerke im Antikenkabinet ist nicht bedeutend. Zwei Marmorköpfe in la Deserte, einer Gegend des Stadttheils Croix rousse gefunden, aus parischem Marmor, wie es mir schien und von guter, nicht glatter Arbeit:

Porträts, aber sehr verschiedener Art, der eine Kopf bartlos, der andere stark bebartet, ähnlich einem griechischen Philosophen, mit schmaler, hoher Kopfform und eigenthümlich gebogener Stirne, die der Epikurbildung wohl vergleichbar ist, aber noch mehr an die nordischen Kopfformen des sterbenden Fechters u. a. erinnert. Eine sitzende Göttergestalt unter Lebensgröße: der Kopf bärtig, das Obergewand um den Unterkörper geschlagen, der Oberkörper ganz entblößt, Vorderarm ergänzt (Ann. XIII. tav. D). Man würde ohne Weiteres sie einen Jupiter oder vielleicht einen Hades, Dis, den göttlichen Stammvater der Gallier (Caes. B. G. VI, 17) nennen, wenn nicht auf der antiken, dazu gehörigen Basis des Thrones groß und deutlich geschrieben stände: ΑΠΟΛΛΩΝ (vgl. C. I. Gr. n. 6139). Obgleich kein I am Ende mehr zu entdecken ist, bleibt es das Natürlichste, die Statue als ein Zeus darstellendes Weihegeschenk an Apollo zu betrachten (vgl. die Inschrift des Lysippos bei Brunn Griech. Kunstl. S. 604). Will man das nicht, muß man an den auf Vasenbildern und Münzen erscheinenden bärtigen Apollo, wie er in Massilia gerade vorkommt und die bei den Galliern dem Äskulap ähnliche Auffassung des Apollo erinnern (Gerh. Trinksch. T. 4. 5. de la Saussaye Numismat. Narb. Marseille n. 12—17. Caes. B. G. VI, 17). Kleine stehende Götterstatue, Jupiter oder richtiger Hades mit modiusartigem Gefäß in der Hand. Die zwei von Quandt (Beob. S. 97) erwähnten tragischen Masken sind von mir nicht beachtet worden.

Die Bronzen sind an Zahl und Werth sehr bedeutend. Reste zweier kolossaler Bronzestatuen: zu der einen gehört das bei Millin Atlas pl. IX, 3 abgebildete, gebogene Vorderbein eines Pferdes, im J. 1766 aus der Saone gezogen, von vergoldeter, über Bleiplatten gelegter Bronze, ferner der Fuß des Reiters mit der einfachen, glattanschließenden, den Statuen der Augustinischen Familie besonders eigenen Schuhbekleidung, endlich ein Arm: zur andern existirt nur ein nackter kolossaler Fuß. Die Reiterstatue, die also eine statua equestris aurata (wie bei Orelli n. 4040. 4041 oder inaurata (Or. n. 643) oder subaurata (Or. n. 1126) zu nennen ist, auf den Procurator Tib. Antistius Marcianus zu beziehen, dem nach einer lyonneser Inschrift (Millin Voy. I, p. 446) ad aram Caesarum von den 3 gallischen Provinzen als erstem römischen Ritter und Verwalter des Census, dem solche Ehre zu Theil ward, eine Reiterstatue errichtet ward, dazu ist kein entschiedener Grund da. Diese Thatsache fällt frühestens unter M. Aurel und L. Verus (vgl. Marquardt Röm. Alterth. II, 3. S. 304 und die griechische Inschrift von Nikaea bei Böckh C. I. n. 3751); vorher aber hatten gewiß in diesem glänzenden Heiligthum die Imperatoren des Julischen Geschlechts als Gründer und manche andere Reiterstatuen erhalten. Unter den Statuetten nimmt Merkur in den verschiedensten Motiven und von sehr verschiedener Arbeit die erste Stelle ein; zwei vorzügliche Exemplare des schwebend einherschreitenden herauszuheben. In einer sitzenden männlichen Gestalt mit komischer Mütze und Exomis ist Hephästos zu erkennen. Unter den weiblichen Gestalten nenne ich außer einer weiblichen Gewandstatue ohne alle Attribute eine Diana mit silbernen Augen auf antiker, einst auch mit Silber eingelegter Basis hochgeschürzt, ohne Obergewand schreitet sie einher, auf den rechten Fuß tretend, an ihrer Seite der nach ihr hinauf sich wendende Hund. Wichtig ist überhaupt, daß wir eine ganze Reihe antiker Bronzebasen hier finden und so für deren Formen feste Grundlagen gewinnen. Eine Schauspielerstatuette, ein Priester mit Weihrauchkästchen und heiligem Löffel, eine männliche, lange Gestalt mit hoher Kopfbedeckung und langen Schnabelschuhen. Unter den Idealköpfen ist der einer Stadtgöttin durch die sichtliche Nachbildung einer Stadtbefestigung mit

vier Thürmen, drei Thoren, darunter das eine mit Frontispice in der Mauerkrone bemerkenswerth. Bronzehände, bezüglich auf gastfreundliche Verträge zwischen Volksstämmen (dextrae hospitii insigne. Tac. Hist. I, 54. II, 8), wie die interessante Inschrift der Bronzehand im Cabinet des médailles zu Paris: ΣΥΜΒΟΛΟΝ | ΠΡΟΣ | OVEΛΑVNIOΥΣ für Südgallien erweist (C. I. n. 6778. Notice des monum. par Mar. de Marsan p. 24). Ein silberner Metallspiegel mit schöner Zeichnung einer sitzenden hermaphroditischen Flügelgestalt, die einen Hahn in der Hand hält, soll aus Athen stammen.

Schmucksachen mit geschnittenen Steinen. Drei Glaskasten füllt ein 1840 in der Saone gefundener Damenschmuck, der durch die in Stein geschnittenen Köpfe der Crispina und des Commodus in die Jahre 180—182 n. Chr. verwiesen wird: er besteht meist aus Halsketten von Malachit, Granaten, Saphir, Amethyst, Korallen und Lapis Lazuli (Bull. 1846. p. 106). Bei einem Fund von drei Ringen sind zwei durch Intagli interessant: ein jugendlicher Jäger mit aufmerkendem Hund, also Meleager oder Adonis auf dem einen, Poseidon auf den Fels gestützt, mit Delphin und Dreizack auf dem andern. Ein hierzu nicht gehöriger goldener Ring trägt die Weiheschrift VENE | RIETTV | FLEVO | TVM. Tutela mit Genius und Fortuna sonst wohl verbunden (Orelli n. 3458. 1699), auch wohl speciell hujus loci oder domus (Orelli n. 1700), aus Gallien auch bezeugt durch Inschrift eines Altars in Agen: TVTE | LAE SA | CRVM (Mém. Ant. Fr. XI, p. 91). Reicher Goldschmuck mit Goldmünzen, die bis Philippus Arabs reichen, ist zwei Gräbern entnommen. Ein merkwürdiger Intaglio zeigt eine ruhende weibliche Gestalt ganz in der Auffassung der Gaea, über ihr schräg zwei bekleidete männliche Gestalten und eine dritte mit Bogen und Köcher herabschwebend. An Mars und Ilia ist nicht zu denken, sondern an eine Zusammenstellung von Naturmächten: Erde, Apollo Helios und die Dioskuren (? Vgl. den ganz ähnlichen Stein bei Millin Atlas XXIV, 5). Griechische Silbermünzen, darunter eine Reihe altattischer und sehr schöne Ptolemäermünzen, dagegen keine der südgallischen, griechischen Städte. Griechische Vasen mit Darstellungen sind bisher in Südfrankreich nicht gefunden, dagegen wohl, was bisher übersehen ist, in der massiliotischen Kolonie Emporiae (Ampurias) und zwar mit schwarzen Figuren auf rothem Grund (Jaubert de Passa in Mém. Ant. de Fr. t. V, p. 1—87). Durch fremden Ankauf sind eine Anzahl Vasen nach Lyon gekommen: die meisten im flüchtigen späten Stil mit Amazonenkopf, mit der Todtenheroisirung eines Jünglings, stehend im ionischen Tempel. Interessant eine bakchische Darstellung auf einer Amphore mit hellen Figuren: eine bakchische weibliche Gestalt mit Thyrsus und Schild, daneben Bakchos selbst mit Schale; Rv. Satyr mit Schild bewaffnet gegenüber einer weiblichen bakchischen Gestalt. Unter den auch auswärts erworbenen Terracotten zeichnet sich eine auf wohlerhaltenem Thron sitzende, matronale Göttin mit der Patera in der Hand aus, sowie ein Hermes mit Hahn und daneben stehendem Widder. Die große Sammlung Gläser, darunter jene lekythosartigen blau und weiß gestreiften Gefäße gehören ganz dem lyonnesischen Boden an.

Zu S. 20 ff. Vienne: älteste Monographie les Recherches du *Fr. Chorier* sur les antiquitez de la ville de Vienne. Lyon. 1659. in 12.* *Millin* II, p. 8—78, mit dem Verzeichniß der Zeichnungen von Schneyder p. 11—16. *Rey* le guide des étrangers à Vienne ou aperçu sur ses monumens anciens et modernes ses établissements publics et manufactures. Lyon. 1819. mit Stadtplan und Abbildungen. Derselbe Monumens romaines et gothiques de Vienne. 1828. fol.* *Mermet* Histoire de la ville de Vienne. 2 vol. 1828.* Abbildungen der Aiguille

bei Laborde Mon. t. 42, der angeblich zum Theater gehörigen Bogen Laborde M. t. 42. 43. 44, von Notredame de la vie Laborde t. 40. 41. Über Ausgrabungen von 1831 und 1846 berichtet Rev. arch. III, p. 272 ff. Vgl. endlich meinen Bericht in Arch. Zeit. 1850. n. 52. S 330—340. Die politische Entwickelung der Stadt ist nicht ohne Dunkelheit: nach Strabo IV, 1, 11: war Vienna ursprünglich κώμη, aber doch μητρόπολις der Allobrigen, ist dann aber als πόλις von den Vornehmsten des Stammes, die sie bewohnen, erbaut worden; also πόλις durch äußere Erscheinung, jedenfalls auch durch eine städtische Verfassung. Wenn die bei de la Saussaye Numism. t. XV. abgebildeten, 6 verschiedenen Bronzemünzen mit den Köpfen des Cäsar und Octavian, des Octavian und Agrippa, des Octavian allein mit dem Revers eines Hintertheils von einem Kriegsschiff und der Inschrift C. I. V. (als Colonia Julia Viennensis) sich wirklich auf Vienna beziehen, so bezeichnet dies keine wirkliche Deduction einer Kolonie, die erweislich nie Statt gefunden, sondern gewisse Ehren und Rechte. Die vollen Rechte einer Kolonie, das jus honorum, hatte Vienna noch nicht im Anfang der Regierung des Caligula (38 n. Chr.), als Valerius Asiaticus, ein Viennenser, zum ersten Mal Consul war, aber bereits bei der lugdunensischen Rede des Claudius (47 n. Chr.). Über die spätere Stellung von Vienna als Haupt einer consularen Provinz s. Not. Im. Occ. c. 21. Böck. Annot. p. 358. 359. Über das doppelte Palatium Sid. Apoll. Ep. VII, 1, Greg. Tur. H. Fr. II, 34: palatium regale intramuraneum.

Museum: erst durch einen Deutschen, Peter Schneyder aus Heringen in Thüringen, der auf einer Reise von Paris nach Italien in Vienne hängen blieb, und im Jahr 1775 eine bestimmte Anstellung als Direktor der Zeichnenschule erhielt, ward ein solches begründet; unter Rey seit 1815 vermehrt aus diesem unerschöpflich reichen Boden. Ihr bisheriges Lokal, die Kirche St. Pierre, war jetzt aufgegeben und der in Restauration begriffene antike Tempel (Notredame de la vie) zum Museum bestimmt. Inzwischen waren alle Antiken von Stein hinter einem Bretterverschlag in der großen Halle au blé untergebracht, dagegen Gefäße, Bronzen u. dgl. in der Bibliothek deponirt und unsichtbar. Das Verzeichniß in Rey Guide p. 114—139 übergeht das an Stil Bedeutende, vieles noch später hinzugekommen. Architekturstücke sind an Zahl sehr bedeutend und zum großen Theil von der reichsten Ausführung: dreitheilige Architravstücke, Reihe von vier Theilen eines weit vorladenden korinthischen Gesimses, Cassetten mit scharf gearbeiteten Prachtrosetten, von korinthischen Capitellen, darunter eines mit Delphinen, deren Schwänze als Voluten sich biegen. Drei hohe Friesstücke oder Theile einer Attika sind durch weit vortretende Pilaster mit gekröpftem Gesims getheilt; dazwischen tritt als Hautrelief je eine Jünglingsgestalt mit phrygischer Mütze und kurzem Pallium, den gesenkten Kopf auf die an das Kinn geführte Linke gestützt, während die Rechte einen ovalen Schild hält; das Schildzeichen des einen ein Delphin. Ganz entsprechende Darstellungen finden sich in andern südfranzösischen Museen, z. B. in Narbonne ein Bild besiegter, nordischer Nationen, nichts von Feronia, Angerona, Cybelepriestern u. dgl. Statuarische Werke: Mittelstück einer männlichen Gewandstatue. Trefflicher Torso eines nackten Jünglings, ganz der Bildung des griechischen Eros entsprechend, in St. Colombe gefunden und Antinous genannt. Statuenbase mit jugendlichen, männlichen Beinen. Großer, weiblicher, sitzender Torso mit vollen Brüsten, in griechischem langen Untergewand und Himation mit κόλπος und Diploidion: der rechte Arm ist nach vorn gestreckt, also eine mütterliche thronende Göttin. Zwei bedeutende Bruchstücke gehören einer weiblichen Ortsgottheit an mit Baumstamm daneben, trefflich ausgeführt die auf dem

Felsen ruhende Hand. Die im Jahr 1798 in einer Vigne bei dem Cours de Romestang gefundene, wohlerhaltene Gruppe der zwei Knaben, von denen der eine mit einer Taube forteilen will, während der andere, um ihn zu halten, ihn in den Arm beißt, wobei die zwei Symbole prophetischer, durch die Sonne hervorgerufener Erdkraft, Eidechse und Schlange noch erscheinen, wohl Eros und Anteros, ist von mir in dieser provisorischen Aufstellung nicht gefunden. (Wunderliche Deutung von Gibelin in Magaz. encyclop. Ann. VII, t. 6. p. 530.) Unter den Köpfen ragt an Kolossalität ein bärtiger Herakleskopf hervor, die als la bobe de St. Maurice im Volk bekannte Antike, ferner zu nennen ein bartloser, mit Lorbeerkranz geschmückter Kopf des Augustus, ein Juno- und Athenekopf. Der von Rey (p. 131) mit Recht so gerühmte Kopf mit Flügeln an den Schläfen ist kein Merkur, sondern eine Medusa. Ein kolossaler Arm, 1816 gefunden, eine kolossale Hand mit Füllhorn. Ein trefflich gearbeiteter Windhund auf antiker Basis liegend, den Kopf rückwärts gewendet; auf dem Rücken des Thieres zeigen sich Spuren eines andern, undeutlichen Gegenstandes. Ein sehr gerühmtes Marmorexemplar des Spinarius ward im Bereich des Grand Palais gefunden, war früher im Collége, das auf dessen Stelle erbaut ward, kam als Geschenk nach Chilly und war 1819 im Palais Luxembourg (Rey p. 46).

Reliefs: zunächst solche, die Friesreihen angehörten und eine ächt griechische Kunstübung beurkunden. Unter die besten, überhaupt erhaltenen Reliefs des griechischen, freien Stiles gehört eine weibliche Gestalt in Lebensgröße, die in bequemer, freier Haltung, nach der rechten Seite gewendet, auf einem weiten Sitz ruht, dessen eine Lehne mit Voluten und Palmetten an der Seite sich aufbaut. Ihr linker Arm ruht auf der Lehne, der rechte ist nach rechts vorgestreckt, war aber nach den Resten des Unterarmes zu urtheilen, mit diesem aufgerichtet, um sich an einen andern Gegenstand zu lehnen und Theilnahme, Erstaunen zu bezeugen. Der volle, weiche Oberkörper und ein Theil des Oberschenkels ist entblößt und zeigt ein feines, maßvolles Linienspiel, das von ihm herabgefallene Gewand bedeckt in reichen Massen den Unterkörper, den Sitz und ist mit einem Zipfel um den linken Arm geschlagen. Offenbar eine Göttin, Aphrodite wahrscheinlich, die einer in göttlicher Umgebung vorgehenden Handlung theilnehmend zuschaut. Fundort: der Weinberg über Cours de Romestang. Gutes Reliefsfragment, der Unterkörper eines Knaben mit herabhängendem Gewandzipfel, ferner als Hautrelief gearbeitet der Untertheil einer weiblichen, mit Diploidion bekleideten Gestalt neben einer cannelirten Säule. — Zu den 52, von Welcker (Alte Denkm. Th. II, S. 122—145) behandelten Marmorrunden, deren Gebrauch zwischen den Intercolumnien aufgehängt zu werden unzweifelhaft ist, kommen drei hinzu: 1) Marmordiskus mit Lorbeerkranz und einer hochgeschürzten Tänzerin, die in heftiger Tanzbewegung ist, die Hände vor die Brust zusammen erhoben (χεῖρες ὕπτιαι); vor dem Schenkel flattert der dorische Chiton auseinander, das Haupt ist mit der hohen, leichten, regelmäßig geflochtenen Schilfkrone bedeckt, also eine Hierodule oder noch Visconti Karyatide (Welcker a. a. O. S. 146—152). 2) Dem Stile nach bedeutend später ist ein Marmordiskus mit Eppichblätterrande. Hesione im langen Gewand, mit lang herabwallendem Haar ist mit der rechten Hand an den Felsen befestigt, während Herkules mit seiner Linken sie berührt. Seine Rechte ist rückwärts zu dem Bogen gewandt, an der Seite hängt ihm der Köcher; nach glücklich beendetem Kampf scheint er den Bogen über die Schulter hängen zu wollen. Neues Beispiel zu der kleinen Zahl auf Hesione bezüglicher Antiken in Terracotta, Mosaik, Wandgemälde, Vasenzeichnung (Winckelm. Mon. In. I, 66. Pitt. d. Erc. IV, 62. Gerh. Apul. Vasenb. t. XI,

n. 1018. Arch. Zeit. 1849. Taf. VI, 4). Als Diskus ist es Gegenstück zu dem Terracottarund bei Millingen (Anc. mon. pl. 18) Perseus und Andromeda. 3) Dritter Marmordiskus mit der Maske eines Wassergottes, mit reichen, fließenden Haaren und Delphin auf der Rückseite. — Ein ziemlich roh gearbeitetes, nicht gut erhaltenes Relief ist ein viertes Beispiel zu den drei bisher bekannten Darstellungen des Ödipus vor der Sphinx (Overb. Gal. her. Bildw. S. 52. 53). Ödipus, nackt bis auf die von der linken Schulter herabhängende Chlamys, die rechte Hand gehoben, nur den Zeigefinger hoch gereckt, in der Linken ein Speerpaar haltend, tritt von der Linken heran. Ihm gegenüber steigt die vielbrüstige Sphinx von dem Felsen herab, den rechten Vorderfuß zur Stirn erhebend. In dem Felsen eine Grotte mit Menschenköpfen. Zwischen Ödipus und Sphinx eine hingefallene Gestalt mit einem darüber befindlichen hackeartigen Gegenstande. Ein viereckiger Marmoraltar oder Cippus, durch darauf stehende Säulenfragmente jetzt sehr verdeckt, war von Millin (II, p. 13) nur dunkel und flüchtig bezeichnet, ist aber von Laborde (Mon. de Fr. t. 72) ohne Angabe des Fundorts wesentlich richtig publicirt. Oben darauf ist in Relief ein Kranz gebildet, die Seiten sind oben durch vorragende Platte, Kymation und Stäbe, unten durch das Schlangenzungenornament und breite Bänder eingeschlossen, drei enthalten Reliefdarstellungen. Hauptseite zeigt Leda mit dem Schwan. Unter einem Cypressenbaum ruht Leda mit angezogenem rechten Knie, auf den rechten Arm gestützt, während sie auf dem linken den Schwan umfaßt; das Gewand ist ganz vom Körper herabgefallen. Der Schwan, beide Flügel zur Umschattung breitend, hat den rechten Fuß zwischen die Beine der Leda gestellt und küßt sie mit dem Schnabel. Von der rechten Seite eilt Eros herbei mit Bogen und schießt soeben den Pfeil ab. Ausführung mäßig und doch der Linienschwung wahrhaft schön. Die Motivirung bis auf Weniges durchaus entsprechend dem Sarkophagrelief des Pighianischen Codex (O. Jahn in Ber. Kön. Sächs. Ges. d. W. 1852. S. 47—64). Die Nebenseiten treten an Bedeutsamkeit sehr zurück: auf der einen ein Tempel mit Giebel, ein Ziegenbock, ein Baum und ein Hirt, auf der andern ein geflügelter Genius, welcher ein doppelhenkeliges Gefäß hoch hält, vor einem eigenthümlich gegitterten Altar, dabei ein Baum und Hirt mit dem an ihn emporspringenden Ziegenbock. Also zwei ländliche Scenen mit Opferdienst, vielleicht bei dem Heroon des Verstorbenen, wie auch Leda und Hirtenscene verbunden sind auf dem Sarkophag von Tortona (Piper Mythol. d. chr. K. I, p. 201). — Spätrömisch ist das Relief mit dem doppeltgeflügelten, löwenköpfigen, schlangenumwundenen Aeon oder Mithras, der den Schlüssel in der Hand hält. Vor ihm flammt ein viereckiger Altar, weiter oberhalb steht ein Dioskur mit seinem Rosse, dem ein zweiter nach den Resten entsprach. Das Relief ist publicirt von Lajard in Mon. ined. Inst. arch. t. XXXVI. Ann. XIII, p. 170—260. Von besserer Arbeit ist das Reliefragment mit dem, aus den deutlich angegebenen Fluthen sich erhebenden Helios: eine Strahlenkrone auf dem Haupt, die Fackel in der Rechten, Chlamys auf der rechten Schulter befestigt charakterisiren ihn. Von mittelmäßigem Werth sind zwei Reliefs mit Thierscenen an den gegenüberliegenden Seiten eines großen, wohl zu einem Fries gehörigen Steines: ein Bär wird bei einem fruchtbeladenen, baumartigen Weinstock von einem Mann mit einem Stein bedroht und ein Löwe verfolgt einen Hirsch.

Mosaiken: das größte und interessanteste aller in Vienne und St. Colombe gefundenen mit der Entdeckung des Achill unter den Töchtern des Lykomedes, ist vom Eigenthümer des Bodens bald nach der Entdeckung 1773 zerstört worden. Die in der Sammlung vorhandenen, nicht unbedeutenden Bruchstücke sind

alle ohne menschliche Darstellungen; unter ihren meist mit Blumen und auch Vögeln belebten Mustern hebe ich eines heraus von schwarz und weißen Steinen mit Runden, in deren Ecken unten spitz zulaufende Weinbehälter mit den von zwei Füllhörnern umgebenen Merkurstäben wechseln. — Eine Sammlung Marmorarten zeigt den Reichthum fremden, in Vienne verwendeten Marmors.

Inschriften: römische zahlreich, von mir nicht verglichen. Publikationen bei Chorier, Millin, Rey; eine mehrfach edirte behandelt mit Consulnamen wieder bei Dulaure in Mém. Ant. de Fr. IV, p. 237 ff. Zwei viereckige Thonplatten tragen den Stempel: CLAREANVS. Von den zwei griechischen Inschriften ist die auf Eutychia, Freigelassene des Krates aus Tralles von Millin (II, p. 24) publicirt und noch vorhanden, die zweite von Millin als in der Wand bei dem Thore des Herrn Boissat befindlich erwähnte ist von mir zuerst in dem Arch. Anzeig. 1853. n. 52. S. 337 publicirt, sie ist christlich und bezieht sich auf eine Matrona, Tochter des Mokimos. Von der Statuenbase mit Bronzefuß und der Inschrift: MYPOΝΩΣ (sic! bei Rey p. 60), die in den zu Chorier's Zeit noch wohl erhaltenen Bädern gefunden ward, ist im Museum nichts zu sehen.

Zu S. 24 ff. Avignon: vgl. Millin II, p. 160—181. Mérimée p. 123—151. v. Quandt S. 122 ff. Über die Mauern Achard Notice historique sur les anciens remparts d'Avignon. 1849.* Kathedrale: die antikisirende Form des Portals und des Thurms ist genau besprochen und damit die Portale von Pernes, St. Quenin, Cavaillon, Vaison, alle bei Avignon verglichen von Courtet in Rev. arch. I, p. 472 ff. Man schwankt in der Datirung zwischen der altburgundischen, der karolingischen, der Zeit von Hugo und Ludwig von Provence (890—923) und dem 12. Jahrhundert (das Letzte und meiner Ansicht nach Richtige ist die spätere Ansicht von Mérimée in Rev. arch. I, p. 533). Das Freskobild über dem innern Eingang der Kirche ist bei Laborde Mon. pl. 120 publicirt, dagegen sind die Copieen von Denuelle von dem Bildercyclus der Capella scti officii im Palast, welche auf Befehl des Ministeriums gemacht wurden (Rev. arch. VII, p. 513), leider bis jetzt gänzlich dem Publikum vorenthalten. Herr v. Quandt erwähnt nur näher die Bilder des oberen gewölbten Raumes im Thurm, die sich auf Johannes und St. Martial beziehen, sagt dann, daß die Wandmalereien des darunter liegenden, durch eine Öffnung verbundenen, (also eine Doppelkapelle!) fast gänzlich verschwunden seien. Ich erkannte noch deutlich über den Fenstern die große, wohl gruppirte Kreuzigung, wobei Christus mit röthlichem Haar erscheint, dann Christus am Ölberg, seine Taufe, Fahrt auf dem Meer mit vier Aposteln, Geburt und Verkündigung, ferner die Gesetzgebung des Moses. Der Hintergrund ist landschaftlich schön wohl ausgeführt, der Himmel blau. In den vier Gewölbezipfeln erscheinen je zwei Figuren auf landschaftlichem Grunde. Die Bilder unter den Fenstern sind fast ganz verschwunden: zwei treffliche Engel im blauweißen Gewande noch wohl erkenntlich. Die Erweiterung und gänzliche Erneuerung des alten bischöflichen Palastes fand erst unter Benedikt XII. von 1334 an durch den Italiener Obreri statt, daher erst dem Simone di Martino, nicht mehr dem Giotto der Hauptantheil an dem Freskenschmuck zufallen kann.

Denkmäler der Avenio Cavarum, die, celtischen Ursprungs, aber gräcisirt, zeitweis wohl auch in Massiliotischem Gebiet (πόλις Μασσαλίας bei Steph. Byz.), in Augusteischer Zeit oppidum latinum, später die Rechte einer Colonie erhielt, sind nicht bedeutend. Wichtig die Münzen von Silber und Bronze mit der Inschrift: AVENIOAN und CAV(ares) mit massiliotischen Typen, aber auch dem gallischen Eber oder eilenden Roß; s. bei de la Saussaye Num. t. XV.

Architekturreste: Arkadenreihe, hinter dem Theater zu Tage tretend, sonst in Häuser versteckt, an 200 Mètres zu verfolgen, von gewaltigen, scharf behauenen Werksteinen. Rest eines Aquäduktes auf der Straße nach Carpentras und Fundamente eines römischen Gebäudes auf dem Platz des Hôtel de ville, jetzt verschüttet, erwähnt Mérimée (Notes p. 125). Einzelne Säulen und Mosaikfunde der Stadt sind im Museum.

Museum: durch den Arzt Calvet aus Lokalfunden zunächst gebildet und seiner Vaterstadt mit 8000 Francs Rente für Verwaltung und Erweiterung geschenkt, ist als antiquarischer Mittelpunkt des an Denkmälern so reichen Departement de Vaucluse und durch sehr bedeutende Ankäufe eines der bedeutendsten Provincialmuseen Frankreichs, aber in seinem Hauptinhalt noch ganz unbekannt. Mérimée (Notes p. 145—150) publicirt einige Inschriften daraus, v. Quandt hebt aphoristisch (S. 122 ff.) einige Denkmäler hervor. Der Werth der Sammlung besteht theils in den Lokalfunden, darunter künstlerischen Werken von griechischem Geist und einige griechische Inschriften, theils und vorzugsweise in dem großen Theile des *Museum Nanianum* aus Venedig, das bekanntlich vor zwei Jahrzehnten etwa verkauft ist und wovon anderes an Kaufmann Weber, in die Sammlung Pourtaèls-Gorgier gekommen ist. Ich beziehe mich dabei auf Biagi Monumenta graeca ex Museo Nanii und Monumenta graeca et latina ex mus. Nanii und auf die seltene, durch Otto Jahn's Güte mir zugänglich gewesene Collezione di tutte le antichità del Museo Naniano. Venezia. 1815. fol. 46 Taf., wobei noch ein handschriftliches, nicht unwichtiges Ergänzungsblatt sich befand.

Mit architektonischen Trümmern aller Art, Capitellen, Säulenschaften, auch Grabsteinen und zahlreichen lateinischen Inschriften, sowie einigen spätrömischen Torsen von Gewandstatuen ist der rechteckige Hofraum, sowie das Vestibulum des Museums besetzt. Das Meiste stammt aus Vaison: alle Inschriften von dort sind publicirt von Breton Antiquités de Vaison in Mém. des Ant. de Fr. t. XVI, p. 111—158. Vgl. noch Long Recherches sur les antiquités Romaines du page des Voconticns. 1849.*

Das Hauptgebäude in seinem großen Parterresaal, den zwei daran stoßenden, durch Säulen geöffneten Räumen enthält die Hauptsammlung von plastischen Werken. Bronzen, Terracotten, Gefäße, Gläser befinden sich in einem Zimmer neben der Gemäldegalerie.

Statuen: zunächst eine Reihe trefflicher Torsen. Torso einer Jungfrau von griechischem Marmor, in der Tracht panathenäischer Jungfrauen, ferner ein weiblicher Torso, zu Vaison im bischöflichen Palast gefunden, im Ärmelchiton, mit dem über den Arm in reichem Faltenwurf geschlagenen Himation, ferner Torso einer nackten, an der Gränze des Knaben- und Jünglingsalters stehenden, schmächtigen Gestalt, der Erosbildung angehörig, die rechte Seite sehr eingezogen, der linke Arm sichtlich hochgehoben, endlich Torso eines jugendlichen Bachos aus der Stätte des alten Ernaginum (bei St. Remy), mit dem über die linke Schulter fallenden und rechts um den Unterleib geschlagenen Himation. Vollständiger erhalten, doch an Arbeit weit nachstehend erscheint eine männliche Gestalt, vorschreitend mit dem linken Fuß, in der Rechten einen undeutlichen Gegenstand haltend, in weit aus einander fliegender Chlamys, das Motiv dem des eilenden Apollo gleich. Ein Herakles auf die Keule und ein von dem Löwenfell bedecktes Felsstück gestützt, mit dem am Postament befindlichen kleinen Relief des Telephos und der Hirschkuh stammt aus Mus. Nanianum (Coll. n. 190). Von zwei Kolossalbildungen sind nur die Hände übrig: weibliche Hand mit Rest eines Füllhorns,

männliche mit konisch gewundenem Gegenstande. Dem historischnationalen Kreise gehört der gallische Schildträger, ohne Kopf: ruhig stehend hält er vor sich gestellt einen großen, ovalen Schild mit dem Zeichen einer breiten, mit Widerhaken versehenen Lanzenspitze; ein Ring schmückt den Oberarm, der Mantel fällt über beide Schultern bis zu den Schenkeln herab, ein Theil desselben mit langen Fransen deckt den Schild. Offenbar von einem architektonischen Siegesdenkmal entnommen. Unter den Köpfen zu nennen ein L. Verus, Plautilla, weiblicher Idealkopf mit Diadem, drei Doppelhermen. Einige davon scheinen aus dem Nanianum zu stammen, so auch daher zwei Füße (Collez. n. 229. 231). Eine große Ammonsmaske, mit Eierstab umgeben, zeigt ein Marmordiskus.

Reliefs: Metopen angehörig sind Fragmente mit kämpfenden Centauren (Mérimée p. 147). Ein Amazonenoberkörper mit ausgestreckter Rechten und Bipennis auf einem Friesfragment, auf einem anderen von griechischem Marmor ein weiblicher Oberkörper in griechischem Chiton und Himation; der mit Sphendone und Ohrringen geschmückte Kopf ist nach links gewendet, der rechte Arm darüber gehoben (aus Mus. Nan. vgl. Coll. n. 245). Zu einer Friesreihe scheint die treffliche Arbeit einer Lorbeerguirlande zu gehören. In archaistischer Bildung sind drei Krieger mit Spitzbärten neben einander gestellt. Zwei Altäre mit Hautrelief in Nischen gehören der Artemis zu: an dem einen steht Artemis als Jägerin, mit dem linken Fuß auf einen Hirsch tretend, an dem andern die Ephesische Artemis, den Kalathos auf dem Haupt, den Hals mit breitem Band geschmückt, lange Locken fallen herab, die Hand ist gehoben, drei Reihen Darstellungen bedecken den Körper, die unterste als Löwe erkennbar, zu den Füßen liegen zwei Stiere (wahrscheinlich nach d. Mon. Append. n. L aus Mus. Nan.). Ein von vier Fackeln begränzter Altar zeigt auf ein Postament gestellt Herakles mit dem Fell über den Schultern, das Pedum und einen undeutlichen Gegenstand in den Händen. Ein dreiseitiger Altar ist mit drei langbekleideten, sich die Hand gebenden Tänzerinnen geschmückt (Coll. n. 254). Ein Relief von guter Arbeit zeigt Aphrodite auf einem Lager halb sich erhebend und entblößt ruhend; Eros hat keck seinen rechten Fuß über ihr rechtes Bein gesetzt und küßt sie. Aus dem Mus. Nanianum stammt endlich das in dem Geiste eines anakreonteischen Gedichtes gedachte Relief: Eros einer auf dem Baume sitzenden τέττιξ nachlaufend.

Die Zahl der Votivreliefs ist nicht klein, alle aus dem Mus. Nanianum stammend. Votivrelief (n. 19) der drei Νύμφαι Ὀμπνιαι (Biagi Mon. gr. et lat. p. 61. Coll. nr. 23. Böckh C. I. n. 454). Kleiner viereckiger Altar mit der Inschrift NYMP, nicht aus dem Mus. Nan. bekannt, aber wohl daher gekommen. Zweimal kehrt die Darstellung eines Vereines drei ruhig stehender Göttinnen, Nymphen mit Schilfzweigen und des Pan wieder, der eine Traube und ein Pedum mit Becken trägt, dabei lateinische Votivinschrift (Coll. n. 24 aus Narbona in Dalmat., Coll. n. 39 aus Salona). Das bis auf die Inschriften

ΔΑΜΟΚΛΕΙΑ und ΔΑΜΟΚΛΕΙΑ
ΙΚΕΤΙ ΑΡΕΤΟΙ

ganz gleiche Reliefspaar (n. 20. 21) mit einer matronalen, ruhig stehenden Gestalt, die einen Modius auf dem gewellten Hauptthaare trägt und in der einen Hand eine Patera, in der andern einen oben gespaltenen Stab, deren in langen Falten mit Diploidion herabfallendes Gewand von einem breiten Band gehalten wird, ist bekannt durch Paciaudi (Mon. Pelop. I, p. 26. Coll. n. 14. 15. C. I. n. 1559. 1560). Die Deutung auf Eileithyia ist unbegründet, eher an Demeter oder die Artemis Eukleia zu denken. Von künstlerischem Werth ist das Fragment n. 31, abgebildet in Coll.

n. 236, nicht ganz genau. Zwei Anten mit einem Giebel umschließen es. Eine große, weibliche Gestalt in Diploidion und dem über die linke Schulter fallenden Himation, mit dem Kopf stark vorwärts gebeugt, hält ein kleines Kind in einem Tuch schräg in die Höhe; zu ihr wendet sich eine bedeutend kleinere, weibliche Gestalt, das Haar in der Sphendone und bringt ihr einen Wasservogel dar. Also eine Opferdarbringung an eine Κουροτρόφος. Als Votivrelief ist auch Nr. 27 zu betrachten: ein Mann in Chlamys und thessalischem Hut neben seinem Rosse stehend, wendet sich mit der Schale in der Hand zu einem Altar, hinter dem eine Schlange und eine als Hygiea zu bezeichnende Gestalt sich erhebt. Dem sehr ähnlich, aber auf Todtenheroisirung bezüglich, ist Nr. 18: auf einen Altar, mit einem Baum dahinter, bei dem eine Schlange sich emporwindet, reitet ein Mann in Dioskurenmütze, Chlamys und Schale in der Rechten zu; die Inschrift nennt ihn Sokrates (Mon. graeca ex Mus. Nan. Nekr. XII. Coll. n. 99, der Ausdruck ἥρως ἐπιφανής auch inschriftlich sonst bezeugt, s. Steph. Thes. s. v. Ἐπιφανής).

Zu den Ehrenreliefs gehört zunächst ein sehr flach gearbeitetes Relief, publicirt von Paciaudi (Mon. Pelop. II, p. 155. Coll. n. 19. Böckh C. I. n. 475). Im Original liest man ΟΞΕΝΙΑ, nicht ΟΞΙΝΙΑ. Unter dem Relief befindet sich noch eine Inschrift, neunzeilig, in kleinster Schrift, an den Ecken verstümmelt, bei längerer Beschäftigung jedenfalls noch zu lesen. Im Relief kränzt Athene, der zur Seite der Schild steht, einen ihr entgegentretenden Krieger, durch hohe Helmzier ausgezeichnet vor den zwei ihm folgenden, welche betend die Hand erheben. Der mittlere trägt einen Stab oder Speer. An Athene Hygiea ist dabei nicht wohl zu denken, auch nicht an ϑεοξενία, sondern an Athene, als Vorsteherin des Staates und an προξενία, d. h. Urkunde, Tafel über eine Ehrenbezeugung. Das zweite Relief mit Inschrift: ΙΝΑΣΟΣ etc., ist im Wesentlichen richtig bei Böckh (C. I. n. 224) beschrieben. Der dritte, hierher gehörige Stein (Nr. 23) enthält nur eine längere Inschrift, beginnend in der zweiten Zeile ΤΟΝ ΑΓΩΝΟΘΕΤΗΝ, entschieden auch aus Griechenland, publicirt von mir in Arch. Anz. 1853. n. 55—57. S. 368. Ob schon bekannt? Den Übergang zu den Grabreliefs bildet ein Stein des Nanianum (Mon. Gr. ex mus. Nan. nekrol. 15. Coll. n. 97. C. I. n. 1942), bezüglich auf Kallimachos, Sohn des Kallimachos. Das Relief zeigt die Herme des Geehrten, aber Todten, die von einer jugendlichen Gestalt mit übergeschlagener Chlamys (dem Demos?) betend angefaßt wird; zu den Füßen ein Gefäß zur Weihung.

Die Grabreliefs zerfallen ihren Motiven nach in der Sammlung in vier Klassen: 1) Familienmahle: das an Personen reichste, durch die über der Kline aufgehängten Gegenstände besonders interessante ist ungenau edirt in Mon. gr. et lat. p. 97. Coll. n. 255, genau von Welcker nach Lebas beschrieben (Alte Denkm. II, p. 254, n. 41). Ein zweites zeigt in der Publikation (Mon. gr. n. XVIII. Coll. n. 110) falsch als am Fuß der κλίνη sitzend einen bärtigen Mann statt einer züchtig bekleideten Frau; die κλίνη haben drei Männer inne. Fragmentirte Inschrift richtig edirt bis auf die Endbuchstaben: ΑΓ statt ΑΓ und ΧΑΙΡΕΓΑΝ statt ΧΑΙΡΕΙΑ. Zwei hierher gehörige Reliefs stammen aus der Umgegend von Avignon selbst; das eine zeigt uns den Mann gelagert, Schale in der Rechten, neben den Füßen der κλίνη sitzend auf einem Sessel die Frau mit dem Kind auf dem Schooße; davor ein Eßtisch, das Ganze steht auf einer Estrade, an den Seiten Diener und Dienerin. Nach der zuerst von Mérimée (Notes p. 148) bekannt gemachten griechischen Inschrift, die aber im Corpus inscriptionum sich nicht findet, ist der Grabstein von L. Erennius Praesens und seiner Gattin Pomponia ihrem Sohne L. Erennius Se-

cundus und sich selbst bei Lebzeiten errichtet. Das zweite Relief ist sehr flach gearbeitet und verdorben: hier nur eine, auf einer Kline ruhende Gestalt sichtbar und von der Inschrift in der zweiten Zeile ΧΡΗΟΣ. 2) Abschiednehmen stehender Gestalten von sitzenden: Relief der Tertia, des Jason Tochter, mit daneben stehendem Kind (Mon. gr. n. XVII. Coll. n. 100), das um die männliche Gestalt im Motiv der Sophoklesstatue reichere der Kalinike des Sostratos (Mon. gr. n. XVIII. Coll. n. 106), das der Eugenia von Herakleon und Epaphras gestiftet (Paciaudi Mon. Pel. t. II, p. 133. Coll. n. 80) mit dem Motiv der Handreichung, das Relief der Menodote (Coll. n. 68. Paciaudi Mon. Pel. II, p. 236). Ein etwas anderes Motiv kommt in zwei Beispielen vor: einer sitzenden weiblichen, verschleierten Frau oder zwei sich gegenüber sitzenden wird von einer Dienerin ein Gefäß angeboten, wonach sie faßt. Das eine bei Paciaudi (M. P. II, p. 237. Coll. n. 82) ist in seiner Inschrift zu lesen: ΠΑΡΗΧΙΑ ΠΡΩΤΑΡΧΟΥ. Von dem andern mit zwei Frauen und der Dienerin in der Mitte giebt es keine Publikation aus dem Mus. Nanianum. Die Inschrift lautet: ΑΙΣΧΡΑΣ ΤΗΣ ΜΙΔΙΟΥ. 3) Ein dem attischen Grabrelief mit dem einen Vogel haltenden Jüngling (Müller Denkm. A. K. t. 29, 127) sehr ähnliches, größeres Relief: ruhig steht ein Jüngling mit übergeschlagenem Bein, der Zipfel des Gewandes fällt über die linke Schulter, der rechte Arm ist nach vorn etwas gestreckt, aber ausruhend. Ein an einem Felsen sitzender nackter Jüngling stützt den Kopf auf den linken Arm, hat den rechten auf den Fels gelegt; Unterschrift des Prothymos bei Paciaudi (Mon. Pelop. t. II, p. 247. Coll. n. 88). In römischer Weise befinden sich zwei Köpfe, ein matronaler mit dem Schleier und daneben ein jugendlicher über der Inschrift, die Mérimée (Notes p. 149) zuerst publicirt, aber nicht richtig aufgelöst hat (s. meine Abschrift Arch. Zeit. 1853. S. 370). Summus und Quintus weihen es dankbar der Mutter Cäcilia Manto; Mutter und Sohn, so sind jene Köpfe zu denken.

Griechischbarbarische Inschrift auf einem Kalksteinfragment im Département gefunden, zuerst bei de la Saussaye (Num. Narb. p. 163) nach einer Abschrift von Mérimée abgedruckt; meine Abschrift in Arch. Zeit. 1853. S. 370.

Mosaikbruchstücke sehr zahlreich mit oft wiederkehrendem Muster concentrischer Kreise mit wechselnden schwarz und weißen Spitzen und Blume in der Mitte. Zweimal und zwar einmal schräg in die Ecke gestellt kommt auf weißem Grunde eine schwarze Zeichnung von ausgedehnten Befestigungswerken vor: ein Doppelthor von zwei Thürmen eingeschlossen, mit oberen Fenstern, dann Mauer, dann wieder ein Thurm zu beiden Seiten und auf Mauern und Thürmen sehr einfach angedeutete Zinnen.

Unter den Bildern der Gemäldegalerie ist eine treffliche heilige Familie von Lorenzo Credi, eine andere von Innocenzo da Imola herauszuheben. Das große, viereckige Bild der Leda aus der Werkstatt von Leonardo da Vinci ist mit dem Angelo Doni und dessen Frau im Besitz der Familie Dulorant zu Avignon, aber im Museum aufgestellt. Unter den Exemplaren der Leda nimmt dies jedenfalls einen der ersten Plätze ein. Hintergrund ein dunkler, belaubter Abhang mit schmaler Aussicht daneben, im Vordergrund ein blumiger Platz mit trefflich gemalten Blumen, vor allem dem Aklei. Leda steht in der Mitte, mit der Rechten hält sie den Schwan, in der Linken eine weiße Blume; der Schwan mit langgezogenem Hals schaut zu ihr mit tief verliebten Augen hinauf. Es ist eine Liebe, die schon genossen hat und als deren Frucht zur Seite in den Blumen die aufgebrochenen Eier liegen mit den herausgekrochenen Kindern. Die Farben wunderbar tief, die Behandlung weicher als sie in der freilich sehr verdorbenen h. Familie mit Anna in Paris sich zeigt, die Composition großartig, maßvoll und züchtig.

Zu Kap. II.

S. 34—47. Über Massilia älteste, sehr gute Monographie: *Petri Hendreichii* Massilia. Argentor. ap. Jos. Staedel. 1658. 418 S. (Hendreich war 9 Jahre im Auslande und beschreibt Massilia, wie sein Bruder Christoph Carthago.) Es folgten einheimische große Werke von Guesnay und Antonio Ruffi, Vater und Sohn. Unter den Neuern ungründlich *Raoul Rochette* Hist. crit. de l'établissem. des col. grecques. t. III, p. 404 ff., dagegen vgl. *J. C. Johannsen* Veteris Massiliae res et instituta ex fontibus adumbrata. Kilon. 1817. *Aug. Brückner* Historia reipublicae Massiliensium. Gott. 1826. *Henr. Ternaux* Parisiensis Historia reipublicae Massiliensium a primordiis ad Neronis tempora. Gott. 1826. Griechische Inschriften jetzt C. I. n. 6764—6775.

Die Münzen, von Silber Drachmen, Didrachmen und Obolen, später Bronzemünzen, eine einzige Goldmünze s. de la Saussaye Numism. Narb. p. 9—89. t. I—XII, 1—434. Denkmäler vor der Revolution, schlecht publicirt bei *Grosson* Recueil des antiquités et monumens Marseillois. Mars. 1773.

Über die Spätzeit Massilia's: nach Venant. Fort. l. X: ex *vetere instituto* Massilienses *duces* habuerunt qui urbem belli pacisque temporibus custodirent; das Amt der duces ist offenbar identisch mit dem der στρατηγοί der griechischen freien Städte im Orient. Sonst stehen an der Spitze die summates und der *comes* civitatis (Sidon. Apoll. VII, 2. IX, 1). Der Rector Massiliensis ist dagegen nicht Communal-, sondern Staatsbeamte für die provincia Massiliensis, nach der unter Chlotar's I. Söhnen gemachten Untereintheilung der Narbonensis secunda oder Provence in zwei Theile (Greg. Tur. H. Fr. VIII, 43. IX, 11. Ven. Fort. VI, 11. 12).

Überseeischer Handel ward von Marseille immer noch bedeutend getrieben: zu den catapli recentis nundinas reisen die Kaufleute der Auvergne (Sid. Apoll. ep. VI, 8). Massilia war Station einer Küstenflotte, der milites muscularii. vgl. Not. Dign. Occ. c. XL. §. 2. Böckh. Annot. II, p. 1026.

S. 42. Z. 5 v. u. Statt Tarracona ist Emporiae zu setzen. Forbiger (III, S. 72) giebt Tarracona falsch als Kolonie von Massilia an.

Museum von Marseille: Millin III, p. 142—190. Notice des tableaux et monuments antiques expos. dans le Musée de Marseille. Mars. 1851. Das Museum ward durch den Arzt Achard organisirt 1802 aus den Monumenten und Bildern der Kirchen und Klöster; die Krypta von St. Victor bot sehr viel. 42 Bilder schickte das Gouvernement, von denen nur zwei 1815 reklamirt sind. Die neuen Ausgrabungen des Bassin du Carénage, ältere Geschenke von Choiseul Gouffier aus Athen, neuere aus Afrika und Asien bilden mit dem in den Kirchen Erhaltenen die Bestandtheile der Antikensammlung. Das Lokal, ein Theil des Bernhardinerklosters, besteht aus vier großen Parterresäälen.

Orientalisches: die berühmte phönicische Opfertafel von Marseille (Cat. n. 14), von feinem Kalkstein (hoch 42 Cent., breit 58 Cent.), gefunden in einem Magazin der Straße Duprat in Marseille, von Feautrier für die Stadt erworben, leider sehr niedrig und dunkel aufgestellt. Vgl. de Saulcy in Mém. de l'acad. des inscr. t. XVII. 1847. Movers Phönic. Texte. Thl. 2. Breslau. 1847. Ewald Opfertafel von Marseille. Gött. 1847. Punisch, aber romanisirt ist das aus Rusicada (Philippeville) stammende Basrelief (Nr. 22) von griechischem Marmor, hoch 52 Cent., breit 22 Cent. Eine nackte, männliche Gestalt ist dargestellt mit Blatt in der Linken und langem, pyramidalen Zweige in der Rechten. Ägyptisches: Torso einer weiblichen Gestalt (Nr. 35) von ägyptischem, grünlichen Granit,

in der einen Hand haltend den Nilschlüssel, in der andern ein Götterscepter, ein breiter Inschriftstreifen am Rücken. Gefunden im alten Arsenal, also als Ballast oder sonst neuerdings mitgebracht. Nach Emm. de Rougé ist es die Göttin Ma. Zwei ägyptische Stelen, von Drovetti und Lautard geschenkt. Die eine war gemalt, ist 84 Cent. hoch, 61 Cent. breit: oben als Flachrelief ist eine Barke sichtbar mit einem Naos, in dem Isis und Osiris sitzen, am Vordertheil zwei königliche Gestalten zu den Göttern hingewandt, am Hintertheil zwei Götter, Horus und der Wächter der himmlischen Wege; über dem Ganzen der geflügelte Sonnendiskus. Die darunter befindliche Inschrift weist nach Rougé den Osirispriester Nevmes als Libation bringend im Namen seiner Eltern und Verwandten auf; der Cartouche des Königs den Ahmes, ersten König der 18. Dynastie. Die zweite, nur 26 Cent. hoch, 17 Cent. breit, ist in vier Abtheilungen getheilt mit zum Theil wenig erhaltenen Hieroglyphen und der Darstellung des Todten, seiner Frau, Töchter und Verwandten. Aus einem einzigen Stück rothen Granits besteht eine Art Gehäuse für heilige Bilder (Nr. 52), hoch 1 Mètre 74 Cent., breit 94 Cent., trefflich polirt, ohne Hieroglyphen. Von assyrischer Kunst hat Herr Guis zwei Basreliefs (Nr. 55. 56) aus Ninive geschenkt: ein bärtiger Kopf und ein Eunuchenkopf im Profil; an beiden sind Farbenreste sichtbar.

Von architektonischen Resten sind mehrere Säulenschäfte (Nr. 4. 11. 39. 63) durchgängig in einer Höhe von 4 Mètres aus grauem Granit und Breccia vorhanden, dorische und korinthische Capitelle (Nr. 35. 50), dann die zwei bei Laborde t. 71 abgebildeten Gränzsteine eines Grabmals zu nennen. Woher die viereckige, von Löwenklauen getragene Marmortafel mit dem Halbkreis und Linien einer Sonnenuhr stammt (Atl. pl. XXVI, 5. 6. Laborde t. 74, 6), ist unbekannt. Inschriften erweisen die Aufstellung eines Horologium mehrfach in südfranzösischen Städten, so Vienne, Aix, Nimes. Die griechischen, aus Athen von Choiseul Gouffier gebrachten Sculpturen sind durchgängig bekannt: der dreieckige Altar oder Candelaberbase mit Apollo, Artemis und Leto (nicht Juno), nach der jüngern Inschrift dem Serapis, Isis, Anubis dedicirt, ist publicirt Millin Atlas pl. XXXVI, 1. Laborde t. 74, aber mit der falschen Lesart: ΣΩΣΙΜΙΝΟΣ statt ΣΩΣΙΝΙΚΟΣ, ferner das inschriftlose Grabrelief (Nr. 54) von parischem Marmor, mit der sitzenden Frau, dem Mann vor ihr, der ihr zum Abschied die Hand reicht und der das Kind tragenden Dienerin, bei Millin Atl. pl. LVI, 1. Die Köpfe fehlen, sowie ein Fuß. Millin's Deutung auf Hektor und Andromache ist natürlich bei dieser einfachen Familienscene unzulässig. Der viereckige Grabstein des Telesphoros mit den Reliefbüsten von Mann und Frau und darunter dem Familienmahle s. bei Millin Atl. I, 10. Laborde t. 74, 3. Ein runder Cippus aus Athen (Cat. n. 44), mit Guirlanden von Ähren und Mohn, die an Bukranien hängen, mit breiten Bändern geschmückt sind, sowie mit Masken und der Inschrift: ΦΙΛΥΤΩΙ etc. bei Millin Atl. XXIV, 4. Griechische Grabsteine aus Marseille, aus St. Victor oder dem Hafen sind nur zwei im Museum, von mehreren die Inschriften bekannt. Der Cippus des Glaukias (Nr. 61) mit seiner, in fünf Pentametern und zwei dazwischen eingeschobenen Hexametern abgefaßten Inschrift zeigt vorn zwei kreuzweis gelegte Füllhörner, auf der entgegengesetzten Seite eine Barke, auf einer Nebenseite in einem Viereck eine Guirlande mit zweihenkligem, tassenartigem Gefäß und darunter einem von Millin für einen Schild gehaltenen Krater (Millin Atl. LVII). Eine Grabstele (Nr. 67), hoch 76 Cent., breit 28 Cent., weist in flachstem Relief eine sitzende, weibliche Gestalt auf; die noch unbekannte Inschrift lautet: ΑΗΝΑΙΣ
ΧΡΗΣΤΗ ΧΑΙΡΕ. Der nach Grosson

(Antiqu. n. 4) angeführte fischleibige Glaukus ist ein Triton in der auf Sarkophagen sehr gewöhnlichen Darstellung: in der Linken hält er eine Muschel, die Rechte ist rückwärts zu dem Fischschwanz gewendet, dahinter Anfang eines andern ausgezackten Fischschwanzes. Das Ganze ist Fragment eines Reliefs, hoch 63 Cent., breit 58 Cent.

Von römischen Denkmälern ist ein zu einem größern Denkmal gehöriger Stein (Nr. 65), hoch 82 Cent., breit 51 Cent., auf drei Seiten mit Schilden und andern Waffen in Relief bedeckt, zwischen Aix und Toulon gefunden, ebendaselbst eine kolossale Maske (Nr. 44). Unter den Sarkophagen ist am bekanntesten der Kindersarkophag (lang 1 M. 30 C., hoch 33 C.) mit den zehn in einer Waffenschmiede arbeitenden Eroten (Mill. Atl. XXVI, 4. Laborde t. 75, 1. 2). Vier Gruppen sind zu scheiden: drei Eroten an einem großen Helm arbeitend, zwei einen Schild haltend, auf dem Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt und von den ausgebreiteten Flügeln einer Sphinx umfaßt werden, wieder drei an Beinschienen und Küraß beschäftigt, endlich zwei halten einen Schild in die Flammen eines Heerdes. Die Seiten mit Greifen geziert. Der Sarkophag der Julia Quintina (Nr. 10) publicirt in Millin Atl. XXXVII, 3. Voy. III, p. 158 ff. Laborde t. 71, der des Flavius Memorius (Nr. 9), welcher aus den Aliscamps von Arles stammt, bei Millin Atl. LVI, 3. 4. Laborde t. 71 (Vorderseite), der des Tannonius (nicht T. Annonius), aus dem Paradis bei St. Victor stammend, bei Millin Atl. LVIII, 1 (die zwei liegenden, nackten Gestalten sind nicht Schlaf und Tod zu nennen). Der Sarkophag (Nr. 64) der 14jährigen Cäcilia Aprulla, designirten Flaminica in Die (Col. Dea. Aug. Voc.), ebenfalls aus den Aliscamps von Arles entnommen, ist erst 1818 in das Museum gekommen. Die Inschrift steht in einer Umrandung von zwei Füllhörnern, an den Seiten sind Opfergeräthe angebracht. Von den zwei inschriftlosen Sarkophagen (Nr. 3. 15) stammt der erste mit wellenförmiger Cannelirung, Rosette und Säulchen an der Ecke aus dem alten Tauroentum. Gänzlich unbekannt und im Kataloge Nr. 57 kaum genannt ist die interessante Frontispiceplatte eines Sarkophages, welche eine Länge von 1 M. 58 C. hat, eine Breite von 80 C. Das Frontispice ist begränzt von zwei großen Palmettenplatten, mit denen die in der Architektur wohl begründeten Postamente glücklich verschmolzen und als Sitze benutzt sind. Die Arbeit ist spätrömisch, die Vorbilder griechisch. Die Hauptgruppe des Giebels bildet Medea mit ihren zwei Kindern: sie eilt nach links, den Kopf rückwärts gewandt, das kurze Schwert in der Hand; vor ihr sitzt ein Kind, das rückwärts zur Mutter sich wendet, hinter ihr das andere bittend die Hand gehoben. In den Palmettenflächen entsprechen sich Odysseus und Eurydike, Ödipus und die Sphinx. Odysseus sitzt und hält Eurydike den Mund zu, die seinen Fuß ergreifend, unter dem Sitze der Hund Argos liegend. Die Sphinx sitzt auf dem Stein, vor ihr Ödipus in Helm, Panzer, Beinschienen, die linke Hand am Schwert, die rechte an das Kinn gelegt, als im Momente des Sinnens (auf einem Sarkophagrelief und Aschenkasten sonst nachgewiesen von Overbeck Gall. S. 52. 57).

Aus dem Bassin du Carénage wurden 1837 vier römische, rein inschriftliche Denkmäler gezogen, darunter ein christliches, die im Museum sich befinden (Nr. 2. 16. 33. 51), sowie ein Cippus aus Cassis bei Marseille auf einen Cn. Valerianus bezüglich (Nr. 59).

Eine wichtige Abtheilung des Museums bilden die christlichen Sarkophage, fast durchgängig aus St. Victor stammend und seit der Neugründung von St. Victor im 11. Jahrhundert bestimmten Heiligengebeinen zugewiesen. Zehn sind durch Millin bekannt gemacht, einer bei Laborde, drei neu hinzugekommen. Die Marmortafel mit Monogramm ꝛc. (Nr. 46) ist abgebildet bei Millin Atl. pl. LVI, 7.

Der Sarkophagdeckel mit den 7 Distichen auf Eugenia (Nr. 12) gehört nicht zu dem darunter stehenden Sarkophag, wie Millin angiebt (Atl. pl. LVIII, 5), sondern dieser, angeblich des h. Mauritius (Nr. 1), abgebildet Atl. pl. LVIII, 3, aber in der Beschreibung (Voy. III, p. 170) vertauscht, ist bedeutend älter; die Palmbäume in den 5 Arkaden sind nichts als Muscheln der Nischen. Den Sarkophag, angeblich der Begleiter von St. Maurice (Nr. 13), mit Christus und den 12 Aposteln, siehe Atl. LIX, 4. Voy. III, p. 167 ff., ein zweiter desselben Gegenstandes (Nr. 66) wird im Katalog dem Abt Bernhard von St. Victor († 1079), von Millin den Begleiterinnen der Ursula zugeschrieben (Atl. LIX, 3). Christus mit 5 Aposteln, von verhältnißmäßig guter Arbeit zeigt das Fragment Nr. 48 (Atl. LIX, 2), der Fries mit Reliefs auf allen vier Seiten, darunter Monogramm, Tauben, Lämmer, Weinlaub gehört nicht dazu (Nr. 46). Der Sarkophag des h. Cassian (Nr. 40) findet sich bei Millin Atl. LVI, 5 mit 5 Abtheilungen, der des h. Chrysanthus und Daria (Nr. 5) mit 7 durch Bäume geschiedene Abtheilungen bei Millin Atl. LVIII, 4, der der h. Eusebia mit Medaillon eines bärtigen Mannes, Jonas, Moses und Elias bei Millin Atl. LVIII, 2 und die genaue Abschrift des davon ganz getrennten Grabsteines der Eusebia Voy. III, p. 179. Als Altar der Taufkapelle der Kathedrale diente einst der Sarkophag Nr. 15 (bei Laborde t. 73), mit zwei wellenförmig geschmückten Theilen, in der Mitte Christus und 2 Apostel, an dem einen Ende eine männliche, an dem andern eine weibliche Gestalt. Von den drei noch übrigen altchristlichen Werken zeigt nur Nr. 17 eine Darstellung, 5 Apostel mit Rollen vor einer Bogenarchitektur, zwei dagegen (Nr. 26. 31) das bekannte kreuzförmige Flechtwerk. Rein mittelalterlich ist der Backtrog ähnliche Grabstein des Abts Isarn († 1048), Nr. 58, bei Millin Atl. XXXVI, 4, zwei Jahrhunderte später der Stein des Abtes Hugo († 1255) mit drei eingeschnittenen Darstellungen: in der Mitte Malteserkreuz, darüber Portal der Abtei, unten der Abt vor dem Altar mit Kelch und griechischem Kreuz.

Über die Gemäldesammlung, die 174 Nummern umfaßt, darunter 30 Italiener, 27 Niederländer, das Übrige Franzosen s. Notice des Tableaux etc. Mars. 1851. Mérimée Notes p. 233. v. Quandt S. 237—240. Außer den Hauptbildern von Perugino und Rubens, von denen zwei, die Anbetung der Hirten und die sehr an die Rafaelische Tapete in der Composition erinnernde Auferstehung Christi aus Mecheln weggenommen sind, fand ich eine Magdalene von Dominichino, eine Caritas Romana von Guido Reni, sowie eine Copie seiner Aurora, ein gutes, männliches, dem Holbein zugeschriebenes Brustbild, sowie das kleine Porträt vom König René, ein gutes, wohlwollendes Männchen in der Grafenkrone, mit der Unterschrift le bon roy rené conte de provēce, unter dem vielen Mittelmäßigen bemerkenswerth.

Zu Kap. III.

Über Aix s. *Millin* II, p. 192—366. Mérimée p. 211—226. Das Plateau von Entremont, ganz nahe bei Aix, zeigt rohes, unregelmäßig gethürmtes Mauerwerk im Umkreis, dahinter einen Damm aus kleinen Steinen und Erde, ist reich an Scherbenmassen, alle von roher Arbeit, großer Dicke; wird in Aix für das vor Aquae Sextiae vorausgehende oppidum der Salyer gehalten (Mérimée p. 221 ff.). Über das angebliche Lager des Marius s. *Roquet* sur le camp romain dit Pain de munition in Mém. Ant. de Fr. t. IX, p. 384 ff. *Tiran* Etudes d'un camp retranché aux environs de la ville d'Aix in Mém. Ant. de Fr. t. XV, p. 1 ff. Grabdenkmäler der

Grafen von Provence s. Mill. Atl. XLI. XLII, 1. 2. 3. XLIII, 2. XLIV, 1. 2. 3. 4. 5. XLV, 1. XLVI, 1. Griech. Inschriften früher im Hause von Peiresc, dann St. Vincent, jetzt im Museum, sind richtig publicirt von Millin II, p. 198. 200. 203. 206. 229. Atl. pl. XXX, 1. 4. XXXVI, 1; die vier letzten sind im C. I. vergessen. Millin übersetzt die letzte mit dem zierlichen Relief einer trauernden Psyche und eines über ihr sitzenden Eros mit umgekehrter Fackel falsch; es ist nicht von einem Zenon, sondern einer Ζηνώνη die Rede. Einheimischen Fundorts ist die 1849 zuerst veröffentlichte, zehnzeilige metrische Inschrift auf den Redner Proklos, von seiner Frau Rufeine (C. I. n. 6779); sie ist im Museum. Unter den röm. Inschriften steht die auf Anlage einer Uhr rc. bezügliche bei Millin II, p. 203, die bei dem Mausoleum gefundene bei Millin II, p. 206, n. 22. 23. Die von Böcking Annot. Not. Dign. II, p. 1014. 1015 in Abrede gestellte Schiffbarkeit der Druentia (Durence) wird erwiesen durch die Inschrift bei Gruter p. 413, 4, von Mérimée in der Kirche von St. Gabriel neu copirt (Notes p. 313), wo M. Fronto Euporus, Augustale von Aquae Sextiae patronus nautar. Druenticorum et utriclariorum corp. Ernaginensium (St. Gabriel bei St. Remy) genannt wird.

Museum: zu Millin's Zeit gab es in Aix Alterthümer in der Municipalité, dann etwas in der Zeichnenschule von Clérian, das Meiste in dem Hôtel des Herrn Fauris St. Vincent, von dessen Vater, zum Theil aus den Haustrümmern von Peiresc gesammelt, dann bei Herrn Magnan, Sallier und sonst zerstreut.

Jetzt ist die Priorei der Johanniter zu einem Museum für Antiken und neuere Kunst, einer unter der Leitung des verstorbenen Clérian blühenden Zeichnenschule mit Gypsabgußsammlung geworden und hier das Meiste vereinigt. Die Antiken befinden sich theils parterre im Vorsaale, an der Treppe, dann in dem daran stoßenden Garten theils in einem langen Zimmer des Oberstockes, wo mehrere Schränke mit Gläsern, Terracotten, Bronzen aufgestellt sind.

Von Statuen sah ich im Vorsaal einen Bachustorso (ob der bei Magnan von Millin gesehene?), im Zimmer einen ganz trefflichen, griechischen Jünglingstorso, den kleinen, mit dem linken Fuß knieenden Herakles oder Atlas, der einen rundlichen, fast schlauchartigen Gegenstand trägt, im Hafen von Marseille gefunden (Millin Atl. XXXVI, 2), die kleine Statue eines als Barbar charakterisirten Kriegers, der mit dem rechten Fuße niederkniet und mit Anstrengung sich bewegt, in der Rechten jetzt eine Keule trägt, daher Hercule gaulois getauft ist; die eng anschließenden Beinkleider, der Kinnbart, das lange Haar, die Mütze sind für ihn bezeichnend. An einer kleinen Marmorstatuette mit entblößtem Oberkörper sind die Symbole des Füllhorns und der Ähre antik. Von einer Diana Ephesiaca ist der Oberkörper erhalten: eine Reihe Brüste, darüber Draperie. Unter den Bronzestatuetten zeichne ich aus einen sitzenden Jupiter, einen Pan mit Trinkschale, einen sitzenden Merkur. Ein kolossaler männlicher Fuß von Marmor. Im Garten war noch der Torso eines überlebensgroßen Feldgottes mit gehobenem Schurzfell und den Resten zweier Genien zu sehen, sowie ein weiblicher Oberkörper mit Gewand, Schleier, hintergestrichenem, durch ein Band gehaltenem Haar; das Gewand hatte einen Randschmuck von Bogen und umgekehrten Palmetten, die aber in spätrömischer Weise spitzig und mager erscheinen.

In Köpfen ist Bacchus, Silen, ein Satyr, eine Venus, ein M. Aurel vertreten. In archaistischem Stil machen sich zwei hohle Terracottaköpfe, Mann und Frau, offenbar von einem etruskischen Sarkophag, bemerklich, sowie es auch eine etruskische Aschenkiste mit dem Brudermord der Ödipussöhne daselbst giebt.

Unter den Reliefs zuerst zu nennen das berühmte Ledarelief, Sarkophagplatte bis 1792 in einer Kapelle der Kathedrale, von gutem Stil, aber vielfach abgestoßen (Millin Atl. XXXVII, 1. Laborde t. 82. G. M. 522). Griechische Arbeit verräth ein kleines Votivrelief (Atl. XXXI, 4) mit einer Jünglingsgestalt in Chlamys und Petasos, ein Roß führend vor einen Altar, und einer zwischen zwei Säulen heraustretenden, matronalen Gestalt. Das Fragment eines marmornen Dreifußes ist in Relief mit Bacchus, einer Bacchantin, einem verstümmelten Pan an drei Seiten geziert. In der Nische eines Cippus, der einem P. Tallius Onesimus in der Inschrift geweiht ist, erhebt sich als Hautrelief Helios mit fliegendem Mantel auf einem Viergespann. Eine Terracottaplatte zeigt zwei Hierodulen in bekannter Tracht und Tanzbewegung um ein Athenabild. Für antik wurde ein großer, runder Schild mit Silberrelief ausgegeben, der angeblich in der Rhone gefunden war und den Coriolan seine Hand verbrennend vor dem sehr modernen Zelt des Porsenna darstellte. Man sah, der sog. Schild des Scipio, jetzt in Paris, hatte zur Nachahmung gereizt. Ein großer Bronzecandelaber stammt aus Rom. Ein zierliches Korkmodell veranschaulicht den Grabmalbau an Stelle der Tour de l'Horloge.

Unter den Mosaikfragmenten bemerkte ich nur ein figurirtes mit einem auf einem Baumzweig sitzenden Vogel. Das von Millin (Atl. XXXIV) abgebildete, interessante Mosaik mit Theseus und Minotaur ist jetzt allein in den Boden der Bibliothek eingelassen vor der Büste von Peiresc; wo die zwei anderen, mit ihm 1790 gefundenen (Atl. XXXIII. XXXV) sich jetzt befinden, ist mir unbekannt.

In die Treppenwand sind einige rohe Relieffragmente eingemauert, als altceltisch, den Salyern wohl angehörig betrachtet, weil auf dem Platz Entremont gefunden: mit Reitern, die Lanzen tragen, dann trophäenartigen Köpfen. Sie sind vielmehr frühmittelalterlich oder vielleicht auch moderne Fälschung.

Unter den christlichen plastischen Werken, die im Garten zerstreut liegen, sah ich zwei Sarkophage, die aus Arles stammen und von Laborde (t. 106. 107) publicirt sind: den einen mit dem Durchgang durch das rothe Meer, in ganz antiker Auffassung des Pharaonenheers nebst Joseph vor Pharao und dem Mannahlesen auf den Seiten, den andern mit fünf Scenen: Christus mit zwei Aposteln, Erweckung des Lazarus und das blutflüssige Weib, endlich Abraham und Moses das Gesetz empfangend als Schluß nach Außen. Ein drittes Relief befindet sich mit Christus und den zwölf Aposteln seit alter Zeit in der Kapelle des h. Mitre in der Kathedrale (Millin Atl. XXXVII, 2). Aus dem späteren Mittelalter ist eine knieende weibliche Statue mit lang herabwallendem Haar, sowie eine treffliche, ruhende Rittergestalt mit Löwen zu den Füßen, ein Glied der Familie Gueidan wohl zu merken.

Mit der Gemäldesammlung war das bereits zum Verkauf angekündigte Privatkabinet des verstorbenen Direktor Clerian noch verbunden. Unter den altitalienischen Bildern sind drei kleine Bilder auf Goldgrund von Giotto zu nennen, deren drittes aber dem Privatkabinet gehörte: eine Verkündigung im gothischen Zimmer, trefflichen Köpfen, die Geburt in offener Landschaft, die Anbetung der Könige. Interessant ist ein kleines Porträt eines Pabstes in Öl, auf dunklem Grund, die weiße Tiara ist ohne dreifache Krone. Eine alte, auf der Rückseite angeklebte, französische Inschrift bezeichnet ihn als Bonifaz VIII. (1294—1303); es ist aber ganz das in Hurters Innocenz dem Großen (woher?) abgebildete Gesicht, das dort für Innocenz III. ausgegeben ist. Aus dem großen Saal ist ein Gemälde Tizian's, alla prima gemacht: der Tod Joseph's, dann eine Herodias von Caravaggio,

eine Copie der Constantinschlacht, angeblich von Giulio Romano, ein treffliches Porträt eines Mannes aus der Zeit Franz' I., das Brustbild eines Kardinals von van Dyck, dann die zahlreichen, trefflichen Federskizzen und Tuschbilder der heimischen Landschaft, sowie Porträts von Fauchier d'Aix zu nennen. Die Cleriansche Sammlung zeichnet sich aus durch einige sehr gute flandrische, altfranzösische und deutsche Bilder. Unter Nr. 135 ein dem Eyck zugeschriebenes Bild: vor einem grünen Teppich thront Maria mit dem Christkind, das am wenigsten gelungen ist, zur linken Seite Johannes mit Lamm und ein Bischof, zur rechten der h. Franciscus und ein anderer Heilige. Trefflich ist eine h. Catharina gemalt, in einer Landschaft stehend mit einem Buch, über das sie sinnend hinausblickt; dabei ein Wappen: das eine Feld roth mit goldnem Adler, das andere in vier Theilen je ein Kelch und je ein Kreuz gestellt. Eine Mater dolorosa mit sechs Passionsscenen herum. Modern aufgesetzt war offenbar der nicht einmal historisch richtige Namenszug Hemlings. Von den männlichen Porträts wurden zwei Holbein zugeschrieben, zwei Jeannet genannt, jedenfalls französisch: ein jugendliches Porträt mit Federhut und ein als Comte de Bourgogne bezeichneter Mann in ganz schwarzer Tracht mit dem Orden des goldenen Vließes.

Zu Kap. IV.

Über Arles: s. *Millin* Voyage III, p. 480—653. *Mérimée* p. 256—296. *Veran* Anciens monumens d'Arles en Provence. Arles. 1824.* *Estrangin* Études archéologiques historiques et statistiques au Arles 1838. *Estrangin* Description de la ville d'Arles antique et moderne. 1845.* (Bullett. 1846. p. 168). Es hat Henry in seiner Not. sur l'amphith. d'Arles (Mém. des Ant. de Fr. t. XIII, p. 1—47) und Nouv. fouilles etc. (Mém. Ant. de Fr. t. XV, p. 61 ff.) die Ansicht aufgestellt, daß alle jetzigen Denkmäler von Arles erst von Constantin stammten, daß überhaupt die alte Stadt Arelate jenseit der Rhone auf der Stelle von Trinquetaille gelegen habe und die jetzige Stadt die Constantinische Neustadt sei. Es ist dies jedenfalls falsch: alle vorconstantinischen Berichte sprechen es ausdrücklich aus, daß Arelate im Gebiete der Salyer, auf dem linken Rhoneufer lag, daß aber der Hauptarm der Rhone, an dem Arles heute liegt, auch im Alterthum als Rhodanus überhaupt bezeichnet ward, geht aus Auson. Cl. urb. 8. Mos. V. 480. Paulin. Passio S. Genesii 4. 5 einfach hervor, zugleich aber auch, daß man in der duplex Arelate seit Constantin dem neuen Stadttheil natürlich zur Unterscheidung den Namen Dextra ripa gab. Über die Bedeutung von Arles in spätrömischer Zeit vgl. Auson. a. a. O. Ep. 24, 81. Sidon. Apoll. Ep. I, 11. VI, 12. VII, 12. Notit. Dignit. III, p. 48. 49. 53 ed. Böckh., Annot. ad Not. II, p. 349. 162. 471. 1014. Wichtig die von Böcking angeführte Stelle des libellus Leoni PP ab episcopis Gallicis oblatus: hanc (urbem) sublimissima praefectura hanc reliquae potestates velut *communem omnibus patriam* semper inhabitant, die Constitutio Honorii de conventib. annuis in urbe Arelatensi habendis (418 p. Chr.) s. bei Haubold Monum. leg. p. 296—298, dazu Cod. Theod. XII, 12, 12. 19, 1. Cod. Just. X, 63 (392 p. Chr.). Erste fränkische Zeit s. Procop B. Goth. III, 33. Die S. 77. 78 angeführten Inschriften befinden sich bei Orelli n. 202. Millin Voy. III. p. 610. 624. In den einigen 60 Inschriften von Arles bei Millin finden sich 40 griechische Cognomina, darunter von Götter- und Heroennamen ein Hermes, Olympus, Amphion, Charis, Calliope, Chrysothemis, Helpis, Parthenope, von abgeleiteten Delius, Dionysius, Irenaeus, Aphrodisia, Olympias, daneben viel Adjectiva wie Chresi-

mus, Zosimus, Polycarpus, Aria, Chreste, Filtate, Philete, Calliste. Es beweist dies natürlich nicht gerade durchgängigen griechischen Ursprung, aber eine Verbreitung der griechischen Sprache und Sitte.

Monumente: das Theater vor den Ausgrabungen s. Millin Atl. LXVIII, 8. LXIX, 4. 5. Laborde t. 80. 81; Plan der Orchestra in Mém. Ant. de Fr. t. XIX, pl. 9. 10. Berichte über die Ausgrabungen und Funde aus dem J. 1823 von Penchaud in Mém. Ant. de Fr. t. VII, p. 225 — 231, aus dem J. 1836 von Estrangin in Mém. Ant. de Fr. t. XIII, p. 101 — 103, von Laugier de Chartrouse a. a. O. p. 89 — 101 und Bull. 1837. p. 134 — 136, von Henry Mém. Ant. de Fr. t. XV, p. 61 ff. Die Arena abgeb. bei Laborde t. 76. 77. Henry in Mém. Ant. de Fr. t. XIII, p. 1—47 behauptet mit Unrecht, daß von der Arena überhaupt nur 20 Stufen vollendet waren und daß sie unter Honorius bereits mit Festungsthurm versehen sei. Reste des Forum Millin Atl. LXVIII, 8. LXIX, 4. 5. Laborde t. 81. Kloaken: 1817 wurde ein gewölbter Kanal entdeckt 3 M. 57 C. breit und hoch, 61 M. 20 C. lang, der zur Rhone abführte, s. Verand in Mém. Ant. de Fr. t. VII, p. 232 — 239. Kathedrale St. Trophime Millin Atl. LXX, 1. Laborde t. 133. 134. Ausgrabungen bei St. Honorat Estrangin in Bullett. 1844. p. 16 ff.

Museum: Zu Millin's Zeit waren die antiken, plastischen Denkmäler im Treppenhause des Hôtel de ville, im Hofe des Klosters la Miséricorde, das im Theater lag und in einer Kapelle bei St. Honorat, hier unter freiem Himmel aufgestellt. Millin hat von diesen Gruppen genaue Auskunft gegeben (III, p. 489—512. 560—584. 614—615). Der Vorschlag, den damals bereits der Präfekt Thibaudean gemacht hatte, die Kirche St. Anne an dem Hauptplatze zum Museum einzurichten, ist seitdem verwirklicht und dort im Schiffe und den Kapellen der Kirche eine sehr bedeutende Sammlung antiker und altchristlicher Werke aufgestellt. Ein Katalog existirte nicht; ein Verzeichniß ist in Estrangin Études p. 112 — 147 gegeben; vgl. auch v. Quandt S. 200 — 210. Unter den Statuen zu nennen Torso einer sitzenden Consularstatue (Nr. 77), stehende römische Statue in Toga in nicht besonderer Arbeit, Torso des Mithra oder Aeon (Atl. XXXVI, 5. Laborde t. 69), bereits 1598 bei dem Thore de la Roquette nahe den Resten des Circus gefunden; unter den neun reliefartig auf dem Gewand angebrachten Zeichen des Thierkreises sind die Zwillinge Amphion und Zethos, ganz in der Auffassung eines Apollo und Bacchos charakterisirt. Zwei unter sich correspondirende Statuen eines Silen mit Schlauch, aus dem Theater stammend; an dem einen ist in der Basis die Wasseröffnung noch sichtbar, der andere ruht auf einem Fell, das vom Schlauch getrennt zu denken ist (der eine bei Millin Atl. LXIX, 7). Vier Torsen von in Tanzschritt begriffenen weiblichen Gestalten sind nach und nach im Theater gefunden, von zwei ist auch der Oberkörper bis auf den Kopf wesentlich erhalten und im Ärmelchiton und mit Diploidion bekleidet (Millin Atl. LXIX, 9. LXI, 8. 9), von den zwei andern sind nur Fragmente des Unterkörpers da, die Gewänder sind nach beiden Seiten hin stark im Wind aufgebauscht, ähnlich der Niobide im Vatikan. Von spätrömischer Arbeit ist die kleine, stofflich interessante Gruppe der Medea mit den zwei Kindern zu ihren Füßen; sie zieht das Schwert im langen, aufgelösten Haar, das Gewand von der Schulter gefallen (Millin Atl. XVIII, 2). Die beiden bedeutendsten Statuenfunde im Theater, die Venus von Arles aus dem J. 1648 und der gewaltige Torso einer sitzenden Jupiterstatue aus dem J. 1750 sind in Paris; die letztere war im Besitz vom Grafen Forbin und soll in den Louvre gekommen sein, von Clarac ist sie nicht angeführt. Estrangin ist der Ansicht, daß der neuerdings gefundene, treffliche, bekränzte Kolossalkopf des Augustus, der im Museum

sich befindet, zu diesem Torso gehört habe: wenn die Maße genau stimmen, recht wahrscheinlich. Mit naiver Sicherheit wird dem Fremden im Museum ein weiblicher, dem Augustus nahe gestellter Kopf als Livia genannt: blos deshalb, weil er gleichzeitig mit jenem im Theater 1823 gefunden ward. Es ist einer der schönsten, weiblichen, jugendlichen Idealköpfe, die ich kenne: von dem Oberkörper ist noch die linke, entblößte Schulter und ein Stück Brust erhalten, leider die Nase abgebrochen. Das wellige Haar wird von einem Band gehalten, mit dem jenes hinten aufgebunden ist. Die Gesichtsformen sind durchaus mädchenhaft, mehr rundlich, als schmal; die Formung der Augen von dem einer Venus verschieden. In Deutschland bezeichnet man sie meist als solche, früher ward sie in Arles Diana genannt und mit Recht von Penchaud z. B. der style grave élevé simple an der chaste soeur d'Apollon hervorgehoben. Mir erschien sie durchaus dem Kopf der Flora oder vielmehr Hebe von Neapel verwandt, auch in der Entblößung der linken Schulter. Den von Millin (Atl. LXIX, 8) noch im Bereich des Theaters gesehenen, kleinen Bacchuskopf mit bacchischer Binde und Epheulaub habe ich nicht gesehen, dagegen unter den im Theater zerstreuten, einzelnen antiken Resten einen kleinen männlichen Porträtkopf. Besonders reich ist das Museum an interessanten Altären: der 1758 im Bereich der Kirche Dela Majour gefundene der *Bona Dea* (Mill. Atl. XXVIII, 6), ein viereckiger Altar mit Eichlaubkranz aus dem Theater (Millin III, p. 615), dann die beiden neueren Funde aus dem Theater, der Ledaaltar und der des Apollo. Jener hat seinen Namen nur erhalten von den zwei Schwänen, welche in ihren Schnäbeln eine Blumenguirlande halten, während die daneben stehenden zwei Palmbäume durch einen Fruchtkranz verbunden sind: vielmehr als eine apollinische Weihung zu nehmen und in Bezug auf musischen Sieg im Theater. Bei den Ausgrabungen auf der Orchestea des Theaters im J. 1823 fand man ein bedeutendes Sculpturwerk aus der Prosceniumswand herausspringend: eine ausgearbeitete Vorderseite eines Marmorblockes mit einer Nische und drei hinauf führenden Stufen; das Denkmal selbst ist 1 Mètr. 33 C. lang, 87 Cent. hoch, 45 C. dick. In der Mitte sitzt Apollo in einer Nische mit flachem Bogen, über den ein Giebel sich erhebt; den linken Arm gestützt auf die Leier, den rechten über den Kopf gelegt; dabei Dreifuß und Bogen sichtbar. Auf beiden Seiten der Nische in besonderer Abtheilung je ein Lorbeerbaum, dann als Flachrelief sich correspondirend hier Marsyas an einem Baum aufgehängt; dort der Schleifer, nicht aufblickend, sondern ganz auf das Schleifen selbst gerichtet, dazu auf ein kleines Postament gestellt. Eine interessante Modification des viel behandelten Motivs, wichtig außerdem durch seinen Platz als plastischen Schmuck im Theater mit nächstem Bezug auf musischen Wettkampf. Die römischen Sarkophagreliefs sind bis auf eines durch Abbildungen bekannt: der von Amor und Psyche, früher im Hause eines Apothekers (Millin Atl. LXIX, 13), mit Prometheus (Mill. III, p. 554. Atl. LXV, 2), mit den Oliveneernte haltenden Genien (Mill. III, p. 572. Atl. LXI, 3. Laborde t. 75, 4), mit einer Jagd eines Ebers, Hirsches und Fang im Garn, spätrömisch, wobei Meleagerjagd und Herakles als Besieger der Hirschkuh Motive gegeben haben (Mill. Atl. LXIV, 6. Laborde t. 70), mit Apollo und den Musen, in zwei Fragmenten, sehr verstümmelt, aber in gutem Stil (Millin Atl. LXV, 8. Laborde t. 70); der Sarkophag der Julia Tyrrania mit musikalischen Instrumenten in Pilasterabtheilungen, darunter eine Wasserorgel und mit Pinienapfel und Widderkopf (Millin Atl. LXIX, 12). Ein Sarkophagrelief ist mit einer von Widderköpfen getragenen Guirlande geschmückt. Merkwürdig ist die von Estrangin (Bullet. 1844. p. 13 ff.) beschriebene, noch nicht aber publicirte Darstellung eines 1844 bei St. Honorat aufgefundenen Marmorsarges (lang

2 M., breit 28 Cent., hoch 22 C.), sie ist im Haupttheil ganz antik, in den Nebenseiten christlich. Ich habe nur die Vorderseite gesehen, die durchaus nicht an christlichen Ursprung erinnert. Vier Abtheilungen mit flachen Bogen sind gebildet, deren zwei äußere von je einem Dioskur mit Roß eingenommen werden, während die mittleren ein die Hand zum Abschied sich reichendes Paar zeigen. Zwischen den Bogen erscheinen Früchte mit Vögeln. Estrangin hat phantastisch Verlobung, Hochzeit und Stand des Mannes darin gefunden. Er berichtet auch, was ich nicht gesehen, daß an zwei Seitenfeldern rein christliche Darstellungen sich finden: Christus zwischen zwei Schülern und Christus das Wunder der Brode vollziehend. Dies führt unmittelbar über zu den altchristlichen Sarkophagen, die in so bedeutender Zahl besonders aus der Krypta von St. Honorat und den Eliscamps und aus manchem Privatbesitz in das Museum zusammengebracht sind; andere sind noch in St. Trophime, Fragmente eingemauert in la Majeure. Ich verweise auf die Abbildungen von 17 Sarkophagen, darunter 11 einreihige, 6 zweireihige, die nachweisbar immer zwei oder mehr Personen, Mann und Frau, Eltern und Kindern angehören, bei Millin (Atl. LXI, 4. LXIV, LXV, LXVI, LXVII, LXIX). Außer der gewöhnlichen Anordnung ohne Abtheilung oder in solchen, meist Nischen, ist die Form auffallend, welche die ganze Platte in drei Abtheilungen zertheilt; die mittlere enthält in einem oberen Theil die Inschrift meist, in dem untern eine Darstellung, von den zwei anderen sind nur die zwei schmalen Ecken mit solchen versehen. — Architekturtheile sind in bedeutender Zahl da.

Zu S. 89 ff. Über Nimes: *Jean Poldo d'Albenas* Discours historical de l'antique et illustre cité de Nismes. 1557. mit Holzschnitten. *Jac. Grasser* de antiquitatibus Nemausensibus dissertatio. 1619. Wesentlich wiederholt im oben erwähnten Itinerarium. Grasser war 2 Jahre dort, ist von der Nemausensis academia zum Mitglied gemacht, wird in politischer und kirchlicher Beziehung ganz als indigena behandelt. Zu Sincer's Zeit führte ein deutscher Prof. Pistorius die Deutschen dort herum (Itin. p. 123). *Maffei* Antiquitates quaedam sel. Galliae. 1734, bes. lettre 25 à marqu. de Caumont. *Ménard* Histoire de Nismes. 7 Bde. Paris. 1750 — 1758* (das grundlegende Hauptwerk; Vol. VII enthält die Denkmäler und ist oft allein aufgelegt). Séguier (1703 — 1784) hinterließ handschriftlich viel; gedruckt seine Dissert. sur l'inscription de la maison carrée. 1759. 1776. *Clérisseau* Antiquités de France. Vol. I. 1778 (63 Kupfertafeln). *Grangent, Durand* et *Durant*, Description des monum. ant. du midi de la France. Paris. 1819. Depart. du Gard (genaue Grundpläne). *Perrot* Histoire des antiquités de la ville de Nismes par Ménard, augmentée 1829. 1840. Das Programm von *Witzschel* de civitate Nemausensi part. I. Grimmae. 1837. habe ich nicht erlangen können. Vgl. dann Millin Voy. IV, p. 212—280. Münzen s. de la Saussaye Numism. Narb. pl. XVIII: Silbermünzen der Volcae mit massil. Typen, Silbermünzen der Ναμασάται mit massil. Typen, autonome Colonialmünzen, kaiserliche Colonialmünzen von Bronze mit den Köpfen von Augustus und Agrippa in der corona rostralis, wobei vier Modificationen geschieden werden. Zur Geschichte: die politische Stellung von Nemausus Rom gegenüber als oppidum latinum, oder Colonie mit dem jus Latii, später als vollberechtigte colonia (s. bei Ptolem. II, 10), zugleich als μητρόπολις der Arecomici mit 24 untergebenen, zinspflichtigen κῶμαι ist genau bes. durch Strabo (IV, 1, 12) bekannt. Daher sprach man auch von einem ager Nemausiensis oder der χώρα, deren Bewohner Νεμαυσῖνοι hießen (Steph. Byz. s. v.), immer natürlich als ein, wenn auch autonomer Theil der Provincia Narbonensis (Plin. H. N. IX, 9), der selbst wieder Unterabtheilungen, pagi hatte, falsch aber haben Ukert

und Forbiger von einer Provincia Nemausensis geredet, denn in der einzig darauf bezüglichen Stelle (Plin. H. N. XI, 42, 97) giebt Plinius unter den Käsearten e provinciis, d. h. den außeritalischen dem Nemausensis Lesurae Gabalicique pagi die laus praecipua; es hieß also der Käse nur, nicht die Provinz Nemausensis nach dem ager, wo er gefertigt ward, er hätte noch specieller Gabalicus heißen können, und war natürlich ein Käse e provinciis. Über griechisches Wesen in Nîmes s. die Inschriften im C. I. n. 6785—6790, wovon 3 sich auf die ἱερὰ σύνοδος der nach Hadrian als νέος Διόνυσος sich nennenden συναγωνισταί in dramatischen Spielen beziehen. Grasser (Ant. Nemaus. p. 57) hat unter den Grabinschriften von Nemausus auch folgende, später ganz übersehene Inschrift: ΘΕΟΙΣ ΚΑΤΑΧΘΟ | ΝΙΟΙΣ | ΑΝΝΙΑ ΕΥΤΥΧΙΑ | ΑΠΠΙΟΣ ΑΝΝΙΟΣ | ΜΗΤΡΗ | ΕΥΣΕΒΕΣΤΑΤΗ und Germer Durand hat kürzlich eine bisher unedirte, celtische Inschrift in griechischer Schrift, welche auf dem Abacus (lang 87 Cent., hoch 13 Cent.) eines Capitells schon 1742 bei der Fontaine gefunden ward, behandelt und als ein einem kleinen lateinischen, ebendaselbst 1748 gefundenen, bekannten Stationenverzeichniß des Ager Nemausensis sehr ähnliches erklärt. Es lautet: Ι..ΑΡΤΑ.Τ...ΑΛΑΝΟ ΙΤΑΚΟΣΔΕΔΕΜΑ | ΤΡΕΒΟ ΝΕΜΑΥΣ ΙΚΑΒΟ ΒΡΑΤΟΥΔΕ; Ucetia, Statumae, Vatrute sind wohl hier wieder zu finden (Pelet Essai sur le Nymph. p. 39. 40). Griechische Beinamen fand ich in den bei Grasser, Maffei, Millin publicirten Inschriften, sowie unter den Inschriften der Maison carrée und des Dianentempels bei 141 Personen, darunter waren 18 als liberti bezeichnet, 9 als Augustalen, 9 als Servi. Von Götter- und Heroennamen oder Beinamen oder davon abgeleiteten giebt es folgende: Anteros, Diomedes, Helena, Hermes, Helikon, Musa, Nice, Tyche, auch Hedone, Elpis, Mystis und Pannychis. sind wohl noch hierher zu rechnen, dann Apollonius, Artemisia, Artemidorus, Calligenia, Heraea, Isias, Nicephorus, Nicias, Phoebus; von Ländernamen giebt es Atthis, Athenaeus, Doris, Ephesius, Rhodia, Hermolaus.

Denkmäler: Thor des Augustus, früher Porta Coronae genannt, vgl. Barthélemy in Magaz. encycl. I, 2. p. 534 mit der bis jetzt genauesten Lesung der Inschrift. Abbild. bei Millin Atl. LXXIV, 1. Plan bei Laborde t. 34. Über die neuen Ausgrabungen von 1849 s. Germ. Durand in Rev. arch. VII, p. 193—201. pl. 141 und A. Pelet in Mém. Ant. de Fr. t. XX, p. 305—326. pl. 7. Tour Magne Laborde t. 20. 21. Maße Ann. Inst. arch. X, p. 97. Tempel der Diana und la Fontaine: Laborde t. 29. 30. Resultat der Ausgrabungen von 1830 s. A. Pelet in Annali VII, p. 195—213 mit Plan, über die von 1833 Derselbe in Mém. Ant. de Fr. XI, p. 15 ff. mit Plan, die von 1848, 1849 und 1852 in der zusammenfassenden Arbeit von A. Pelet Essai sur le Nymphée de Nîmes. 1852 mit Plan und 13 unedirten aber ungenau publicirten Inschriften (Notiz davon gab Bursian in Arch. Anzeig. 1853. n. 50. S. 297). Wenn Pelet das Ganze als Nymphaeum bezeichnet, so hat er es auch p. 17 damit nur als eine dem Culte der Nymphen der Quelle Nemausus geweihte Anlage benennen wollen; im Wesentlichen stimmt er also mit unserer Ansicht, die es als Heiligthum des Nemausus zunächst betrachtet. Die Ansicht der Horrea ist unhaltbar. Die leeren, unzugänglichen Räume in den starken Mauern scheinen mir nur technische Hülfsmittel zu sein, die durch Lage und circulirende Wassermenge bedingten Mauermassen zu erleichtern. Wasserbassin beim Maison de detention entdeckt, rund mit concentrischer Plattform; Eintritt des Wassers vom Aquädukt und drei Öffnungen im Boden, zehn zur Seite; Reste von Säulen und Fries, wohl einer Rundcolonnade darüber, s. Rev. arch. I, p. 476—479. Die Maison carrée s. Millin Atl. LXXIII, 1. Laborde t. 55—58.

Gailhabaud Denkm. der Bauk. I, n. 8. T. 3. Bericht über die Ausgrabungen von 1822 und 1833 bei Perrot Hist. des ant. p. 40 ff. und Notice historique de la maison carrée vor dem Catal du Musée. 1848, zum Theil Auszug aus Séguier's Essai darüber. Über die Lesung der Inschrift nach den Löchern der Bronzenägel s. zuletzt A. Pelet in Mém. Ant. de Fr. t. X, p. 129. Hauptmaße: Länge der Mais. carrée 25 Mètr. 13 Cent., Breite 12 M. 29 C., Höhe der Säulen 9 M., des Stylobat 3 M. 33 C. Plattform hoch 1 M. 10 C, die Colonnade 16 M. 27 C. von der Seitenwand der Maison. Säulenlänge derselben 7 M. 61 C. Entfernung des der Maison carrée entsprechenden Tempels 80 M. 60 Cent. Arena: Laborde t. 59—62. Gailhabaud I, n. 9. 3 Taf. Maße: Diam. der Länge mit den Mauern 131 M. 56 C., der Breite 103 M. 15 C., Höhe 21 M. 45 C. Stelle des Palais de Justice: schon Poldo d'Albenas p. 95 spricht von einem dort gefundenen Adlerfries. Grundmauern von ungeheurer Dicke. Im Museum Theile des Adlerfrieses Cat. n. 67. 68. 69. 175. 176, cannelirter Pilaster mit Capitell, Säulen, Cornichen n. 70—78. 81—84, Oberschwelle mit einer von Bukranien gehaltenen Fruchtguirlande, der eine Theil 1559 gefunden, der andere 1810, n. 131. Im J. 1823 wurden hinter dem Pal. de Justice Cornichen von trefflicher Arbeit, aber kleiner als die ersten gefunden. Platz vor der Kathedrale: bei Ausgrabungen 1824 gefunden korinth. Capitelle, Säulenschaft, Basis, Kranzleisten mit Eierstab, Pilastercapitell. Funde bei Nîmes, bes. beim Eisenbahnbau: Gräber s. Pelet in Mém. Ant. de Fr. t. XVI, p. 59—70. Pl. 1. und t. XVII. Pl. 7.

Museum der Maison carrée, 1824 gegründet aus der Sammlung Séguier und neuen Funden gebildet, zum Theil auch in dem um die Maison ausgegrabenen Bereiche aufgestellt. Vgl. Catalogue du Musée de Nîmes. Ed. IV. 1848.

Architekturtheile: korinthische Säule mit Akanthuskranz am Beginn des Schaftes, die Cannelirung unten ausgefüllt, aus den Thermen. Friesstück vom Stylobat des Haupttheiles. Friestheile von trefflicher Arbeit (Nr. 40. 44. 99. 104) aus dem Bereich der Fontaine. Cornichen in reichster Gliederung ebendaher (Nr. 22. 24. 50. 51. 114). Pilastercapitell ebendaher. Cornichenfragmente und Capitelle vom Porticus der Maison carrée (Nr. 13. 14. 15). Drei große Theile eines Frieses mit den Resten dazu, dazu gehöriger cannelirter Pilaster mit reich geschmücktem Capitell (Nr. 67. 68. 69); die Adler sind in Hautrelief auf das Schärfste und Lebensvollste ausgearbeitet, ebenso trefflich die von ihnen getragenen Fruchtguirlanden. Sie sind jedenfalls das Vorzüglichste architektonischer Sculptur in Nimes.

Statuen: nur im Gypsabguß steht als Krone derselben der in Alexandrien gefundene Torso einer Venus, der im Besitz eines Herrn Rousselle zu Nimes ist, ein Werk der besten griechischen Kunst, wenig über 1 Mètre hoch. Auf dem rechten, gerad gestreckten Bein ruht der Körper, während das linke an einem Stein oder Postament in die Höhe gehoben ist; der Oberkörper, sowie die Ansätze der Arme, von denen der linke gehoben, der rechte gesenkt und schräg nach vorn gewendet war, weisen entschieden auf die Position eines Anlegens von weiblichem Schmuck an den linken Fuß. Ein treffliches Widerspiel der Linien herrscht an dem ganz entblößten, zart behandelten Körper; der Rücken ein wahres Meisterwerk. So tritt dies als wichtiges Beispiel zu dem Marmortorso des britt. Mus. (R. X. n. 5.) und den zahlreichen Bronzen desselben Motivs. Torso einer kolossalen männlichen Statue in der Toga (Nr. 28. 33). Torso einer männlichen Statue in Küraß, auf der Brust ein Medusenhaupt (Nr. 37). Kleiner Torso eines jungen Römers in Toga und mit Bulla (Nr. 85). Statue in Stein ohne Kopf und Arme, im langen Gewand,

das die linke Hand faßt (Nr. 138). Torso einer Hirtenstatue, hoch 1 M. 10 C., mit nacktem Oberkörper bis auf das von der linken Schulter fallende, zottige Gewand, in der Linken Rest eines Dudelsacks tragend, in der Rechten ein Lamm (Nr. 142). Torso einer kolossalen weiblichen Statue mit griechischer Gewandung in gutem Stil (Nr. 4). Torso einer Venus, hoch 55 Cent., mit Armband am linken Arm, gehobenem einen Arm (Nr. 106. 107). Schöner weiblicher, nackter Torso (Nr. 94. 95). Kleiner drapirter Torso mit Ägis auf der Brust, das Gewand mit der Linken anfassend, 18 Cent. hoch. Statuette einer Göttin, Hygiea hier genannt, 1802 in einem Brunnen gefunden, hoch 52 Cent. Sie sitzt auf einem Thron, den Kopf mit einem Schleier von dickem Stoff bedeckt, in der Linken hält sie ein Füllhorn, die rechte Hand fehlt; der Stil ist gut (Nr. 11). Kauernde, alte Frau, eingehüllt, als Trophos zu bezeichnen, von mittelmäßiger Arbeit (Nr. 36). Zwei fragmentirte Genregruppen von sehr guter Arbeit: Kind mit einem Hund spielend (Nr. 152). Das Kind ist nackt, hat den rechten Fuß vorgestreckt, den linken untergeschlagen, Kopf und Arme fehlen. Dem Hund fehlt Kopf und rechtes Vorderbein. Kind mit einem Delphin spielend; vom Kind ist nur der Kopf und der linke Arm übrig (Nr. 10). Von der Gruppe eines auf dem Löwen stehenden Herakles fand ich ein Fragment im Bereich der Porte d'Auguste. Zwei kleine Marmorhände, die eine mit einer Kugel, die andere mit einem Stein (Nr. 47. 48). Kolossale linke Hand mit Ring am vierten Finger, 35 Cent. lang. Unter den Köpfen sind drei Doppelköpfe, zwei kleine und ein großer, der offenbar als Brunnenöffnung diente, zu nennen (Nr. 27. 58. 130). Von zwei männlichen Kolossalköpfen ist der eine von Marmor (Nr. 64), aber nur die Maske erhalten, dem Kaiser Claudius ähnlich, der andere von Bronze (Nr. 72), Theil einer Statue, mit leeren, einst eingesetzten Augen und Spuren von Einsetzung eines Stirnschmuckes. Ein Marmorkopf mit Lorbeerkranz, also wohl Kaiserkopf, ward 1824 gefunden (Nr. 135); der halbgeöffnete Mund zeigt die Zähne, in den Augen das Weiße angegeben; Arbeit mittelmäßig.

Unter den Reliefs zeichnen sich drei Marmorfragmente größerer Werke durch ihren ächt griechischen Stil aus, alle im Bereich der Fontaine gefunden: das Fragment mit einem stehenden Gewandkörper; die linke Hand ist ruhig vorn angelegt (Nr. 25), ein zweites mit einer Bacchantin, die im Rausch der Begeisterung ihren Kopf zurückbeugt und den rechten Arm über den Kopf gehoben hat; über diesen fällt ein shawlartiges Gewand, der linke Arm fehlt (Nr. 39). Drittens eine unter dem Bauch eines Rosses sitzende, niedergebeugte, nackte Gestalt, die das linke Bein in die Höhe gezogen hat, der rechte Arm greift weit zurück (Nr. 75). Spätrömisches Relief in Rundform, oben darin eine weibliche Gestalt stehend, darunter zur Rechten ein Krieger mit Schild, Helm, Beinschienen, der mit erhobener Fahne losgeht gegen einen nackten, nur mit Schurzfell versehenen Mann, der aber mit einem Dreizack bewaffnet ist (Nr. 160). Von einem zweiten, auf Gladiatorenkämpfe bezüglichen notirte ich nur: vier Gestalten und die Inschriften:

SION und EROS
TEO CCXVI
MISSI

II

Unter den Reliefs an Altären und Grabcippen bemerkte ich am bekannten Altar des J. O. M. Heliopolitanus und Nemausus (Mus. Nr. 53), an der rechten Nebenseite eine Diana von Ephesus: sie hält in der Rechten eine Geisel, in der Linken einen Ährenbüschel; auf dem Kopf ist ein Fruchtkorb; unter einer Reihe

Brüsten ist der Körper in Binden eingehüllt, die mit unerkennbaren Zeichen bedeckt sind. Die linke Seite weist Schale und Opfermesser auf. Mit Reliefs bedeckt ist der große, über 2 Mètres hohe Grabcippus des M. Attius Paternus, aber die Überfüllung der Ornamente, so an den Pilasterschäften, läßt ihn vor Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts kaum setzen. Architektonisch zerfällt er in drei Theile: über dem breiten Abacus in einen Aufbau mit vier Eckpilastern, Fries und Corniche, dann eine in zwei Streifen sich theilende Attica und endlich ein geschwungenes, in zwei Rollen auslaufendes Frontispice. In dem letzten steht ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln und Schlange. In der oberen Reihe der Attika Paare von Greifen, die an einen Altar in ihrer Mitte fassen und deren Schweife ornamentistisch verschlungen sind in dem unteren Blumengewinde. Der Fries ist mit Löwen, jenen Greifen gleich geordnet, geziert. Weinranken mit Vögeln ziehen sich an den Pilastern in die Höhe. In den Seitenfeldern ist Patera und Kanne angebracht. Ein mythologischer Zusammenhang wird sich schwer nachweisen lassen; nur Bezug auf Apotheosirung und Heroisirung in Schlange und Adler und daran sich schließenden Cultus. Kleines Relief einer Aschenkiste, lang 50 Cent., hoch 37 C., tief 22 C. (Nr. 72), von Granit, kommt als neues Beispiel zu den von Overbeck (Gal. her. Bilder. S. 279—281. Taf. XII, 3) aufgeführten Darstellungen des zum Altar geflüchteten, sich vertheidigenden Paris hinzu. Der Stil ist besser als gewöhnlich auf Aschenkisten. Es sind fünf Gestalten: Paris mit Palme und Schwert auf dem Altar, schützend gehalten von einer Flügelgestalt, die auch an der Stirn Flügel hat, links herbeieilender, nackter Jüngling mit Schwert, rechts erstaunt die Hand hebender Priamos in phrygischer Tracht und wie sich besinnend inne haltender Jüngling mit Speer. Priapisches Relief eines geflügelten dreifachen, von einer Frau gezügelten Phallus, wie ähnliches mehrfach am Amphitheater, Pont du Gard und sonst erscheint.

Der Reichthum der in zwei Schränken aufgestellten Bronzen ist sehr groß an Statuetten sowohl als an Lampen. Merkwürdig eine kleine, mit Hosen und Schuhe bekleidete Figur; das Sagum mit Ärmeln fällt von der rechten Schulter herab, Bart und Kopfhaar sind sorgfältig gehalten, der linke Arm gehoben, wie um einen Speer zu halten. Wunderlich ein auf vier Füßen gehender, nackter Zwerg mit Lendengurt, großen Genitalien und kurzem Schwanz. Unter den Lampen ist eine durch zwei Löwenköpfe und eine Maus verziert. Eine Reihe von Gläsern einheimischen Fundorts, darunter ein blaues, endlich eine große Reihe von rothen Thongefäßen, deren Fabrikation hier sehr stark gewesen sein muß, vgl. Caylus Recueil Ant. II, p. 101—107. Le Maistre de la poterie chez les Gallo-Romains in Mém. Ant. de Fr. t. XVI, p. 1—47.

Von den sehr zahlreichen, in Nimes aufgefundenen und mehrfach in Privathäusern noch befindlichen Mosaiken ist im Museum ein großes geschickt aus mehreren zusammengesetzt. Den Haupttheil bilden Felder mit Medusenhäuptern, Tigern, Hunden, Hirschen, dazwischen Rosetten und eine breite, sehr geschmackvolle Einfassung. Interessanter war mir ein kleines, erst kürzlich gefundenes, im Katalog nicht erwähntes Mosaik mit der Schleifung Hektor's, also zu vergleichen dem vor Porta St. Lorenzo 1845 gefundenen Mosaikboden (Bullet. 1846. p. 69. Overb. Gal. her. Bildw. p. 462). Achill auf einem Zweigespann, in fliegendem, rothen Mantel, grünem Panzer und Untergewand, ist nach links mit dem Oberkörper gewandt, hält in der Rechten die Lanze. Die Pferde sind in gestrecktem Lauf. Hinter der geschleiften Leiche steht ein Krieger mit Speer und Helm, hinter dem Wagen

kommt ein anderer Kopf zum Vorschein. Sehr genau sind Mauern mit Thürmen und doppeltem Thor angegeben.

Zu Kap. V.

Über Montpellier und Umgebung s. Millin IV, p. 282—357. Ruinen und Inschriften von Sextantio, bei dem jetzigen Sonstantion s. Delmas in Mém. Ant. de Fr. t. XI, p. 145 ff. (mit Inschriften, darunter drei Meilensteinen des Augustus, Tiberius, Claudius). Mérimée p. 361 ff. (Inschrift des Cn. Plaetorius Macrinus). Wahrscheinliche Münzen von Sextantio s. de la Saussaye Num. Narb. Pl. 22. Münzen und Siegel der Bischöfe von Maguelone s. Rev. archéol. V, p. 400—404. VI, p. 642 ff. Umschrift des Siegels richtig gelesen von Germer Durand Rev. archéol. VI, p. 735—740. Zur Grafschaft Montpellier s. Rev. archéol. VII, p. 24—26. Über das Musée Fabre s. Notice des tableaux et objets d'art etc. 1850. Die Zahl der Antiken verschwindet fast ganz vor der Gemäldesammlung. Unter den Bronzen nenne ich eine Antike: eine kleine, 25 Cent. hohe Pallas mit Lanze und Patera, ruhig stehend. Ein Friesfragment von Marmor (Nr. 519) ward von Vicomte d'Adhemar hingeschenkt, auf dem eine Venus Genitrix sich zeigt: mit der Rechten hat sie das Obergewand über die Schulter gehoben, von der linken Schulter ist dasselbe herabgesunken, der linke Arm ist vorgestreckt (vgl. Statue im Louvre bei Müller Denkm. II, t. 24, 263). Falsch ist im Katalog 523 als Rest eines Sarkophages bezeichnet, was sich als ovale Statuenbasis mit Reliefschmuck kundgiebt. Oben darauf sind Reste von zwei weiblichen Füßen und daneben zwei kleinen (ob Venus und Amor?). Das Relief stellt eine Todtenklage dar um einen auf der Bahre ausgestreckten jugendlichen Todten: von den drei klagenden Gestalten ist die eine im bekannten Motiv des Knieumfassens genommen, die zweite hinter der Leiche rauft sich das Haar aus, eine dritte sitzt da, den Kopf auf beide Arme gestützt. Man wird an Hektor's Todtenklage denken. Leider war eine genauere Durchsicht des kleinen, durch Stäbe abgesperrten Raumes mit antiken Vasen (Nr. 531—534. 538—540. 546—552) nicht gestattet. Sie sind zum Theil mit Figuren versehen. Auf Nr. 534 erkannte ich einen jungen, sitzenden Krieger mit angelehntem Schild, auf Nr. 539 eine einen Kranz haltende weibliche Gestalt, auf Nr. 547 eine weibliche Gestalt, einem Jüngling einen Kranz bietend, alles helle Figuren auf dunklem Grunde.

Zu S. 137. Béziers: Inschrift der Cornelia Tertulla s. Millin IV, p. 367, zweite s. Gruter 272, 10. Neun Inschriften bei Catel Mémoires sur l'hist. de Languedoc p. 274. 275. Münzen s. De la Saussaye Num. Narb. t. 22: drei von Bronze mit Herkuleskopf und Keule, Rv. BHTAPPATIS und rechts hinlaufender Löwe.

Zu Kap. VI.

Narbonne: Merian Topogr. Gall. XI, p. 49 ff. Sincerus It. Gall. p. 193 ff. Millin IV, p. 370—396. Mérimée p. 367—375. Name: Narbona auch auf Inschriften s. Orelli n. 218; die Form Narboneses inschriftlich Orelli n. 2826. Catal. du Mus. n. 186. Der Beiname Martius kann durchaus nicht von Qu. Marcius, dem Consul, sondern nur von Mars abgeleitet werden. Ganz kritiklos, was Ukert II, 2. S. 410, nach ihm Forbiger III, S. 177 darüber schreibt. Die handschriftliche Lesart ist durchweg mit t, so bei Cic. pro Font. I, 3. Plin. H. N. III, 5; das t

allein auf Inschriften. Daß die römischen Schriftsteller selbst nicht daran denken, es von Qu. Marcius abzuleiten, beweist Vellejus Paterculus. In l. I, 15 führt er vorher an: Sextio Calvino, qui Sallues apud Aquas quae *ab eo* Sextiae *appellantur*, devicit, weiter aber: Narbo autem Martius in Gallia Porcio Marcioque Coss. — deducta colonia est; hier lag es ebenso nahe, jenes ab eo — appellatur einzufügen. Ebenso II, 8 erwähnt er vorher: hic est Opimius. *a quo* Cos. celeberrimum Opimiani vini *nomen*, dann aber subinde Porcio Marcioque Coss. deducta colonia est Narbo Martius. Die Römer selbst erhalten den ehrenden Namen des Martius populus, eine legio Martia wird schon von Cic. Ep. 10, 33 (im J. a. c. 711) in der Schlacht bei Mutina erwähnt, nicht also erst, wie Ukert meint, zu Augustus' Zeit. An der Südküste Galliens gab es den Hafen Telo Martius und Sidonius Apollin. Ep. II, 14 erzählt: in pago Visluascensi qui *Martialis* aetate citeriore vocitatus est propter hiberna legionum Julianarum. Kolonieen Beinamen nach Göttern zu geben, ist nicht selten, so Minervium, Neptunia bei Vellej. Pat. I, 15.

Zur spätrömischen Zeit Narbos: Glanz der Bauten Auson. Cl. Urb. 13. Sid. Apollin. Carm. 23, 37. Literarisches Leben: Sid. Apoll. Ep. VIII, 5. Carm. 23, 20 ff. Industrie: ein kaiserliches Bafion f. Not. Imp. Occ. c. 10, p. 50. Handel: Sulp. Sev. Dial. I, 1: Postumianus findet in Ägypten ein Kauffahrteischiff, das nach Narbona mit Waaren fährt. Dial. I, 2: derselbe fährt von Narbona nach Afrika in 5 Tagen. Hochzeitfeier von Ataulf und Placidia im Januar 414 f. Olympiodor Theb. 24 bei Müller Fr. H. IV, p. 62. Philostorg. E. H. XII, p. 534. Inschriften: das Verzeichniß der handschriftlichen Sammlungen von Inschriften und Denkmälern in Narbonne f. Millin IV, p. 385 ff. Die Abschrift Millin's von einem derselben soll in Paris bei einem Brande in der Bibliothek verbrannt sein. Catel Mémoires de l'hist. de Languedoc p. 89—111 veröffentlicht die von dem Ingenieur Garrigues gesammelten Inschriften. Inschrift der Ara Augusti bei Millin IV, p. 375 ff., danach Orelli n. 2489, deren Bedeutung für die Einsetzung der Seviri Augustales und für die Bestandtheile derselben, die eine Hälfte equites Romani a plebe, die also nicht zu der von Augustus gestifteten Elite der illustres gehörten (Becker Röm. Alt. II, S. 381. 382), die andere libertini, von Marquardt (Röm. Alt. IV, S. 375—383) nicht gekannt scheint. Auf Kaiser bezügliche Inschriften: Orelli n. 3682 (identisch mit n. 873), Gruter 266, 7 (Catal. Mus. Narb. n. 220 auf einer Statuenbasis), Catal. Mus. n. 228, Catel Mém. p. 107, Catal. Mus. n. 226. 227. Stein des Sextus Fabius Secundus Musa, gefunden im Keller des Schuhmacher Camp., von Artaud ausgegraben und überlassen an Tapié Mangan, der ihn auf seiner Campagne aufgestellt hat: Artaud hat ihn sehr ungenau publicirt in Mém. Ant. de Fr. t. VII, p. 244 ff., jetzt nach der von mir genommenen Copie einer Calque, die in der Bibliothek zu Narbonne ist, von Mommsen in Bullett. del inst. di corr. arch. 1853. p. 27—32. Die auf S. 154 erwähnte, metrische Grabinschrift findet sich an der Courtine der Bastion St. Francois f. Artaud in Mém. Ant. de Fr. VII, p. 256. Unter den auf Monumente bezüglichen Inschriften ist die wichtigste die 1786 in der Kapelle de la Vicomté unter dem Altar gefundene in Catal. de Mus. n. 224: PONTEM. PORTAS. AQVIDVCTVS. QVARVM. RERVM. | VSVS. LONGA. INCVRIA. VETVSTATE. CORRVE | RAT. CIVITATI. RESTAVRAVIT. AGREDINVS. | ET AD. PRAETVRIANAM. GALLIAE. PRAEFECTVRAM. | IVDICIO. AGVSTAE. REMVNERATIONIS. | EVECTVS EST (?). Für Verbreitung des Griechischen wichtig einzelne, noch im Mittelalter gebräuchliche Ortsbezeichnungen in Narbonne: infra postulam *pela-*

gos in Grabinschrift von 1220 (Catal. Mus. n. 417), Gottesacker bei St. Paul heißt ad *Embolas* (Catal. Mus. n. 446), Ort mit Mühlen maita *pedilii* bei Catel Mém. p. 778, dann in loco qui dicitur *Pistis*. Unter den griechischen Eigennamen fand ich folgende Götter- und Heroennamen: Eros (zwei liberti), Nice, Musa, Myrine (Sklavin), Hermione, Helenus, Apollonius, Diokles, auch eine Herois (liberta), landschaftliche nur Hermogenes, daneben einfache adjektivische Bildungen, wie Anthus, Daphnus, Aria, Agathe, Eleuthera, Hilarus (dazu noch Graecus genannt), Carinus und zusammengesetzte: Philomusus, Philadelphus, Philologus, Chrysanthus, Cleopanthe (= cleophante), Agathodorus. Zur mittelalterlichen Geschichte vgl. die Inschriften im Museum Catal. n. 401—430. Hauptinschrift des Bischof Rusticus, Nr. 404, schon bei Catel Mém. p. 738. Drei Inschriften aus der Westgothenzeit, darunter Nr. 408 mit der Zeitangabe: anno secundo domini egicani regis; Egica oder Egiza regiert von 687 an, vgl. die Inschrift aus Spanien bei Angelo Mai Coll. Vat. V, p. 164, 5. Literarische, an Urkunden reiche Hauptquelle ist *Catel* Mémoires de l'histoire de Languedoc. Toul. 1633. Die Geschichte des Handels von Narbonne behandelt ein 1853 von der Acad. des inscr. gekröntes Werk von Celestin Port: Essai sur l'histoire du commerce maritime de Narbonne.

Antike Denkmäler: Millin hat IV, p. 387—391. Not. 2 aus einem Manuscript des Herrn Viguier Notizen von der Fülle der in den Ringmauern befindlichen Denkmäler gegeben und die in der Nähe der Thore befindlichen Originale verglichen. Laborde hat Mon. t. 63. 64 eine Anzahl publicirt, vor allem: 6 große Friesreliefs mit Waffen, 5 dergl. kleinere, 3 Stück eines Frieses mit Genien, die einen Feston tragen, 2 Reliefs mit je einer Tänzerin, die eine zierlich den Gewandzipfel fassend, die andere Bacchantin mit Thyrsus und auseinanderflatterndem Schistos, Centaur in einem halben Medaillon, ganzes Rund mit einer nackten, an einem Baum gefesselt stehenden Jungfrau, das Übrige verstümmelt, Rund mit einer Votivscene: eine große, weibliche Gestalt im langen Chiton und dem von der Schulter gefallenen Peplos, wendet sich zu einer kleinen, aufblickenden, weiblichen Gestalt, dazwischen Wollenkorb, Relief mit männlicher und weiblicher Gestalt und einem Hund, jene nimmt aus dem Gewandbausch dieser etwas heraus, zwei Reliefs zeigen das bekannte Grabmotiv des Schiffes mit geschwelltem Segel, anderes hat Harpe und Medusenhaupt. Leider war ich durch die Witterung an einer einigermaßen ruhigen und genauern Betrachtung dieses ungeheuern, rings um die Stadt sich ziehenden Antikengürtels verhindert. Ich bemerke nur, daß abgesehen von einem Theil des bei Millin und Laborde Genannten mir die große Zahl jener Grabreliefs auffiel, welche die architektonische Umschließung eines von zwei Säulen getragenen Frontispices haben und in dem weiten Intercolumnium Büsten oder liegende Gestalten zeigen. Eine genaue, allerdings nur in Monaten und mit Gerüsten zu bewerkstelligende Aufnahme der plastischen und inschriftlichen Denkmäler wäre der wichtigste Beitrag zur Kenntniß des antiken Lebens in Südfrankreich.

Museum im erzbischöflichen Palast, 1838 durch Teissier gegründet, geleitet durch eine Commission von 25 Mitgliedern. Theils der einheimische Boden, besonders Kirchen, Kasernen, auch die Ringmauern haben dazu beigesteuert, theils Geschenke mannigfaltiger Art aus Afrika, Griechenland, Ägypten. Das Museum umfaßt auch mittelalterliche und Renaissancewerke, neben Antiken, Gypsabgüssen und Gemäldegalerie, sowie eine reiche Münz- und Gewichtsammlung. Die Aufstellung ist für die Antiken noch eine provisorische; ein Theil befindet sich in dem Garten der Archevêché, der andere Theil in großen Säälen des Palastes, 2 Treppen hoch, wo durch Bauten und den Besuch des Prinzpräsidenten, der daselbst logirt hatte,

große Unordnung herrschte. Die dem definitiven Katalog vorausgegangene Description du Musée de Narbonne par M. Tournal. Narbonne 1847 ist mit Recht in Rev. arch. IV, p. 237 gerühmt wegen ihrer methodischen Ordnung; an Genauigkeit läßt auch sie manches zu wünschen übrig. Ägyptisches: zwei Mumienkasten von Sycomorenholz, kleine Gruppe der Isis mit dem kleinen Harpocrates an der Brust von Cedernholz, Amulete von blau emaillirter Erde, männliche und Krokodilmumie. Phönicisches: ein interessanter Votivstein aus dem Gräberfeld von Ghella in Algerien, vom Hauptmann Gils geschenkt. Aus röthlichem, fasrigem Spath bestehend, 36 Cent. hoch bildet er ein längliches, oben abgerundetes Rechteck mit Inschriftplatte unten. In rohestem Umrisse ist eine Gestalt eingegraben mit breit gesetzten Beinen und gehobenen Armen, in der Rechten hält sie einen, einer nach oben geöffneten Zange ♉ ähnlichen Gegenstand; über dem Kopf ein Halbmond. Die Inschrift darunter ist vierzeilig in dem flüchtigen libyphönicischen Cursiv. Die letztere wurde nach einem Papierabdruck publicirt und erklärt von de Saulcy in Ann. arch. t. XV, p. 86 — 91. Tav. agg. H.; die Zeichnung in Ann. t. XIX, p. 201. t. I, 1. Ich copirte die Inschrift: wenige kleine Abweichungen will ich hier nicht anmerken, da ich vor dem Monument nicht die Copie vergleichen konnte. Sicher steht der Name des Weihenden Fathan=ben=Baâliten und die Gottheit Baal Mon für Chamon. Vergl. die in Einzelnem abweichende Deutung von Judas in Études sur la langue phénic. zu Pl. X, dagegen de Saulcy Recherches sur les epitaphes puniques in Ann. arch. t. XIX, p. 1 — 12. Mon. t. IV, pl. 37. p. 192 ff. Pl. G. H. I. Die den Gott selbst natürlich bezeichnende Gestalt kehrt fast ganz so wieder auf zwei Reliefs aus Amenah in Rev. arch. VI, pl. 110. p. 14 — 24: die eine Gestalt hält die andere Hand gesenkt und darin einen Pinienapfel, bei der andern ist jener zangenartige Gegenstand deutlich eine Schale mit Mondsichel darauf; bei einer dritten erscheinen zwei Sterne neben dem Kopf. Phönicisch dem religiösen Gehalt nach, wenn auch in der Form spätrömisch, sind vier andere Grabstelen aus Ghella, wo bekanntlich ganz gemischt phönicische und spätrömische Grabstelen sich finden (Catal. n. 272 — 275). Auf allen eine hochgeschürzte Gestalt, auf zweien mit Pinienapfel oder Weintraube (so erschien es mir, wie ja dies Symbol des blühenden Weinbaus auch auf dortigen Städtemünzen sich zeigt) und jener angeblichen Zange oder Schleuder, die aber nach unten gekehrt ist, auf zwei mit Pinienäpfeln in beiden Händen; die eine Grabstele hat die für die Bedeutung eines Votivsteines wichtige Inschrift: VRBANA. V. S. L.

Griechischrömisches: Säulentorso von afrikanischer Breccia (Nr. 310). Korinthische Säule von weißem Marmor (Nr. 311). Vier große Friesplatten mit je zwei Adlern, die eine Frucht= und Blumenguirlande tragen, über welcher in der Mitte ein verschleierter Blitz sich zeigt (Nr. 267), sieben Friesplatten mit Genien, die einen Kranz von Früchten (Granaten, Trauben, Pinienäpfel) und Blättern tragen; Vögel beleben den Kranz; sie gehörten zu einem runden Monument (Nr. 285). Friestheile: Bukranien mit Guirlande zweimal (Nr. 293. 323), abwechselnd Bukranien und Rosetten (Nr. 318), jugendlicher Kopf Guirlande tragend (Nr. 299), scenische Masken Guirlande tragend (Nr. 300. 301), Laubwerk von sehr großer Proportion von einem mit Stuck überzogenen tertiären, marinen Kalk (Nr. 318). Ein zu einem Triumphbogen wahrscheinlich gehöriges, tief ausgearbeitetes Relief mit Panzer, Helm, Lanze, Pfeil, Doppelbeil, Beinschienen, Schild, geraden und krummen Hörnern (Nr. 307). Thürumfassung mit einem durch drei Bänder umwundenen Blätterschmuck (Nr. 313). Felderdecke mit Akanthusblättern (Nr. 308). Ein höchst merkwürdiges, tektonisches Werk

von Marmor steht im Garten, meiner Ansicht nach ein beweglicher Naiskos oder Sacellum aus spätrömischer oder altchristlicher Zeit (Nr. 485): es besteht aus einer viereckigen Area, die an beiden Seiten von je zwei Säulen begränzt ward und einem hinteren Theil, der innerlich ganz als halbrunde Nische gebildet ist, während er äußerlich polygon sich abschließt und kegelförmig nach oben über Fries und Corniche sich endet. An die Ecken des Polygon, eines halben Achtecks, sind Halbsäulen gestellt. Diese haben durchaus flachgearbeitete, korinthische Capitelle. Der Fries ist durch in einander geschobene Vierecke geschmückt. Einer architektonischen Anlage, wahrscheinlich einer Attika gehören jedenfalls die zwei in Hautrelief gearbeiteten männlichen Gestalten eines trauernden Gefangenen im kurzen Mantel und phrygischer Mütze, der eine stützt das Kinn in die rechte Hand, der andere hat den rechten Arm über den Kopf gelegt; bei dem letzteren sind in die Grundfläche 3 Pilei leicht eingegraben (Nr. 294. 295 für Angerona oder Feronia gehalten). Von Statuen der Oberkörper einer gut gearbeiteten Karyatide (Nr. 302), ein jugendlicher Torso, eine kleine, weibliche Gestalt, in Unter- und Obergewand züchtig bekleidet (Nr. 269) zu nennen. Leider übersah ich eine kleine, von den jonischen Inseln gekommene Statuette einer auf einem Felsen sitzenden Gestalt, parischen Marmors (Nr. 176), von der der Katalog sagt: sie trägt kurze Tunica und thessalischen Mantel, die Füße sind mit einem Schuhwerk, das die Zehen offen zeigt, versehen; eine griechische Inschrift findet sich auf dem unteren Theile des Felsens, einige Buchstabenspuren unter dem rechten Fuß. Ebenso entging mir eine attische Grabstele mit einem Epheben in der um den linken Arm gewickelten Chlamys und einer darunter stehenden, angeblich unleserlichen Inschrift und eine Kinderhand mit einem Vogel aus dem Piräus. Köpfe: bärtiger Bakchos (Nr. 277), Jünglingskopf (Nr. 280), bärtiger Kopf mit Ohren in Blätterform (Nr. 290), Trajan (?) mit Spuren rother Bemalung (Nr. 278), drei Frauenköpfe, der eine mit Schleier (Nr. 276. 281. 282). Reliefs: großes Fragment mit dem Unterkörper des mit der Löwenhaut bekleideten Herkules (Nr. 316). Fragment eines römischen Opfers von sehr guter Arbeit (Nr. 287). Unteres Fragment eines mit zwei Stieren bespannten Wagens, hinter dem eine große Gestalt geht. Relief mit einer Ädicula in der Mitte, auf der einen Seite 3 Nymphen, die eine mit rund fliegendem Schleier stützt sich auf ein Wassergefäß, die zwei andern halten es vor sich, rechts thront eine Gestalt auf Sessel mit Fußbank und Tischchen davor, zu der eine andere wie betend tritt (falsch ein Wechsler darin gesehen, im Catal. n. 291). Obertheil eines Kriegers mit herabgelassenem Visier und Speer. Zwei merkwürdige, sehr späte Darstellungen aus dem Amphitheater, die eine: ein Eber, angegriffen von zwei bestiarii (Nr. 327), dann die andere (Nr. 283) nur als Einschnitt der Umrisse: ein Mann in einem Gefäße, über dessen Rand ein Bär hinübersteigt und zubeißt, ebenso ein zweites Gefäß, in das ein Mann geflüchtet und wo ein Thier auch hinein zu steigen sucht; darüber Käfige, deren Thüre ein Mann zu öffnen im Begriff steht. Dabei die Inschrift: ANESMANIS. Mérimée hat in Rev. arch. VII, p. 610—620. pl. 153 dies Relief herausgegeben und jene Fässer als ostiolae, cancellosi postes bezeichnet, die als Zuflucht dienten (Cassiod. Var. V, 48). Er erwähnt nicht, daß Millin (Voy. IV, p. 353. 354) diesen Gebrauch von Fässern mit Deckeln als in Massillargues bei Stierkämpfen noch bestehend schildert. Auch eine Circusscene: Wagenrennen mit den Aurigae in ihrer eng anschließenden Tracht vorhanden (Nr. 326). Unter den Grabreliefs finden sich mehrere römische Halbgestalten, einmal zwei einander die Hand reichend, ferner ein Familienmahl (Nr. 292), endlich mehrere Sarkophage. Noch nicht im Katalog an-

geführt ist der allein mit einer größeren Darstellung versehene, mit der Weinlese der Eroten. Ein Eros steigt zum Weinstock hinauf, einer weiter rechts greift nach dem Korb, weiter ein Satyr mit flatterndem Fell, der an einen Baum greift, links ein Eros mit Weinschlauch, ein Satyr im Keltergefäß. An den Seitenflächen sind Greife angebracht.

Unter den Terracotten notirte ich zwei jener archaistischen Figuren einer sitzenden, matronalen Göttin, mit hohem, zu beiden Seiten des Kopfes herablaufendem Aufsatz und Schleier und anliegenden Händen, die in Ägina gefunden wurden, ebenso ein thronendes Götterpaar, bärtige Gestalt und die weibliche im langen, fein gefältelten Gewand, aus einem attischen Grab (Nr. 167. 168. 169). Alles, was aus Athen und Ägina stammt, ist Geschenk des General Esperonnier. Terracottafigürchen der Athene (Nr. 375), einer Togagestalt (Nr. 381), von Thieren ein Hund, Taube, Schwein, Hahn (Nr. 370. 371). Ferner Palmetten, sowie ein kleiner, zum Umschließen einer Glasurne bestimmter Aschenkasten (Nr. 339).

An Gefäßen stammen 18 aus Athen und Ägina (Nr. 177), doch durchgängig ohne Figuren, 22 aus Italien, eine Schale von rothem Thon mit bacchischen Masken aus Melos (Nr. 175). Die in bedeutender Zahl vorhandenen Thonlampen (233—266) weisen mehrfache Reliefdarstellungen auf: so eine Luna mit in Bogen gebauschtem Gewand und Fackel, Centaur, laufender Eber, weibliche Gestalt auf einem Widder (Helle), Pygmäen mit starken Genitalien; drei sind christlich. Ziegeln mit Stempeln.

In Bronzen manche kleine Figur einheimischen Fundorts, sowie Fibulae, Strigiles, Ervotos, besonders Phallen. Aus Salles d'Aude stammt ein silberner Löffel mit der Inschrift in der Vertiefung: VTERE FELIX. Eine weibliche Bleifigur in einem Grab mit Schmucksachen gefunden, publicirt in Rev. arch. IV, p. 230. Von Gläsern sind mehrere große Graburnen, Fragmente von buntem Glas, endlich eine in den Bädern von Rennes gefundene Glastafel zu finden. Die Münzsammlung ist sehr bedeutend: zwei große Glaskasten füllen Münzen eines Fundes im J. 1838 in der Ziegelei des Herrn Azema, wo eine Amphora 15,000 römische Münzen barg. Südgallische und celtiberische, dann westgothische, arabische Münzen sind reich vertreten.

Zu S. 162. Die hebräische Inschrift im Museum Nr. 410. Vgl. Dumège sur quelques inscript. hebr. découv. à Narbonne in Mém. Ant. de Fr. T. VIII, p. 336 ff.

Zu S. 166. 167. Kathedrale abgeb. bei Laborde Mon. t. 168. Inschrift des Rusticus jetzt im Musée s. Catal. n. 404. Über die Bauthätigkeit des Theodard s. Catel Mém. p. 761.

Zu Kap. VII.

S. 178 ff. Carcassonne: Millin IV, p. 397 ff. P. Mérimée p. 410—420. Das geschichtliche Material s. Catel Mém. p. 640 ff. 1004 ff. Mérimée (p. 411) sah dort (aber wo?) eine fragmentirte Säule von grauem Marmor mit der Inschrift:

PRINCIPI IVVENTVTIS M
NVMERIO NVMERIANO CAESARI
M N P I

S. 386 ff. Toulouse: Merian t. XI, S. 66—76. Millin IV, p. 423—456. Mérimée p. 425—437. Verschiedene Abhandlungen in den Mémoires de l'acad. des inscr. et belles lettres de Toulouse (gestiftet 1746). 5 Bde bis 1811. Mémoi-

res de la société archéologique du Midi. Toulouse. T. I — VII. * Römische Zeit: der Name ist Tolosa, Τολῶσσα, Τόλοσσα, Tholosa; der Stamm als Ganzes, dem die Stadt zunächst gehört und den auch Ausonius (Cl. 10. 12) meint, wenn er von dem weiten Gebiet Tolosas spricht, Tolosates in der durch die Griechen vermittelten einheimischen Endung, die gleich daneben in Elusates, Vasates, in vielen kleinen Stämmen der Alpes maritimae, so in den Deciates an der Küste und sonst in Gallien sich findet; die römische Endung Tolosanus und Tolosensis kommt zuerst vor für Dinge in Tolosa, so das Tolosanum aurum, Tolosensis lacus (Justin. 32, 3), dann die Stadt selbst oppidum Tolosanum (Aul. Gell. II, 9) und der einzelne seiner Herkunft nach, auf Inschriften (Gruter p. 4, 3, 5: Q. FVLLONIO | THOLOSANO. Gruter p. 1092, 5: C. CORNELIO. C. F. VO | TAVRO. TOLOSEN(SI). Rechtliche Stellung: sie wird als πόλις des großen Stammes der Tektosagen von Timagenes bei Strabo (IV, 1, 13) bei der Katastrophe, die Qu. Servilius Caepio herbeiführte, bezeichnet, sie war nach Dio Cassius (34, 97) ein παλαιόπλουτον χωρίον und vor dem Cimbern- und Teutonenzug verbündet (ἔνσπονδος) mit den Römern, hatte aber doch φρουροί, eine römische, wenn auch kleine Besatzung; da ist sie στασιάσασα auf die durch die Cimbern und ihre Siege erregten Hoffnungen, aber der Aufstand wird durch Überraschung unterdrückt, wobei den Römern eine Partei in der Stadt (ἐπιτήδειοι) half und nun erfolgt die Plünderung der Heiligthümer, vor allem des ἱερὸν ἅγιον des Apollo, die Versteigerung der λίμναι. Zu Cäsar's Zeit wird Tolosa *civitas* Galliae Provinciae genannt, wie Carcaso und Narbo und aus ihr werden viele viri fortes zur Vertheidigung der Provinz persönlich aufgefordert, also jedenfalls der Adel des Stammes. Bei Plinius (III, 5) ist Tolosa oppidum latinum, also wie Nemausus; Ptolemaeus (II, 10) bezeichnet sie als κολωνία sowie Münzen. Civitas nennt sie Itin. Hierosol. p. 551 ed. Wessel. Hauptstadt einer römischen Provincialeintheilung war sie nie, gehörte später zur Narbonensis prima, nicht, wie Forbiger unbegreiflicher Weise sagt, zur Viennensis (Amm. Marc. XV, 11). Es trafen in Tolosa vier Straßen, nach der Tab. Peuting., zusammen, von Narbonne, von Dax (Aquae Tarbellicae), Agen und Bordeaux und von Cahors (Bibona der Tab. Peut.) und Rodez. Im J. 419 fand das förmliche Zugeständniß der capta Tolosa (Rut. Nam. 497) an Ataulf Statt durch Honorius. Die literarische Bedeutung von Tolosa tritt seit der Zeit des Nero hervor: Statius Surculus in Euseb. Chron., M. Antonius (Mart. Epigr. IX, 100 ff.), dann die Rhetoren im 4. Jahrhundert: Ämilius Magnus Arborius, Advokat, Rhetor, Prinzenerzieher, eine Zeitlang in Byzanz, dann zuletzt wieder in Toulouse (Aus. Parent. 3, 12. Prof. 16), Eruperius (Aus. Prof. 17), Sedatus (Aus. Prof. 19), Victorinus hoher Beamte, Freund des Rutilius Namatianus (Rut. Nam. It. 498 ff.), dieser selbst (a. a. O. nach den Worten: hunc ego amplexus — dum videor patriae jam mihi parte frui). Das Beiwort Palladia, zuerst bei Martial (Ep. IX, 102), noch bei Sidonius Apollinaris (Carm. 7, 437) bezieht sich jedenfalls auf diese literarische Bedeutung. Die Zahl der in und bei Toulouse gefundenen Inschriften ist klein: der Altar des Hercules Ilunnus in Toulouse ward bei Narbonne gefunden (Millin IV, p. 446); Millin publicirte fünf bei G. Lucas befindliche, darunter drei Votivinschriften, zwei Grabinschriften, Tolosaner kommen vor Gruter p. 403, 5. 1092, 5. 939, 3. Die Inschrift des P. Ligorius bei Gruter p. 392, 4, worin die cives in Tolosa und die incolae einem M. Clodius Flaccus eine Ehre erweisen, bedarf der Sicherung. Das antike Capitolium s. Sidon. Apollin. Ep. IX, 16. Venant. Fortun. II, 8. II, 9. Greg. Tur. H. Fr. I, 30. Ausdrücklich wird Saturninus bei Sidon. a. a. O. negator Jovis et Minervae ge-

nannt; die Vereinigung der drei Gottheiten: Jupiter, Juno, Minerva auf allen Capitolen nach dem Bilde des römischen geht sicher hervor aus Eumen. pro inst. schol. c. 9. Das Capitol soll bei den Concilien erwähnt sein s. Baluze Concil. Gall. Narb. p. 79. 110. 116. 136. 164. Valesius hat Unrecht, wenn er Not. Galliar. p. 620 die Stelle aus dem Briefe des Petrus Mauritius von Clugny († 1158) gegen die Petrobruscani: Ista cum in *Capitolio Senatorum quales vos aggregare soletis*, de consulari vel Regio tribunali declamatorio ore vobis proferre moris sit, adducto statim in sententiam vestram *eruditissimorum illorum conventu* invictae orationis subito acclamatur auf ein Aufrechtstehen des antiken Gebäudes bezieht; vielmehr erweist der Zusammenhang, daß nur von der Versammlung (conventus) der Capitouls, die Senatores genannt werden, die Rede ist, nicht von einer Lokalität. Die Arena, lang 150 F., br. 80 F., erbaut aus kleinen in Kalk gelegten Kieselsteinen; die Bekleidung mit Hausteinen ist benutzt zur Kirche St Michel; an den umgestürzten Mauermassen ist der Umfang zu erkennen, 2 Bogen stehen noch s. Millin IV, p. 455. Bei den Mühlen du Basacle wurden zu Catel's Zeit (Mém. p. 124) große römische Ruinen entdeckt, bekleidet mit weißem Marmor, mit Blei- und Eisenstäben, auch große Reliefs wurden gesehen. Fragmente von Säulen von antico nero 3½ F. Diam. erwähnt derselbe, dann die antiken Trümmer bei St. Quentin, dann den an römischen Urnen reichen Ort la Feretra bei Château Narbonnais.

Zur mittelalterlichen Geschichte s. bes. Catel Mém. de l'hist. de Languedoc p. 112—273. Schäffner Rechtsgesch. Frankr. II, S. 120. 129. 404 ff. 541. III, 18. Das Château Narbonnais abgebildet auf dem Stadtgewicht vom J. 1239 mit dem Rv. Eingang und Thurm von St. Cernin. Kirche St. Cernin bei Laborde t. 133. 134. 135. Moyen âge n. 373, St. Etienne bei Laborde t. 168, Renaissancehäuser bei Laborde t. 130.

Museum: Millin (IV, p. 442—447) sah bereits eine Sammlung von Antiken und Gemälden im Kloster der Augustiner, von jenen waren einige Sachen im Klostergang aufgestellt, das Übrige auf einer langen Tafel in der Gemäldegalerie, aber es war dies alles an Zahl und Werth sehr unbedeutend gegen die heutige. Mérimée (p. 425—428) spricht nur über eines der Basreliefs von Nerac, das die Porträts der zwei Tetricus und des Claudius Gothicus bietet, dessen mehr als bedenkliche Echtheit von ihm vertheidigt wird. Jetzt füllt die Antikensammlung fast drei volle Gänge des schönen und großen Klosterhofes, das Refectorium ist zu einer trefflichen Gypsabgußsammlung eingerichtet, die Bronzen und sonstige Antiquaillen, deren Zahl bedeutend sein soll, darunter die zwei merkwürdigen Bronzeräder, die schon Millin (Atl. pl. XXXV, 4) abbilden ließ, von denen eines Herr Bromet dem archäol. Institut in Zeichnung vorlegte und darüber Besprechung veranlaßte (Bullett. 1848, p. 73), habe ich nicht näher ansehen können. Ein gedruckter Katalog existirte nicht. Leider war Herr Dumège, der Direktor der ganzen Anstalt, nicht in der Stadt. Die Antikensammlung hat theils aus einheimischen Funden im weitern Umkreise, dann besonders aus Narbonne sich bereichert, endlich ist seit 1843 die Sammlung des Grafen Clarac ihr einverleibt (Rev. arch. II, p. 389).

Statuen: Sitzender Zeus mit Blitz und Adler, von Kalkstein, mäßige Arbeit. Weicher, großer Bacchustorso, kleinerer desgl., einer desgl. mit langen, auf die Schultern herabfallenden Locken, zierlicher Knabe in apollinischer Bildung, mit langen, vorn herabfallenden Locken, die Hände über den Kopf, wie Hypnos, weicher Knabentorso mit breitem, von der rechten Schulter unter den linken Arm schräg gezogenem Band. Kleiner Bacchusknabe sitzend, um den starken Leib geht eine dicke, mit Epheubüscheln besetzte Binde, der linke Fuß ist ein-

gezogen, der Kopf mit Weinlaub ist modern; er stammt aus Gabii (Visconti Mon. Gab. 12), die Inschrift an der Basis mit den Fragmenten zweier Künstlernamen ist mehrfach besprochen von Raoul Rochette (Lettre à M. Schorn. p. 159. 2. Ed.), von Clarac (Manuel de l'hist. de l'art. III, p. 5), von Brunn (Gesch. der gr. Künstler S. 548); vgl. auch C. I. 6144. Ich gebe hier die in Buchstabenformen mehrfachen Abweichungen meiner Abschrift: der Stein verjüngt sich nach unten durch Abschlagen der Ecken sehr; die großen Buchstaben ΓΕ sind nicht mehr zu erkennen in dem ganz verschabten Zustand der Stelle; das erste Σ ausgebrochen in folgender Form: K; das λ über ΑΕ scheint mir nur zufällige Steinritze; in der zweiten Linie hat das Ε folgende Form: F′, das Π ist nicht Γ gebildet; von dem Ν ist nur ein \ zu bemerken, da der Bruch das Übrige weggenommen hat. Torso eines Pan mit erhaltenem einen Bein. Torso von schwarzem Marmor: männlicher, mit Schurzfell umkleideter Körper, der linke Arm ist rückwärts gezogen, ganz die Position des afrikanischen Fischers. Männlicher Torso auf einem Stein und seinem herabgefallenen Gewand sitzend; der Oberkörper ist nach rechts gewendet. Der linke Arm war hoch gehoben; an der Weiche der rechten Seite ist die Andeutung eines ansitzenden Gegenstandes; die Scham stark behaart. Ob Herakles mit Hebe? Ruhende Wassernymphe mit Gefäß und Schilf unter dem Arm; ihr Fuß tritt auf einen Wasservogel, ein anderer Vogel kommt zur Urne.

Köpfe: Athenekopf mit attischem Helm, der Hinterkopf fehlt. Ein schöner Venuskopf von griechischer Arbeit, etwas vor und nach links geneigt, mit doppelter Haarfrisur vorn, gleich der Mediceischen Venus und den stark hinaufgezogenen, hintern Haartheilen, die Augen sind lang gezogen, der Mund etwas geöffnet, nur die Nasenspitze ist verletzt. Kolossaler Junokopf mit Diadem und den Hinterkopf deckendem Schleier, von roher, eckiger Arbeit. Weiblicher Idealkopf von guter Arbeit, mit etwas geöffnetem Mund. Schmerzvoller jugendlicher Kopf, links gewandt, mit kurzem Haar, ergänzter Nase und Mund (ob Niobide?). Drei behelmte Köpfe. Kolossaler Kopf des Claudius. Viele Köpfe von Kaisern und Kaiserinnen, deren ältester L. Verus scheint. Porträtkopf in rosso antico.

Reliefs: die Zahl der architektonischen Reliefs ist bedeutend und interessant durch den Cyclus, den sie zum Theil uns geben. Vier Stück großes Gebälk (Architrav, Fries, Corniche) in reichem, korinthischem Stil; an ihnen sind Schilde mit Gorgonenmaske, Köcher, Beinschienen, Tuben, Amazonenbeile und Amazonenschilde, dann ein Tropäon mit Mann und sitzender, trauernder Frau, ferner Fragmente: Kopf mit langem, wallendem Haar, vier männliche Torsen, zwei Rückentheile in Hautrelief; offenbar also zu einem Triumphaldenkmal gehörig. Fries mit reich gearbeiteten Rosetten geschmückt. Theil eines Amazonenfrieses (lang 1 M. 24 C., hoch 67 C.): rechts en face eine weibliche Gestalt in Amazonenbildung, mit entblößtem rechten Bein, der rechte Arm liegt ruhig an, der linke ist zum Kopf gehoben mit Rest vom Gewand, mit dem sie als Schild sich schützt. Links steht höher eine zweite mit voller Brust, in kurzem Untergewand, mit fliegendem Obergewand, mit der Linken hat sie das Haar eines vor ihr befindlichen Mannes gefaßt, der mit seinem linken Arm sich gegen sie zu wehren sucht; der Kopf desselben fehlt. Eine Reihe fragmentirter Metopen in Hautrelief stellen die Arbeiten des Herakles dar. Herakles in lang herabreichendem Löwenfell trägt den Eber, von dem ein Vorder- und ein Hinterfuß sichtbar ist, nach Rechts schreitend; aus einem Topfe schaut Eurystheus hervor (Nr. 163). Herakles auf die Lernäische Schlange losgehend, dabei ein über den Berg schauender Satyr. Herakles faßt den auf ein Knie gesunkenen Geryoneus, der ganz gewaffnet ist und

in drei behelmten Köpfen endet (Nr. 171). Herakles und zwei Stymphalische Vögel, die an einem Baum herabfallen. Auf Nr. 167 ist das Hintertheil eines Pferdes sichtbar mit darauf sitzender Gestalt in hoher, enger Beinbedeckung und fliegendem Mantel, wahrscheinlich eine Amazone; der Kopf derselben, rückwärts geworfen, ist einzeln, sowie ein Herakleskopf zu finden. Kopf des Herakles mit dem Kopf des Stieres, dessen rechtes Horn von der Hand gefaßt ist, ebenso findet sich ein angestemmter männlicher Fuß mit einem Stierfuß. Auf Nr. 179 wird ein schmerzvoller, bärtiger Kopf am Schopf gefaßt (Diomedes?). Zur Reinigung des Augiasstalles gehören jedenfalls zwei Fragmente: Herakleskopf tief nach vorn herabschauend und mit dem Fuß auf einen Korb tretend, dabei die Keule und Rest eines andern Fußes. Andere Reliefs: Pluto mit Cerberus und Füllhorn als Hautrelief an eine Platte gestellt; an dem hohen Modius gehen in der Mitte drei Linien pyramidal in eine Kugel zusammen. Hautrelief (Nr. 183): in der Mitte ein Baum mit palmenartigen Blättern und Früchten, zur Linken eine Panin auf einem Fels sitzend, die mit einem Fell schräg über die Brust bekleidet ist und an der Brust Fragmente eines trinkenden Kindes zeigt, zur Rechten ruht ein Pan auf dem Fell und greift nach den Früchten. Fragment: schöner Bachuskopf mit der breiten Binde, ganz ähnlich auch in der Art des Umwindens dem sog. Plato zu Neapel. In Relief das sonst als Statue (z. B. Denkm. alt. Kunst II, n. 661) mehrfach erscheinende Motiv eines Eros, der auf einem Löwenfell ruht, die Beine übergeschlagen hat und nach einer Eidechse faßt, die in das Fell hineingreift. Kleines Relief: ein Adler auf dorischer Säule stehend, dem ein davorstehender Mann eine Schale bietet. Fragment: eine männliche Gestalt im reichen Untergewand und Obergewand, in der Linken hält sie einen langen Fruchtkolben oder Bündel, die Rechte ist gehoben. Flachrelief von Kalk: nackter Jüngling en face, stehend, in der Linken eine Schale, in der Rechten einen Stab. Großes Rund mit dem Brustbild des Odysseus in der Schiffermütze, mit kurz gekräuseltem Haar, bis auf den über die Schulter fallenden Gewandzipfel nackt. Die vordere Hälfte einer schönen griechischen Marmorvase zur Bergung der Asche mit sehr flachem Relief, von Herrn de Puy Maurin aus Constantinopel geschickt und von Millin (Atl. LXXV, 5) publicirt, doch mit mancherlei Ungenauigkeit (vgl. vorher Millin in Magaz. encyclop. 1805. t. VI). In der Mitte sitzt auf zierlichem Sessel mit Fußbank ein Mann im attischen Himation und reicht die Hand dem vor ihm stehenden Mann im bekannten Mantelmotiv; hinter dem Sessel eine weibliche Gestalt mit aufgebundenem Haar und lang bekleidet, die Hand an das Kinn. Die Inschriften über den drei Gestalten sind nun folgende: ΣΥΝΘΥΜΟΣ ΣΓΙΝΘΑΡΟΣ ΒΟΥΛΗΤΗ. Millin, Dumège u. a. lesen statt des ersten Namens Σύνϑυμος durchgängig ΕΥΒΟΥΛΟΣ oder ΕΥΒΥΛΟΣ, ohne den Stein ordentlich anzusehen, blos verführt durch eine literarische Erinnerung an Paus. I, 29, 7. Millin hat (IV, p. 445) sogar ΣΠΙΝΘΑΡΩΣ und dann Atl. LXXV, 5: ΒΟΥΛΗΤΝ. Βουλήτη ist nicht, wie geschehen für Buleutes als Amtstitel des Spintharos zu nehmen, sondern als Frauenname, gebildet wie φιλήτη mit zurückgezogenem Accent, und gehört einfach zur dritten Gestalt, über der es steht. Noch sind zwei runde Cippen mit Reliefs zu bemerken: auf dem einen ein Wettrennen von vier Paar Zweigespannen, auf dem andern die Zerreißung des Pentheus. An der Erde liegt ein nackter Körper, das Haar am Hinterkopf hoch zusammengebunden; zwei Frauen treten auf ihn und stoßen zu mit Stäben, der einen ist von der linken Schulter ganz das Gewand herabgefallen, eine dritte zieht am Bein. Fortflieht links eine weibliche Gestalt, die Hand wie entsetzt über den Kopf zurückgewendet, während rechts eine weibliche

Gestalt im flatternden, den ganzen linken Schenkel entblößenden Gewand mit gezogenem Schwert und Scheide herbei kommt. Vgl. das Relief aus Palast Giustiniani in Denkm. alt. K. II, t. 37, 437 und Jahn Pentheus und die Mänaden S. 17 ff.

Von dem berühmten, 1853 in St. Rustice, 7 Lieues von Toulouse, in einer römischen, thermenartigen Anlage entdeckten Mosaik gab De Witte im Bullett. 1834. p. 157—159 bis jetzt die ausführlichste Nachricht nach den nach Paris gebrachten Theilen, nach colorirten Calquen, Zeichnungen und Angaben, vgl. außerdem de Witte über den Glaucus in Rev. arch. II, p. 629 und C. I. n. 6784. Die in Paris befindlichen Theile, unter denen de Witte das jetzt aber in Toulouse befindliche Mittelstück aufführt, habe ich nicht gesehen, dagegen, was im Toulouser Museum leider zerstreut und mit andern Denkmälern untermischt an der Wand des Klosterhofes befestigt ist. Ich gebe einfach das von mir an Ort und Stelle Niedergeschriebene: 1) Großes, viereckiges Mosaik, als eine Art aufgehängten Teppichs behandelt, mit schrägen Mäandern als Kante. In der Mitte der grandiose Kopf eines Wassergottes; drei Ströme gehen aus dem Mund, aus den triefenden Bartseiten zwei Delphine; aus den Trichtern der Ohren zwei geflügelte Schlangen, aus der Stirn zwei gewundene Krebsscheeren. Von diesem Ganzen gehen schräg in die vier Ecken vier nackte, geflügelte Frauengestalten entsprechend den Delphinen und Schlangen aus. Die Farben sind schwarz, roth, gelb und weiß. 2) Großes Halbrundmosaik mit den Inschriften: ΓΛΑΥΚΟϹ ΠΑΛΕΜΩΝ ΙΝΩ. Glaukos erscheint mit menschlichem Oberkörper, mit Schilfrohr bekränzt, der in einen langen, gewundenen Fischkörper endet. Was de Witte als große, ausgespannte Schwimmhäute und Floßen bezeichnete, welche flügelartig von den Schultern an sich ausbreiteten, das erschien mir als heftig flatterndes Gewand. Er reicht rückwärts nach links den kleinen Palämon an Ino, die auf seinem Schweif sitzt, mit hohem Kopfputz, wobei Seesterne erscheinen, fliegendem Gewand, Ohrenschmuck, die rechte Hand auf Palämon legt; neben ihr zeigt sich ein Delphin. 3) Großes Halbrundmosaik: Inschriften ΔΩΤΩ (nicht ΔΩΤΩ, wie bisher, mit Ausnahme von Hase in Stephan. Thes. s. v. Δωτώ gelesen ward) und ΝΥΜΦΟ ΓЄΝΗϹ. Männliche Tritongestalt, mit zwei Schilfblättern auf der Stirn, in die Muschel blasend, in der Rechten ein Dreizack, mit dem er zustößt gegen ein eidechsenartiges Unthier, dessen zwei Vorderfüße sich zeigen und das einen geöffneten Rachen hat. Auf dem Rücken des Nymphogenes sitzt eine weibliche Gestalt mit dem im Halbkreis fliegenden Shawl und dem um die Schenkel geschlagenen Untergewand. Hinter jenem Wasserthier zeigt sich ein Krebs und der Rest eines Delphinschweifes mit einem D darunter. Eine einfache Blätterkante umschließt es. Weitere Theile dieses Mosaiks sah ich nicht, dagegen ein Mosaiktheil mit großer Weintraubenguirlande. Die Zahl der lateinischen Inschriften ist nicht klein; vergeblich suchte ich nach der am Caelius in Rom gefundenen, durch Capmartin de Chaupy nach Toulouse 1771 gebrachten, worin der Lex Visellia Erwähnung geschieht (Du Mège in Mém. Ant. de Fr. t. VIII, p. 261).

Zu S. 200. Über die gravirten Bronzeplatten in Deutschland, Scandinavien, England s. Kugler im Kl. Schrift. II, S. 601 ff., 631 ff., Lisch im Kunstbl. 1850. n. 26. 1852. n. 43, Lübke im Kunstbl. 1852. n. 35. Danach ist das älteste Datum einer englischen Platte ebenfalls 1320, das in Ringstedt vom König Erich Menved schon 1319. Daher sind die Beispiele in Toulouse mit die frühesten, aber nicht älter als die ältesten anderer Länder.

Zu Kap. VIII.

S. 216 ff. Bordeaux: älteste Monographie von Elie *Vinet* Discours de l'antiquité de Bordeaux. Poitiers. 1565. Derselbe Commentar. ad Ausonium Burdig. 1575. 208 a — 210 i. *Jodocus Sincerus* Appendix de Burdigala Itinerario gall. adjecta p. 251 — 340 der Ausg. von 1655 (geschrieben 1616). *Lurbe* Chronique Bordelaise. Bordeaux 1619.* Nach den Histoires de la ville de Bordeaux von la Colonie (1760 — 1770), Dupré de St. Maur (1761), Devienne (1771) die Antiquités Bordelaises. Bord. 1799 von *Bernadau* (vgl. Mag. encyclop. t. V, 2, p. 291) und dessen Histoire de Bordeaux. 2. Ed. 1841.* Endlich vgl. Millin IV, p. 608 — 662. Römische Zeit: Hauptstellen Strabo IV, 2, 1. Plin. IV, 33. Martial. Ep. 9, 33. Eutr. IX, 10. Ammian. Marc. XV, 33. Marc. Heracl. Perieg. 46. Ausonius de cl. urb. 14. Ep. 10, 18 ff. 24, 90 ff. Mos. 18 ff. 160. 438. 483. Paulin. ad Auson. I, 240. Paulin. Eucharist. (bei de la Bigne Append. Patrum. Paris. 1579.) Die Garumna aequorea s. Aus. Ep. 14, 1. 24, 73. Sid. Apoll. Carm. 22, 18. Venant. Fort. I, 15, p. 41 ed. Brower. Späteres literarisches und Culturleben: Aus. Par. 15. Ep. 4. 5. 6. Sidon. Apoll. Ep. VIII, 9, 3. 12 (Schilderung der Schiffahrt von Alingo aus). IX, 13. Carm. 9, 203 ff. 13. 22, 101 ff. (Villa des Pontius Leontius). Salvian. de gubern. dei VII, p. 151—157. 164. Ed. Paris. (sittliche Zustände). Westgothische und Fränkische Zeit: Gaupp Germ. Ansied. S. 378. Über Villen bei Venant. Fort. I, 18. 19. 20; an Galactorius comes in Burdigala Ders. VII, 31. X, 22.

Alterthümer: Vinet schrieb 1545 die griechische, hexametrische Grabinschrift der Lucilla (C. I. 6791) ab von dem Stein pyrenäischen Marmors, der damals von seinem ursprünglichen Ort mitten in das Schiff der Kirche St. André übertragen und schon sehr verwittert war, Sincerus (p. 279) sah noch den Stein, jedoch ohne die geringste Spur einer Inschrift mehr zu entdecken. Kein Späterer hat Kunde aus eigner Anschauung davon gegeben. Lurbe gab die erste Sammlung von Inschriften von Bordeaux in seiner Chronique; neue neben bereits bekannten, im Ganzen 11 bei Millin IV, p. 645 — 652. Sincerus sah Antiken, besonders Inschriften aufbewahrt im Hôtel de ville und dann auf dem Landsitz eines Herrn Remundus. Als Hauptfundort erschien schon damals das Judenquartier bei St. Sevrin, auch bei Abbrechen der alten Mauern bei Chapeau Rouge ward viel gefunden. Im J. 1805 wurden nahe bei Bordeaux in St. Médard d'Eyran zwei große Sarkophage von parischem Marmor mit den Darstellungen des Besuches von Bacchos bei Ariadne und des Besuches von Selene bei Endymion gefunden, mit dem Skelet in dem einen und mancherlei kleinen Antiquaillen, publicirt von Lacour Antiquités Bordelaises. 1806, dann bei Millin IV, p. 652 — 657. Atl. LXXVI, 1. LXXVIII; sie befinden sich jetzt im Louvre im Saal des Haruspex (Clarac Manuel I, n. 421. 438). Seitdem hat besonders der Platz der Terre nègre sich reich an Funden, wohl als große Grabstätte erwiesen, aber auch im Innern der Stadt, so bei der frühern Archevêché.

Museum: Millin sah bereits den Anfang eines Museums in dem neu gegründeten, an die Stelle der Académie getretenen Museum d'instruction. Dasselbe ist nun auch jetzt in der Rue St. Sophie (Nr. 30) aufgestellt in einem großen und kleinen Zimmer eines noch mehrere Sammlungen umfassenden Gebäudes. Auch der Hof birgt große, wie es scheint, kürzlich erst gefundene Architekturstücke. Keines derselben zeichnet sich durch scharfe und reiche Arbeit aus. Statuen: römische Senatorenstatue, weit über Lebensgröße, zwei desgl. ohne Kopf und Arme,

männliche Bronzestatue, heroischer Oberkörper und Schenkel gebildet, der Kopf ist kurzhaarig, bärtig, die Augen geöffnet. Die als sehr gut bezeichnete Frauenstatue im Salle des Plâtres habe ich nicht gesehen. Unter den Büsten bemerkte ich einen Sokrates und einen weiblichen kleinen Kopf von sehr gutem Stil, sowie Marmormaske eines Schauspielers. Reliefs: Fragment eines griechischen Marmorreliefs zeigt einen Jüngling mit trefflich behandeltem, nacktem, weichem Körper und einem von der einen Schulter herabfallenden Obergewand; nach seinem linken Arm greift eine Hand, er selbst hält einen ovalen Gegenstand. Zwei Reliefsfragmente, mit je vier wenig erkennbaren Halbgestalten, auf dem einen eine Frau im Schleier. Relief mit vier Gestalten in kurzer Exomis des Handarbeiters: sie sind beschäftigt um einen Balken, der mit Seilen in Bewegung gesetzt werden soll. Das wichtigste Monument ist ein viereckiger, an drei Seiten mit Reliefs versehener Altar, der bei Millin Atl. pl. 77, 1 publicirt ist und dessen Tiefe beim Fund zweimal so groß war als jetzt, so daß der Stein in eine Mauer jedenfalls eingesenkt war. Ich gebe meine, vor dem Monument gemachten, möglichst genauen Aufzeichnungen: Höhe 89 Cent., Breite 72 Cent. Vorderseite: Jupiter thront auf einem gedrehten Sessel mit dem Herrscherstab, legt die Rechte auf die Schulter eines den Rücken kehrenden Mannes, der nackt ist bis auf den über die linke Schulter und Arm herabfallenden Mantel (wahrscheinlich Ganymed), dazwischen zeigen sich oben Reste eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln. In der Abbildung ist seine phrygische Mütze noch dem angeblichen Ganymed gegeben. Linke Seite: Leda steht vorgebeugt mit dem von der linken Schulter zum rechten Arm fliegenden Shawl; die rechte Hand deckt die Scham. Der Schwan erscheint auf einem Postament, hat die linke Kralle auf den Schnabel gesetzt, die Flügel ausgebreitet, der Hals ist lang geschwungen. Rechte Seite: weibliche Gestalt, lang bekleidet, aber das Gewand fällt von der rechten Schulter herab; das Obergewand fliegt im Halbkreis; die Linke (nach der Abbild. die Rechte) legt sie auf ein Postament, der rechte Ellenbogen ist darauf gestützt, die Beine über einander geschlagen. Pfau und der Scepterrest läßt in der in unmuthiger Überlegung stehenden Gestalt Juno erkennen. — In einem kleinen Zimmer sind in zwei Schränken und einigen Glaskasten viel kleine Bronzen, einzelne Terracotten, Vasen, Gegenstände von Stein und Horn, darunter aber mancherlei Germanisches oder Celtisches und Mittelalterliches aufgestellt. Unter den Terracotten nenne ich zwei matronale, sitzende Gestalten, die eine mit einem Kind, die andere mit zwei an der Brust, unter den Bronzen Isis, Horus, Senatorenstatue, Venus im Motiv der Capitolinischen, junger Mann in Jägerstiefeln mit Hahn, Füllhorn, Kugel, Bronzetafel mit geleitetem Phallus, ganz wie Reliefs in Nimes. Ein etruskischer Spiegel (Nr. 22) mit einem Diam. von 13 Cent., hat eine flüchtige Zeichnung: an zwei Postamenten gelehnt stehen sich zwei Männer gegenüber; die Tracht ist fast gleich, hohe Stiefel, kurzer, geschürzter Chiton, der eine hat eine phrygische Mütze, der andere mehr eine helmartige, bei jenem steht zur Seite ein Schild und er hat den Kopf aufgestutzt, wie überlegend, während der andere offenbar ihn anredet; in der Mitte ein großer Wasservogel, wohl Schwan zu nennen, der zu jenem den Kopf emporrichtet.

Zu S. 231 ff. Kirche Ste Croix abgebildet Chapuy Moyen âge n. 345, Kathedrale St. André Moyen âge n. 100. 135, Klosterhof St. Sevrin Laborde Mon. pl. 121.

Zu Kap. IX.

S. 247 ff. **Poitiers**: *Belley* Dissertat. sur Limonum in Mém. Acad. inscr. et bell. lettr. XIX, p. 693—707. *E. M. Siauve* Mémoires sur les antiquités du Poitou. Paris. 1804. Millin Voy. IV, p. 709—728. *Grille de Beuzelin* Mémoire sur les antiquités de Poitiers in Mém. Ant. Fr. t. XIII, p. 421—435. *Mangon de Lalande* Observat. sur quelques des monum. ant. de Poitiers in Mém. Ant. Fr. t. XIV, p. 36—98. Mémoires de la société des antiquaires del' Ouest. T. I. Poitiers. 1844. Urkundliche Hauptquelle *J. Bouchet* les Annales d'Aquitaine augment. par A. Mounin. Poitiers, Mounin 1644. **Römische Zeit**: Caes. B. Gall. VII, 4. 75. VIII, 26. Plin. H. N. 4, 33. Aus. Prof. X, 41. Ep. LI, 2. Not. Imp. Occid. c. 40. Böck. Annot. II, p. 1140. Not. prov. Gall. (die fünfte Stadt in Aquitania secunda). Venant. Fortun. VI, 7 (Pictavas attigit *arces*). Gregor. Tur. H. Fr. X, 31 (der Bischof Francilio von Tours zu Chlodwig's Zeit ex senatoribus ordinatus episcopus *civis Pictavus*, er und sein Vorgänger divites valde in agris).

Monumente: **Pierre levée** abgeb. bei Laborde t. 3. **Amphitheater**: große Are 88 Mèt., kleine Are 70 M. Großes Eingangsthor hat 22 M. Länge, 6 M. 20 Cent. innere Breite. Die Bekleidung durchgängig minuto lapide, s. Lalande a. a. O. und Bourgnon de Layre in Mém. Soc. Ant. de l'Ouest. I, p. 137—273. 2 Tafeln. Große **Sarkophagfelder** aus der karolingischen Zeit bei Civeaux, bei Chauvigny, bei Cenon, bei Vieux-Poitiers, hier mit einem in der Weise der Arena bekleideten Gebäude. Material Meilensteine, so einer des Flavius Valerius Constantius als Caesar, Säulenstümpfe, Friese, auch ganzes Grabmal, so der Lepida Valentis f. Regini uxor, vgl. Siauve Mém. p. 101 ff. t. 1—7. Die Inschrift der Varenilla, auf einem Marmorblock von 2 M. 22 Cent. Länge, 58 Cent. Höhe publicirte zuerst Mabillon Supplem. Diplom. p 113, zu dessen Zeit sie nuperrime effossum in die Mauer der Kathedrale eingelassen war; neue Abschrift bei Siauve Pl. 12, danach Millin IV, p. 714. pl. LXXIX, 1 und Orelli n. 189. Grabinschrift mit Genius, sich aufstützend, aus einem Keller in Poitiers s. Siauve p. 170. Die zwei aus St. Hilaire stammenden Sarkophagseiten, genannt la pierre qui put, gehören zu einem altchristlichen Werk, denn sichtbar der Rest eines Daniel zwischen zwei Löwen (Siauve Pl. 9). Verzeichniß der Antiken in der jetzigen Sammlung in Mém. Ant. de l'Ouest P. I, p. 1—32, darunter Nr. 25 eine Triumphalsäule.

Kirche **St. Jean**: Siauve p. 181—245. Pl. XXI. Millin Atl. LXXIX, 2. Gailhabaud Denkm. II, 2, 1. 6 Tafeln. **St. Hilaire**: über Hilarius in Poitiers s. August. Ep. 13 ad Paulinum. Sulp. Sever. S. Hist. p. 411. 432. 435. 436. ed. Lugd. Bat. V. B. Mart. 4 (Hilarium Pictavae episcopum civitatis). Venant. Fortun. II, 16 (Hilarius ist Pictavis genitus). VIII, 1. V. Mart. I, p. 281 ed. Brower. Urkunden der Kirche bei Bouchet p. 41 ff. Bild eines Absidentheiles in Moyen âge n. 191. **St. Radegonde**: Radegunde und Venantius Fortunatus vgl. Ven. Fort. VIII, 9. 11. 14. 15. Verhältniß zu Byzanz Lib. sing. 2. p. 342 ff. Urkunden über die Stiftungen Radegondes Bouchet p. 34 ff.: ausdrücklich Kloster und Kirche infra muros urbis Pictaviensis oder in suburbiis praedictae urbis erwähnt. Die S. 262 erwähnte Inschrift, publicirt in Rev. arch. VI, p. 741, lautet:

Annis mille dei carnis bis sexque peractis
Omnibus ignota Radegundis sancta manebat
Scrobis in absconso tumulus tegebatur in umo (imo?)
Aula suo venerabatur de nomine sancto
Abatissa sacris scrutans Beliardis —.

Montierneuf: Urkunden bei Bouchet p. 124 ff. Notredame la Grand: Abbild. bei Laborde t. 127. 128. Moyen âge n. 377. Neues Bild von le Couzé de Longueivar. 1851. groß Folio. Geschichtliches bei Bouchet p. 23 ff. St. Pierre: Abbild. in Moyen âge n. 201. Über den Einzug von Franz I. s. Bouchet p. 363—367. Über die Universität s. Appendice de l'université de la ville de Poitiers. Extrait d'un ancien manuscrit latin. Poitiers 1643.

Zu Kap. X.

Orléans: älteste große Monographie *Guyon* Histoire de l'église et dioecèse, ville et université d'Orléans. Orléans. 1650. in fol.* Zahlreiche spätere Werke von Duplessis, Lemaire, Polluche, Raym. Romagnesi. *Valesius* Not. Galliarum p. 225—229. Millin IV, p. 793—802. Römische Zeit: Cenabum Caes. B. Gall. VII, 3. 11. 14. 17. 28. VIII, 5. Strabo IV, 2, 3. 3, 4. Ptol. II, 8, 13 (als πόλις bezeichnet). It. Anton. p. 367 ed. W. Tab. Peuting. Oros. VI, 11 (verwechselt Cenapum mit Avaricum). Civitas Aurelianorum zuerst Not. Galliar. Böck. Annot. ad Not. Imper. II, p. 495. Urbs oder Civitas Aurelianensis Sid. Apoll. VIII, 15. Greg. Tur. Hist. Fr. V, 34. VII, 45. VIII, 1. IX, 33. Aurelianis zuerst bei Geogr. Rav. 4, 26, dann häufig indeklinabel Greg. Tur. H. Fr. II, 7. Fredeg. Chron. c. 25. 62. 111. 131. Für Identität von Genabum und Aurelianis falsch Greg. Tur. Vit. Patr. c. 8 angeführt, wo Genabensis Galliarum urbs identisch mit Janubensis urbs gebraucht wird, dies aber Genf bezeichnet, das inschriftlich Cenava, Genavenses genannt wird. Aimoinus Floriacensis unter Robert I. sagt: Gennabus ubi nunc Aurelianis; nach ihm Hugo Floriac. in Histor. ecclesiast., die geschrieben 1109: Gennabus quae et Aurelianis. Mittelalter: municipale Entwickelung s. Guizot Hist. de la civilisat. en France. t. IV, p. 219 ff. Urkunden p. 296—304. Universitätsstatuten s. Gölnitz Ulysses Belgo-Gallicus p. 203—226. Kathedrale abgebildet bei Laborde t. 248. 249. Über Renaissancebauten von Orléans s. das Werk von Vaudoyer, die von Galineau publicirten Bilder über die Schlösser an der Loire s. Laborde t. 221. 222. 231. 238—241. Antike Denkmäler: über römische Ausgrabungen in der Stadt, auf Grund der ersten Stadtmauern nahe der Loire, wo eine große Mauerlücke mit antiken Fragmenten tumultuarisch gefüllt war, s. Vergnaud Romagnesi in Bullett. 1834. p. 167—170. Über römische Funde beim Eisenbahnbau nach Vierzon, bei der Porte de Bourgogne, ein Ustrinum mit vielen rothen Gefäßen, vgl. Romagnesi in Mém. Ant. de Fr. t. XVIII, p. 247 ff. Pl. 2. Neues Werk M. Jollois Antiquités romaines d'Orléans. Orléans.* Das Museum, 1825 von Gaspard de Bizemont und Comte de Rocheplatte gegründet, hat die römischen Funde in sich aufgenommen. Vgl. Musée d'Orléans. Orléans, 1851.

Architektonische Theile von roher Arbeit, darunter Friesstück mit Blätterschmuck, attische Basis von nicht feiner Form (Nr. 334). Das kolossale, 1834 mitgefundene Capitell von $3\frac{1}{2}$ F. oberem Durchmesser, 16 Zoll Höhe, scheint nicht in's Museum gekommen zu sein. Torso einer sitzenden römischen Gewandstatue (Nr. 344), ein anderer mit hoher Schuhbekleidung (Nr. 429). Kleine Reiterstatue von Bronze, ein Füllhorn in dem Arm, stammt aus Rom (Nr. 283). Köpfe: Marmorbüste des Domitian (Nr. 285), bärtiger Kopf (Nr. 343 aus Orléans), zwei männliche Köpfe, einer aus Stein, einer aus Thon (Nr. 470, aus Orléans), weibliche Marmorbüste, angeblich eine Julia aus Nîmes (Nr. 136). Reliefs: römisches Grabrelief (Nr. 111) mit Inschrift in Tafelumrandung und dem Flachrelief eines stehenden Mannes darüber in einem einfachen Rahmen, hoch 4 F., breit

1 F. 7 Z., gefunden in den Ausgrabungen an der Loire. Die Inschrift, schon publicirt von Romagnesi in Bull. 1834. p. 170. Meine Abschrift zeigt in der ersten Zeile kein ET, sondern einfaches E, und in der zweiten allerdings MAR in einer Linienführung zusammengezogen, dagegen am Ende einfach L. Daher die Deutung Marsillia als die den Stein Weihende unsicher ist. Die männliche Gestalt ist jugendlich, im sagum, hält schrägüber ein peitschenartiges Instrument, die im Katalog gegebene Deutung auf einen Lupercus natürlich unbegründet. Relief, roh, mit einem zweispännigen Wagen (Nr. 428). Inschriftfragment von weißem Marmer, gefunden im Fundament der Porte Pariſis von Orléans: AV / IOM. Meilenstein von der Römerstraße bei Saclas, beim Eisenbahnbau gefunden (Nr. 143):

IMP v C v L v D v AVRE
LIANO v P. F. INVI. C
AVG v PONT v M v P v PT v P v VII
COS III GERM v COT v M v PA
R v M v DA v M v CAR v M v IM

Also der erste Meilenstein von Orléans aus, gesetzt im J. 274, nachdem Aurelian bereits Tetricus in Gallien besiegt und seinen großen Triumphzug in Rom gehalten.

Inschrift (Nr. 110) auf einer fast quadratischen Platte mit Umrandung und zwei zapfenförmigen Anhängen auf beiden Seiten, gefunden bei den Ausgrabungen der Fontaine de l'Etuvée, nahe Fleury ober St. Benôit sur Loire, die als römisches Bad sich erweist; sie lautet:

AVG. ACIONNAE
SACRVM
CAPILLVS. ILLIO
MARI F. PORTCM (sic!)
CVM SVIS. ORNA
MENTIS. V. S. L. M.

Die Quellgöttin selbst wird offenbar als Augusta Acionna verehrt, wie die Nymphae Augustae an der Quelle Nemausus große Verehrung genießen. Der celtische Name Acionna ist meines Wissens sonst nicht bekannt. Die Zahl der unter Nr. 120. 127. 144 begriffenen römischen Vasen, meist rothen, aber auch schwarzen, stammt aus Orléans selbst und Briare, Soing, Gien, Gièvre und von der Etuvée. Endlich auch Glasgefäße, Mosaikfragmente und römische Ziegeln.

Zu Kap. XI.

Paris: älteste Monographie *Corrozet* la fleur des antiquités et excellences de la ville de Paris. 1532, mehrfach aufgelegt. Urkundliches Hauptwerk von *Henri Sausal* avocat au Parlement, Histoire et recherches des antiquités de la ville de Paris. Paris. 1724. 3 große Foliobände (geschrieben während der Regierungszeit von Ludwig XIV. in 14 Büchern mit starkem Anhang von Preuves des antiquités de la ville, d. h. Urkunden und Comptes de la ville und de la Prevôté). *Tableau historique* et pittoresque de Paris depuis les Gaulois jusqu' à nos jours par M***. Paris chez Nicolle et Le Normant. 1808. 1809. 1811. T. I—III. groß 4°. (sehr umfassend im Geschichtlichen, nach Quartieren geordnet, mit sehr genauen Plänen und Abbildungen). Artikel: Paris von Fischer in Ersch und Gruber Encyclop. Sekt. III, Thl. 12. S. 58—89. Illustrirter Pariser Führer. Leipzig, bei Weber. 1852 (mit sehr guten Schilderungen des Volkslebens, trefflichen Vignetten, ohne

Sinn für historische Entwickelung, stark demokratisch gefärbt). Leider habe ich nicht benutzen können: *Lenoir* Statistique monumentale de Paris 1842—1845. fol. und kenne die Souvenirs de vieux Paris. Trente vues dessin. par le cte *Turpin de Crissé*. Avec des notes hist. et descr. Paris 1836 nur aus Kugler Kl. Schr. II, S. 516—517. Unter den deutschen Reisebeschreibungen nenne ich C. G. Carus Paris und die Rheingegenden. Leipzig, 1836. 2 Thle, für die Kunstsammlungen das treffliche Werk von Waagen Kunstwerke und Künstler in Paris. Leipzig, 1839. Vgl. auch Kugler Kl. Schr. II, S. 511—517. III, S. 445. 497. 517 ff.

S. 312. Über das Becken von Paris vgl. die Karte in *Cuvier* les ossements fossils etc. Paris. 1809 und die neuern Berichtigungen von Brogniart Descript. des envir. de Paris, endlich die geognostische Übersichtskarte von Dechen 1839.

Zu S. 314 ff. Römische Zeit: Caes. B. Gall. VI, 3 (concilium, wo die Senones, Nervii, Treviri gefehlt hatten, Lutetiam Parisiorum transfert; confines erant hi Senonibus civitatemque patrum memoria conjunxerant —). VII, 34. VII, 57 (Expedition des Labienus, die Parisii-Lutetiam incendi pontesque ejus *oppidi*, rescindi jubent, vgl. Ukert II, 2. p. 476 ff.). VII, 78. Strabo IV, 3, 5 (παρίσιοι νῆσον ἔχοντες ἐν τῷ ποταμῷ καὶ πόλιν λουκοτεκίαν). Plin. 4, 18, 32 (Parisii zwischen Meldi liberi und Trecasses). Dio Cass. LX, 38 (als νῆσος bezeichnet). Ptolem. II, 8, 13 (πόλις Παρισίων λουκοτεκία). Ammian. Marcell. XV, 11 (circumclausum ambitu insulari *Parisiorum castellum*, Lutetiam nomine). XVII, 2 (apud *Parisios*, hier zuerst Parisii für die Stadt selbst). XX, 1 (Hauptstelle über Julian). XX, 8 (apud Parisios). 9. XXVI, 2 (apud Parisios). Julian Misopog. p. 340 ed. Spanh. (Λουκετίαν τῶν Παρισίων τὴν πολίχνην, Schilderung des Orts und der Gegend). Zosimus III, 9 (ἐν τῷ παρισίῳ· Γερμανίας δὲ αὕτη πολίχνη). Mich. Syncell. (τὴν Παρισίαν τῇ πελικότητι τῶν κατὰ Γαλλίαν μικροτέραν πόλεων). Vib. Sequest. de fluv. p. 17 (Luteciam Parisiorum als Insel). Itin. Anton. p. 368. 384 (durchgängig Lutitia). Tab. Peut. (Lutitia). Not. Imp. Occid. c. 40. Böck. Annot. II, p. 1023. 1141. Die oft angeführte Stelle aus Boeth. l. de *discipl.* scholar.: Lutetiam Caesar usque adeo aedificiis adauxit tamque fortiter moenibus cinxit ut Julii Caesaris civitas vocaretur, ist historisch ganz werthlos, als eine im 13. Jahrh., der Zeit der Abfassung dieses Buches, lebende Tradition. Parisius als indeklinable Form Ven. Fort. VI, 4: regnantem celsa Parisius arce, dann fast regelmäßig bei Gregor von Tours und Fredegar. Römische Denkmäler: Straßen s. Walz Spuren röm. Alterth. auf d. Boden von Paris im Kunstbl. 1843. Nr. 69 (nach Jollois Mémoire und Journ. des Déb. 1843. 14. Juli). Theile des antiken Pflasters im Hôtel Cluny (Nr. 16). Palais des Thermes s. Sauval II, p. 312 ff. Tableau histor. t. III, p. 570 ff. Notice historique in Musée des Thermes. Paris. 1852. Antike Funde, auch zweifelhafte s. Sauval Hist. II, p. 334 ff.: in Faubourg St. Victor, bei St. Etienne des Grès mit Gold- und Silbermünzen aus der Zeit des Constantin, bei St. Geneviève: un coffre de marbre blanc cassé en plusieurs endroits, haut de deux pieds, large de trois et long de six et demi, sur ce coffre-était sculptée *la chasse de Meleagre*, er stand später im Hof der Abtei und ward von Sauval selbst gesehen, der ihn mit ähnlichen, in Italien gesehenen, die alle aber von nicht besonderer Arbeit seien, vergleicht. Steingräber in der Rue de la Tireranderie 1612 mit Münze und Inschrift des Pattilius Parthici f., ein anderes bei den Prêtres de l'Orat. im J. 1658 mit Inschrift des L. Gavillius Cn. F. Perpetuus, 1630 Funde im Carmelitergarten in Faub. St. Jacques, dabei zwei Basreliefs, das eine 2 F. hoch mit Priester und Opferstier niedergezogen, das andere, eine Figur in röm. Senatorentracht, Lictor genannt,

dabei die bekannte zierliche Fibula mit der Inschrift: VIBIVS HERMES EX VOTO. Die 1711 bei einer Ausgrabung im Chor von Notredame gefundenen vier berühmten Altäre, die eine Menge Schriften hervorriefen, stehen jetzt im Palais des Thermes, scheinen aber noch sehr nach der Auffindung verwittert und verletzt; die Inschriften siehe bei Orelli n. 1993; POLLVX fehlt jetzt. Das Relief ist sehr flach. Ein Altar mit Darstellung des Jupiter, Vulcan, Esus, Tarvos Trigaranus (Ταῦρος τριγέρανος) ist vollständig, von drei Altären ist nur der obere Theil erhalten, davon haben zwei je drei Figuren auf jeder Seite, mit Ausnahme der einen mit Inschrift versehenen, Bewaffnete mit Speer und Schild, soviel man durchweg erkennen kann, der dritte die vier Götter: Castor, Pollux, Cernunnos (der Gehörnte), Hercules mit der Schlange (Name fehlt). Aus den Ausgrabungen von St. Landri 1829 gingen hervor und sind auch im Palais des Thermes zwei kleine, viereckige Altäre, die nur an je drei Seiten Gestalten haben, an der vierten Blätterschmuck. Der eine, ganz erhaltene zeigt Diana Lucifera oder besser Selene wegen der Reste des bogenförmigen Gewandes, mit der Fackel, Krieger in dem auf der linken Schulter befestigten Mantel und Helmzier, Krieger in Panzer mit Medusenrelief und Ledertroddeln, Chimära auf dem Helm. Von dem zweiten ist nur der untere Theil mit den Füßen der Dargestellten erhalten. Eben daher stammen auch zwei Reliefs, das eine jedenfalls Sarkophagrelief, enthält eine Hasenjagd: zwei Hasen werden von Hunden gehetzt und stürzen sich in das von Eroten gehaltene Netz, das andere fragmentirt, zeigt den Torso eines nackten, die Hände auf den Rücken gefesselten Mannes, neben dem ein zweiter Torso mit einem durch einen breiten Gürtel gehaltenen Gewand aufrecht steht. Spätrömische Grabstätten mit vielen Funden beim Hôtel de ville s. Theod. Vacquer in Rev. arch. IV, p. 348—359. Ausgrabungen im Palais de Justice im J. 1845 vgl. Duc et Dommey, Rapport sur les antiquités Romaines etc. in Mém. Ant. de Fr. t. XVIII, p. 331 ff. Pl. VII; Architekturtheile, fragmentarische Inschrift (Nr. 11 des Catalogue von 1852), Münzen, bis auf Augustus zurückgehend (Nr. 1801), Fibulae u. dgl.

S. 134. Montmartre: vgl. Abbo de bello Paris l. II bei *Duchesne* t. II, p. 516: cacumina Martis. p. 518: sub Martis pedibus montis.

S. 328. Kirche St. Laurent s. Troche in Revue arch. IV, p. 670—685.

S. 331. St. Germain des Près: Monographie von Bouillart Histoire de l'Abbaye royale de St. Germain des prez. Paris. 1724. in folio, mit Plänen und Abbildungen der Architektur und Denkmäler.

S. 339. Die Cité: s. Troche Notice historique sur le quartier de la ville de cité in Rev. arch. III, p. 740—753.

S. 340. Palais de Justice der Cité s. Troche in Rev. arch. VI, 2. p. 401—416.

S. 345. Geschichte des Louvre s. Sauval t. II, p. 7—62. Clarac in Man. de l'hist. de l'art. I, p. XXXVII—XLIV. Geschichte und Abbildungen in Clarac Musée de sculpt. ant. et moderne. t. I.

S. 349. St. Denis: über den nördlichen Thurm s. Jauniard in Romberg Journ. f. prakt. Bauk. Jahrg. VII, p. 351 ff. T. 16. Monographie: *de Guilhermy* Monographie de l'église royale de St. Denis. Tombeaux et Figures historiques. *Dessins* par Fichot. Paris, 1848 (mit 30 Tafeln und Grundriß).

S. 373. Grabschrift des Abtes Morardus, war noch im Anfang des 17. Jahrhunders auf seinem Stein sichtbar; Bouillart (p. 71) publicirt, was damals gelesen ward: Morardus bonae memoriae abbasque istam ecclesiam a paganis ter

incensam evertens a fundamentis novam reaedificavit turrim quoque cum signo multaque alia ibi .....

S. 375. Notredame: Abbildungen Laborde t. 172—175. Zur Geschichte s. Sauval I, p. 279—290. 368 ff. 371 ff. Guérard Cartulaire de l'Egl. Notre-dame. T. I—IV. 1850 ff.*

S. 379. Ste Chapelle: *Laborde* t. 162. Rev. arch. V, p. 167—208. Siegel mit Abbildungen s. Rev. arch. IV, p. 603—612. pl. 77.

S. 388. St. Gervais s. Th. Vacquer in Rev. arch. IV, p. 348—359.

S. 397. Die Université: Sauval T. II, p. 352—388. Urkunden T. III, p. 44 ff. Crevier Histoire de l'université de Paris.*

S. 413 ff. La Ville: das Rechtsgeschichtliche bei Schäffner Rechtsgesch. Frankr. II, S. 584—600. Prevôté s. Guizot Hist. de la civilis. IV, p. 158 ff.

S. 415. Hôtel du Chevalier du Guet s. Troche in Rev. arch. VII, p 13—23.

S. 422. Hôtels: Hôtel Clisson s. Rev. arch. IV, p. 182. 769 ff. Hôtel de Sens Rev. arch. IV, pl. 65. Vgl. Laborde über die Paläste zu Paris im XVII. Jahrhundert, aus der Rev. gen. de l'Architect. in Romberg Zeitschr. f. prakt. Bauk. 7. Jahrg. S. 303—324. Hôtel Cluny s. Musée des Thermes et de l'Hôtel de Cluny. Paris. 1852. Rev. archéol. I, p. 18—38.

S. 436. Die Teppiche vgl. V. Langlois in Rev. arch. VIII, p. 707—761.

S. 448. Zur Geschichte der modernen Architektur in Paris vgl. Quatremère de Quincy Gesch. der berühmtesten Architekten, übers. v. Heldmann. 1831. Bd. II.

S. 466. Bibliothekſammlung: s. Notice de monum. du cab. des med. par Mar. de Mersan. 1838, seitdem sehr vermehrt.

S. 477. Versailles: vgl. Zinkeisen in Raumer histor. Taschenbuch 8. Jahrg. S. 247—446. Kugler Kl. Schr. III, S 447 ff.

Zu Kap. XII.

Antwerpen: Hauptwerk *Mertens en Torfs* Geschiedenis van Antwerpen. I—IV. Antw. 1840 ff.* Antwerpen im XVI. Jahrhundert s. *Lodovico Guicciardini* Belgicae sive inferioris Germaniae descriptio. Editio postuma-auctior. Amstelod. ap. Joh. Jonsonium. 1652. Beschryving der Stad Antwerpen door Guiciardini herdrukt volgens de nitgave van 1612 in naem der Rederykkamer de Olyftak. 1854 (mit werthvollen Anhängen). Für den jetzigen Handelsverkehr standen mir aus den officiellen Berichten geschöpfte briefliche Angaben zu Gebot. Das rechtliche Verhältniß der Markgrafschaft Antwerpen zum deutschen Reich noch wenig erörtert, vgl. Leroy Marchionatus sacri imperii, sonst Warnkönig Flandrische Rechtsgeschichte. I. S. 53. 54. 97. 223. Zur Geschichte der Architektur vgl. das treffliche Werk von Schayes Histoire de l'Architecture en Belgique. Bruxelles. 1852. T. I. II. Über die Gemäldeausstellung s. Exposition nationale des Beaux-Arts. Anv. 1852 und das gedruckte Protokoll der Sitzung der Société de l'encouragement des Beaux-Arts vom 25. Oktbr. 1852. Über deutschen Buchhandel in Antwerpen s. Kirchhoff Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. I, S. 94. Zur Klostergeschichte s. Sanderi Chorographia sacra Brabantiae, 1659. fol. (über Abtei St. Salvator und St. Michael in Antwerpen, mit Abbildungen).

Künstlerverzeichniß.

Zu den lithographischen Tafeln.

I.

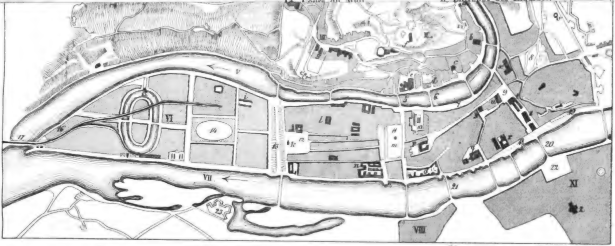
L y o n.

Stadttheile, Gegenden, Flüsse.

I. La Croix Rousse.
II. La Fourvière.

10. Place des Célestins.
11. Place de Bellecourt.
12. Place Louis Napoléon.
13. Cours du Midi.

f. Notredame de Fourvière.
g. Hospice de l'Antiquaille.
h. St. Irenée.
i. Entrepôt des Liquides.



Nach dem Plan von Rambor (1852)

II.

Marseille.

Meer, Gegenden, Plätze, Forts.

I. Tête de More.
II. Citadelle St. Nicolas.
III. Bassin du Carénage.
IV. Fort Notredame de la Garde.
V. Place Monthion.

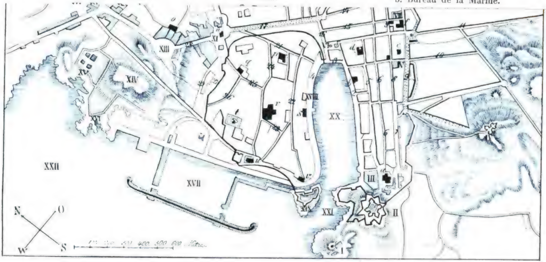
Strassen, Kanäle.

1. Quai Rive Neuve.
2. Quai du Canal.
3. Quai d'Orléans.
4. Quai du Port.
5. Canal.

25. Rue des Carmes.
26. Rue Ste Claire.

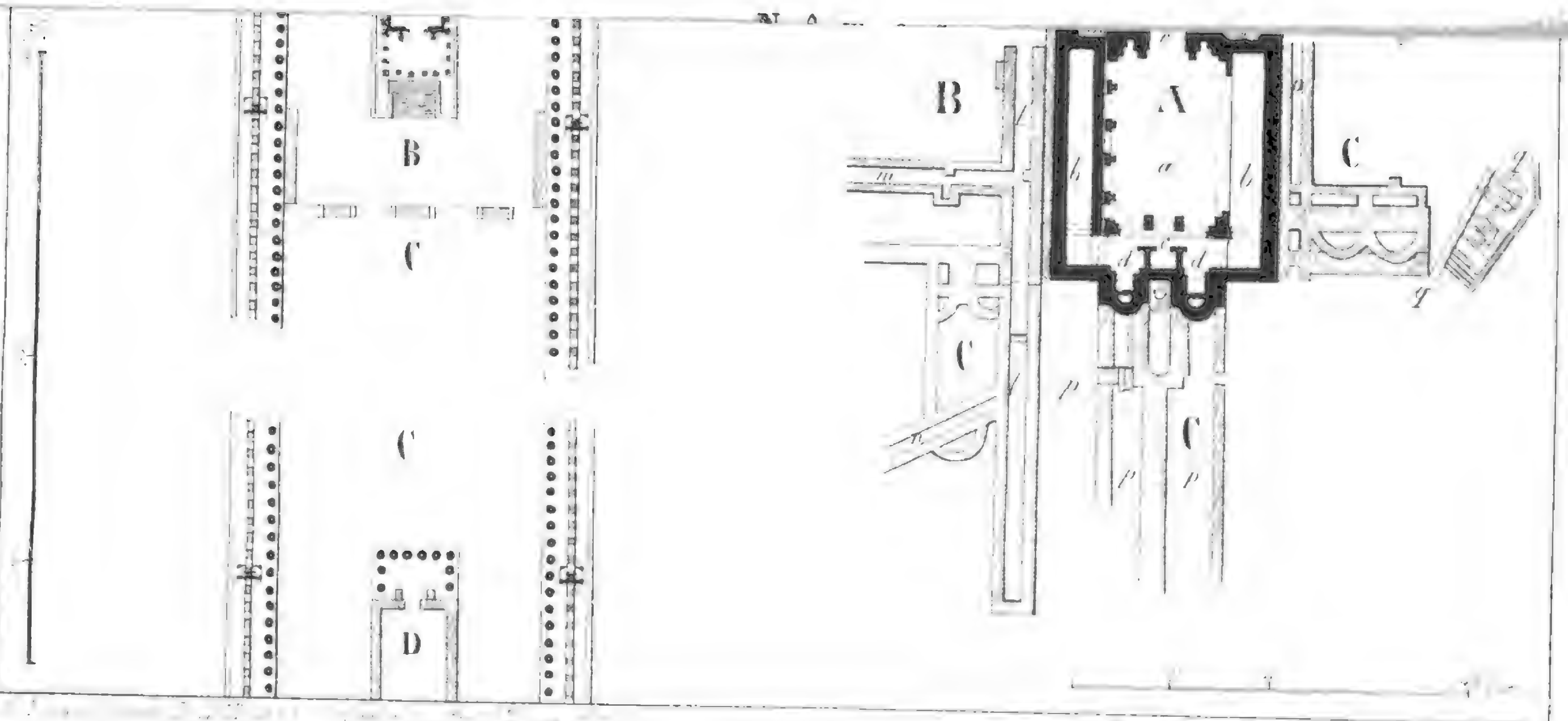
Gebäude.

a. St. Victor.
b. Bureau de la Marine.



Digitized by Google

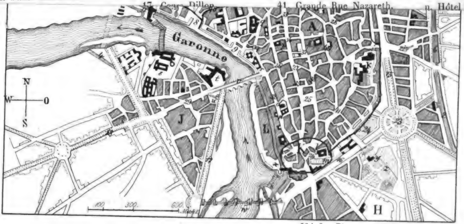
III.



IV.

Toulouse.

Stadttheile alter und neuer Zeit.			
A. Cité.	10. Quai de l'Arsenal.	34. Rue des Changes.	f. Notredame du Taur.
B. Bourg.	11. Boulevard Lascrosses.	35. Rue des Filatiers.	g. Capitole.
C. Faubourg St. Pierre.	12. Boul. de l'Arcole.	36. Rue des Marchands.	h. Musée.
D. Faub. Arnaud - Bernard.	13. Boul. Napoléon.	37. Rue des Tourneurs.	i. Cathédrale St. Etienne.
E. Faub. Matabiau.	14. Boul. St. Aubin.	38. Rue des Chapeliers.	k. Préfecture.
	15. Allée St. Etienne.	39. Rue de la Pomme.	l. La Monnaie.
	16. Allée St. Michel.	40. Rue des Arts.	m. Palais de Justice, Prisons.
	17. Cours Dillon.	41. Grande Rue Nazareth.	n. Hôtel St. Jean, Marché aux



Nach dem Plan von Jourdan (1845.)

Bordeaux.

38. Quai des Salinières.

V.

Bordeaux.

Stadttheile.

A. Cité (das römische Bordeaux).
B. Erste mittelalterliche Erweiterung.
C. Bourg St. Michel.
D. Bourg St. Croix.

13. Rue Fondaudège.
14. Jardin Publique.
15. Cours St. André.
16. Quai des Chartrons.
17. Pavé des Chartrons.
18. Place des Quinconces.

38. Quai des Salinières.
39. Quai de Paludatte.
40. Cours St. Jean.
41. Place d'Aquitaine.
42. Cours Champion.
43. Route de Toulouse.

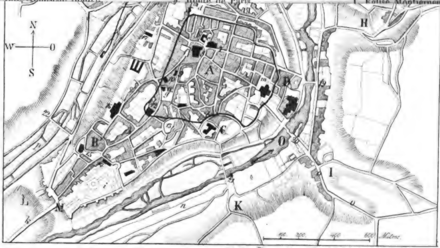
n. Collége.
o. Tour de Peyberland.
p. Grand marché.
q. Caserne des Fossés.
r. Egl. St. Remi.
s. Egl. St. Eloy.

Nach einem Plan v. 1850.

VI.

P o i t i e r s.

Stadttheile, Ortschaften, Gegenden.	Strassen, Plätze, Spaziergänge.	Gebäude, Brücken, Thore.
A. Cité (römische Stadt).	a. Route de Paris.	1. Eglise Montierneuf.



VII.

P a r i s.

Wasser, Stadttheile alter und neuer Zeit.

A. Seine.

M. Ile Louvier.

N. Faubourg St. Antoine.

O. Faub. du Temple.

P. Faub. St. Martin.

i. La Force.

k. Place Royale, Pl. des Vosges.

l. Temple.

m. Monastère S. Martin.

7. Halles aux Vins.

8. Ste Geneviève, Pantheon.

9. St. Etienne.

10. Collége Louis le Grand.

Digitized by Google

Fr 2030.35
Stadteleben, Kunst und Alterthum I
Widener Library 003643083
3 2044 087 902 623

Digitized by Google